

Dietmar Goltschnigg (Hg.)

WOLFGANG VON WEISL

Der Weg eines österreichischen Zionisten
vom Untergang der Habsburgermonarchie
zur Gründung des Staates Israel

Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare

Dietmar Goltschnigg (Hg.)

WOLFGANG VON WEISL

Der Weg eines österreichischen Zionisten
vom Untergang der Habsburgermonarchie zur
Gründung des Staates Israel

Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare

Mitarbeiterinnen

Charlotte Grollegg-Edler (†)

Patrizia Gruber

Victoria Kumar

Barbara Lorenz

Niva von Weisl

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Veröffentlicht mit der Unterstützung des Austrian Science Fund (FWF):
PUB 529-G30

Open Access: Wo nicht anders festgehalten, ist diese Publikation lizenziert unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0;

siehe <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Publikation wurde einem anonymen, internationalen Peer-Review-Verfahren unterzogen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien, Kölblgasse 8–10, A-1030 Wien

Korrektorat: Patricia Simon, Langerwehe
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien
Druck und Bindung: Hubert & Co, Göttingen
Gedruckt auf chlor- und säurefrei gebleichtem Papier
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-205-23271-1

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Abkürzungen und Zitierweise	15
A. Kontexte, Aspekte, Analysen, Kommentare	17
1. Lang ist der Weg ins Vaterland	17
Kapitelfolge	17
Fremdheit und Außenseitertum	18
Jugend in Wien	25
Kriegs- und Nachkriegszeit	31
Zionistische Anfänge	35
Ankunft in Palästina	40
Wladimir Zeev Jabotinsky	48
Arabische Reisen	57
Literarische Ambitionen	71
Humor und Witz	81
»Erlöser«, »Er macht sich Sorgen um die Juden«	86
Männlichkeit, »Rasse«	87
Okkultismus	89
Epilog	95
2. Der Weg nach Latrun	96
Lagerleben	97
Hungerstreik	103
3. Das erreichte Ziel: der jüdische Nationalstaat	107
B. Wolfgang von Weisl	113
Lang ist der Weg ins Vaterland	
Eine unkonventionelle Autobiographie	113
C. Wolfgang von Weisl	389
Der Weg nach Latrun	389
D. Niva von Weisl	529
Nachwort	529

E. Anhang	535
1. Zeittafel	535
2. Biographische Daten	543
3. Sachen, Begriffe, Orte, Glossar	562
4. Bibliographie	576
5. Abbildungsverzeichnis	583
6. Personenregister	583

Vorwort

Für die Generation, die vor unseren Augen heranwächst und die wohl für den größten Wandel in unserer Geschichte verantwortlich sein wird, hat das *aleph bet* einen sehr einfachen Klang: junge Menschen lernen zu schießen (Wladimir Zeev Jabotinsky, 1926).¹

Es ist meine feste Überzeugung, dass ohne die Gründung der Revisionistischen Partei Palästinas es keinen jüdischen Staat geben würde, dass wir paar Enthusiasten damals den Staatsgedanken lebendig erhalten und die Jugend gelehrt haben, dass »Zionismus mit Schießen-Lernen *beginnt*«, während die anderen Zionisten höchstens sich damit abfanden, dass man manchmal nicht ohne Gewehre überleben kann (LWV 298).

Der 1896 in Wien geborene Wolfgang von Weisl ist der bedeutendste und wohl radikalste revisionistische Zionist österreichischer Herkunft. Er hat nach dem Ersten Weltkrieg mit enormem, vielfältigem und auch militantem Einsatz als Politiker, Arzt, Offizier, Ökonom, Kolonist, Vortragender, Schriftsteller und Journalist an der Wegbereitung eines unabhängigen jüdischen Staates in Palästina mitgewirkt. Sein Lebenswerk, seine Autobiographie und seine zahlreichen politischen und literarischen Schriften – Zeitungsartikel, orientalische Sach- und Reisebücher, medizinische und religionspsychologische Abhandlungen, Gedichte, erzählende und dramatische Texte – sind bisher editorisch nicht erschlossen und deshalb auch weitgehend unerforscht.²

Die vorliegende, vom Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) großzügig geförderte, vom Herausgeber unter engagierter Mitarbeit seines Forschungsteams kommentierte und monographisch eingeleitete Edition der beiden autobiographischen Texte Wolfgang von Weisls, *Lang ist der Weg ins Vaterland* und *Der Weg nach Latrun*, leistet erste, grundlegende Beiträge zu diesem literatur- und geschichtswissenschaftlichen Desiderat. Die Edition stellt den ersten Band unseres FWF-Projekts dar. Die Publikation der nächsten beiden Bände ist ebenfalls noch für 2019 vorgesehen. Der zweite Band wird die weit ins 17. Jahrhundert zurückreichende Familiengeschichte aus der Feder von Weisls Mutter Charlotte enthalten, der dritte das antike Schauspiel *Erlöser* (1919) und den Roman *Er macht sich Sorgen um die Juden* (1938/39), die Wolfgang von Weisl

1 Vgl. Wladimir Zeev Jabotinsky: *Oif'n Pripetscak* (zit. nach Eran Kaplan: *Altalena*. In: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*. Hg. von Dan Diner. Bd. 1. Stuttgart, Weimar: Metzler 2011, S. 54); *aleph bet* (hebr.): Alphabet.

2 Vgl. Niva von Weisl: »*Ich habe gezielt. Gott hat getroffen.*« In: *Die Presse* (Wien), 11. Juni 2009.

beide im Zeichen des modernen politischen Zionismus verfasst hat. Das expressionistisch-messianische Schauspiel behandelt den jüdischen Aufstand unter dem Freiheitshelden und Märtyrer Bar Kochba gegen die Römer in den nachchristlichen Jahren 132 bis 135, während der Roman von den obergaliläischen Kämpfen der jüdischen Kolonisatoren unter Joseph Trumpeldor, als dem modernen Nachfolger Bar Kochbas, gegen die angreifenden Araber im Jahre 1920 seinen Ausgang nimmt.

Eine kurze autobiographische *Skizze* Wolfgang von Weisls war 1971 zu seinem 75. Geburtstag in dem von dem gebürtigen Wiener Schriftsteller und Historiker Hugo Gold³ geleiteten Verlag Olamenu in Tel Aviv publiziert worden.⁴ Daraufhin habe sich Weisl, wie der Verlag mitteilte⁵, »endlich entschlossen, dem Drängen seiner Verehrer nachzugeben und die Geschichte seines unglaublich vielseitigen Lebens – den langen Weg von Wiens bürgerlicher Gesellschaft ins kämpfende Land Israel – zu schreiben«. Jetzt sei daraus, heißt es weiter, »ein stattlicher, reich illustrierter Band von fast 500 Seiten geworden, der trotzdem nicht viel mehr als einen Abriss vieler seiner Abenteuer geben« könne. Dieser Band, dessen erzählte Zeit sich zurück bis ins Frühjahr 1927 erstreckt, als Weisl in Wien den 70. Geburtstag seines Vaters mitfeierte und er selbst ein Jahr zuvor sein 30. Lebensjahr vollendet hatte, war jedoch nur der erste seiner auf *zwei* Bände angelegten Memoiren.

Das 30. Lebensjahr markierte im damaligen Zeitbewusstsein ganz allgemein eine tiefe, markante Zäsur, gleichsam die Mitte des Lebens. Nicht zufällig spielen zwei der berühmtesten Romane der klassischen Moderne Österreichs, die längst dem Kanon der Weltliteratur angehören, im 30. Lebensjahr ihrer Protagonisten: Franz Kafkas *Der Prozess* und Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*. Analog beschließt Weisl, wohl ohne die Romane seiner nicht viel älteren Zeitgenossen aus Wien bzw. Prag gelesen zu haben, den ersten Band seiner Memoiren mit folgender Begründung:

Damals [1927] endete recht eigentlich ein Lebensabschnitt für mich. Nicht nur weil ich aufhörte, Junggeselle zu sein, sondern auch, weil sich nun meine ganze Lebensanschauung wandelte. Ich habe schon von theosophischen Theorien über das Karma gesprochen, das das Schicksal von Menschen beherrscht. »Eingeweihte« hatten mir erklärt, dass dieser Einfluss sich »ungefähr um das 30. Lebensjahr« erschöpft und dass von da an jeder Mensch schicksal-

3 Der mit WvW fast gleichaltrige, seit 1940 in Tel Aviv lebende Hugo Gold (1895–1974) hat einige für die Geschichte der Juden in Österreich, Böhmen und Mähren kenntnisreiche Schriften verfasst (siehe Bibliographie, S. 577).

4 *Die Juden in der Armee Österreich-Ungarns. Illegale Transporte. Skizze zu einer Autobiographie.* Tel Aviv: Olamenu 1971, S. 35–58.

5 Zit. aus einem Typoskript im Nachlass WvWs (Jerusalem).

haft sein eigenes Karma für die nächste Wiedergeburt zu erwerben habe. Meine Einstellung zu diesen und anderen okkulten Lehren will ich meinen Lesern nicht vorenthalten: [...]. Bis zu meinem 30. Lebensjahr hatte ich ein blindes Vertrauen in meinen Glücksstern. Jede Gelegenheit, die mir der Zufall zuspielte, ergriff ich; dem Rufe des sokratischen Daimons folgen, war mir nicht so sehr ein Grundsatz als vielmehr naturgegeben. Diese nachtwandlerische Sicherheit ging mir nach dem Abschluss der arabischen Reisen verloren. Von jetzt an *plante* ich mein Leben, statt mich dem Spiel des Zufalls zu überlassen. Das scheint mir denn auch der richtige Augenblick, um den ersten Band dieser Erinnerungen zu schließen und den zweiten Band mit meiner Hochzeit zu beginnen (LWV 371).

Der erste Band von Weisls Memoiren umfasst im Originalmanuskript ein Vorwort und 26 Kapitel, der zweite, aus nur mehr zwei Kapiteln bestehende, ist Fragment geblieben, das zu Beginn des Erlebnisjahres 1928 abbricht. Eine alleinige Publikation des ersten Bands, an dem Weisl bis zum Ende seines Lebens arbeitete, ist unterblieben. Offenbar glaubte der inzwischen bereits 77-jährige Autor, auch den zweiten Band seiner Memoiren noch vollenden und dann beide Bände zusammen veröffentlichen zu können. Das letzte Ereignis, das Weisl im ersten Band seiner Memoiren nennt, ist der Yom-Kippur-Krieg vom 1. bis 25. Oktober 1973 (LWV 320). Vier Monate später, am 21. Februar 1974, nahm der unerwartete Tod dem Memoirenschreiber in Gadera buchstäblich die Feder aus der Hand. Sein Verleger Hugo Gold verstarb neun Monate später, am 20. November 1974, in Tel Aviv. Dies dürfte mit ein Grund dafür gewesen sein, dass nicht einmal mehr die Publikation des ersten Bands von Weisls Memoiren realisiert werden konnte.

Die nun vorliegende Erstedition des Memoirenwerks *Lang ist der Weg ins Vaterland* bezieht die beiden Kapitel des geplanten zweiten Bands mit ein. Die ursprünglichen Kapitel vier und fünf des ersten Bands »handelten« von den Vorfahren Wolfgang von Weisls, von »böhmischen Juden vor der Sintflut«, deren Schicksale in der erwähnten, von Charlotte Weisl 1931/32 verfassten und demnächst separat erscheinenden Familiengeschichte erzählt werden. Diese beiden Kapitel wurden in der vorliegenden Edition zu einem Kapitel zusammengelegt, das aus chronologischen Gründen dem ursprünglichen dritten Kapitel vorangestellt wird. Das achte und neunte Kapitel des ursprünglichen ersten Bands, die beide von Weisls »Soldatenleben« im Ersten Weltkrieg »handelten«, wurden ebenfalls zusammengezogen, so dass nun insgesamt 26 Kapitel vorliegen, an die sich ein kurzer, dem ursprünglichen vierten Kapitel entnommener »Epilog« auf die Jahre 1938–1945 anschließt. Die folgende Synopse enthält zur besseren Übersicht links die ursprüngliche und rechts die neue Kapitelgliederung:

Ein nachdenkliches Vorwort über Memoiren und ihre Schreiber im Allgemeinen und Besonderen	Ein nachdenkliches Vorwort über Memoiren und ihre Schreiber – im Allgemeinen und im Besonderen
Das erste Kapitel stellt den Autor als Schreiber und Redner vor	Das erste Kapitel stellt den Autor als Schreiber und Redner vor
Das zweite Kapitel handelt von Willensfreiheit, Astrologie und anderen Dingen	Das zweite Kapitel handelt von Willensfreiheit, Astrologie und anderen Dingen
Das dritte Kapitel handelt von der Väter Erbe und ihren Grundsätzen	Das dritte Kapitel handelt von böhmischen Juden vor der Sintflut
Das vierte Kapitel handelt von böhmischen Juden vor der Sintflut	Das vierte Kapitel handelt von der Väter Erbe und ihren Grundsätzen
Das fünfte Kapitel handelt noch immer von böhmischen Juden	
Das sechste Kapitel handelt von Herzl, Nordau und meiner Erziehung	Das fünfte Kapitel handelt von der »Judenfrage« und dem Zionismus
Das siebte Kapitel handelt von Elternhaus, Schule, Wandern, Jugend	Das sechste Kapitel handelt von Elternhaus, Jugend- und Schulzeit
Das achte Kapitel handelt vom Soldatenleben im Ersten Weltkrieg	Das siebte Kapitel handelt vom Soldatenleben im Ersten Weltkrieg
Das neunte Kapitel handelt vom heimkehrenden Krieger	
Das zehnte Kapitel handelt von meiner Rückkehr ins Zivilleben nach verlorenem Krieg	Das achte Kapitel handelt von meiner Rückkehr ins Zivilleben nach verlorenem Krieg
Das elfte Kapitel bringt den Autor endlich bis an Palästinas Schwelle	Das neunte Kapitel bringt den Autor endlich bis an Palästinas Schwelle
Das zwölfte Kapitel handelt von meiner Ankunft im Heiligen Land	Das zehnte Kapitel handelt von meiner Ankunft im Heiligen Land
Das dreizehnte Kapitel beschreibt ein Intermezzo zwischen Palästina und Galut Revisita	Das elfte Kapitel beschreibt ein Intermezzo zwischen Palästina und Galut Revisita
Das vierzehnte Kapitel handelt von Königen, Emiren, Paschas und Juden	Das zwölfte Kapitel handelt von Königen, Emiren, Paschas und Juden
Das fünfzehnte Kapitel beschreibt ein zweites Intermezzo – Berlin – Ullsteinverlag – Paris	Das dreizehnte Kapitel beschreibt ein zweites Intermezzo: Berlin – Ullsteinverlag – Paris
Das sechzehnte Kapitel führt über Ankara und einen gebrochenen Arm zur Hebräischen Universität	Das vierzehnte Kapitel führt über Ankara und einen gebrochenen Arm zur Hebräischen Universität
Das siebzehnte Kapitel handelt vom Abschiedsbesuch beim letzten Kalifen	Das fünfzehnte Kapitel handelt vom Abschiedsbesuch beim letzten Kalifen
Das achtzehnte Kapitel spielt wieder in Jerusalem	Das sechzehnte Kapitel spielt wieder in Jerusalem

Das neunzehnte Kapitel handelt von Drusen und anderen Abenteuern	Das siebzehnte Kapitel handelt von Drusen und anderen Abenteuern
Das zwanzigste Kapitel handelt von der Klage-mauer und schönen Mädchen in Haifa	Das achtzehnte Kapitel handelt von der Klage-mauer und schönen Mädchen in Haifa
Das einundzwanzigste Kapitel berichtet vom Leben in einem Heiligen Land des Islam	Das neunzehnte Kapitel berichtet vom Leben in einem Heiligen Land des Islam
Das zweiundzwanzigste Kapitel handelt von meinen Erlebnissen im »Glücklichen Arabien«	Das zwanzigste Kapitel handelt von meinen Erlebnissen im »Glücklichen Arabien«
Das dreiundzwanzigste Kapitel schildert meine Sturmfahrt nach dem Land der Idrisi	Das einundzwanzigste Kapitel schildert meine Sturmfahrt nach dem Land der Idrisi
Das vierundzwanzigste Kapitel erzählt, warum ich nicht Minister in Asir wurde	Das zweiundzwanzigste Kapitel erzählt, warum ich nicht Minister in Asir wurde
Das fünfundzwanzigste Kapitel handelt von meiner Heimreise nach Dschidda und was ich dort erlebte	Das dreiundzwanzigste Kapitel handelt von meiner Heimreise über Dschidda nach Haifa
Das sechsundzwanzigste Kapitel handelt von Bischöfen, Paschas und anderen Angelegenheiten	Das vierundzwanzigste Kapitel handelt von Bischöfen, Paschas und anderen Angelegenheiten
Das erste Kapitel des zweiten Bandes erzählt von Hochzeit, Hochzeitsreise und anderen Abenteuern	Das fünfundzwanzigste Kapitel erzählt von Hochzeit, Hochzeitsreise und anderen Abenteuern
Das zweite Kapitel des zweiten Bandes handelt von Flitterwochen und Missverständnissen in Wien und Berlin	Das sechsundzwanzigste Kapitel handelt von Flitterwochen und Missverständnissen in Wien und Berlin
	Epilog: »Anschluss«, Emigration, Weltkrieg, Shoa

Hugo Golds Urteil in der Werbeankündigung seines Verlags gilt uneingeschränkt auch für das hier erstmals edierte Fragment: »Es ist ein unkonventionelles Memoirenwerk, anders als andere. Ein jüdisches, ein zionistisches Gegenstück zu Stefan Zweigs *Die Welt von Gestern*. Das Buch eines Kämpfers und Denkers. Eines großen Juden.«⁶

Im zweiten hier edierten Text *Der Weg nach Latrun* schildert Weisl in Form eines Journals seine Internierung im britischen, an der Straße zwischen Jerusalem und Tel Aviv gelegenen »Konzentrationslager« Latrun und seinen 28-tägigen, nationales und internationales Aufsehen erregenden Hungerstreik, den er politisch in die Nachfolge Mahatma Gandhis stellte, des charismatischen indischen Freiheitskämpfers gegen die britische Kolonialherrschaft. Die erzählte Zeit des Tagebuchs umfasst die drei ereignisreichen, dramatischen Monate vom 29. Juni bis zum 28. September 1946, in die eine Reihe von Anschlägen zionistischer Untergrundeinheiten, der Irgun, der Lechi und der Palmach,

6 Ebda.

auf die Behörden der britischen Polizei- und Militärmacht fällt, darunter als verhängnisvollstes das Bombardement des King David Hotels in Jerusalem am 22. Juli 1946.

Wie fast alle seine Schriften vor der israelischen Staatsgründung dürfte Weisl auch sein Latrun-Journal im unmittelbaren Zeiterleben in seiner deutschen Elternsprache verfasst haben. Eine von ihm selbst oder einer anderen Person ins Hebräische übertragene Version erschien vorab 1947⁷, die Publikation einer deutschsprachigen Version wäre so kurz nach der Shoa und dem Zweiten Weltkrieg wohl nicht opportun gewesen. Die vorliegende Edition ist somit die erste in der deutschen ›Urfassung‹ des Tagebuchs.

Für die nunmehrige Veröffentlichung der beiden autobiographischen Texte lässt sich eine Reihe von Beweggründen geltend machen. Bei den Memoiren *Lang ist der Weg ins Vaterland* ist es vor allem der faszinierende Kontrast zwischen dem feudalen, privilegierten Wiener jüdischen Besitz- und Bildungsbürgertum und dem alten, biblischen Jerusalem, der jüdischen Kolonisation Palästinas sowie der exotisch anmutenden, muslimisch-arabischen Welt des Nahen Ostens: Jordaniens, Ägyptens, Syriens und des Hedschas. Beim Latrun-Journal ist es die Spannung zwischen der Innen- und Außen-sicht der Lagerinsassen, die alle »linken« und »rechten« Positionen des Zionismus vertreten. Weisls vertrauliche Aufzeichnungen gewähren einen bisher in dieser Form noch unbekanntem, ›hautnahen‹, authentischen Einblick in das Alltagsleben der Häftlinge und ihren hartnäckigen, auch nach dem »Schwarzen Schabbat« vom 29./30. Juni 1946 ungebrochenen Widerstand gegen die britische Mandats-herrschaft. Die Protagonisten, denen Weisl hier begegnet, deren individuelle Charaktere und gesellschaftspolitische Zielvorstellungen er präzise und detailliert beschreibt, werden im – kurze Zeit später ausgerufenen – »unabhängigen Staat Israel« höchste Staatsämter bekleiden: als Knesetabgeordnete, Minister oder gar als Regierungschef. Die konfliktreiche Brisanz der israelischen Staatswerdung wird in den teils solidarischen, teils kontroversen Auseinandersetzungen der Gefangenen in Latrun en miniature widerspiegelt. Ihre »weltpolitische« Dimension, der Weisl explizit mit allen seinen Aktivitäten, gerade auch in Latrun, durchschlagskräftige Geltung verschaffen wollte, ist heute aktueller und brisanter denn je.

Von beiden Texten liegen in Weisls Nachlass umfangreiche Konvolute mehrerer, kürzerer und längerer Manuskriptteile vor, die jeweils sorgfältig kompiliert werden mussten, um kohärente, flüssig lesbare Schriften herzustellen. Streichungen und Straffungen waren in den Memoiren *Lang ist der Weg ins Vaterland* oft bei Überschneidungen mit Charlotte von Weisls Familienchronik erforderlich, im Latrun-Journal musste sukzessive noch stärker gekürzt werden, da sich bei der Beschreibung des alltäglichen La-

7 *Tish'im-u-Shenayim Yeme Ma'atsar va-Tsom. Yoman Asir-Tsiyon* [92 Tage Haft und Fasten. Tagebuch eines Gefangenen von Zion]. Tel Aviv: N. Tverski 1947.

gerlebens viele Details wiederholten. Gekürzt und gestrafft wurden in beiden Texten überlange, zeitlich oft weit zurückreichende historisch-politische Exkurse, kriegerische, intern-arabische, arabisch-französische, arabisch-türkische und türkisch-griechische Kämpfe, ferner philosophische, psychologische oder religiöse Abschweifungen, vor allem elaborierte Biblexegesen, minutöse, mit Details überladene medizinische Befunde, die »auf Kosten« der – vom Autor selbst beanspruchten – »Einheit der Handlung« gehen (LWV 279). Diesbezügliche Kürzungen, Straffungen, Streichungen und chronologische Umstellungen werden in den jeweiligen Anmerkungen zu den beiden Texten präzise notiert. Offensichtliche orthographische, grammatikalische und syntaktische Fehler in den Manuskripten wurden korrigiert, ebenso gravierendere stilistische Mängel. Rechtschreibung und Interpunktion wurden vereinheitlicht und den heute geltenden Regeln angepasst.

Der Anhang des vorliegenden Bandes enthält ein Personenregister sowie ein Verzeichnis von Sachen, Begriffen, Ortsnamen und ein Glossar, deren – in den Manuskripten oft unterschiedliche – Schreibweisen nach Möglichkeit vereinheitlicht wurden. Personen, die für Weisls politisches (zionistisches), berufliches (medizinisch akademisches) und familiäres Umfeld relevanter sind, werden zusätzlich in einer eigenen Liste mit ihren wichtigsten Lebensdaten, Berufen, politischen und gesellschaftlichen Funktionen erfasst. Vollständigkeit kann hier und soll auch nicht beansprucht werden. Die zahlreichen literarischen Zitate und Anspielungen, die der belesene Autor in seine Texte einflacht, sind oft ungenau und fehlerhaft und wurden hier durchweg nach den Originalen korrigiert. Dies gilt auch für Zitate und Exzerpte, die Weisl seinen eigenen, vor allem in der Wiener »Neuen Freien Presse« und der Berliner »Vossischen Zeitung« erschienenen Artikeln sowie seinen beiden Büchern *Der Kampf um das Heilige Land* (1925) und *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (1928) entnommen hat. Die genaueren bibliographischen Angaben finden sich ebenfalls in den Anmerkungen zu den betreffenden Abschnitten. Die über 500 Anmerkungen zu den beiden Texten enthalten politische und historische Daten, biographische Angaben zu genannten Personen, Begriffs- und Worterklärungen, Zitatnachweise sowie auch längere Kommentare, die das Verständnis der Texte erleichtern sollen. Eine Reihe der von Weisl in den Haupttext eingeschobenen, thematisch oft abschweifenden Marginalien wurde den Anmerkungen einverleibt, damit auch hier der Lesefluss gewahrt bleibt. Da Weisl seine Memoiren erst in seinen letzten drei Lebensjahren verfasste, war seine Gedächtnistreue schon etwas beeinträchtigt, so dass die Abfolge der geschilderten Ereignisse manchmal umgestellt und einzelne Datierungen berichtigt werden mussten. Zur genaueren, chronologischen Orientierung dient die im Anhang des Bandes enthaltene Zeittafel mit den wichtigsten Daten aus Weisls Leben und dem historischen, vor allem politischen Umfeld. Der An-

hang enthält zudem eine Bibliographie der von Weisl zitierten Werke sowie eine Auswahl (weiterführender) wissenschaftlicher Sekundärliteratur.

Texterschließung und Anmerkungen beruhen großteils auf Vorarbeiten, die Charlotte Grollegg-Edler für die Memoiren *Weit ist der Weg ins Vaterland* und Victoria Kumar für das Latrun-Journal geleistet haben. Ihnen beiden sei dafür herzlich gedankt. Charlotte Grollegg-Edler wurde inmitten ihrer Forschungen aus dem Leben gerissen. Zum Andenken an unsere langjährige, produktive Zusammenarbeit sei ihr dieses Buch gewidmet. Vielmals bedankt sei Patrizia Gruber für aufwändige bibliographische Recherchen, für die Einbeziehung bisher unbekannter Archivquellen, im Besonderen der hier mehrmals zitierten Arbeit Wolfgang von Weisls über die Geschichte des *Revisionsismus in Österreich*, für sachdienliche Hinweise auf die internationale Forschungsliteratur insbesondere zum Zionismus, für bewährte redaktionelle Hilfeleistungen sowie für die Beschaffung und Bearbeitung der Abbildungen. Barbara Lorenz danke ich für die sorgfältige, letzte Durchsicht des Manuskripts, für die Erstellung des Personenregisters und für die deutsche Übersetzung des Nachworts, das Niva von Weisl, die Enkelin Wolfgang von Weisls, aus sehr persönlicher, familiärer, ihren Großvater und seine unermüdlichen zionistischen Aktivitäten tief bewundernder und verehrender Sicht verfasst hat. Ihr gebührt unser besonderer Dank für die freizügige Öffnung ihres Familienarchivs in Jerusalem, für die Bereitstellung aller relevanten Materialien und vor allem für die Abdruckgenehmigung der beiden hier erstmals in deutscher Originalsprache edierten Texte Wolfgang von Weisls. Während unserer mehrmaligen Forschungsaufenthalte in Jerusalem und Gedera hat sie uns gastfreundlich und fachkundig mit Rat und Tat unterstützt. Ohne ihre Mithilfe wäre dieses Forschungsprojekt nicht zustande gekommen.

Nicht zuletzt seien herzlich bedankt: Frau Dr. Ursula Huber für die Aufnahme des Bandes in das Programm des Böhlau Verlags und für viele wertvolle Beratungen, Frau Julia Roßberg vom Projektmanagement für die hilfsbereite Betreuung der Verlagskorrekturen, Herr Michael Rauscher für die gefällige Anfertigung des Satzes, dessen letzte PDF-Bearbeitung liebenswürdigerweise meine Tochter Dorit übernommen hat.

Abkürzungen und Zitierweise

Querverweise, die sich auf Texte WvWs beziehen, werden mit den Abkürzungen LWV oder mit WL, alle anderen mit S. + Seitenzahl belegt.

- GmF = Charlotte von Weisl: *Die Geschichte meiner Familie*, digitalisiertes Typoskript im Grazer Weisl-Archiv
- LWV = WvW: *Lang ist der Weg ins Vaterland*
- NFP = Neue Freie Presse (Wien)
- NZO = Neue Zionistische Organisation
- RÖ = WvW: *Revisionismus in Österreich*, digitalisiertes Typoskript im Grazer Weisl-Archiv
- SJ = WvW: *Er macht sich Sorgen um die Juden*, digitalisiertes Typoskript im Grazer Weisl-Archiv
- VZ = Vossische Zeitung (Berlin)
- WL = WvW: *Der Weg nach Latrun*
- WvW = Wolfgang von Weisl
- WZO = World Zionist Organization

A. Kontexte, Aspekte, Analysen, Kommentare

1. Lang ist der Weg ins Vaterland

Der Jude mit seinem Nationalgotte, seinem noch immer erwarteten Messias, der das alte jüdische Reich in Palästina wieder errichten soll, hat kein *Vaterland*, keine *Heimat*, keinen *Mitbürger* und keine *Regentenanhänglichkeit* [...].

(Ferdinand Leopold von Schirnding, 1845)¹

Kapitelfolge

Gegen dieses hier vorangestellte, gehässige und in zählebigen Vorurteilen befangene Motto erfolgreich angekämpft zu haben, ist die eigentliche Lebensleistung Wolfgang von Weisls, die er in seiner »unkonventionellen Autobiographie« *Lang ist der Weg ins Vaterland* – auch literarisch – eindrucksvoll bezeugte. Nach dem Vorwort zu diesem Werk und den ersten fünf Kapiteln, in denen er über Sinn und Unsinn von Memoiren »nachdenkt«, sich selbst »als Schreiber und Redner vorstellt«, über »Willensfreiheit«, »Astrologie« und »Theosophie«, über seine Vorfahren, die »böhmischen Juden vor der Sintflut«, über der »Väter Erbe und ihre Grundsätze«, über die »Judenfrage« und den Zionismus sinniert, schildert er im sechsten Kapitel seine Jugendjahre in Wien, die Volksschul- und Gymnasialzeit. Das siebte Kapitel widmet er seinem »Soldatenleben« im Ersten Weltkrieg als Artilleriesoldat der K.-u.-k.-Armee an der galizischen und italienischen Front, die Kapitel acht bis elf beschreiben sein Medizinstudium in Wien und seine vielfältigen Berufstätigkeiten während seines ersten Aufenthalts in Palästina als Arzt, Politiker, Journalist, Buchhalter, Pionier, Land- und Bauarbeiter. In den nachfolgenden Kapiteln beschleunigt sich das Tempo seines Lebens, seine Wohnsitze wechseln kurzfristig zwischen Wien, Jerusalem und Berlin, permanent unterbrochen von abenteuerlichen Reisen im Auftrag des Berliner Ullstein-Nachrichtendienstes, die etwa ein Drittel des Gesamtumfangs seiner hier gekürzt edierten Autobiographie einnehmen und ihn in die Türkei, nach Griechenland, Jordanien und Ägypten, nach Syrien und in den Libanon, nach Saudi-Arabien, in die Provinz Asir und den Jemen führten.

¹ Ferdinand Leopold von Schirnding: *Das Judentum in Oesterreich und die böhmischen Unruben*. Leipzig: Engelmann 1845, S. 83.

Die letzten beiden Kapitel Nr. 25/26 erzählen von der Hochzeit mit Noemi Zuckermann am 8. Juni 1927 in Haifa sowie von den anschließenden, etwa achtmonatigen Flitterwochen, in denen das junge Paar Griechenland, Wien, Berlin, Kairo und andere Städte bereiste. Auf der letzten gemeinsamen Fahrt, die zu Beginn des Jahres 1928 nach Indien führen sollte, erlitt Noemi an Deck des Schiffes »Bremen« im Hafen von Dschibuti eine Knöchelfraktur. Mit diesem Unfall bricht das Manuskript abrupt ab. Angehängt ist – wie hier im Vorwort erwähnt (S. 9, 11) – ein Epilog, in dem der Memoirenschreiber gegen Ende seines Lebens auf den »Anschluss« Österreichs an Hitlerdeutschland, seine Flucht mit der Familie über Paris nach Palästina, auf den Weltkrieg und die Shoa zurückblickt.

Fremdheit und Außenseitertum

Auf einmal stand ich, als ein *fremder* Gast,
In *fremdem* Land allein. Ölbäume rauschen.
(LWV 131, kursiv: D. G.)

Wolfgang von Weisl hat selbst seine spannende, ausschließlich auf die Gründung eines jüdischen, militärisch abgesicherten Nationalstaats im ungeteilten Palästina beiderseits des Jordans fokussierte Lebensgeschichte rückblickend unter dem programmatischen Titel *Fremd im eigenen Land* prägnant zusammengefasst:

Im Jahre 1918 legte ich die Uniform ab, und es vergingen 30 Jahre, bis ich die Erfüllung meiner Jugendträume erlebte. Dies waren 30 Jahre, in denen ich in den Reihen meines eigenen Volkes ein Fremder blieb, das mich für einen »Goj« hielt, weil ich versuchte, in den Herzen meiner Brüder den einfachen Gedanken zu pflanzen: »Ihr braucht einen Staat – einen wirklichen Staat –, und Ihr braucht Soldaten, um ihn zu errichten und zu verteidigen.« 30 Jahre predigte ich diese deutliche Wahrheit, und man verstand nicht, was ich meinte. Bis das Jahr 1948 eintraf, das gesegnete Jahr, das glückliche und geheiligte Jahr der Unabhängigkeit. Es brachte mir das, was ich vom Leben wollte: das Recht, als jüdischer Soldat für einen jüdischen Staat zu kämpfen. Es war dies ein langer, langer Weg. Er führte von den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges in Galizien und Italien in die Vorlesungssäle an der Universität und in die Labors ausgezeichneter Ärzte, die sich bereitgefunden hatten, mich als Assistenten zu empfangen, durch Kongresshallen und Parteiversammlungen, durch die arabische Wüste an die Höfe von Königen und in Ballsäle, in die Klöster Indiens und nach Ceylon, wo ich Weisheit und Akzeptanz erlernte, und in die Vortragsräume Hunderter von Dörfern und Städten, in denen ich erzählte, was ich wusste. Ich war Pionier, Bauarbeiter im Jerusalemer Stadtteil Talpiot, Buchführer der jüdischen Organisation »Joint«, der erste militärische Ausbilder der

»Hagana«; heute in Haft als Spion in persischen Gefängnissen und morgen im Zeppelin über Tel Aviv, und einige Zeit später im Hungerstreik im Haftlager in Latrun; verletzt im Verlauf einer Straßenschlacht mit Arabern, von Juden mit Steinen beworfen, Parteiführer im jüdischen Nationalrat seligen Andenkens, Redakteur in Berlin, Wien und Jerusalem – interessiert an allem, sei es eine indische Silbermünze, Spiritismus oder Therese von Konnersreuth. Aber all diese waren nur Meilensteine auf meinem Weg zu einem einzigen Ziel: dem Judenstaat. Es war dies ein langer Weg, den ich zum großen Teil allein zurücklegte, fremd in den Reihen meines eigenen Volkes. Doch eines kann ich versprechen: Langweilig war er nie, dieser mein Weg nach Zion.²

Der Begriff der »Fremdheit« hat für Wolfgang von Weisl eine mehrfache, ambivalente Bedeutung. Dass die Identität der Juden – gleichviel in welchem Land sie leben – eine »nicht abzuwaschende« (Heinrich Heine)³ und dass jede Nationalsprache, deren sie sich bedienen, keine *eigene* sei, sondern immer nur eine *angeeignete* »Fremdsprache« bleibe, die sie nur »als Ausländer nachsprechen« können (Richard Wagner)⁴, ist ein weitverbreitetes, von Juden schmerzlich empfundenes und von Antisemiten polemisch instrumentalisiertes Vorurteil. Aber der 1938 nach dem »Anschluss« Österreichs an Nazi-Deutschland aus Wien über Paris endgültig nach Palästina geflüchtete Zionist Wolfgang von Weisl hatte selbst in seinem ersehnten, neuen, »ureigenen«, »heiligen Land« Palästina schwer darunter gelitten, dass seine »ganze literarische Leistung leider einem *fremden* Volk und einer *fremden* Sprache« gehörten, »die unsere Jugend heute nicht einmal mehr lesen will und die meine eigenen Töchter gar nicht mehr lesen werden können« (WL 517, kursiv: D. G.).⁵ Das »fremde« Volk ist für den aus Wien stammenden Juden das *österreichische* geworden, die »fremde« Sprache die *deutsche*. Als er 1946 in einer von »ca. vierzig der führenden Dichter und Schriftsteller Palästinas« unterzeichneten Reso-

2 Zit. nach Niva von Weisl: »*Ich habe gezielt. Gott hat getroffen.*« (S. 7, Anm. 2). In einem anderen Beitrag (*In den Falten der Geschichte*. In: Mitteilungsblatt der Association of Israelis of Central European Origin, Tel Aviv, 2014, hebr.) berichtet Niva von Weisl, dass ihr Großvater zwischen 1928 und 1938 »in 24 verschiedenen Ländern mehr als 2000 Reden« gehalten habe, »in denen er seine Brüder aufrief: »Steht auf! Lasst alles zurück! Und wandert in das Land eurer Väter ein. Legal oder illegal, rettet euch, bevor es zu spät ist!« (Vgl. LWV 125, S. 532).

3 Heinrich Heine: *Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Säkularausgabe*. Berlin: Akademie, Paris: Editions du CNRS 1970–1986, Bd. 20, S. 265.

4 Zit. nach Jens Malte Fischer: *Richard Wagners »Das Judentum in der Musik«. Eine kritische Dokumentation als Beitrag zur Geschichte des Antisemitismus*. Frankfurt/M., Leipzig: Insel 2000, S. 149 f., 172 f.

5 Weisls 1929 in Wien geborener Sohn Dan beherrschte bis an sein Lebensende (2018) die deutsche Sprache perfekt. Von seinen drei Töchtern besaßen auch die beiden älteren, Elda (1931–2012) und Eliana (geb. 1940), gute Deutschkenntnisse. Nur die jüngste, Amarel (geb. 1949), erlernte die deutsche Sprache nicht mehr.

lution gebeten wurde, er möge seinen gegen das britische Mandatsregime gerichteten Hungerstreik beenden, da »sein Leben der jüdischen Nation und seinem literarischen Beruf gehöre« und er »kein Recht hätte, es wegzuzerfen«, fühlte sich Weisl »ob dieses Lobes beschämt«, das er »von Seiten hebräischer Schriftsteller keineswegs verdiene, denn zur hebräischen nationalen Literatur habe [er] bisher nichts, gar nichts beigetragen« (WL 517).

Die zugespitzte Besonderheit von Weisls doppeltem »Fremdsein« liegt darin begründet, dass er sich nicht nur als Jude in Wien, sondern auch als deutschsprachiger, mit der österreichischen Kultur verbundener »rechter«, revisionistischer »Neuzionist« unter den »linken«, »alten« Zionisten in Palästina und Israel »zeitlebend« als »Außenseiter«, als Akteur einer sozialen und politischen Minderheit fühlte, dass er als »Goj« und »Jecke« angesehen wurde, der nicht die »Mentalität« der schon länger in Palästina ansässigen Juden verstehe und dem verdiente höhere Staatsämter wie etwa das eines Ministers versagt geblieben seien.⁶ Just in solch resignativen Stimmungsaugenblicken erwachte in ihm dann aber doch immer wieder der widerständige »Österreicher«, dem seit seinen Wiener Gymnasialjahren die klassische deutsche Literatur wohlvertraut war. Sie war es schließlich ja stets, bei der er Trost suchte und fand: »Was ist die Mehrheit?«, fragte er sich – den polnischen Fürsten Leo Sapieha aus Schillers Dramenfragment *Demetrius* (1805) zitierend – und gab mit dieser Figur sogleich die Antwort: »Mehrheit ist der Unsinn, / Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen« (LWV 179). Mit einem Anflug ironischer Melancholie stimmte der altersweise Weisl in Schillers Gedicht *Resignation* (1786) ein: »Auch ich war in Arkadien geboren ...«, und bekannte spontan und unbefangen: »In meinem Fall lag Arkadien in Wien oder Wien in Arkadien« (LWV 133).

Diesen willkommenen »Zufall« der Geburt teilte Wolfgang von Weisl, wie er nicht ohne einen gewissen Stolz vermerkte, mit einer Reihe »prominenter Israelis«: mit Generalstabschef und Minister Chaim Barlew, mit Armee-Oberrabbiner Brigadier Mordechai Piron, mit Botschafter Ben-Nathan in Paris. Und als Wiener betrachtete Weisl ja auch sein großes Idol, den in Budapest geborenen Theodor Herzl, der viele Jahre seines Lebens in Wien verbracht und dort mit Weisls Eltern freundschaftlich verkehrt und mit seinem Vater – wenn auch nur kurzfristig – im Dienste des Zionismus zusammengearbeitet hatte.

Als »prominenter« Wiener Israeli kann auch der langjährige, populäre Jerusalemer Bürgermeister Teddy Kollek angesehen werden, der 1918, sieben Jahre nach seiner Ge-

6 Als ihm 1926 in Asir das Amt eines Gesundheitsministers angeboten worden war, lehnte WvW höflich ab, gestand aber bei der Niederschrift seiner Memoiren noch kurz vor seinem Tod: »Im Prinzip sei ich geneigt, Minister zu werden. Und das war sogar die Wahrheit; auch heute möchte ich noch gern Minister werden, allerdings nicht gerade in Asir« (LWV 355).

burt, mit seinen Eltern aus Westungarn (nahe Veszprém) nach Wien übergesiedelt war, wo er bis zu seiner Auswanderung nach Palästina (1935) gelebt hatte. Obwohl Atheist und gegensätzlicher, politisch »linker« Ausrichtung, wurde Kollek von dem 15 Jahre älteren, »rechten« Weisl mit Respekt bedacht (LWV 261 f.), weil er 1967 mit der von ihm angeordneten Abtragung der an die »schöne Stadtmauer« der Jerusalemer Altstadt neben dem Jaffator »geklebten« marokkanischen »small slum houses«⁷ den Juden einen freien, von den Arabern ungehinderten Zugang zur Klagemauer geöffnet hatte.

Auch den vielen anderen in Wien geborenen oder dorthin übergesiedelten aktiven Zionisten, die später nach Palästina oder andernorts auswanderten, blieb Weisl verbunden. In seinen Memoiren verweist er auf sie, mehr oder minder ausführlich, manchmal nur ihre Namen nennend, um sie – sofern sie weniger bekannt waren – gewissermaßen dem Vergessen zu entreißen. Die Namen sind Legion: der Historiker und Genealoge Paul Diamant, Mitbegründer der Weltunion der Revisionistischen Zionisten, die »Blau-Weiß«-Freunde Rudolf und Rudolfine Menzel, Karl und Paula Schwager, Rudolf Rosner und Paul Singer, Steffi Kuttin, Otto Schick und Max Schwarz, die Mitarbeiter im österreichischen Jüdischen Nationalfonds Adolf Böhm (Vorsitzender), Käthe Unger, der Arztkollege Otto Hahn (mit dem Weisl Militärkurse in Tel Yosef abhielt) und der Tiroler Kaiserschütze Siegfried Graubart⁸, dann die Mitbegründer der Wiener Zionistischen Vereinigung Isidor Klaber und Jacob Landau, ferner der Augenarzt Abraham Ticho und seine Frau Anna, eine bis heute in Jerusalem hochgeschätzte Künstlerin, Erich Böhm, Artillerieoffizierskamerad im Ersten Weltkrieg und im israelischen Befreiungskrieg 1948, Eugen Höflich, Schriftsteller und Aktivist der Hagana, Felix Mandl, Chirurg am Jerusalemer Hadassah-Spital und Professor an der Hebräischen Universität, Anitta Müller-Cohen, Wiens »größte Philanthropin« (LWV 188) und Vorsitzende

7 Siehe Teddy und Amos Kollek: *For Jerusalem: A Life*. New York: Random House 1978, S. 197: »Something had to be done about the small slum houses that crowded close to the Western Wall – the Moghrabi quarter. The one area that should have been spacious and bright was cramped and dark [...]. When we decided to allow the first pilgrimage in 19 years [...] we expected hundreds of thousands of people to take part [...]. But how would these hundreds of thousands of people reach the Wall through the dangerous, narrow alleyways? The only answer was to do away with the slim hovels of the Moghrabi quarter [...]. My overpowering feeling was: do it now; it may be impossible to do it later and it must be done.« Vgl. auch Weisls Roman *Er macht sich Sorgen um die Juden*, in dem von den »widerlich« aneinandergereihten, »armseligen Häusern marokkanischer Stiftungen an der königlichen Mauer« Jerusalems die Rede ist (SJ 149).

8 Graubart gründete 1921 im Rahmen des österreichischen JNF mit WvW und anderen zionistischen Mitstreitern eine »Weltvereinigung jüdischer Kriegsteilnehmer« unter dem Namen »Cherut« (»Freiheit«, vgl. die spätere Partei Menachem Begins) zur Errichtung militärisch geschützter »Grenzsiedlungen am Wüstenrand« (siehe LWV 217); vgl. Akt P87-5 im Jabotinsky-Institut, ferner Christoph W. Bauer: *Graubart Boulevard*. Innsbruck: Haymon 2008.

der religiös-zionistischen Misrachi-Frauenbewegung⁹, Isidor Schalit, »Couleurbruder« bei der Wiener jüdischen Studentenverbindung »Unitas« und Sekretär Theodor Herzls, Oskar Kwasnik Rabinowicz, enger Mitarbeiter Wladimir Zeev Jabotinskys, Präsident der tschechoslowakischen Union Revisionistischer Zionisten und Mitbegründer der zuerst in Wien, dann in Prag erscheinenden Wochenschrift »Medina Iwrit«, in der Weisl 1938/39 seinen Roman *Er macht sich Sorgen um die Juden* publizierte, Joseph Shofman, Vorsitzender des Merkaz der Hazach in Palästina und 1946 Mithäftling Weisls im britischen Militärlager Latrun. Eine kuriose Gruppe hatte Weisl in Wien zusammen mit Hugo Rechnitzer und Josef Michael Lamm gebildet (LWV 206), die gegen die »stramm marxistischen« Klassenkämpfer der »Poale Zion« gleichsam einen nationalen »Universalsozialismus« aller Juden – »von Rothschild bis zum Bettler« – vertrat. Lamm, später »ein sehr populärer Richter«, avancierte zum Mapai-Abgeordneten in der Knesset und zum Präsidenten des Israelischen Fußballverbands, während Rechnitzer, »ein Bankbeamter mit schönem braunem Vollbart«, mit seiner Frau nach dem »Anschluss« Österreichs an Nazideutschland verhaftet, nach Riga deportiert und dort 1942 ermordet wurde. Wenige Jahre zuvor (1939/40) hatte er noch mit selbstbewusstem Stolz das berührende Gedicht *Der Judenstern* geschrieben:

Jetzt endlich leuchtet er an richt'ger Stelle,
 Der Judenstern, einst König Davids Schild.
 Mit schwarzem Rand auf gelbem Leinen grelle
 Zierte jedes Juden Brust nunmehr sein Bild.
 Fein sorglich hat es das Gesetz verfügt:
 Dass jeder Jude trage diesen Stern.
 Hell leuchtend über seine Brust geschmieget,
 Damit erkannt er sei bereits von fern.
 Doch einen andern Orden darf nicht tragen
 Ein Jude, wenn auch vielfach dekoriert.
 Kein andrer Orden könnte besser sagen,
 Wie tapfer sich sein Träger aufgeführt.
 Denn Jude sein heißt größte Qualen dulden
 Und nicht zu wanken in der größten Not,
 Heißt Fesseln tragen ohne Selbstverschulden
 Vom ersten Atemzuge bis zum Tod.
 Drum Jude, trage stolz Dein Ehrenzeichen

9 Siehe Dieter J. Hecht: *Zwischen Feminismus und Zionismus. Die Biografie einer Wiener Jüdin. Anitta Müller-Cohen (1890–1962)*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2008.

Und blicke kühn der Welt ins Angesicht.
 Die finstern Tage werden schließlich weichen,
 Dein Stern führt Dich aus finstrer Nacht zum Licht.¹⁰

Zu den von Weisl aufgezählten Namen aus der »Heimat« gehören auch der aus Brunn stammende und 1923 nach Palästina ausgewanderte bildende Künstler Ludwig Blum, dem dank seiner Porträts berühmter israelischer Persönlichkeiten (darunter z. B. auch Moshe Dayan) und seiner farbenprächtigen Stadt- und Landschaftsbilder das ehrenvolle Prädikat »Maler von Jerusalem« verliehen wurde. Seinen Freund Weisl verewigte er als Arabienreisenden mit Feldstecher – ein anspielungsreiches Porträt, das auch 2014 eine Sonderbriefmarke der israelischen Post zum 40-jährigen Gedenken an Weisls Todestag ziert. Den Hintergrund der Briefmarke bildet das Luftschiff »Graf Zeppelin«, in dem Weisl 1929 zum Purim-Fest als zionistischer Propagandist über Tel Aviv kreist und auf die jubelnden Massen der Stadt Konfetti abwirft. Ludwig Blum und seine Frau Clemy gehörten dem engsten Freundeskreis Weisls an. Er war auch mehrfach Begleiter auf dessen orientalischen Reisen bis hin nach Persien und Indien und spielt als solcher auch in Weisls Memoiren eine zentrale Rolle. Angesichts dieser bemerkenswerten, hier bei Weitem nicht vollständigen Reihe mehr oder minder bekannter und bedeutender österreichischer Zionisten und auch seiner öffentlichen Auszeichnung immerhin durch eine israelische Sonderbriefmarke muss das von Weisl beklagte »Außenseitertum« doch etwas relativiert werden.

Zumindest dreimal, so erinnerte er sich denn auch mit stolzer Genugtuung, sei ihm, wenn auch nur für kurze Zeit, das »Glück« widerfahren, von »Tausenden« seines Volks »geliebt« worden zu sein: beim »Zeppelin«-Flug über Palästina im März 1929, dann wenige Monate später, als er – durch einen arabischen Dolchstoß lebensgefährlich verletzt – wochenlang im Jerusalemer Hadassah-Spital verbringen musste, während viele seiner Landsleute für sein Leben beteten, und schließlich im September 1946, als sich »linke« wie »rechte« Zionisten mit seinem Hungerstreik gegen die britische Mandats-herrschaft solidarisierten und ihm dafür ihren Respekt zollten. In solchen Erinnerungen genießt Weisl die ihm entgegenströmende »Wärme« seines Volkes – freilich ohne sich je darüber hinwegzutäuschen, dass er von den eigenen Landsleuten »in Kürze wieder bekämpft« und »wieder ein ›Außenseiter‹ sein werde wie eh und je«, der aber trotzdem unbeirrt »an den politischen Sieg der Revisionisten« glaubt (WL 448). Mag ihm auch in Palästina die deutsche Sprache bisweilen als eine »fremde« oder fremd gewordene erscheinen, so behält er sie doch, wie gerade auch seine Memoiren bezeugen, bis

¹⁰ Hugo Rechnitzer: *Der Judensterne*. In: <http://steinedererinnerung.net/projekte/19-bezirk/docbling-freitag-12-9-2014> (26. Oktober 2017).

zum Ende seines Lebens als seine Elternsprache bei, die er allerdings, sich nach dem biblischen Ursprung seines jüdischen Volkes und dessen Sprache *zurück* sehnd, zunehmend mit hebräischen Einsprengeln durchsetzt, seien es einzelne Wörter, Begriffe oder ganze Sätze aus Politik, Gesellschaft, Kultur und Religion.

Fremdheit und Außenseitertum sind auch die beiden dominanten Merkmale eines Weisl-Porträts aus der Feder Zygmunt Föbus Finkelsteins. Der in Lemberg geborene Jurist und Publizist, der in Wien von 1928 bis 1938 die zionistische Zeitschrift »Die Stimme« redigiert hatte und dann nach Palästina ausgewandert war, beschreibt das »Schicksal gestrandeter Wiener in Israel«, das »auch eine Kampfnatur wie Dr. Wolfgang von Weisl gewollt oder ungewollt« geteilt habe, ohne dass es ihm je gelungen wäre, einen »Weg ins Freie« zu finden, wie es in Anspielung auf Arthur Schnitzlers Roman gleichen Titels (1908) heißt, in dem ergebnislos die Gespräche der Figuren um die Frage einer nationalen Heimstätte der Juden in Palästina kreisen. Finkelstein rühmt Weisl »als einen vor Jahrzehnten aufgegangenen Stern europäischer Journalistik«, »als Vertreter des Ullstein-Verlages und prachtvoll schillernden ›Commis voyageur‹ der ›Neuen Freien Presse‹«, der »als Bannerträger Jabotinskys um das schicksalsschwere Ringen seiner Gleichgesinnten im Jischuw« wusste:

Von der Ferne galt er als deren Führer, aber kaum in Israel aus Wien eingelangt, geriet er in das Gestrüpp von Parteipolitik und bramabasierender Eskapaden, aus denen er bis heute keinen *Weg ins Freie* zu finden vermochte. Er errang wohl einen Rekord im Fasten als Protest gegen die britische Mandatsregierung, schreibt mitunter und doziert, doch muß sich dieses zweifellos überdurchschnittliche Talent nunmehr mit dem Schattendasein eines Arztes und Sanatoriumsbesitzers abfinden.¹¹

Jugend in Wien

Zum Unterschied von den meisten Wienern, die aus Ungarn, Böhmen-Mähren oder der Bukowina stammen, erblickte ich wirklich am blauen Donaustrom das Licht der Welt (LWV 133).

»Im Gymnasium waren wir«, erinnert sich Weisl, »etwa zwanzig Juden unter insgesamt vierzig bis fünfzig Schülern«; *sieben* davon waren mehr oder minder religiöse Zionisten, die stolz ihre auf das »Heilige Land« Palästina fokussierte Identität hervorkehrten und

11 Z. F. (Zygmunt Phoebus) Finkelstein: *Wiener in Israel – Die im Schatten wandeln*. In: Die Stimme. Organ der Allgemeinen Zionisten in Österreich (Wien), Nr. 71/72 (Februar März 1953), S. 4 (kurziv: D. G.).

den belesenen Memoirenschreiber an den Bund der eidgenössischen Freiheitskämpfer in Gottfried Kellers historischer Novelle *Das Fähnlein der sieben Aufrechten* (1861) erinnern (LWV 169). Hinzu kamen drei bis vier Sozialisten oder Monisten, die die Welt auf ein einziges Erklärungsprinzip, den marxistisch-dialektischen Materialismus oder den naturwissenschaftlichen Positivismus, zurückführen wollten.

Das Zahlenverhältnis von etwa 40 zu 60 Prozent zwischen jüdischen und »arischen« Schülern entsprach dem damaligen Durchschnitt an allen Wiener Gymnasien. Noch höher war der Anteil jüdischer Studenten an der Wiener Universität¹², an deren Medizinischer Fakultät sich Weisl noch im Oktober 1914, drei Monate nach Kriegsausbruch, inskribieren konnte. In akademischen Berufen wie den Rechtsanwälten oder Ärzten stellten die Juden in Wien sogar die Mehrheit, so dass der angesehene, ursprünglich judenfeindliche, 1891 jedoch zum Ehrenmitglied des Wiener »Vereins zur Abwehr des Antisemitismus« ernannte Chirurg Theodor Billroth bereits 1875 vor der angeblichen »Verjudung« der Wiener Medizin gewarnt hatte.¹³

Von überragender Bedeutung war der jüdische Anteil an der modernen, akademisch gebildeten Frauenemanzipation, für den Weisls Schwester Marianne verh. Beth das beste Beispiel abgibt. In Wien waren Frauen erst ab 1897 zum Philosophie-, ab 1900 zum Medizin- und gar erst ab 1919 zum Jusstudium zugelassen worden. Die intellektuellen jüdischen Maturantinnen nahmen diese moderne akademische Emanzipationschance weitaus häufiger wahr als ihre »arischen« Altersgenossinnen. Bis in die Erste Republik Österreich stieg der Anteil jüdischer Studentinnen in Wien auf über 50 Prozent.¹⁴ Marianne Beth besaß gleich zwei Doktorate: in Philosophie (Orientalistik, 1912) und – als erste Frau Österreichs überhaupt – in den Rechtswissenschaften (1921). Ein Jahr später trat sie in die Kanzlei ihres Vaters ein und war somit auch die erste niedergelassene Rechtsanwältin des Landes. Marianne Beth hat neben ihrer Dissertation (*Eigentumsveränderungen im israelitischen und babylonischen Recht*), in der sie bereits fundamentale Fragestellungen antiker Gemeinwesen behandelte, zahlreiche philosophische, religionspsychologische, soziologische und juristische Arbeiten (vor allem zum Familien- und Frauenrecht) verfasst, die sie als selbstständige Broschüren oder in fachlich einschlägigen Sammelbänden, Lexika, Zeitschriften und Tageszeitungen publizierte.¹⁵ Im Jahre 1932 wurde sie für ihre bahn-

12 Siehe Leon Botstein: *Judentum und Modernität. Essays zur Rolle der Juden in der deutschen und österreichischen Kultur 1848–1938*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1991, S. 13 f.

13 Theodor Billroth: *Über das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften*. Wien: Vero 1875.

14 Vgl. Albert Lichtblau: *Integration, Vernichtungsversuch und Neubeginn – Österreichisch-jüdische Geschichte 1848 bis zur Gegenwart*. In: *Geschichte der Juden in Österreich*. Hg. von Eveline Brugger [u.a.]. Wien: Ueberreuter 2006, S. 482 f.

15 Hier sei exemplarisch nur auf zwei Arbeiten Marianne Beths verwiesen: *Neues Eherecht. Eine rechtsvergleichende Studie mit besonderer Berücksichtigung der Gesetzgebung von Deutschland, der Schweiz,*

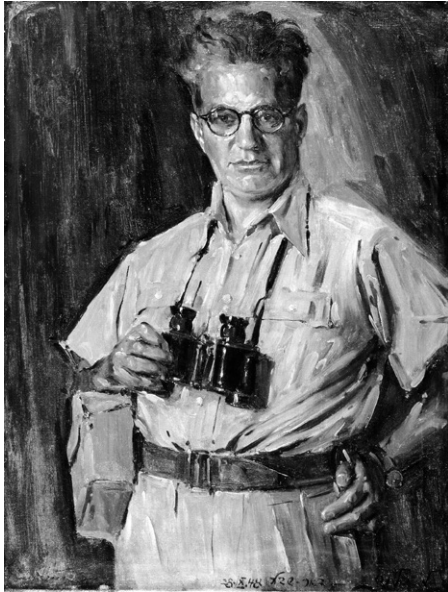


Abb. 2: Porträt WvWs von Ludwig Blum (1948)



Abb. 3: WvW im Spital, Jerusalem (1929)

brechende Abhandlung über die *Psychologie des Glaubens* (1926/27) – wiederum als erste Frau – mit dem Preis der Berliner Kant-Gesellschaft ausgezeichnet.

Die Spannungen zwischen jüdischen und ›arischen‹ Mitschülern hielten sich in Wolfgang von Weisls Memoiren erstaunlicherweise in Grenzen. Nur an *eine* – eher humoreske – Episode erinnert er sich: Als gegen Ende seiner Gymnasialzeit die deutschen nationalen Schüler schwarz-rot-goldene Bleistifte vom »Deutschen Schulverein« geschenkt bekamen, beschaffte Weisl für seine jüdischen Klassenkameraden blau-weiße Bleistifte der Wiener Zionistischen Vereinigung. Ansonsten habe er – trotz des populistischen Antisemitismus des christlich-sozialen Wiener Bürgermeisters Karl Lueger – weder in der »recht proletarischen«, staatlichen Volksschule noch später im Gymnasium auch nur eine einzige antisemitische Äußerung zu hören bekommen: »Es gab zwar«, räumte er ein, »mit den anderen Schulkameraden gegenseitige Beschimpfungen und Prügeleien – aber nie fiel dabei das Wort ›Jude« (LWV 161). In Anbetracht der Erlebnisberichte anderer jüdischer Zeitgenossen erscheint diese Darstellung jedoch nur bedingt glaubwürdig. Erst nach dem Ersten Weltkrieg sei er als Student, so Weisl, massiv

Österreich u. a. Wien, Leipzig: Breitenstein 1925; *Das Recht der Frau*. Wien: Österr. Staatsdruckerei 1931. Dem Lebenswerk Marianne Beths soll demnächst ein eigenes Grazer FWF-Forschungsprojekt gewidmet werden.

mit dem Antisemitismus konfrontiert worden, als er in den Hörsälen der Universität und auf der Straße mit deutschnationalen Burschenschaftlern zusammenstieß.

Während sich in den Erinnerungen Weisls die ›arischen‹ Mitschüler vor allem für Sport interessierten, begeisterten sich die jüdischen mehr für Literatur, Musik und Kunst. Weisl widerspricht hier explizit der Sichtweise Stefan Zweigs mit ausführlichen, aus dessen Autobiographie *Die Welt von Gestern* entnommenen Zitaten und wirft ihm vor, im Schulkapitel seiner Memoiren nicht klar genug zwischen »Juden« und »Nichtjuden« unterschieden zu haben (LWV 171), sondern immer nur »euphemistisch« pauschal von »uns jungen Burschen«, »uns jungen Menschen« zu reden, die »*beinahe alle*« begierig gewesen wären, »alles zu wissen, alles zu kennen, was sich auf allen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft ereignete«. ¹⁶ Diese immense Wissbegier gesteht Weisl prinzipiell jedoch nur der *jüdischen* Jugend zu. Ähnlich problematisch erscheint in seinen Augen das von Stefan Zweig geschilderte Verhältnis aller damaligen Jugendlichen zu Politik und Gesellschaft. Von den »unterirdischen Rissen und Sprüngen zwischen den Rassen und Klassen«, die bereits gegen Ende des alten Jahrhunderts aufzubrechen begannen, und von den »gefährlichen Veränderungen in unserer Heimat«, die sich ankündigten, hätten »wir jungen Menschen«, wie sich Zweig zu erinnern vermeint, »wenig bemerkt«: Wir »waren völlig eingesponnen in unsere literarischen Ambitionen«, »blickten nur auf Bücher und Bilder. Wir hatten nicht das geringste Interesse für politische und soziale Probleme [...]. Wir sahen nicht die feurigen Zeichen an der Wand« ¹⁷ – zweifellos ein generalisierender, aber durchaus nicht unglaubwürdiger Befund, den Stefan Zweig mit anderen Jungwiener Autoren, wie Arthur Schnitzler oder Hugo von Hofmannsthal, teilte, die ebenso von ihren ganz ähnlichen *unpolitischen* Erfahrungen berichten. So erlebte der junge Schnitzler »das Vaterland« als »ein Gebild des Zufalls«, als »eine völlig gleichgültige, administrative Angelegenheit«, »und das Weben und Walten der Geschichte« drang ihm nur »in der mißtönigen Melodie der Politik ans Ohr, der man nur ungern lauschte« ¹⁸, während der junge Hofmannsthal die »soziale Frage« als etwas »so Entferntes und Unlebendiges« empfand, »wie wenn man durch ein Fernrohr von ganz weit einer Gamsherde grasen zusieht; es kommt einem gar nicht wie wirklich vor«. ¹⁹

¹⁶ Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. 42. Auflage. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2016, S. 55 f. (kursiv: D. G.).

¹⁷ Ebda, S. 85.

¹⁸ Arthur Schnitzler: *Jugend in Wien. Eine Autobiographie*. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Mit einem Nachwort von Friedrich Torberg. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch 1981, S. 271 f.

¹⁹ Hugo von Hofmannsthal an Edgar Karg von Bebenburg, 18. Juni 1895. In: H. v. H., E. K. v. B.: *Briefwechsel*. Hg. von Mary E. Gilbert. Frankfurt/M.: S. Fischer 1966, S. 80 f.

Im Gegensatz zu diesem von Stefan Zweig, Schnitzler und Hofmannsthal verallgemeinernd beschriebenen schöngeistigen, weltfernen Lebensstil der sozial privilegierten jüdischen Wiener Jugend bemüht sich Weisl um eine andere, aus seiner Sicht differenziertere Beurteilung *seiner* »Welt von Gestern«. Er beansprucht das Interesse für Literatur und Kunst im Kaffeehaus »nur« für seine *jüdischen* Mitschüler, und was das Interesse für die zeitgenössischen, von »gefährlichen« Spannungen und Konflikten belasteten politischen Entwicklungen anbelangt, kehrt er selbstbewusst sein eigenes frühes zionistisches Engagement und das seiner engsten Gesinnungsfreunde hervor:

Ich [...] genoss die kulturelle Atmosphäre Wiens mit vollen Zügen – aber sah *zugleich* das Mene Tekel an der Wand. Ich hatte das Glück, gleich föhlende Kameraden zu finden. »Politische Betätigung« war Gymnasiasten zwar verboten – aber das hinderte uns nicht, der jüdischen Mittelschülervereinigung »Zion« beizutreten. Sie stand unter dem Schutz der »Wiener Zionistischen Vereinigung« (LWV 171, kursiv: D. G.).

Während Stefan Zweig in seinen Erinnerungen mit assimilierender Verve die jüdisch-nichtjüdische Dichotomie aufzuheben schien, kehrt Weisl sie hervor, verwickelt sich dabei aber immer wieder in Widersprüche. Einerseits sei ihm die »Verjudung der Wiener Geistigkeit nicht weiter« aufgefallen; er »nahm sie als selbstverständlich hin« – im erklärten Gegensatz zu den »Antisemiten jener ›Welt von Gestern« wie dem »populären christlich-sozialen Gemeinderat Bielohlawek«, der zu sagen pflegte: »Literatur – das is wos ein Jud von an anderm abschreibt. Und Kultur – wann i nur dös Wort hör, ist's mir zum Speiben« (LWV 171): ein »Bonmot« übrigens, das der Wiener Jude Karl Kraus in der »Fackel« (31. Mai 1910, S. 42) mit der ihm eigenen provokativen Süffisance als »Wahrwort« würdigte.

Weisl konstatierte wiederholt und nicht ohne Stolz, er habe im erlesenen Literatenkreis der Wiener Moderne »nur selten einen Nichtjuden« angetroffen, und auch die durchweg »ausgezeichneten« Wissenschaftler, denen er begegnete, vor allem seine medizinischen Lehrer, seien *fast »lauter Juden!«* gewesen (LWV 185, kursiv: D. G.), ein Faktum, das ebenso auf die liberalen Besitz- und Bildungsbürger zutraf, die in Weisls Elternhaus verkehrten.

Sogar die Anzahl der Juden im K.-u.-k.-Offizierskorps, denen Weisl eine eigene Studie widmete²⁰, war überproportional groß, was »Nichtjuden« als besorgniserregendes Faktum registrierten. Arthur Schnitzler hat in seiner von der Militärzensur verpönten Novelle *Leutnant Gustl* (1900) diesen Sachverhalt mit satirischer Meisterschaft zur Darstellung gebracht: »Da pfeif' ich auf'n ganzen Antisemitismus!«, wenn »noch

²⁰ *Die Juden in der Armee Österreich-Ungarns* (S. 8, Anm. 4).

immer so viel Juden zu Offizieren« ernannt werden, ärgert sich der Titelheld resignierend²¹ – aus seiner Sicht nicht ganz zu Unrecht. Tatsächlich gab es um 1900 unter den Berufsoffizieren der K.-u.-k.-Armee etwa acht und unter den Reserveoffizieren sogar 16 Prozent, die sich zur jüdischen Konfession bekannten, wobei hier noch die Dunkelziffern getaufter oder konfessionsloser Juden eingerechnet werden müssten.²² Als noch bedrohlicher empfanden Nichtjuden die Tatsache, dass jüdische Einjährigfreiwillige und künftige Reserveoffiziere, die sich ansonsten meist aus nationaljüdischen schlagenden Studentenverbindungen rekrutierten, »als Fechter und Duellanten gefürchtet waren«²³, wie ebenfalls Schnitzler mit Spott und Genugtuung bekräftigte: Um sich gegen die antisemitischen »Unverschämtheiten und die Beleidigungen« der deutschnationalen Kommilitonen zu wappnen, »haben sich viele unter den jüdischen Studenten zu besonders tüchtigen und gefährlichen Fechtern entwickelt [...], und ihre immer peinlicher zutage tretende Überlegenheit auf der Mensur war gewiß die Hauptursache des famosen Waidhofener Beschlusses [1896], mittels dessen die deutsch-österreichische Studentenschaft die Juden ein für allemal als satisfaktionsunfähig erklärte.«²⁴ Der schlagende Couleur-Student und einjährigfreiwillige Reserveoffizier Wolfgang von Weisl rühmte sich stolz seiner Fechtkunst, die ihm schon als fünfzehnjährigem Gymnasiasten sein gestrenger Vater, ehemals Mitglied der schlagenden Prager Studentenverbindung Carolina, nicht gerade zartfühlend beigebracht hatte, indem er dem Sohn »Striemen auf die nackte Brust oder die nackten Arme schlug«, wenn dieser »unvorsichtig aus der Parade ging« (LWV 433).

21 Arthur Schnitzler: *Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Das erzählerische Werk*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch 1977–1979, Bd. 2, S. 208 f.

22 Vgl. Arthur Schnitzler: *Lieutenant Gustl*. Hg. und kommentiert von Ursula Renner unter Mitarbeit von Heinrich Bosse. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007, S. 120.

23 *Die Juden in der Armee Österreich-Ungarns* (S. 8, Anm. 4), S. 4.

24 Schnitzler: *Jugend in Wien* (Anm. 18), S. 152; vgl. dagegen Stefan Zweig (*Erinnerung an Theodor Herzl*. In: *St. Z.: Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten*. Wien, Leipzig, Zürich: Reicher 1937, S. 97): »Mich ließen die Studenten fremd, denen die Satisfaktionsfähigkeit noch irgendwie den Kern des Judentums zu bilden schien.«

Kriegs- und Nachkriegszeit

Etwas Gutes wird der Krieg haben – dieser zionistische Unsinn wird ein Ende nehmen
(Richard Schlesinger, 1914, LWV 177).²⁵

Trotz seiner angeborenen Aversion gegen den Pazifismus verfiel der 18-jährige Wolfgang von Weisl bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs – im Gegensatz zu vielen seiner, auch gebildeten, akademischen und literarischen Zeitgenossen – durchaus nicht der massensuggestiven Kriegsbegeisterung. Ein eindringliches, an den Ton des berühmtesten österreichischen Pazifisten seiner Zeit, Karl Kraus, erinnerndes, im August 1914 niedergeschriebenes Gelegenheitsgedicht unter dem Titel *Kriegserklärung* (LWV 178 f.) gibt dafür ein gutes Zeugnis ab und verdient es, hier zur Gänze wiedergegeben zu werden²⁶:

Trommelwirbel. Hörnerschmettern.
Buben auf die Bäume klettern,
Halten sich an Stamm und Ast.
Unten drängt sich in der Enge –
Eine tausendköpf'ge Menge
Um den schimmernden Palast.

»Prinz Eugen« ... und »Gott beschütze« ...
Fahnen flattern, Säbel blitzen
In der Sonne des August.
Extrablätter! Menschentrubel!
Krieg! Es tollt die Stadt im Jubel.
Welch Gaude! Ha! Welche Lust!

²⁵ Zitat Richard Schlesingers (1871–1938), Rechtsanwalt, 1919–1938 Großmeister der Wiener Freimaurer-Loge, Vater von WvWs Schulkamerad Edmund Schlesinger.

²⁶ Zit. aus WvWs ungedruckter, als Typoskript in seinem Nachlass befindlicher Anthologie *Lyrischer Gedichte an solche, die ich geliebt und nicht geliebt habe; an solche, die mich geliebt und die mich nicht geliebt haben; zugleich Zeitvertreib und Erlösung*, die insgesamt 62 Gedichte aus den Jahren 1914–1919 enthält, dort in der Abteilung *Zeitgedichte* (S. 95) neben anderen, für WvWs konservative, habsburgtreue und zionistische Haltung bezeichnenden Gedichten, wie *Der rote Terror*, *Ostern 1919*, *Der Heros* (über den »Fackelkraus« siehe Anm. 120), *Gang zum Grabe Herzls* und *Novemberrevolution in Wien*.

Volk in Fenstern – auf den Dächern.
 Marschmusik rauscht dröhnend-blechern.
 Truppen zieh'n zur Eisenbahn.
 Tücherschwenken. Letztes Grüßen;
 Mädchen, die Soldaten küssen,
 Schließen sich den Fahnen an.

Blumen regnen auf die Krieger.
 Alles sieht sie schon als Sieger
 Wiederkehr'n im Lorbeerkranz.
 In die Tücher weinen Mütter.
 Sie allein erzittern: Bitter –
 Bitter wird der Waffentanz.
 Gnad' uns Gott in dieser Stunde!
 Tausend Feinde in der Runde!
 Blut wird fließen wie ein Strom ...
 Krieg! ... Für heute keine Sorgen!
 Und für morgen? – Lasst das Morgen! ...
 Leer steht jetzt der Stephansdom.

Aus Weisls Soldatenleben im Ersten Weltkrieg ragen zwei Schlüsselerlebnisse heraus, die für die Festigung seiner jüdischen Identität und für die metaphysische, religiöse Legitimation seines irdischen zionistischen Lebenswerks von entscheidender Bedeutung waren.

Im Winter 1916 war an der galizischen Front unmittelbar neben ihm eine Ladung russischer Granaten explodiert, ohne dass er die geringste Todesangst verspürt hätte. Daraus zog er einen Schluss, »den nichts mehr ändern sollte, was die Zukunft brachte«: »Wichtiger als alles auf dieser Welt ist mir die Befreiung meines jüdischen Volkes; dafür will ich ein Werkzeug werden – dafür leben und, wenn nötig, mein Leben lassen« (LWV 129).

Das zweite Schlüsselerlebnis hatte Weisl an der italienischen Front im friaulischen Spilimbergo, wo er »in einem Palazzo einen schönen, hohen Saal requirierte« und darin mit Hilfe eines katholischen Divisionspfarrers »eine regelrechte Synagoge installierte«. Fortan nahm er hier am täglichen Gebet teil und verschränkte so den »politischen Zionismus« mit dem »geistig-religiösen Judentum«. Zum Dank sei sein Name in das Goldene Buch des Nationalfonds eingetragen worden: »Für die Errichtung einer Synagoge in Spilimbergo« (LWV 200). Seither beruht seine jüdische Identität auf der untrennbaren Einheit von Zionismus und alltäglich gelebter Religion. Konvertierte Juden verachtet er – gemäß der Maxime seines Großvaters, des böhmischen Arztes Wolf Weisl:

»Ein versöhnter Feind, / Ein gelötet Schwert, / Ein getaufter Jud / Sind alle nichts wert« (LWV 147). Umso »schwerer« muss ihn persönlich und die Eltern der »Schlag« getroffen haben, als seine bewunderte und verehrte Schwester Marianne mit dem Wiener evangelischen Theologieprofessor Karl Beth einen Nichtjuden geheiratet und ihm zu Liebe die Taufe in Kauf genommen hatte (LWV 200).

Die Ausrufung der »Republik Deutschösterreich« am 12. November 1918 nahm Wolfgang von Weisl verächtlich zur Kenntnis. Den Demonstrationsmarsch, den die Wiener Arbeiterschaft über die Ringstraße am Parlamentsgebäude vorbei zur Huldigung der neuen Regierung und zum Jubel über den »jämmerlichen« Zusammenbruch des Habsburgerreiches veranstaltete, empfand der zurückgekehrte K.-u.-k.-Offizier als »Ekel« erregende »sinnlose Kundgebung«, die nur noch »durch das Benehmen einer Gruppe von 100 bis 150 deutschnationalen Couleurstudenten« übertroffen wurde, »die – um zu beweisen, dass auch sie gegen die (katholischen) Habsburger seien – mit den Farben ihrer Korporationen über der Offiziersuniform und einer riesigen schwarz-rot-goldenen Fahne aufmarschierten«:

Als sie bis in die Nähe des Parlaments, gerade vor meinen Standort, gekommen waren, überfiel sie eine Rotte von Kommunisten, nicht viel zahlreicher als die Couleurstudenten. Es kam zu einem Handgemenge – und die Herren ließen ihre Fahne in den Händen der Kommunisten, die sie in Stücke rissen und mit Füßen traten. Für meine Ehrbegriffe war diese Feigheit unfassbar: Wenn du schon bewusst provozierend zu solcher Demonstration mit deiner Fahne teilnimmst, dann musst du sie mit deinem Leben verteidigen – musst dich für sie töten lassen, aber nicht sie ... hingeben (LWV 203).

Zur gleichen Zeit beteiligte sich Weisl an der Gründung des »Jüdischen Nationalrats für Österreich« unter dem Wiener Oberrabbiner Zwi Perez Chajes und dem zionistischen Journalisten Robert Stricker und engagierte sich für die Aufstellung einer jüdischen Militärmiliz zum Schutz der jüdischen Stadtviertel und der heimkehrenden jüdischen Soldaten. Die in den nächsten Jahren erfolgte teilweise Verlagerung seiner zionistischen Aktivitäten nach Palästina wurde einerseits durch die Konfrontation mit antisemitischen, deutschnationalen Couleurstudenten (»Juden raus! Juden haben im deutschen Österreich nichts zu suchen! Ihr Saujuden verstinkt die Universität!«, LWV 203) und andererseits durch die persönliche Begegnung mit Wladimir Zeev Jabotinsky im Frühjahr 1921 bestärkt und beschleunigt.

Nach Abschluss des Medizinstudiums am 15. Dezember 1921 absolvierte Weisl zunächst noch ein Praktikum bei dem angesehenen Chirurgen Konrad Büdinger im

Allgemeinen Wiener Krankenhaus. Daneben unternahm er immer wieder einträgliche Geldsammelaktionen für den Jüdischen Nationalfonds – vor allem in der Tschechoslowakei, was vermutlich auch darin begründet war, dass seine Vorfahren sowohl mütterlicher- als auch väterlicherseits aus Böhmen stammten.

Seine literarischen Ambitionen kamen auch in dieser Zeit nicht zu kurz. Er schrieb Gedichte, die jedoch von Robert Stricker, dem Chefredakteur und Mitherausgeber der zionistischen »Wiener Morgenzeitung«, der damals »einzigen deutschsprachigen jüdischen Tageszeitung«²⁷, nicht zum Druck angenommen wurden. Sie bevorzugte Gedichte, etwa von Ernst Toller, dem Münchner Räterepublikaner, einem »jämmerlichen Versefak«, wie Weisl ihn verächtlich aburteilte. Seine »Reisebriefe« hingegen wurden in der »Wiener Morgenzeitung« weiterhin gedruckt – allerdings unter spöttischer Missbilligung seines Vaters: »Warum schreibst du nicht für eine ernste Zeitung, sagen wir: für die ›Neue Freie Presse?« (LWV 249).

Des Vaters geringschätzigste Frage stachelte den Ehrgeiz des Sohnes an und bewirkte eine tiefgreifende Wendung in dessen Lebenslauf. Die »Neue Freie Presse« galt damals – wie Wolfgang hervorhob – ungeachtet »aller Kritik von Karl Kraus [...] *mit Recht* [als] die beste Zeitung Österreichs und wurde von Basel bis Czernowitz und Belgrad von allen Gebildeten (und *daher* von allen Juden) gelesen. Vor dem Zusammenbruch 1938 war sie eine politische Macht in Zentraleuropa« (LWV 249, kursiv: D. G.). Tatsächlich war die »Neue Freie Presse«, insbesondere unter der vierzigjährigen Herausgeberschaft von Moriz Benedikt (1880–1920), dem Todfeind des »Fackelkraus«, zu *der* medialen Institution und *dem* anerkannten Statussymbol des habsburgischen liberalen Besitz- und Bildungsbürgertums par excellence avanciert, so dass es in diesen »besseren«, jüdischen Kreisen geradewegs zum guten Ton gehörte, private Visitenkarten mit der Aufschrift zu zieren: »Abonnent der Neuen Freien Presse«. Kurz entschlossen sprach Weisl bei deren Redaktionssekretär Carl Nowak vor, »dem *einzigsten* Nichtjuden in der Schriftleitung« (LWV 249, kursiv: D. G.), und wurde nach einem Probeartikel²⁸ stante pede als Korrespondent des Ullstein-Nachrichtendienstes engagiert, dem auch die »Neue Freie Presse« angehörte: »Jetzt saß ich im Sattel. Jetzt musste ich nur zeigen, dass ich reiten könne.« Was Weisls Vater mit den ungemindert spöttischen »gefügelteten Worten« quittierte: »Ja, ja, die ›Neue Freie Presse‹ ist auch nicht mehr das, was sie einmal gewesen ist« (LWV 249). Der Sohn aber wollte sich stolz in die Tradition des eleganten, humorvollen und ironischen Feuilletonstils dieser

27 Dieter Hecht: *Die Stimme und Wahrheit der Jüdischen Welt. Jüdisches Pressewesen in Wien 1918–1938*. In: *Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus*. Hg. von Frank Stern und Barbara Eichinger. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2009, S. 101.

28 *Frauenleben in Palästina*. In: NFP, Nr. 21296, 24. Dezember 1923.

Zeitung einreihen, die »unsterbliche Meister« wie Ferdinand Kürnberger und Daniel Spitzer hervorgebracht hat sowie die Zionisten Theodor Herzl und Max Nordau, aber zugegebenermaßen auch »weniger Unsterbliche« wie »die« – mit Weisl väterlicherseits verwandte, von Karl Kraus verabscheute – Alice Schalek und den Zionisten Felix Salten, den der »Fackelkraus« nicht minder verachtete.

Zionistische Anfänge

Ich kann behaupten, dass ich in meinem ganzen Leben
nie etwas anderes gewesen bin als Zionist (LWV 162).

Die erste Bekanntschaft mit der zionistischen Bewegung verdankt der junge Wolfgang von Weisl seinem Vater, dem Militärjuristen Ernst Franz von Weisl, der sich unmittelbar nach Erscheinen von Herzls Programmschrift *Der Judenstaat* (1896) mit den kühnen, utopischen Ideen des drei Jahre jüngeren Verfassers identifizierte und sich mit ihm anfreundete. »Mein Vater«, erinnert sich sein Sohn, »zog aus der neuen Überzeugung sofort Konsequenzen«: »Zum Kummer meiner Mutter wurden Weihnachtsbaum und andere christliche Feste abgeschafft. Freitagabend wurde Kiddusch gemacht und das Tischgebet gesprochen. An den Feiertagen ging man in die Synagoge, Jom Kippur wurde gefastet, die Kinder erhielten einen Hebräisch-Lehrer.«²⁹ Im Gegensatz zu der toleranten Gesinnung, mit der Charlotte von Weisl in ihrer fast 300-jährigen Familiengeschichte das Neben- und Miteinander der Religionen – freilich in unhistorisch harmonisierender Verklärung – schildert, erfolgte nun in der jüngeren Generation unter dem Einfluss des Zionismus eine sich verstärkende Distanzierung vom Christentum, die auch aggressivere Formen annehmen konnte, wie sie Wolfgang von Weisl in seinem antiken Jugenddrama *Der Erlöser* (1919) unverhüllt zur Darstellung brachte. Bezeichnend sind dort die hasserfüllten Angriffe des heroischen, die aufständischen Juden anführenden, messianischen Märtyrers Simon Bar Kochba auf die sogenannten »Judenchristen«, die der hinterhältigen Kollaboration mit den römischen Besatzern bezichtigt werden.³⁰ Im Latrun-Journal erfährt dann die Konfrontation der beiden Religionen eine historische, soziokulturelle Generalisierung, die das harsche moralische Verdikt des Juden über das Christentum durch den Vergleich mit den noch inhumaneren Diktaturen des Nationalsozialismus und des Kommunismus nur in der Größenordnung relativiert:

²⁹ *Skizze zu einer Autobiographie*. In: WvW: *Die Juden in der Armee Österreich-Ungarns* (S. 8, Anm. 4), S. 36.

³⁰ WvW: *Erlöser. Ein ernstes Spiel von letzten Dingen in zwei Teilen*. Wien: Girschner 1919, S. 103 ff.

Das Sanhedrin stellt das Leben des Einzelnen, selbst eines Mörders und einer Ehebrecherin, über die Interessen dessen, was die Christen die »Gemeinde« nennen – nach talmudischem Recht aber kann kein Verbrecher, auch kein Schwerverbrecher, jemals wirklich verurteilt werden. Welch hohe Kultur muss Israel besessen haben, dass mit solcher Gesetzgebung trotzdem die Verbrechen nicht überhandnahmen? Und in welchen Abgrund von Barbarei stürzte die Welt, als das Recht des Talmud und des Sanhedrin verdrängt und ersetzt wurde durch die sogenannte Religion der Liebe und das Recht des Christentums – wo man in England noch vor einem Jahrhundert Menschen wegen des Diebstahls einer Uhr oder eines Schafes aufhängte oder in Amerika wegen des Diebstahls eines Pferdes, von dem antichristlichen und noch barbarischeren Recht der Nationalsozialisten und der Sowjets gar nicht zu sprechen (WL 444).

Im Sommer 1896 war Wolfgang Vater Ernst Franz von Weisl der Wiener Zionistischen Vereinigung beigetreten und wurde zum Vorsitzenden der zionistischen Bezirksorganisation Mariahilf und Neubau ernannt. Mit Theodor Herzl entwickelte sich zunächst eine enge, verheißungsvolle Zusammenarbeit. Doch schon wenige Jahre später begann sich Weisls Vater von Herzl zu distanzieren. Unter dem Eindruck der Pogrome im zaristischen Russland verstärkte Ernst Franz von Weisl sein Engagement für den von dem Berliner Wirtschaftsexperten und »praktischen Zionisten« Davis Trietsch erstmals bereits 1895 vorgelegten Plan, unverzüglich in Zypern – mit stillschweigender Unterstützung Englands – Kolonien, insbesondere für die verfolgten russischen Juden, zu gründen. Auf dem ersten Zionistenkongress in Basel (1897) hatte Trietsch dann in Opposition zu Herzl sein Konzept zu einem »zionistischen Maximalismus« eines »Groß-Palästina« erweitert, das sich über die Halbinsel Sinai bis Zypern ausdehnen sollte. In Anlehnung an Trietsch vertrat Ernst Franz von Weisl das Projekt einer jüdischen »Vorkolonisation« auf Zypern und in Britisch-Ostafrika (Uganda) als »unerlässliche Probe auf die Richtigkeit der *großen Rechnung*, genannt Palästina-Besiedelung«. ³¹ Die Ablehnung dieser Projekte durch Herzl und andere Vereinsobmänner der Wiener Zionistischen Vereinigung veranlasste schließlich Ernst Franz von Weisl, sich »von jeder aktiven zionistischen Vereinstätigkeit zurückzuziehen«. ³² Sein Rückzug war indes auch dem Umstand geschuldet, dass er kein Hebräisch sprach und seinen Beruf aus finanzieller Sorge um die Familie nicht vernachlässigen wollte. »Herzl hat das Vermögen seiner Familie wegen des Zionismus vergeudet«, redete Charlotte von Weisl, Wolfgang

³¹ Ernst Franz von Weisl: *Die ostafrikanische Besiedelungsfrage*. In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 4. September 1903 (kursiv: D. G.).

³² Ebda; vgl. auch Ernst Franz von Weisls Artikel *Erweckung eines Volkes*. In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 10. Februar 1904.

Mutter, ihrem Mann ins Gewissen, »man geht jetzt für seine Kinder Geld sammeln – willst du es auch so machen?« (LWV 128). Auch nach Herzls frühem Tod (3. Juli 1904) trat Ernst Franz von Weisl nicht mehr öffentlich für die Sache des Zionismus in Erscheinung, »blieb aber bis an sein Lebensende Privatzionist«, wie seine Frau Charlotte versicherte (GmF 192).

Wolfgang von Weisls »zionistische Karriere« hatte schon im Gymnasium begonnen: als »Wortführer« seiner gleichgesinnten Klassenkameraden, als »Nationalfondskommissär« für die ganze Schule und als Mitglied der Wiener Mittelschülervereinigung »Zion«. Prägend für seine politische Zukunft waren auch die romantischen Erlebnisse in dem 1913 von der Wiener Zionistischen Vereinigung unter der Führung des Chirurgen Robert Gersuny ins Leben gerufenen Jugendwanderbund »Blau-Weiß«³³, zu dessen stellvertretendem Obmann Gersunys Sohn Otto gewählt wurde.³⁴ Zu den Mitgliedern und Förderern des Wiener »Blau-Weiß« zählten auch Sigmund Freud, Felix Salten, Josef Popper-Lynkeus und der mit Wolfgang von Weisl befreundete Rassenforscher Ignaz Zollschan.³⁵ Auch außerhalb Österreichs fand die Gründung des Wiener Jüdischen Jugendwanderbunds lebhafteste Zustimmung. Max Nordau »begrüßte« in einem Brief aus Paris vom 14. April 1913 den Wiener »Blau-Weiß«, »wünschte ihm viel Wanderfreude« und zog einen weit ausholenden Vergleich mit dem jahrtausendealten Schicksal der Judenheit, das nun in Wien eine hoffnungsfrohe zionistische Umdeutung erfahren habe:

Ist nicht unsere ganze Geschichte in der Zerstreung ein einziges, dauerndes Wandern? – Freilich – dieses Wandern war kein fröhliches Umherziehen in der Natur. [...] Dieses neue Wandern ist ein Sinnbild des neuen Judentums, des lebenskräftigen, lebensfreudigen, das seinen Anteil an der Erde und seinen Platz in der Sonne fordert und bereit ist, die dazu nötigen Anstrengungen zu machen.³⁶

Das Wandern sollte vor allem auch der körperlichen, sportlichen Ertüchtigung der jüdischen Jugend dienen, wie sie Nordau schon 1898 auf dem zweiten Zionistischen

33 Siehe Otto Gersuny: *Der Jüdische Wanderbund »Blau-Weiß« in Wien*. In: Blau-Weiß-Blätter. Monatsschrift für jüdisches Jugendwandern (Berlin) 1 (1913/14), Heft 2 (Mai 1913), S. 3–5.

34 Vgl. Rahel Rosa Neubauer: »HEDAD – AUF GEHT'S!« *Die jüdischen Märchen Irma Singers vor dem Hintergrund des Prager Kulturzionismus*. Diss., Wien 2016, S. 109 ff.

35 Vgl. *Aufruf des Jüdischen Wanderbundes »Blau-Weiß« in Wien. An alle Freunde der jüdischen Jugend*. In: Blau-Weiß-Blätter. Monatsschrift für jüdisches Jugendwandern (Berlin) 1 (1913/14), Heft 3 (Juni 1913), S. 1 f.

36 Max Nordau: *Ein Brief an den Jüdischen Wanderbund »Blau-Weiß«*. In: Blau-Weiß-Blätter (Berlin) 1 (1913/14), Heft 2 (Mai 1913), S. 2 f.

Weltkongress in Basel mit dem Ideal des »Muskeljuden« propagiert hatte – im polemischen Gegensatz zum verächtlichen »Nerven-« oder »Talmudjuden«. ³⁷ Der Nordau'sche »Muskeljude« wurde dann in Palästina von dem Revisionisten Wolfgang von Weisl in Waffenübungen und längeren Fußmärschen in der Umgebung Jerusalems militärisch forciert: als unabdingbare Voraussetzung zur Gründung des Staates Israel.

Im September 1913 nahm der siebzehnjährige Gymnasiast Wolfgang von Weisl als Delegierter des »Wiener Handelsblatts« am 11. Zionistenkongress in Wien teil. Zentrales Thema war – neben der Gründung einer Hebräischen Universität in Jerusalem (siehe S. 45 f., LWV 282) – die Organisation und Finanzierung der jüdischen Kolonisation Palästinas. Wolffangs Vater war seit 1898 Präsident der »Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft« ³⁸ und Herausgeber deren »offiziellen Organs«, der »Kolonial-Zeitung«, einer vielgelesenen Beilage des »Wiener Handelsblatts«. Die Kolonisationsprojekte seines Vaters aufgreifend, publizierte der junge Weisl in der »Kolonial-Zeitung« seinen ersten Presseartikel ³⁹, der die Ergebnisse des 11. Zionistenkongresses mit erstaunlichen politischen, ökonomischen und kulturellen Detailkenntnissen kommentierte. Der mit präzisen Daten belegte wirtschaftliche Aufschwung Palästinas im vorangegangenen Jahrzehnt biete den jüdischen Kolonisten »ähnliche Vorteile« wie einst »der jungfräuliche Boden Amerikas«. Daraus ergäben sich aussichtsreiche Chancen für den Zionismus, freilich nicht für den »national-konfessionellen«, sondern den »politischen und ökonomischen«. Als »Landbewohner, Handels- oder Gewerbeleute« kämen »zunächst Juden aus Polen, Galizien samt Bukowina und Russisch-Polen, aus Rumänien und der Slowakei« in Betracht. Sie sprächen »insgesamt ein und denselben Jargon, der mit jedem Deutschen die Verständigung« ermögliche. Aufgrund dieser Vorteile müsse sich die K.-u.-k.-Monarchie noch stärker als bisher an den zionistischen Siedlungsprojekten beteiligen. Nichts konnte die habsburgtreue Gesinnung der österreichischen Judenheit besser zum Ausdruck bringen als die erklärende und harmonisierende Argumentation des frühreifen Gymnasiasten: »Da die Juden unter dem habsburgischen Zepter die bestbehandelten sind, so bestehe auch bei den außerhalb Österreich-Ungarns lebenden Juden die größte Verehrung für unsere Dynastie und Anhänglichkeit an die Völker unserer Monarchie.« Eine unverzichtbare Grundlage für die zionistischen Kolonisationspläne bilde, schlussfolgert Weisl, »eine

37 Vgl. Hanna Engelmeier: *Der Mensch, der Affe. Anthropologie und Darwin-Rezeption in Deutschland 1850–1900*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2016, S. 280.

38 Vgl. Simon Loidl: »Europa ist zu enge geworden.« *Kolonialpropaganda in Österreich-Ungarn 1885 bis 1918*. Wien: Promedia 2017.

39 *Österreichs Interessen in Syrien und Palästina*. In: *Kolonialzeitung*. Offizielles Organ der Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft (Wien) 10 (1913), Nr. 18 (15. September).

gute österreichische Orientpolitik« mit der »Stärkung der Türkei, die sich als Freundin der Juden bewährt hat«:

Das mag auch der Grund sein, weshalb der in Wien tagende Zionistenkongreß von den führenden Wiener Journalen aller Parteien, insoweit er sich mit der kolonisatorischen und kulturellen Arbeit befaßte, günstig beurteilt wurde, welchem Urteil auch die österreichische Handelswelt beitreten kann.⁴⁰

Vier Jahre später, mitten im Weltkrieg, veröffentlichte der zum Leutnant der K.-u.-k.-Armee beförderte Wolfgang von Weisl in der Wiener »Kolonial-Zeitung« vom 27. Februar 1917 einen weiteren Artikel⁴¹, in dem er nach einem globalen Friedensschluss eine massive Auswanderung wehrfähiger österreichischer Juden in bestimmte – der Monarchie feindlich gesinnte – Länder, vor allem nach Amerika, befürchtete, was eine gefährliche Schwächung der K.-u.-k.-Armee bedeuten würde. Um diese zu vermeiden, forderte Weisl eine Umleitung der jüdischen Emigration aus der Monarchie in ein alliiertes Land,

das auch auf dem Landweg von uns aus zu erreichen, das groß genug und genug dünn besiedelt ist, um auch großen Mengen von Einwanderern Raum zu gewähren, das Entwicklungsmöglichkeiten hat wie kaum ein zweites Reich und das dabei unser Verbündeter ist und bleiben wird: *nach den asiatischen Gebieten des Ottomanischen Reiches.*

Die Niederlage der Türkei und der mit ihr verbündeten Mittelmächte im Ersten Weltkrieg durchkreuzte freilich diese phantastischen Pläne.

Im Jahre 1919 trat Wolfgang von Weisl als Student der Medizin in die Wiener zionistische Couleurverbindung »Unitas« ein, der er auch nach seiner Promotion im Dezember 1921 die Treue hielt. Ende 1923 erwirkte er mit seinem Bundesbruder »Puttel« Rauchwerger – sehr zum Ärgernis einiger »alter Herren« der »Unitas«, die mit ihrem Austritt drohten – eine Änderung der Vereinsstatuten, als deren Ziel nun nicht mehr bloß die Schaffung einer »jüdischen Heimstätte«, sondern eines »jüdischen Staates in Palästina« gefordert wurde (LWV 247, kursiv: D. G.). Der kühne Beschluss war dem Programm Wladimir Zeev Jabotinskys verpflichtet, mit dem Weisl in seiner Funktion als Generalsekretär des Österreichischen Jüdischen Nationalfonds schon seit 1919/20 korrespondiert hatte. 1924 wurde Jabotinsky als »Ehrenbursch« in die »Unitas« auf-

⁴⁰ Ebda.

⁴¹ *Unsere Auswanderung und die Wehrmacht.* In: Kolonialzeitung (Wien) 14 (1917), Nr. 1/2 (27. Februar).

genommen, der »dritte nach Herzl und Nordau«. Die »Unitas« blieb fortan »Kerntrupp des (späteren) Revisionismus in Wien« (LWV 249). Weisl maß diesem Ereignis in der Geschichte nicht nur des österreichischen, sondern auch des internationalen Revisionismus eine herausragende, geradezu epochale Bedeutung bei:

Damit war die erste Studenten-Organisation Europas formell auf Seite Jabotinskys getreten, der damals nicht einmal Mitglied der Zionistischen Weltorganisation mehr war. Es war, zeitlich betrachtet, nicht nur in Österreich, sondern in der ganzen Welt die erste Organisation von Erwachsenen, die sich in Opposition zum offiziellen Zionismus der Weizmann-Richtung zu stellen wagte und die das Banner des Herzl'schen Zionismus – das Programm des Judenstaates – wieder entrollte. Es war dies eineinhalb Jahre vor der Gründung der »Revisionistischen Union«, die im April 1925 in Paris erfolgte.⁴²

Die Pionierleistung der »schlagenden« »Unitas« war mit ein Grund, dass Jabotinsky mehrere Kongresse der revisionistischen Weltunion in Wien abhielt, wo schließlich auch ein Jahrzehnt später, am 7. September 1935, unter tatkräftiger Mitwirkung Wolfgang von Weisls die radikale nationalstaatliche »Neue Zionistische Organisation« gegründet wurde.⁴³

Ankunft in Palästina

Was immer ich von jetzt an hier tun werde, nichts wird je gleichgültig sein! Alles, auch das Geringste, wird auf das Geschick des Landes einwirken – zum Guten oder zum Schlechten. Das ist es, was unter Heiligkeit dieser Erde verstanden wird (LWV 228).

Mit seiner ersten Palästina-reise Mitte 1922 begann ein neuer, entscheidender Lebensabschnitt Wolfgang von Weisls. Um sich ein authentisches Bild von den dortigen Verhältnissen zu verschaffen, besuchte er in Jerusalem spontan eine Reihe bedeutender politischer, kultureller, wissenschaftlicher und religiöser Führungspersonlichkeiten: die Schriftsteller und Gelehrten Hugo Bergmann, Elieser Ben-Jehuda und Nathan Bis-

42 WvW: *Revisionismus in Österreich*, 1963 verfasstes, noch unveröffentlichtes Typoskript, das im Folgenden mit der Sigle RÖ nach der digitalisierten Fassung im Grazer Weisl-Archiv zitiert wird (hier S. 9). Diese Arbeit ist die bisher umfangreichste Darstellung des österreichischen innerhalb des internationalen revisionistischen Zionismus.

43 Schon vier Jahre zuvor hatte Weisl die dringende organisatorische Erneuerung der zionistischen Bewegung in einer siebenteiligen Artikelserie unter dem Titel *The Renewed Zionism* gefordert, die im April 1931 in der von ihm mitherausgegebenen und mitfinanzierten revisionistischen Zeitung »Ha-'Am« erschienen war (siehe dazu ausführlich Dan Tamir: *Hebrew Fascism in Palestine*, Anm. 67, S. 87 ff.).

tritzky, den für den jüdischen Landerwerb verantwortlichen Agrarexperten Yosef Weitz, den Arzt Mosche Wallach, der 1902 das Allgemeine Jüdische Krankenhaus »Schaare Zedek« gegründet hatte, den Direktor der lokalen English-Palestine-Bank Elieser Dan Slonim, der wenige Jahre später, 1929, beim Massaker von Hebron zusammen mit seiner Familie und 22 anderen Juden ermordet wurde, ferner Menachem Ussishkin, den Vorsitzenden des Jüdischen Nationalfonds, Abraham Isaac Kuk (Kook), den aschkenasischen Großrabbiner von Palästina, einen der geistigen Väter des modernen religiösen Zionismus, für Weisl eine »überragende Persönlichkeit: Kabbalist, Mystiker, aber, vor allem, von tiefer Liebe zu jedem Juden beseelt, der am Aufbau des Heiligen Landes teilnahm«, von sozial-humaner Empathie sogar für die »Chaluzim«, die Pioniere der neuen Siedlungen, die »nicht nur areligiös, sondern nicht selten antireligiös nach russischem Muster« waren.⁴⁴ Auch den Kontrahenten Kuks besuchte Weisl, den ultraorthodoxen, antizionistischen, auf politischen Ausgleich mit den Arabern bedachten, gleichwohl – aus der Sicht Weisls – nicht minder »ehrwürdigen«⁴⁵ Großrabbiner Joseph Chaim Sonnenfeld, dem sich der von Weisl verabscheute, 1919 aus Holland eingewanderte Jurist und Schriftsteller Jacob Israël de Haan angeschlossen hatte. Zwei Jahre später, 1924, wurde dieser im Auftrag der Hagana erschossen.⁴⁶ Auch Zionisten aus Österreich lernte Weisl kennen; der erste, dem er begegnete, war der schon erwähnte Tiroler »Blau-Weiße« Max Schwarz (LWV 233).

Während seines mehrmonatigen ersten Aufenthalts in Palästina betätigte sich Weisl auf verschiedensten Gebieten. Für die »Wiener Morgenzeitung« verfasste er eine längere Artikelserie *Quer durch Palästina. Auf den Böden des jüdischen Nationalfonds*, im Spital »Schaare Zedek« übernahm er die Buchhaltung, er wirkte als Maurer im Jerusalemer Vorort Talpiot, als Landarbeiter auf Äckern und schuftete in Bananenplantagen, in denen er sich »die ersten Schwielen« holte (LWV 231). Zur Erholung und Entspannung erteilte er amerikanischen Touristinnen Französischunterricht. Seine neue nationale Identität beglaubigte er bald durch die Aufgabe der österreichischen und die Annahme der palästinensischen Staatsbürgerschaft unter britischer Mandatshoheit:

Mein Zertifikat und mein palästinensischer Reisepass trugen die stolze Nummer A 15 und bezeugen, dass ich (in Jerusalem) der 15. Jude gewesen war, der von dieser »Hitesrachuth« (»Einbürgerung«) Gebrauch gemacht hat. Fügen wir hinzu, dass, erstens, dieser britische Pass nur

44 WvW: *Theologie des Zionismus und Antizionismus*. In: Emuna. Horizonte zur Diskussion über Israel und das Judentum (Frankfurt/M.) 8 (1973), S. 175.

45 Ebda, S. 177.

46 Siehe das Kapitel *Die Ermordung de Haans*. In: WvW: *Der Kampf um das Heilige Land. Palästina von heute*. Berlin: Ullstein 1925, S. 196–206.

Nachteile mit sich brachte: »Zuhälterpass« nannten ihn die deutschen Juden, weil man beim Vorzeigen gern das »Great Britain« an seiner oberen Hälfte sehen ließ, das untenstehende »Palestine« aber »zuhielt« (LWV 235).

Mit dem Wechsel der Staatsbürgerschaft schwand auch das Interesse des Memoirenschreibers an der österreichischen Innenpolitik.⁴⁷ Das letzte öffentliche Ereignis der Ersten Republik, das er in seinen Memoiren erzählt, betrifft die im Dezember 1924 von der christlich-sozialen Regierung unter dem »ehrenwerten« katholischen Prälaten Dr. Ignaz Seipel⁴⁸ als Kanzler durchgeführte und einen wirtschaftlichen Umschwung einleitende Währungsreform mit der Umstellung der Krone auf den Schilling (LWV 250). Während Weisl die »linken« (marxistischen) Sozialdemokraten prinzipiell, aus ideologischen und ökonomischen Gründen, dezidiert ablehnte⁴⁹, sympathisierte er durchweg mit den »rechten« Christlich-Sozialen. Diese anti-sozialistische Tendenz kennzeichnet ganz allgemein das Programm des Revisionismus.

Erst der Einmarsch Hitlers in Wien am 12. März 1938, der das Ende der Ersten Republik Österreich besiegelte, brachte dem Memoirenschreiber seine verlorene Heimat wieder in Erinnerung (LWV 384 f.).

Zur Zweiten Republik Österreich gibt es in Weisls Autobiographie nur mehr eine einzige, abfällige, Bemerkung. Sie betrifft die »Milliarden«, die von der österreichi-

47 Dies gilt freilich nicht für seine Arbeit über den Revisionismus in Österreich (RÖ, Anm. 42).

48 WvWs Wertschätzung für Seipel betraf vor allem dessen »vortreffliche« Kenntnisse »über jüdische und zionistische Angelegenheiten« und die »Sympathie für die revisionistische Ideologie«: Auf Seipels »ausdrücklichen Wunsch« führte WvW 1928 »Jabotinsky beim Bundeskanzler ein; Zweck des Besuches war, auf dem Umweg über den Prälaten Seipel, der beim Vatikan großes Ansehen genoss, die römische Kurie über die Ansichten Jabotinskys und der revisionistischen Partei betreffs der Heiligen Stätten zu informieren. Die Unterredung dauerte mehr als eine Stunde, und Jabotinsky bezauberte den Prälaten. Seipel brachte die Rede von Anfang an auf die Gegnerschaft der Revisionisten zu den sozialistischen Kolonisationsmethoden der Zionistischen Exekutive. Jabotinsky, ritterlich wie seine Art war, verteidigte die Anhänger der Kibbuz-Kwutzoth-Methoden, indem er deren Begründungen wiederholte, obwohl er selbst deren Richtigkeit bekanntlich bestritt. Aber vor den Nichtjuden nahm er ihre Partei. Seipel unterbrach ihn lächelnd: »Herr Jabotinsky, sagte er, die katholische Kirche kennt Kibbutzim und Kwutzoth seit 1500 Jahren; das sind unsere Klöster. Der Unterschied ist nur, dass man bei uns arbeitet und betet, und bei euch betet man nicht. Und unsere Kirche war klug genug, zu verstehen, dass solche sozialistischen Kommunen nur im Rahmen einer kapitalistischen Welt bestehen können, die ihre Defizite deckt, und bei euch glaubt man, dass sie ohne die Rückendeckung der Kapitalisten einmal existieren werden können. Was nach unserer Erfahrung ausgeschlossen ist.« (RÖ, Anm. 42, S. 14).

49 Vgl. jedoch die wenig glaubwürdige Behauptung Meir Marcell Faerbers (*Österreichische Juden. Historische Streiflichter*. Klagenfurt: Alekto 1996, S. 97), Weisl sei nach dem Ersten Weltkrieg kurzfristig »Mitglied der österreichischen sozialdemokratischen Partei« gewesen.

schen Bundesregierung unter Bruno Kreisky für den Bau des Wiener UNO-Zentrums »verpufft« worden seien (LWV 148). Kreisky, ein aus einer wohlhabenden assimilierten Wiener jüdischen Familie stammender, eine gleichberechtigte Koexistenz von Juden und Palästinensern befürwortender Sozialdemokrat, war nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem schwedischen Exil nach Wien zurückgekehrt und amtierte von 1970 bis 1983 als österreichischer Regierungschef. Die Aversion gegen Kreisky teilte der »rechtszionistische« Wolfgang von Weisl mit seiner »linkszionistischen« Altersgenossin Golda Meir (1898–1978), die von 1969 bis 1974 die israelischen Regierungsgeschäfte führte.

Ab Mai 1924 verbrachte Wolfgang von Weisl, der in der Zwischenzeit kurzfristig der Misrachi, einer religiös-nationalen Fraktion der Zionisten, beigetreten war⁵⁰, seinen zweiten mehrmonatigen Aufenthalt in Palästina. Neben seiner journalistischen Tätigkeit übernahm er eine Arztordination in Arye Behams Pasteur-Institut. Wieder begegnete er einer Reihe bedeutender politischer Persönlichkeiten: Avraham Herzfeld, dem Mitbegründer der Arbeiterbewegung Histadrut und Leiter der jüdischen Siedlungspolitik, Judah Leon Magnes, einem aus Amerika eingewanderten pazifistischen Rabbiner des Reformjudentums und Mitbegründer der Hebräischen Universität Jerusalem, der einen binationalen, jüdisch-arabischen Staat in Palästina mit gleichen Rechten für alle Bürger befürwortete, Gerschon Agron, dem Gründer und Herausgeber der »Palestine Post« und späteren Bürgermeister Jerusalems. Eine kurzfristige militärische Zusammenarbeit ergab sich über Vermittlung von Israel und Manja Schochat mit der Arbeiterlegion Gdud HaAvoda, für die Weisl gemeinsam mit Otto Hahn, seinem Bundesbruder in der Wiener »Unitas«, in Tel Yosef den »ersten Offizierskurs der Hagana« abhielt (LWV 262). Weisl lehrte Gefechtstaktik nach dem Exerzierreglement der K.-u.-k.-Armee. Außerdem organisierte er regelmäßige Judokurse und leitete 30 bis 35 km lange Terrainmärsche in die Umgebung Jerusalems.

Im Herbst 1924 wurde Weisl vom Ullstein-Nachrichtendienst überraschend nach Berlin zurückberufen. Er beendete seine Zusammenarbeit mit der Gdud HaAvoda und verabschiedete sich von den Schochats: »Die politischen Möglichkeiten meines neuen Berufs waren unvergleichlich anziehender als meine höchst beschränkte Tätigkeit eines militärischen Instructors« (LWV 266). Sein Abschied dürfte auch durch die sich schon damals abzeichnende kommunistische, eher nach Russland als nach Palästina orientierte Radikalisierung innerhalb der Gdud bestärkt worden sein. Dass er den Kommunismus prinzipiell – besonders für das jüdische Volk – ablehnte, hatte Weisl ja schon unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg in seiner Auseinandersetzung mit der

⁵⁰ Vgl. ebda.

Wiener Poale Zion unter Beweis gestellt: Da *alle* Juden, ob Arbeiter oder Bürger, »von der Gnade nichtjüdischer Machthaber abhängig« seien, müssten sie auch alle »eine gemeinsame Front bilden – im Golus und noch mehr in Palästina« (LWV 206). Diesen Standpunkt, den Weisl zeitlebens beibehielt, vertrat er – wie noch zu zeigen sein wird – besonders augenfällig während der Inhaftierung im britischen Militärlager Latrun, wo Vertreter aller zionistischen Richtungen des »linken« und »rechten« Spektrums versammelt waren. Weisl lehnte prinzipiell innerjüdisch-rivalisierende oder gar einander bekämpfende Parteien ab, da sie seiner Meinung nach den Zusammenhalt des Jischuw gefährden würden. Als einzig erfolgversprechende Partei schwebte ihm eine national-jüdische Einheitsbewegung vor, was ihm den problematischen Vorwurf faschistischer Gesinnung eintrug (vgl. unten, S. 51 ff.).

Mit großer Enttäuschung musste Wolfgang von Weisl zur Kenntnis genommen haben, dass Israel Schochat schon im Mai 1925 höchstpersönlich mit einer Delegation der Gdud zu Geheimverhandlungen nach Moskau gereist war, um die sowjetische Komintern als Partner im revolutionären »Klassenkampf gegen die kapitalistische Ordnung« zu gewinnen und damit die »inneren Grundlagen einer kommunistischen Gesellschaft für den Aufbau eines jüdischen werktätigen Zentrums in Palästina« zu schaffen.⁵¹ Die Komintern lehnte jedoch eine solch abenteuerliche, jeglicher realpolitischen Grundlage entbehrende Kooperation ab. Chefideologe der jüdischen Delegation war Menachem Elkind, der drei Jahre später, im Mai 1928, mit Zustimmung der sowjetischen Behörden auf der Krim gemeinsam mit rund hundert Genossen aus Palästina die jüdische Kommune »Vojo Nova« (Esperanto: »Neues Leben«) gründete. Weisl widmete diesem Ereignis im Zentrum seiner Autobiographie eine längere Passage:

Ich gehörte von Anfang an zu den erbitterten Gegnern des Krim-Projekts. Gemeinsam mit Dr. Jacob Weinsall griff ich es in Massenversammlungen an – wirkliche Massen, wie ich betonen möchte. Die größten Kinosäle jener Zeit, mit etlichen Hundert Plätzen, waren stets überfüllt. Ich denunzierte das Krim-Projekt als schäbigen Versuch, Geld jüdischer Philanthropen von Palästina ab- und in ihre damals sehr leeren Kassen hinüberzuziehen (LWV 267).

Tatsächlich scheiterte das Projekt, dessen Leitung Elkind nur bis Anfang 1931 innehatte, auf tragische Weise. 1934 verließ er die Kommune, die – der antisowjetischen Ketzerei beschuldigt – während des stalinistischen »Großen Terrors« (1936–1938) liquidiert wurde. Elkind wurde im Dezember 1937 in Leningrad von den Sowjets ver-

⁵¹ Zit. nach Götz Hillig: *Menachem Elkind, die linkszionistische Organisation Gdud Avoda und die Komintern. Drei Dokumente aus den Jahren 1926/27*. In: Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung (Berlin) 2007, S. 357–376.

haftet, der Kollaboration mit dem englischen Nachrichtendienst beschuldigt, zum Tode verurteilt und erschossen. Weisl zog aus dem Projekt ein verheerendes Fazit:

nicht nur durch den Verlust etlicher Hundert prachtvoller Idealisten, deren Einfluss auf den Jischuw weitaus größer war, als es ihrer Zahl entsprach. Amerikanische Millionäre schenkten den Russen Riesensummen – in Jerusalem sprach man von 25 Millionen Dollar, 5 Millionen Goldpfund, für jüdische Kolonisation in der Ukraine und der Krim, und der »Joint« 15 Millionen Dollar: Was hätten wir mit diesen Riesensummen in Palästina ausrichten können! Sie entsprach damals etwa 15 Jahren Einkünften aller Fonds zusammen. Hunderttausende Juden aus Europa wären wohl gerettet worden, wenn die Sowjets nicht damals (und später mit dem noch größeren Bluff der »jüdischen Republik Birobidschan«) soviel jüdisches Geld und Interesse von Palästina abgelenkt hätten (LWV 267).

In dem hier genannten Birobidschan, einer Verwaltungsregion zwischen den Amur-Zuflüssen Bira und Bidschan an der russisch-chinesischen Grenze, hatte Stalin auf einer Bodenfläche, doppelt so groß wie Palästina, für die verfolgten europäischen Juden eine autonome Zufluchtstätte errichten lassen, die jedoch – 8000 Kilometer von Moskau entfernt – eher einem Verbannungslager des Gulag glich. Im Zweiten Weltkrieg waren nur etwa 15.000 jüdische Flüchtlinge, davon keine aus Nazideutschland, sondern lediglich aus dem europäischen Teil der Sowjetunion nach Birobidschan evakuiert worden.

Am 1. April 1925 durfte Weisl als Ullstein-Berichterstatter die feierliche Eröffnung der sieben Jahre zuvor, am 24. Juli 1918, gegründeten Hebräischen Universität Jerusalem miterleben⁵², »der ersten westlichen Universität in einem orientalischen Land mit einer orientalischen Unterrichtssprache« (LWV 283). Unter den ca. 4000 Festgästen befand sich – von Weisl namentlich genannt – Professor Chaim Weizmann, dessen im September 1913 auf dem 11. Zionistenkongress in Wien gehaltenes, von den Delegierten beifällig aufgenommenes Referat über die notwendige Gründung einer Hebräischen Universität in Jerusalem auch der junge, 17-jährige Gymnasiast Weisl persönlich gehört hatte (vgl. S. 38). Von den anderen Ehrengästen bei der Eröffnung der Hebräischen Universität erwähnt Weisl den vormaligen britischen Premierminister Lord Arthur James Balfour, Feldmarschall Lord Edmund Allenby, High Commissioner Sir Herbert Samuel, den Jerusalemer Großrabbiner Abraham Kuk, den Genfer Professor für Natio-

⁵² Vgl. WvW: *Die Eröffnung der Hebräischen Universität in Jerusalem*. In: NFP, Nr. 21750, 2. April 1925; *Ein Festtag für das neue Palästina*. In: NFP, Nr. 21751, 2. April 1925; ferner das Kapitel in *Der Kampf um das Heilige Land* (Anm. 46), S. 248–260.

nalökonomie William Rappard, den Schriftsteller André Gide aus Paris und den schottischen Botaniker und Städtebauer Patrick Geddes, der – beauftragt von Weizmann – ein architektonisches Grundkonzept der Universität entworfen hatte, das jedoch aus Kostengründen nicht realisiert werden konnte.

Kuk und Balfour hinterließen bei Weisl den tiefsten Eindruck. Aus Balfours Eröffnungsrede zitiert er die fröhlich beschwingten und hoffnungsvollen, aber illusionären Sätze: »Alle Männer der Wissenschaft bilden eine Familie. Hass kann nur durch Wissen überwunden werden. Diese Universität wird Hebräisch sein, aber dem Wohl der Araber ebenso dienen wie dem Wohl der ganzen Menschheit. Im Vertrauen darauf erkläre ich die Universität für eröffnet.« Und als Kuk seine weithin schallende Stimme erhob, war Weisl zu Tränen gerührt: »Kommen wird der Erlöser für Israel⁵³ – dies ist der Tag, den Gott gemacht hat; lasst uns an ihm jubeln und uns freuen« (LWV 283). Einen Seitenhieb auf die christlich-arabische Kollaboration konnte sich Weisl freilich auch bei dieser Gelegenheit nicht mit dem Hinweis verkneifen, dass noch zwei Jahre zuvor, 1923, das lateinische Patriarchat durch die angekündigte Gründung einer »arabischen Universität« in Jerusalem den Juden den Vorrang hatte streitig machen wollen, was der Wiener Weisl mit der schadenfrohen, herablassenden Dialektphrase quittierte: »Schön wär's scho, aber spüln tut man's net«, mit Schadenfreude den bissigen Kommentar hinzufügend: »Trotz aller Geldmittel der katholischen Kirche, trotz der Anwesenheit einer Reihe erstklassiger katholischer Gelehrter (vor allem Archäologen) waren die Araber Palästinas nicht fähig, eine Universität zu beschicken« (LWV 282).⁵⁴

Die Rede Weizmanns zu diesem festlichen Anlass empfand Weisl als »uninteressant«, »nicht begeistert und nicht begeisternd« (LWV 285). Das Verdikt erklärt sich indes vor allem aus den grundlegenden Auffassungsunterschieden der beiden Zionisten hinsichtlich der jüdischen Einwanderungspolitik. Wenige Tage nach der Eröffnung der Universität hatte Weisl einige Unterredungen mit dem 22 Jahre älteren Weizmann, die ihn wegen dessen zögerlicher Haltung in dieser Frage »schwer enttäuschten«. Wie aus einem fünf Monate später, am 28. September 1925 (Jom Kippur), mit dem britischen Gouverneur Ronald Storrs anlässlich der arabisch-jüdischen Zusammenstöße vor der Klagemauer geführten Gespräch hervorgeht, brachte der urbane, in der habsburgischen Weltmetropole Wien geborene Weisl die vermeintlich kleinmütige, defensive »Kombination von Pazifismus und Sozialismus« in der Politik Weizmanns auch mit

53 Vgl. *Theologie des Zionismus und Antizionismus* (Anm. 44), S. 175, wo Weisl den Großrabbiner Kuk auch deswegen besonders rühmt, weil dieser »in allen Bekanntmachungen die Jetztzeit als »atchalta degeula«, als »Anfang der Erlösung« bezeichnet.

54 Erst fünf Jahrzehnte später, ein Jahr nach Weisls Tod, 1975, konnte in Bir Zait nördlich von Ramallah im Westjordanland die erste palästinensisch-arabische Universität eröffnet werden.

dessen provinzieller Herkunft aus einem unbekanntem »weißrussischen Städtchen bei Pinsk« namens Motal in Zusammenhang (LWV 314). Nur in einem einzigen Punkt fand Weizmann die uneingeschränkte Zustimmung Weisls (wie auch jene Jabotinskys), dass Palästina »so jüdisch« werden müsse »wie England englisch«. ⁵⁵ »Auch für mich«, so Weisl, »war dies und *nur* dies ein Ziel, wert, dafür zu leben und wenn nötig«, ergänzte er – über Weizmann »hinausschießend« –, »dafür zu sterben oder auch, wenn nötig, dafür zu töten« (LWV 245 f.).

Antizionistische Agudisten, mit denen sich Weisl in seinem späten, noch kurz vor seinem Tode in der »Emuna«, der wichtigsten deutschen Zeitschrift für eine christlich-jüdische Verständigung, erschienenen Beitrag *Theologie des Zionismus und Antizionismus* (1973) ausführlich und überaus kritisch auseinandersetzte, hatten solche Postulate jedoch vehement zurückgewiesen. Als abschreckendste Verkörperung des orthodoxen religiösen Antizionismus zitiert Weisl den »großen Führer der deutschen Agudisten« Isaac Breuer (1883–1946) aus dessen Schrift *Der neue Kusari* (1934), einem pädagogischen, zum friedlichen jüdisch-arabischen Zusammenleben in Palästina aufrufenden Dialog zwischen einem Vater und seinem Sohn. Es handelt sich um die »herzerreißende« Reaktion des Vaters auf die Worte »aus dem Munde sogenannter jüdischer Führer«, »die das lächerlichste Nachplärren jener chauvinistischen Redensarten bedeuten, die die bisherige Gewaltgeschichte der Völker nur allzu sehr erfüllt haben«:

Palästina muß so jüdisch werden, wie England englisch ist? Kennst Du, erkennst Du nicht die Melodie? Hörst Du nicht das Säbelrasseln, den Gleichschritt der Regimenter? Dröhnend zieht Juda in die Geschichte der Völker ein [...] – und zweitausendjähriges Martyrium [...] war nichts als ein böser Traum. [...]. Nicht, wie England englisch ist, hätten wir Palästina jüdisch zu machen, vielmehr [...] statt des uns angebotenen, auf Macht gestützten geschichtlichen Nationalheims, ein auf Gott gestütztes meta-geschichtliches Thora-Heim in Palästina zu errichten, als Völkervolk: von Anfang an weit die Macht von uns weisend, die Hand des Friedens, der Freundschaft, der freiwilligen Selbstbescheidung der arabischen Nation entgegenstreckend [...]. Und wäre dann – wer weiß es? – selbst diese Hand von der arabischen Nation nicht angenommen worden, hätte – wer weiß es – arabischer Chauvinismus, trotz dieser Hand, jüdisches Blut vergossen: das Volk der Thora hätte der Welt gezeigt, daß es auch heute noch für die Thora – und nur für die Thora – zu leiden und zu sterben weiß, statt daß nun teures, jüdisches Blut für den törichten Chauvinismus – jüdischer Irrgänger fließen mußte. ⁵⁶

⁵⁵ Zitat Weizmanns auf der Pariser Friedenskonferenz (1919/20).

⁵⁶ Isaac Breuer: *Der neue Kusari. Ein Weg zum Judentum*. Frankfurt/M.: Rabbiner-Hirsch-Gesellschaft 1934, S. 164. – Kusari: nach *Al-Chazari* (arab. »Buch des Beweises und Argumentes zur Verteidigung des geringgeschätzten Glaubens«), einer 1140 von dem berühmten sephardischen Dichter und

Mit ungläubigem Entsetzen widersprach Wolfgang von Weisl zu Recht solch religiösem, naivem und weltabgeschiedenem Friedensangebot mit dem greifbar aktuellen politischen Argument: »Diese Gedanken erschienen in Deutschland im Druck anno 1934, im zweiten Jahr Hitlers.«⁵⁷

Wladimir Zeev Jabotinsky

Der größte Jude (und der größte Redner) seiner Zeit [...]. Jabotinsky war klein, gedrungen, mit einem massiven Schädel und einem an einen Bulldog erinnernden Unterkiefer. Er war alles andere als schön – aber er machte den Eindruck einer gewaltigen Entschlossenheit. Er war ein »Mann« (LWV 124, 217f.).

Mit dem 16 Jahre älteren Wladimir Zeev Jabotinsky, der 1920 nach Entlassung aus dreimonatiger englischer Haft in die Exekutive der Zionistischen Weltorganisation (WZO) eingetreten war, stimmte Wolfgang von Weisl von Anfang an vor allem darin überein, dass die Errichtung eines jüdischen Nationalstaats in *ungeteilten* Palästina nur mit militärischer Waffengewalt realisiert werden könne. Bereits 1921 hatte Weisl als Sekretär und Emissär des »Keren Kajemet LeJisrael« (Nationalfonds für Bodenkauf in Palästina) mit Zustimmung Jabotinskys an den »Keren Hayesod« (Gründungs-Staatsfonds) zur Bewaffung der Hagana 21 Maschinengewehre mit über 200.000 Schuss Munition verkauft.⁵⁸

Am 25. April 1925 gründete Jabotinsky im Pariser Café du Panthéon die Weltunion der »Revisionistischen Zionisten«, mit deren »unglücklichem Namen« sich Weisl niemals anzufreunden vermochte, da er in ihm problematische Assoziationen mit »zwei Bewegungen weckte, die in schlechtem Geruch standen«: nicht nur mit den ungarischen Nationalisten, welche die »Revision« ihrer Staatsgrenzen nach dem Stand vor 1918 forderten, sondern auch mit dem – von orthodoxen Marxisten als »ketzerisch verschrien« – »Revisionismus« der deutschen Sozialdemokratie, die »statt einer Revolution eine *Revision* der sozialen Gesetzgebung« verlangt hatte, um so »den Übergang zur Herrschaft der arbeitenden Massen herbeizuführen«, »während die zionistischen

Philosophen Jehuda ben Samuel ha-Levi (ca. 1075–1141) verfassten, gegen die Feinde der Juden gerichteten Apologie der jüdischen Religion.

57 *Theologie des Zionismus und Antizionismus* (Anm. 44), S. 175.

58 Weisls ursprüngliches, viel umfangreicheres Geschäft, das er Jabotinsky unterbreitet hatte, enthielt »die komplette Ausrüstung für ein Armeekorps, bestehend aus 16.000 Gewehren, 72 Artilleriegeschützen, Munition etc. um den lächerlichen Kaufpreis von 60.000 Pfund Sterling« (RÖ, Anm. 42, S. 4 f.). Mit dieser Fracht sollten – nach Weisls Vorschlag – 30.000 Pioniere nach Palästina geschickt werden, was von Jabotinsky als »irreal« abgelehnt wurde (vgl. auch Faerber, Anm. 49, S. 97).

Revisionisten – ganz im Gegenteil! – die Prophezeiung Herzls wiederholten, dass die Entwicklung des Antisemitismus in Europa notgedrungen und zwangsläufig zu einer furchtbaren Katastrophe führen müsse«. Unter diesem Aspekt vertrat Jabotinsky ein Programm, das Weisl – in Anspielung auf Theodor Herzls utopischen Roman *Altneuland* (1902) – als ein »alt-neues« bezeichnete, dessen »logisches Endziel« »die Schaffung einer jüdischen Mehrheit in Palästina« als unabdingbare Voraussetzung für die Gründung eines jüdischen Nationalstaates darstellte. In der anti-sozialistischen Stoßrichtung der Doktrin Jabotinskys sah Weisl indes einen weiteren Grund, dass ihr die Wiener Zionisten großteils die Zustimmung verweigern mussten: »Ein Jude darf und kann nicht ›katholisch‹ wählen« und schon gar nicht die Deutschnationalen; blieben also nur mehr die »Linken« übrig, so dass in logischer Konsequenz die Wiener Zionisten – zum Bedauern Weisls – »in ihrer ungeheuren Mehrheit pro-sozialistisch orientiert« gewesen seien.⁵⁹

Die Pariser Gründung der Weltunion der Revisionistischen Zionisten fand ohne Mitwirkung Weisls statt, der, offenbar wegen anderer Verpflichtungen für Ullstein, unabhkömmlich war. Der einzige Delegierte aus Palästina war der schon genannte Arzt Jacob Weinshall. Nach seiner Rückkehr aus Paris ergriffen er und sein Bruder Abraham, ein Jurist, zusammen mit Weisl die Initiative zur Gründung der Revisionistischen Partei Palästinas, die wenige Tage später in Tel Aviv in einem kleinen Kreis von nur elf, aber umso ambitionierteren Aktivisten erfolgte. Die Bedeutung, die Weisl diesem Ereignis beimisst, kennzeichnet kurz und bündig sein radikales, militärisches revisionistisches Programm, an dem er unbeirrt zeitlebens festhielt: »Der Kampf um die zionistische Zielsetzung hatte begonnen – und wir drei Männer waren es, die die neue Fahne erhoben hatten. Ex minimis magna« (LWV 299).⁶⁰

Die erste Studie zur Parteigeschichte des zionistischen Revisionismus wurde von Joseph Schechtman, einem Gründungsmitglied der Bewegung und engen Mitarbeiter Jabotinskys, gemeinsam mit Yehuda Benari verfasst. Darin finden sich etliche Hinweise auf die Kooperation Weisls mit den Brüdern Weinshall in der Gründungsphase der revisionistischen Bewegung in Palästina um 1925. Demnach zielten Weisls Aktivitäten schon damals auf die Mobilisierung des gesamten Jischuw für radikal-nationale Belange.⁶¹

Die Ereignisse in Paris und Tel Aviv wurden von anderen Zionisten aufmerksam und argwöhnisch verfolgt, so auch von den beiden eng befreundeten Prager Zionisten Hans Kohn und Robert Weltsch. »I hope«, schrieb Kohn am 19. Mai 1925 aus London an

59 RÖ, Anm. 42, S. 9–12.

60 Ex minimis magna: »Aus Kleinem entsteht Großes.«

61 Joseph B. Schechtman/Yehuda Benari: *History of the Revisionist Movement*. Tel Aviv: Hadar 1970, S. 82 f.

Weltsch in Berlin, »I hope to receive soon news from you about your arrival in Palestine and the Situation you found there«, und fügte die »strictly confidential information« hinzu: »Jabotinsky has started in Paris a practical militarist movement. A number of young men are in training with rifles and are practising military drill. More important is perhaps that Dr. Weisl has founded a similar organisation in Palestine, which is also training in the same way.«⁶²

Die Revisionistische Zionistische Partei Palästinas nominierte Jabotinsky als Delegierten zum 14. Kongress der WZO, der vom 18. bis 31. August 1925 in Wien tagte. Weisl und die Brüder Weinshall zahlten für Jabotinsky den »Schekel«, der die obligatorische Voraussetzung für seine Wahl zum Delegierten des Va'ad le'umi, des Jüdischen Nationalrats Palästinas, darstellte. Jabotinsky aber protestierte schärfstens gegen seine Nominierung, war er doch schon zwei Jahre zuvor, 1923, aus der WZO ausgetreten. Das empörte Telegramm, das er an Weisl adressierte, ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: »Ich habe Ihnen verboten, mich zu kandidieren« stop »Sie haben mein Verbot nicht beachtet« stop »Bravo!« (LWV 298 f.). Umso unerschrockener und kämpferischer betrieben Weisl und die Brüder Weinshall ihre Wahlwerbung – mit unerwartet großem Erfolg: Die Revisionisten errangen auf Anhieb vier Mandate, davon eines für Jabotinsky. Der Va'ad le'umi erhob keinen Einspruch, so dass Jabotinsky mit drei anderen Vertretern der neuen Partei am Wiener Kongress teilnehmen durfte.

Die Revisionistische Union war von Jabotinsky als politisch »rechts« orientierte Fraktion neben dem bürgerlich-liberalen »Allgemeinen Zionismus«, dem Arbeiterzionismus und dem religiösen Zionismus gegründet worden.⁶³ Etwa ein Jahrzehnt lang blieb der Revisionismus Teil der Zionistischen Weltorganisation, bis es 1935 auf Jabotinskys kompromissloses und – selbst bei etlichen seiner Anhänger – umstrittenes Betreiben zur definitiven Abspaltung mit eigener, »neuer« internationaler Organisation kam (NZO). Ihre ideologische Grundlage bildete die Forderung, dass der Zionismus dringend einer »Revision« im Sinne seiner politischen Wurzeln bedürfe, wie sie Theodor Herzl 1896 in seinem *Judenstaat* formuliert hatte. Dessen ursprüngliche diplomatische Mission erfuhr nun aber eine militärisch-politische⁶⁴, durchweg national-konservative, anti-sozialistische und säkulare Ausrichtung, wobei Wolfgang von Weisl jedoch in letz-

62 LBI (Leo Baeck Institute): *Robert Weltsch Collection* (AR 7185/MF 491), Series VI, Box 7/Folder 18 (*Clippings, Correspondence Hans Kohn*).

63 Zu den verschiedenen ideologischen Richtungen des Zionismus siehe grundlegend – allerdings ohne spezielle Bezugnahmen auf Weisl – die Arbeiten von Gideon Shimoni (*The Zionist Ideology*. Hanover/London: Brandeis UP 1995) und Mitchell Cohen (*Zion & State. Nation, Class and the Shaping of Modern Israel*. New York: Blackwell 1987).

64 Vgl. Colin Shindler: *The Triumph of Military Zionism. Nationalism and the Origins of the Israeli Right*. London: Tauris 2006.

terer Hinsicht insofern eine Ausnahme bildete, als er wiederholt eine Verbindung des politischen Revisionismus mit dem religiösen, ja sogar orthodoxen Judentum angestrebt hatte (vgl. LWV 199, S. 32).⁶⁵ Ein Teil der Revisionisten vertrat zwar durchaus auch sozialpolitische Ziele, die allerdings nicht bloß einer »Klasse«, sondern der gesamten, geeinten jüdischen Nation zugute kommen müssten.⁶⁶ In diesem sozial- und marktwirtschaftlich orientierten, aber dezidiert antimarxistischen Sinne fordert auch der Held in Weisls Roman *Er macht sich Sorgen um die Juden*, Eldad Schu'el, das Alter Ego seines Autors, die Ablösung der sozialistischen, »roten« jüdischen Gewerkschaften durch eine vereinte, sogenannte »gelbe« (SJ 140), antidemokratische Arbeiterorganisation.

Trotz der Bewunderung, die Weisl seinem Idol Jabotinsky entgegenbrachte, gab es zwischen den beiden Neuzionisten jedoch einige nicht unerhebliche, strategische, ideologische und staatspolitische, Auffassungsunterschiede. Während Jabotinsky den jüdischen Staat in Palästina in Form einer parlamentarischen Demokratie errichten wollte, forderte Weisl einen Führerstaat nach italienischem Vorbild⁶⁷: »Der Fascismus hat Ita-

65 Siehe dazu die 1937 in der Wiener Zeitschrift »Der Christliche Ständestaat« ausgetragene Kontroverse zwischen WvW und Joseph Roth, der dem »Neuzionismus« Jabotinskys eine »areligiöse«, »antichristliche« Tendenz vorwirft und diese in Analogie zu dem »heidnischen Antisemitismus« Alfred Rosenbergs setzt. Beide würden aus rassistischen Gründen Christus als einen »Nicht-Juden« ablehnen, und »beide wollen die Juden aus Europa ›los-werden‹, ›national binden‹.« Eine ähnlich pauschale Kausalanalogie zwischen dem Zionismus und dem Antisemitismus hatte schon Karl Kraus in seiner satirischen Streitschrift *Eine Krone für Zion* (1898) gezogen. Roth stempelt zwar Weisl nicht wie den neuzionistischen »Führer« Jabotinsky zum »areligiösen Antichristen« ab, sondern bezeichnet ihn abgeschwächt als einen »religiös indifferenten Juden«, was jedoch ebenso wenig zutrifft, wie allein schon dessen empathische Affinität zur Imitatio Christi der katholischen Bauernmagd Therese von Konnersreuth im oberpfälzischen Fichtelgebirge bezeugt (vgl. S. 91–93, 105, WL 479–481). – Siehe zu dieser Kontroverse folgende Texte WvWs (*Palästina und die jüdische Einwanderung*. In: Der Christliche Ständestaat. Österreichische Wochenhefte, Wien, 18. Juli 1937, S. 661–663, 1. August 1937, S. 710–712; *Katholizismus und jüdische Einwanderung im Heiligen Land*. In: ebda, 15. August 1937, S. 764 f.) und Joseph Roths (*Juden, Judenstaat und die – Katholiken*. In: ebda, 26. September 1937, S. 905–907).

66 Zu den ideologischen Grundlagen und historischen Wurzeln des zionistischen Revisionismus siehe Yaacov Shavit: *Jabotinsky and the Revisionist Movement 1925–1948*. London: Frank Cass & Co. 1988; ferner Nahum Orland, der in seinen beiden Büchern (*Israels Revisionisten. Die geistigen Väter Menachem Begins*. München: Tuduv 1978; *Die Cherut. Analyse einer rechtsorientierten israelischen Partei*. München: Tuduv 1983) sowohl den Revisionismus als auch die nachfolgende Cherut-Partei Menachem Begins behandelt, während WvW nur an wenigen Stellen und dort nur marginale Erwähnung findet.

67 Die ausführlichste, politisch-historische, freilich nicht unumstrittene Darstellung der vermeintlich faschistoiden Inklinationen Wolfgang von Weisls bietet zuletzt Dan Tamir (*Hebrew Fascism in Palestine, 1922–1942*, Diss., Zürich 2012), der anhand zahlreicher Artikel, die Weisl 1930/31 in revisionistischen, von ihm selbst redigierten und mitherausgegebenen Organen wie »Ha-'Am« und »Hazit ha-'Am« publizierte, dessen Position in den Kontext eines sogenannten »hebräischen Faschis-

lien groß gemacht ... der Führer Mussolini hat genau so wie der Führer Napoleon die Ideale seines Volkes in dem leicht fasslichen Symbol ›ICH‹ verkörpert. *Das* ist es, was wir Juden brauchen. Danach verlangt unser Volk, seit Herzl gestorben ist, der ein solches Ideal repräsentiert hatte.«⁶⁸ Die frühe Bewunderung für Mussolini teilte Weisl allerdings nicht nur mit anderen radikalen, sondern auch mit prominenten gemäßigten Zionisten wie Nahum Sokolow, dem langjährigen Präsidenten der WZO: »Mussolini is undoubtedly the most famous personality in the world, the symbol of nationalism, and as such he understands the secret of Israel's revival«, erklärte Sokolow in einem Interview, das übersetzt in der bürgerlich-liberalen Zeitung »Ha-'Aretz« (»Das Land«) wiedergegeben wurde: »Fascism gained bad publicity from Italian writers abroad... the Fascists didn't do much in order to explain [themselves] and deny this [bad publicity]. The question of parliamentarism and the way it was solved by fascism, interests the entire world. I deny [the assumption] that Zionism hates Fascism. We are only enemies of the Antisemites.«⁶⁹ In seinem Schreiben an Jabotinsky führte Weisl seine »maximalistischen« Zielvorstellungen weiter aus:

Wir sind hungrig und schwach und klein und arm – wir sind nicht gewöhnt an Freiheit und Parlament und Demokratie, deren Wert ich nicht diskutieren will [...]. Jabotinsky ist besser als Weizmann [...]. Heraus aus der Diskussion und ... mir nach! Ich, ICH, STE – Wladimir Jabotinsky – tragen die Fahne; die anderen haben zu folgen. [...].

Und nun Ihre Schuld. Ich spreche offen. Ihre Schuld in Palästina. Sie haben entmutigt; Sie haben Ihre treuesten Offiziere enttäuscht. Sie hatten nicht das Recht dazu. Sie durften nicht sagen: »Ich will nicht Führer sein; ich bin Demokrat« etc. Kein Mensch außer Ihnen glaubt mehr an die Demokratie im Judentum – wir haben mit ihren Zerrbildern im Va'ad le'umi und Kongress viele Erfahrungen gemacht. Sie sind der Führer [...]. Der Parlamentarismus, der

mus« rückt und sie mit anderen nationaljüdischen »Maximalisten« vergleicht: so mit Itamar Ben-Avi (1885–1943), dem in Jerusalem geborenen Sohn Elieser Ben-Jehudas (siehe S. 40, LWV 231 f.), Abba Ahimeir (Gaissinowitsch, 1897–1962) aus Weißrussland, Joshua Yevin (1891–1970) aus der Ukraine, Uri Zwi Grünberg/Greenberg (1896–1981, siehe LWV 120) aus Galizien und Avraham Stern (»Yair«, geb. 1907) aus Polen (Oberkommandant der für zahlreiche Attentate gegen die britische Besatzungsmacht verantwortlichen Lechi-Kampftruppe, der am 12. Februar 1942 von britischen Polizisten in Tel Aviv erschossen wurde). Innerhalb dieser Sechsergruppe unterscheidet Tamir die radikaleren, lange an ihren »maximalistischen« Zielen festhaltenden Aktivisten Ahimeir, Yevin, Grünberg und Stern von den beiden anderen, gemäßigteren Vertretern Ben Avi und Weisl, die ihr nationaljüdisches Engagement sukzessive zurücknahmen, wobei sich Weisl schließlich, ein Jahrzehnt nach der israelischen Staatsgründung, den bürgerlich-liberalen »Allgemeinen Zionisten« zuwandte.

68 Brief WvW an Jabotinsky, 20. Januar 1927 (Archiv des Jabotinsky Instituts in Tel Aviv).

69 Isaac Bichowski: *Sokolow on Fascism and Zionism (a Letter from Italy)*. In: *Ha-'Aretz*, 4. November 1927; zit. nach Tamir: *Hebrew Fascism in Palestine* (Anm. 67), S. 188.

Abb. 4: WvW mit Jabotinsky (1932)



voraussetzt, dass der Delegierte von 10.000 Menschen die Repräsentanz dieser zehntausend übernehmen kann, ist nicht mehr mit der Demokratie identisch, die sagt: alle Macht beim Volk. Es ist verschiedenes. Der Fascismus ist im Volk heute (wenigstens heute) verankert; die Republik ist dem Volke gleich. [...].

Sie sind der Führer, der General, kommandieren Sie und zeigen Sie nie, nie, dass Sie den Glauben an sich verlieren. Mit Ihnen fällt der Revisionismus, fällt – vielleicht – der Judenstaat.

Sie müssen voran gehen und an sich glauben! Die anderen folgen – werden folgen. Ein guter Kommandant hat gute Soldaten. Aber ein guter Abgeordneter noch nicht gute Wähler. Und Gott sei mit Ihnen und uns.⁷⁰

Ungeachtet der Ablehnung Jabotinskys, Mussolini als sein antidemokratisches Vorbild anzuerkennen, hielt Weisl weiterhin an der Wunschvorstellung eines Führerstaats fest.⁷¹

⁷⁰ WvW an Jabotinsky (Anm. 68).

⁷¹ Shindler: *The Triumph of Military Zionism* (Anm. 64, S. 136) verweist hier auf Weisls Kontakte zum italienischen Außenministerium bezüglich der Ausbildung palästinensischer Betar-Leute an der jüdischen Marine-Akademie in Civitavecchia, die 1934 gegründet worden war: »In October 1934, Wolfgang von Weisl sent a telegram to the Italian Ministry of Foreign Affairs requesting them to admit

Noch 1935 versuchte er zu diesem Zweck, einen Kontakt zu Oswald Mosleys »British Union of Fascists« herzustellen.⁷²

Letztlich konnte Jabotinsky es jedoch nicht verhindern, dass der Faschismusvorwurf auch ihn selbst traf. David Ben-Gurion, der sich mit Jabotinsky wiederholt zu Unterredungen getroffen und sich fallweise auch durchaus wohlwollend über ihn geäußert hatte, wies 1933, nach der Machtübernahme Hitlers, darauf hin, dass es auch innerhalb der revisionistischen Bewegung ähnliche gefährliche Tendenzen gäbe, und scheute sich nicht, Jabotinsky bei einer Volksversammlung in Tel Aviv aus parteitaktischen Gründen als »Wladimir Hitler« zu denunzieren.⁷³ Eine grundlegende politische Beurteilung des Revisionismus und seiner Affinität zum italienischen Faschismus hat der israelische Historiker Yaacov Shavit 1988 vorgelegt: »There is no doubt that the fascist image of Revisionism to a very large extent resulted from the writings of a group of intellectuals and men of letters who viewed Italian Fascism as a positive national and political phenomenon and a model [...]. This group, even though consisting of only a small circle within the Revisionist movement, exercised considerable influence on the shaping of the ideology and Weltanschauung of the Zionist and Israeli Right.«⁷⁴

Rückblickend verwarnte sich Weisl in seiner 1963 verfassten historischen Darstellung des Revisionismus in Österreich vehement gegen alle Versuche, die in den

»as assistants in Fascist institutes of any kind, for the entire period necessary, four young Zionists the Revisionist Party would send to the kingdom at its own expense, with the intention of having them understand the spirit – and learn in detail – the mechanisms of Fascist organizations.« Jabotinsky, der zwar die Einrichtung der jüdischen Marine-Akademie in Civitavecchia befürwortete, war prinzipiell bestrebt, seine Partei in jeder ideologischen Nähe zum Faschismus fernzuhalten (vgl. auch Colin Shindler: *The Rise of the Israeli Right. From Odessa to Hebron*. New York: Cambridge UP 2015, S. 88 f.).

72 Tamir (*Hebrew Fascism in Palestine*, Anm. 67, S. 25) zitiert (aus dem Archiv des Jabotinsky-Instituts in Tel Aviv, JA, P-3/87) als Beleg ein Schreiben WvWs an den schottischen Politiker und Philosophen Alexander Raven Thomson (1899–1955); vgl. auch Joseph Heller: *The Failure of Fascism in Jewish Palestine 1925–1948*. In: *Fascism Outside Europe. The European Impulse Against Domestic Conditions in the Diffusion of Global Fascism*. Hg. von Stein Ugelvik Larsen. Boulder/CO: Social Science Monographs 2001, S. 379: »Von Weisl tried to forge an ideological and organizational connection with Mosley's ideologist, Raven A. Thomson, until he was ordered to desist by Jabotinsky. Von Weisl supported Mussolini's Ethiopian war unreservedly, declaring that failure there would be the »greatest calamity« for the white race.«

73 Tom Segev: *Ben Gurion. Ein Staat um jeden Preis*. München: Siedler 2018, S. 238 f., 255 f. Gleichzeitig hatten allerdings auf Initiative von Pinchas Ruthenberg (siehe LWV 362, biographische Angaben, S. 556) einige Treffen zwischen Jabotinsky und Ben Gurion in einer versöhnlichen Atmosphäre stattgefunden. Da sich sowohl Ben-Gurion als auch Jabotinsky auf dem Boden des jüdischen Nationalismus bewegten und vor dem Hintergrund der Staatsgründungsidee agierten, waren die Gegensätze zwischen den beiden »linken« und »rechten« Zionisten eher partei- als staatspolitisch motiviert.

74 Shavit: *Jabotinsky and the Revisionist Movement 1925–1948* (Anm. 66), S. 370.

1920/30-er Jahren von Jabotinsky und ihm postulierte »Einheitsfront aller Juden Palästinas« als »faschistische Theorie« im Zeichen Mussolinis zu diskriminieren, »die damals gerade begann, bekannt zu werden«, und bedauerte, dass »selbst ein so abgeklärter österreichischer Zionist wie Adolf Böhm, der Direktor des Keren Kayemeth, sich in seiner *Geschichte des Zionismus*⁷⁵ dazu verleiten ließ, den Revisionismus als faschistische Bewegung abzutun«:

Wer in jenen Tagen den Klassenkampf ablehnte und die Einheit der jüdischen Nation lehrte [entgegnete Weisl], galt sogar den »Allgemeinen Zionisten« als Faschist ... Und wenn er noch dazu nicht nur Bewaffnung des Jischuws zur Selbstverteidigung, sondern militärische Erziehung der Jugend und Aufstellung militärischer Truppen, der »Legion«, forderte, dann war das Urteil »Faschist« doppelt gerechtfertigt.⁷⁶

In den revisionistischen Bewegungen sowohl Palästinas als auch Österreichs spielte Weisl eine führende Rolle. Bei den Wahlen zur jüdischen Nationalversammlung in Palästina (Winter 1930) errang seine Liste sogar die zweitmeisten Stimmen. Dass nun auch in Österreich die Revisionisten an Bedeutung gewannen, war vor allem dem Beitritt der »Radikalen Zionisten« unter Robert Stricker zu verdanken⁷⁷, dem Mitherausgeber der »Wiener Morgenzeitung«, in der Weisl 1922/23 seine ersten »Reisebriefe« aus Palästina publiziert hatte (vgl. S. 34).

Nach der Machtübernahme Hitlers wurde – so konstatierte Weisl rückblickend – »der Revisionismus beinahe naturgemäß der Ausdruck des jüdischen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus«.⁷⁸ Dabei spielte die im Frühjahr 1934 von Jabotinsky veranlasste, an England adressierte sogenannte »Petitionsbewegung« eine wichtige Rolle, die »das Verlangen der Weltjudentheit ausdrücken« sollte, »Palästina als Jüdischen Staat *wieder* [kursiv: D.G.] herzustellen«. Es ging nun also darum, angesichts der sich abzeichnenden

75 Adolf Böhm: *Die zionistische Bewegung*. Bd. 1: *Die zionistische Bewegung bis zum Ende des Weltkrieges*. Bd. 2: *Die zionistische Bewegung 1918 bis 1925*. Berlin: Jüdischer Verlag 1921, 1937. Tel Aviv: Hozzaah Ivrit 1935, 1937.

76 RÖ, Anm. 42, S. 17.

77 Weisl rühmte »die überragende Rolle Strickers im österreichischen Judentum« und widmete ihm, »der als einer der wenigen Führer des internationalen Zionismus sich unentwegt zum Herzl-Zionismus bekannt hatte«, in seiner Darstellung des *Revisionismus in Österreich* ein eigenes Kapitel (RÖ, Anm. 42, S. 17–23), obwohl sich Stricker in einigen Punkten von Jabotinsky distanzierte, besonders was dessen Militarismus anbetraf und seinen Austritt aus der WZO 1935. Daraufhin hatte Stricker seine Anhänger in der »Demokratischen Revisionistischen Partei« versammelt, die dann in die »Judenstaatspartei« überging.

78 Ebda, S. 23.

Existenzbedrohung der europäischen Judenheit durch Hitlerdeutschland den einstigen Judenstaat zu erneuern und ihn durch den Rückgriff auf die Bibel quasi auch christlich zu legitimieren.⁷⁹ Die Leitung der Petitionsbewegung in Österreich übernahm Wolfgang von Weisl, dem es gelang, 43.000 Stimmen zu sammeln und damit die Hälfte des Wiener Judentums für das »Judenstaatsprogramm« zu gewinnen – »genau 30 Jahre nach dem Tode Herzls«. Trotz dieses Erfolgs war die Aktion zum Scheitern verurteilt, da die Exekutive der WZO vorzeitig erklärt hatte, dass die Petition »harmful to the Zionist Movement and to the interests of the Jewish National Home« sei, die alle Zionisten verpflichte, »sich jeder Teilnahme an der Petition in jeglicher Form zu enthalten«.⁸⁰

* * *

Nach der Gründung der Neuen Zionistischen Organisation (NZO) übernahm Wolfgang von Weisl auf Vorschlag Jabotinskys im Oktober 1935 den Vorsitz in deren österreichischem Landesverband. Gewisse Differenzen zwischen den beiden Parteigenossen blieben indes auch weiter bestehen: so etwa in Weisls – dezidiert gegen Weizmann gerichteter – Forderung nach Ausrüstung der Hagana mit schweren, auf Schiffen nach Palästina zu transportierenden Waffen. Jabotinsky lehnte den Plan ab, solange die Transportschiffe »nicht offen unter revisionistischer Flagge segelten«.⁸¹ In anderen Punkten bezeichnete sich Weisl als Jabotinskys Vordenker, wie z. B. in der sogenannten »Bündnispolitik«, die darauf abzielte, »die Auswanderung von 500.000 Juden aus Polen und Rumänien nach Palästina innerhalb von fünf Jahren mit Hilfe der Kleinen Entente« zwischen der Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien mit Unterstützung Frankreichs und Polens zu ermöglichen (WL 452). Noch bei der allerletzten Begegnung Weisls mit seinem »Führer, Lehrer und Meister«⁸² 1939 in London gab es zwischen den beiden Revisionisten in der Beurteilung der weltpolitischen Lage gravierende Gegen-

79 Den Versuch, die katholische Kirche für die Gründung eines jüdischen Staates zu gewinnen, unternahm WvW auch in der Auseinandersetzung mit Joseph Roth in der Wiener Zeitschrift »Der Christliche Ständestaat« (Anm. 65).

80 RÖ, Anm. 42, S. 42.

81 *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 52; vgl. Tamir: *Hebrew Fascism in Palestine* (Anm. 67, S. 191): »Jabotinsky supported the founding of a national armed force, but as a part of a wider political establishment, under the control and the rule of the political establishment.«

82 *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 52. In seiner *Geschichte des Revisionismus in Österreich* (RÖ, Anm. 42, S. 20) schildert Weisl allerdings, dass sich Jabotinsky bereits auf der Fünften Weltkonferenz der Revisionistischen Union in Wien (28. August 1932) seiner Meinung angeschlossen habe, dass »ein unvermeidlicher Krieg zwischen Deutschland und Russland« bevorstehe, der die Existenz der mittel- und osteuropäischen Judenheit in höchstem Maße gefährde, während Meir Grossmann diese Prophezeiung als »Gräuelpaganda« verurteilte (vgl. LWV 125). Es sei, resümiert Weisl, Jabotinskys »erste Andeutung seiner Anschauungen« gewesen, »die später in dem be-

sätze, die Weisl nicht »ohne Bitterkeit« zurückließen. Es ging um den Ausbruch und das Ausmaß des Weltkriegs, den Weisl, wie er behauptet, schon längst, seit der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland, vorausgesehen hatte, während Jabotinsky bis zuletzt solche Befürchtungen für übertrieben gehalten habe. Als »Kuriosum« verzeichnete Weisl den Umstand, dass er in der Warschauer Tageszeitung »Moment« am 2. September 1939, einen Tag nach Ausbruch des Krieges infolge des deutschen Überfalls auf Polen, »den Krieg für ›Anfang September‹ voraussagte«, während Jabotinsky gleichzeitig, auf der gegenüberliegenden Seite des Blattes, die Meinung vertrat, »dass es nicht zum Krieg kommen werde«: »Dass *ich* recht behalten hatte«, so Weisl, »verziehen mir treue Jabotinsky-Jünger lange Jahre nicht ...«⁸³

* * *

Im Jahre 1937 hatte Weisl die Alija Bet initiiert, d. h. die – aus Sicht der restriktiven britischen Mandats Herrschaft – »illegalen« Schiffstransporte jüdischer Flüchtlinge aus Mittel- und Osteuropa nach Palästina. Er war Mitorganisator der ersten beiden Transporte, die aus dem Hafen von Athen ausliefen. Nach Weisls Flucht aus Wien im März 1938 wurden die nächsten Transporte unter der Leitung von Willy Perl⁸⁴ und Hans Perutz durchgeführt. Über 17.000 Juden wurden zwischen März 1938 und Januar 1940 aus Wien »illegal« nach Palästina gebracht. Dass sie auf diese abenteuerliche, gefährliche Weise, so resümierte Weisl 1971 mit Genugtuung, »im letzten Augenblick gerettet wurden«, verdanken sie, »direkt die einen und indirekt die anderen, [...] dem Revisionismus Österreichs«.⁸⁵

Arabische Reisen

Wer einmal die Freiheit der Wüste geatmet hat, kann nicht mehr von ihr lassen; wer einmal mit Arabern gelebt hat, sehnt sich immer wieder nach ihnen zurück – der Orient lockt und die Wüste ruft (WvW: *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer*, 1928).

Von den Reisen, die Wolfgang von Weisl in viele Länder Europas, in den Vorderen und Mittleren Orient bis hin nach Persien, Singapur, Ceylon, Indien und Tibet unternahm,

rühmten – und ebenfalls allgemein verurteilten – Programm der »Evakuierung von einer Million Juden Osteuropas« gipfeln sollten« (vgl. S. 99, WL 452 f.).

83 *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 49 (siehe auch LWV 125).

84 Vgl. William R. Perl: *Operation Action. Rescue from the Holocaust*. New York: Ungar 1983; dazu auch Victoria Kumar: *Land der Verbeisung – Ort der Zuflucht. Jüdische Emigration und nationalsozialistische Vertreibung aus Österreich nach Palästina 1920 bis 1945*. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2016, bes. S. 166–169.

85 *Illegale Transporte*. In: WvW: *Die Juden in der Armee Österreich-Ungarns* (S. 8, Anm. 4), S. 33.

sollen hier nur jene vier größeren arabischen Reisen der Jahre 1924 bis 1927 behandelt werden, die er in seiner Autobiographie auf der Basis seiner ausführlichen, detaillierten Reportagen in der Wiener »Neuen Freien Presse« und in der Berliner »Vossischen Zeitung« sowie in seinen beiden nachfolgenden Orientbüchern *Der Kampf um das Heilige Land. Palästina von heute* (1925) und *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer. Fahrten und Abenteuer in Westarabien* (1928) geschildert hat.⁸⁶ Der Umfang dieser Reisedarstellungen wurde in den Memoiren gegenüber den früheren Veröffentlichungen auf ein Fünftel gekürzt, umfasst jedoch immer noch acht von insgesamt 26 Kapiteln. Gemäß der aventürenhaften Konzeption seines »weiten Wegs ins Vaterland« konzentrierte sich Weisl auf seine ganz persönlichen Reiseerlebnisse und subjektiven Eindrücke. Hier präsentierte er sich in der Nachfolge Karl Mays⁸⁷ über weite Strecken als versierter Erzähler spannender und unterhaltsamer exotischer Abenteuer, ohne jedoch seine zionistischen Zielvorstellungen aus den Augen zu verlieren.

Weisl reiste stets in arabischer Adjustierung.⁸⁸ Man hielt ihn, so berichtet er nicht ohne Stolz und Eitelkeit, auf einer Reise »durch das wilde Kurdistan« sogar für »Lawrence von Arabien höchstpersönlich«.⁸⁹ Zur damals modischen Verbindung von westlichen und östlichen Lebensformen, arabischen Kleidungsstilen und »jüdischem« bzw. »zionistischem Orientalismus« gibt es eine Fülle wissenschaftlicher Sekundärliteratur⁹⁰, darunter auch mit konkreten Hinweisen auf Weisl:

86 Siehe die Verweise jeweils am Beginn der arabischen Reisen in WvWs Memoiren (LWV): Kap.-Nr. 12 (S. 252, Anm. 250), Nr. 15 (S. 288, Anm. 311), Nr. 17 (S. 301, Anm. 320), Nr. 19 (S. 318, Anm. 334), Nr. 20 (S. 331, Anm. 351), Nr. 21 (S. 340, Anm. 355), Nr. 22 (S. 346 f., Anm. 361), Nr. 23 (S. 355, Anm. 368). Zu den politischen und historischen Zusammenhängen der islamischen Welt in den 1920-er Jahren siehe vor allem das kenntnisreiche, neuere Buch von Dan Diner: *Versiegelte Zeit. Über den Stillstand in der islamischen Welt*. 5. Auflage. Berlin: List 2016 (vor allem das zentrale Kapitel »Geopolitik und Glaubenswelt. Radikalisierung im islamischen Orient«, S. 63–106).

87 Vgl. die beiden Artikel WvWs: *Karl May im Orient* und *Karl May und der Islam*. In: Karl-May-Jahrbuch (Radebeul) 10 (1927), S. 114; 12 (1929), S. 284.

88 Arthur Koestler spricht in seinen Memoiren *Der Pfeil ins Blaue* ironisch von WvWs »Kostümierung« (LWV 315).

89 *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 50 f.

90 Z. B. Ivan Davidson Kalmar/Derek J. Penslar (Hgg.): *Orientalism and the Jews*. Waltham, Mass. [u.a.]: Brandeis UP 2005; Tom Reiss: *Der Orientalist. Auf den Spuren von Essad Bey*. Berlin: Osburg 2008. Essad Bey (siehe biographische Daten, S. 546) hat 1936 zusammen mit Wolfgang von Weisl das Buch *Allah ist groß. Niedergang und Aufstieg der islamischen Welt von Abdul Hamid bis Ibn Saud* (Leipzig, Wien: Passer) publiziert. Eine Neuauflage erschien 2002 unter der alleinigen Autorschaft Beys in München bei Matthes & Seitz. Zur Problematik der Autorschaft und der Anteile der beiden Verfasser siehe Niva von Weisl: *In den Falten der Geschichte* (S. 19, Anm. 2).

Some variations [i. e. of orientalism, D. G.] consisted of a strange blend of romanticism and hardboiled political assessment. Thus, the right-wing militant Zionist Wolfgang von Weisl – who often wandered in the desert in Muslim dress and who was dubbed the »Jewish Lawrence of Arabia« – recognized the upcoming force and vitality of the Moslem world, the decline of Europe, and advocated a community of interests, dreaming early on of converting the Arabs to Zionism. Indeed, this was the period where it was not uncommon to see young Zionists clad in Arab garb and kaffiyot.⁹¹

Wie Weisl im Vorwort zu seinem zweiten Orientbuch *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* erklärt, wählte er »die arabische Tracht« aus ganz pragmatischen Gründen. Er fand sie »im allgemeinen [...] nicht nur hübscher und praktischer, sondern auch hygienisch zuträglicher als die *peinliche* europäische Kleidung« (kursiv: D. G.):

Ich trug daher überall, wo ich nicht europäische Kolonien antraf, in denen als lächerlich gegolten hätte, »Eingeborenenkleidung« zu zeigen, die arabischen Mäntel und Kopfbedeckungen und fühlte mich dabei durchaus wohl. Ich reiste, aß, trank und schlief wie die *Eingeborenen* und bin trotzdem nie krank geworden. Umgekehrt glaube ich, daß die Anpassung an orientalische Lebensweise mich vor Krankheiten geschützt hat.⁹²

Wie hier bezeichnet Weisl auch andernorts die Araber öfter als »Eingeborene«. Auch darin verrät sich unversehens wieder die koloniale Attitüde des sich kulturell und intellektuell überlegen wahnenden Europäers – eine Haltung, die Arnold Zweig in seinem palästinensischen Schlüsselroman *De Vriendt kehrt heim* (1932) an der Figur des strammen revisionistischen Zionisten Dr. von Marschalkowicz, hinter dem sich unverkennbar Wolfgang von Weisl verbirgt, mit kritischer Ironie wahrgenommen hat: »Er gab sich strenggläubig und gehörte zu den Wortführern der radikalen bürgerlichen Jugend; junger Nationalisten, die den Araber als farbigen *Eingeborenen* bewerteten.«⁹³

Aufschlussreiche Hinweise auf Weisls palästinensische Reisebücher finden sich bei Wolf Kaiser⁹⁴ und zuletzt bei Evgenia Grishina, die Weisls programmatische Konzep-

91 Steven Aschheim: *The Modern Jewish Experience and the Entangled Web of Orientalism*. In: St. A.: *At the Edges of Liberalism. Junctions of European, German and Jewish History*. New York: Palgrave Macmillan 2012, S. 34.

92 *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer. Fahrten und Abenteuer in Westarabien*. Leipzig: Brockhaus 1928, S. 4 (kursiv: D. G.).

93 Arnold Zweig: *De Vriendt kehrt heim. Roman*. Berlin: Aufbau 1996 (A. Z.: *Berliner Ausgabe*. Hg. von Frank Hörnigk in Zusammenarbeit mit Julia Bernhard. Bd. I/4), S. 139 (kursiv: D. G.).

94 Wolf Kaiser: *Palästina – Erez Israel. Deutschsprachige Reisebeschreibungen jüdischer Autoren von der Jahrhundertwende bis zum Zweiten Weltkrieg*. Hildesheim [u. a.]: Olms 1992, S. 175–184.

tion einer modernisierenden »Verwestlichung« des Orients in Analogie zu Jabotinskys Orient-Okzident-Konfrontation – auch unter Einbeziehung rassenbiologischer Implikationen – ideologiekritisch resümiert:

Anders als zahlreiche Autoren, die in dem Exodus eine Hinwendung zum Orient und einen entsprechenden Identitätswechsel zu sehen meinen, ist Weisl davon überzeugt, dass die Juden die positiven Errungenschaften Europas nach Asien bringen und den Orient auf diese Weise modernisieren. Im Sieg der jüdischen Einwanderer über die einheimische arabische Bevölkerung sieht er nichts weniger als einen Triumph Europas über den Orient und zugleich eine Hochzuchtung der »weißen Rasse«, die sich unter härtesten Bedingungen zu bewähren weiß.⁹⁵

Am 8. März 1924 hatte Wolfgang von Weisl in Wien einem Zeitungsbericht entnommen, dass König Hussein zum Kalifen von Transjordanien, dem Irak und dem Hedschas proklamiert worden war. Es drohte ein Bündnis zwischen Großbritannien und dem mit neuer Machtfülle ausgestatteten, die Balfour-Deklaration strikt ablehnenden »Kalifen Arabiens«, das die »Liquidation des zionistischen »Experiments« hätte bedeuten können. Ohne Zögern beschloss Weisl, sein Chirurgiepraktikum im Wiener Allgemeinen Krankenhaus abzubrechen, und trat am 13. März 1924 – in Begleitung Otto Hahns (S. 21) – als Berichterstatter für den Ullstein-Konzern die Reise nach Palästina an:

Nicht nur Palästina rief mich mit aller Macht – auch die Erwartung, dass jetzt ein ganz neues Tätigkeitsfeld vor mir geöffnet sein werde, Brücken zu schlagen zwischen Juden und Mohammedanern, Zionisten und Arabern. Wenn der Zionismus wirklich in Gefahr stand, dann war mein Platz dort und nicht im Spital an der Alserstraße (LWW 252).

Auf allen seinen Reisen in den Nahen Osten und in allen Gesprächen mit den arabischen Machthabern *außerhalb* Palästinas ging es Weisl nicht nur darum, dem Ullstein-Nachrichtendienst politische, aktuelle, brisante Reportagen zu liefern, sondern auch zielstrebig seine zionistischen Interessen zu verfolgen. Seine Reiseerlebnisse, so abenteuerlich sie seinen Reportagen zufolge gewesen sein müssen, bestärkten ihn in seiner – vermeintlich logisch zwingenden – »Realpolitik«: der Errichtung eines jüdischen Nationalstaats im ungeteilten Palästina, in dem den Arabern ausdrücklich *nicht* die gleichen politischen Rechte wie den Juden zugestanden werden dürften. Insofern setzte er sich strikt von einer jüdisch-arabischen Verständigung ab, wie sie etwa von

⁹⁵ Evgenia Grishina: *Ein Land im Licht. Studien zur Palästina-Reiseliteratur (1918–1934)*. Heidelberg: Winter 2012, S. 111 f.

Martin Buber, Max Brod, Jacob Israël de Haan, Judah Leon Magnes und im Umfeld des intellektuellen »Brith Shalom« für Palästina vertreten wurde.

Am 19. März 1924 traf Weisl in Jerusalem ein. Wenige Tage später überquerte er in einem von seinem drusischen Chauffeur Hassan atemberaubend gelenkten Mietauto auf der Allenby-Brücke über den Jordan die Grenze nach Transjordanien. Das Interview, das er in Ma'an mit König Hussein führte, war das erste mit einem arabischen Herrscher. In den nächsten Jahren folgte eine Reihe weiterer Audienzen bei anderen mehr oder minder mächtigen arabischen Fürsten und Monarchen. Als diplomatisch privilegierter Korrespondent eines international angesehenen, besonders auch in den arabischen Ländern hochgeschätzten Zeitungskonzerns war selbst der *Jude* Weisl an allen muslimischen Höfen ein gern gesehener Gast. Seine vorgeschobenen Ambitionen »zugunsten einer jüdisch-arabischen oder jüdisch-mohammedanischen Verständigung« standen zwar, wie er versicherte, »in ständigem Kontakt« mit Jabotinsky, der allerdings die Chancen dieses Unterfangens von vornherein »höchst skeptisch beurteilte«.⁹⁶ Der junge, damals 28-jährige Wiener Journalist war noch von hochfliegenden, utopischen Vorstellungen beseelt. Wie Recht der ältere, erfahrenere Jabotinsky mit seiner realistischeren, pragmatischeren Einschätzung hatte, bezeugt schon Weisls erstes Gespräch mit König Hussein, der die Juden in allen arabischen Ländern zwar willkommen hieß, aber nicht in Massen und schon gar nicht auf Palästina konzentriert, sondern als »treue Untertanen« der arabischen Herrscher und unter ausdrücklichem Verzicht auf die Erfüllung der Balfour-Deklaration. Wenn »die Juden Palästina beanspruchen, weil es ihnen mit Gewalt genommen wurde, dann mögen sie es von den Rumi [Römern] verlangen. Wir Araber haben die Rumi, aber nicht die Juden aus Palästina vertrieben. Warum verlangen sie also das Land von uns?« (LWV 255). Hussein griff mit diesem Argument historisch weit zurück, bis ins siebte Jahrhundert n. Chr.: Damals hatten die muslimischen Araber mit der Eroberung Palästinas die oströmische (byzantinische), d.h. christliche Herrschaft über das Land faktisch beendet.

Ähnlich erfolglos für die zionistischen Hoffnungen Weisls verliefen die anschließenden Gespräche mit Emir Abdallah, dem Sohn Hussein's. Die meiste Zeit wurde dem Schachspiel gewidmet, bei dem Weisl, wie er großmütig berichtet, dem Emir bewusst keine einzige Niederlage zugefügt habe, um dessen »Ruf als Schachmeister Arabiens [...] nicht durch die Schuld eines Zionisten« zu schmälern (LWV 259). Als kurz die Rede auf die Balfour-Deklaration kam, schien Abdallah dem gespannten und erwartungsvollen Ullstein-Reporter ein gewisses Verständnis entgegenzubringen: »Die Juden sollten direkt mit uns Arabern verhandeln, ohne englische Zwischenträger«, schlug Abdallah vor. »Dann könnten wir uns rasch einigen.« Weisl frohlockte: »Das war es,

⁹⁶ *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 44.

worauf ich gewartet, das, was ich erhofft hatte.« Ohne zu zögern, schloss er die Frage an: »Was würde seine Hoheit den Juden in solchem Fall anbieten?« Die Enttäuschung folgte auf dem Fuß: »Unser Herz«, erwiderte Abdallah lachend. Damit war Weisls »Hoffnung, etwas Greifbares zu erfahren« oder gar »zu erreichen«, erledigt (LWV 259).

* * *

Die zweite arabische Reise führte Wolfgang von Weisl in Begleitung seines Freundes, des Malers Ludwig Blum, im Juni 1925 nach Akaba zum binnen Jahresfrist abgehalfterten »Eintagskalifen« Hussein, dessen Verbannung nach Zypern durch die britische Regierung unmittelbar bevorstand. Weisl wurde, wie er schrieb, »Zeuge eines historischen Akts, der für die Zukunft des Nahen Orients (und daher auch des künftigen Jordanstaates) eine entscheidende Änderung brachte« (LWV 291): Ma'an und Akaba wurden dem alten König des Hedschas entrissen und Transjordanien einverleibt, das nun einen Meereshafen, den bis heute einzigen, erhielt. Weisls verwegene Fahrt an den Golf von Akaba, das letzte Interview, das ihm Hussein vor seiner Abschiebung gewährte, und alle relevanten Schriftstücke der Korrespondenz mit der englischen Regierung, die Hussein ihm vorlegte, wurden in mehreren Artikeln in der »Neuen Freien Presse«, jeweils auf der Titelseite beginnend, und im Innern der »Vossischen Zeitung« ausführlich publiziert⁹⁷, darunter auch das aktuelle, von Austen Chamberlain, dem Außenminister Seiner Britischen Königlichen Majestät, unterzeichnete, von Weisl ins Deutsche übersetzte Ultimatum:

Wir erhalten die Nachricht, dass Sultan Ibn Saud einen Angriff auf Akaba vorbereitet, das auf dem Wege nach Transjordanien und somit zum Herzen des Mittleren Ostens führt. Da Transjordanien unter britischem Mandat steht, ist die britische Regierung verpflichtet, ihr Möglichstes zu tun, um Feindseligkeiten von dessen Grenzen fernzuhalten. Sie ersucht daher den Ex-König Hussein, Akaba und Ma'an unter britisches Mandat zu stellen und Akaba innerhalb dreier Wochen, vom 28. Mai an gerechnet, zu verlassen (LWV 292).

»Armer Hussein« – so Weisls wiederholte Mitleidsbezeugung. Seine persönliche Hoffnung, dass sich durch die Verbannung des »Eintagskalifen« die Chancen auf einen jüdischen Staat in Palästina erhöhen würden, blieb freilich weiterhin unerfüllt. Nach einer Autopanne auf der Rückreise in Ma'an und dem Verlust seines Feldstechers, der ihm aus dem havarierten Auto, offenbar von einem Araber, gestohlen wurde, verblieben ihm als schwacher Trost nur mehr die abgewandelten, vielzitierten Verse aus Heinrich Heines *Nachtgedanken* (1844):

⁹⁷ Siehe LWV 288, Anm. 311.

Denk'ich an Ma'an in der Nacht,
 So bin ich um den Schlaf gebracht
 (LWV 298).⁹⁸

Weisl hätte »leidenschaftlich gern« persönlich am 14. Zionistenkongress in Wien (18. bis 31. August 1925) teilgenommen, der wegen massiver antisemitischer Demonstrationen unter starkem Polizeischutz stattfinden musste.⁹⁹ Aber er wurde zur gleichen Zeit vom Ullstein-Nachrichtendienst wieder auf die Reise geschickt, diesmal in die süd-syrische Provinz des Dschebel Drus, wo ein Aufstand gegen die französische Mandatsmacht ausgebrochen war. In der Schlacht bei Suweida, dem Hauptort des Drusengebirges, hätten die zahlenmäßig weit überlegenen Franzosen eine verheerende Niederlage erlitten.

Die »höllische«, infolge mehrerer Reifenplatzer immer wieder unterbrochene Autofahrt durch die schwarze, glühend heiße Basaltwüste des Hauran hatte sich unvergesslich in Weisls Gedächtnis eingebrennt. In Medschel, dem militärischen Hauptquartier der Drusen, wurde der jüdische Ankömmling feindselig gemustert, bis ein alter Beduinscheich auftauchte und versicherte, dass die Juden, die gemeinhin bei den Arabern als Feiglinge galten, in Wirklichkeit »ungemein mutig« seien, weil sie sich im Februar/März 1920 bei der Belagerung der im Norden Palästinas an der Grenze zum Libanon gelegenen Ortschaft Metulla tapfer und erfolgreich gegen die Übermacht der angreifenden Beduinen gewehrt hatten. Im Zuge dieser jüdisch-arabischen Kämpfe war der zionistische Nationalheld Joseph Trumpeldor bei der Verteidigung des benachbarten Grenzpostens Tel Chai gefallen. Weisl hat diese dramatischen Ereignisse ausführlich in seinem Roman *Er macht sich Sorgen um die Juden* geschildert (siehe S. 86 f.).

Am 18. August 1925 war Wolfgang von Weisl vom Führer der aufständischen Drusen, Sultan Pascha al-Atrasch, zu einer Audienz empfangen worden, über deren Verlauf und Thematik schon drei Tage später, am 21. August 1925, auf der Titelseite der »Vossischen Zeitung« berichtet wurde. Unter der Überschrift *Im Hauptquartier der Drusen* wurden die konflikträchtigen Punkte des »mit dem aufständischen Sultan Atrasch« geführten Gesprächs stichwortartig aufgelistet: »Unannehmbare französische Friedens-

98 WvW verwendet mehrfach dieses vielstrapazierte Heine-Zitat, in dem es übrigens nicht – wie viele Interpreten fälschlich meinen – um die politischen Missstände in Deutschland geht, sondern um die unstillbare Sehnsucht des in Paris lebenden Dichters nach seiner in Hamburg ansässigen Mutter. Im Latrun-Journal ist das Zitat vor allem gegen Weizmann und dessen Chalukka-Politik gerichtet (WL 430).

99 Siehe WvW: *Die weltpolitische Bedeutung des Zionismus. Aufgaben und Schwierigkeiten des Wiener Kongresses*. In: NFP, Nr. 21884, 18. August 1925.

bedingungen – Volle Autonomie für ganz Syrien verlangt – Der Sultan will weiterkämpfen«. Pascha al-Atrasch lehnte einen Waffenstillstand mit Frankreich vehement ab und forderte die Unabhängigkeit nicht nur des Dschebel Drus, sondern ganz Syriens. Sollte Frankreich es wagen, die Drusen anzugreifen, werde überall im Land »ein Aufstand ausbrechen«. Besser sei es, so der Sultan, »frei zu sterben als weiter zu leben wie bisher«. Mit präzisen Details bestätigte Weisl das »Gerücht« von dem Desaster der Franzosen, nachdem er persönlich das Schlachtfeld von Mezraa bei Suweida einem gründlichen Lokalausgesehen unterzogen hatte:

Ich sah dort noch viele unbeerdigte, völlig entkleidete französische Leichname, drei verbrannte Tanks, die von den Drusen im Ansturm erobert und durch vereinte Muskelkräfte umgestürzt worden waren, auch zwei Geschütze und anderes Kriegsmaterial sind auf dem Kampfplatz geblieben. In Suweida, wo ich mich ebenfalls hinbegab, sah ich die Kaserne, in der eine französische Truppe von den Aufständischen belagert wird. Die Stadt ist völlig in der Hand der Drusen.¹⁰⁰

Dieser schonungslose Artikel hatte schwerwiegende Folgen auf höchster politischer Ebene. Der honorige Chefredakteur der »Vossischen Zeitung«, Georg Bernhard, wurde noch am selben Tag während einer Tagung des Völkerbunds in Genf zum französischen Premier Aristide Briand zitiert, der über den Bericht »vor Wut schäumte«. Der französische Oberkommandant in Syrien, General Maurice Sarrail, hatte dem Premier beschwichtigend gemeldet, »die Unruhen seien praktisch zu Ende«. Weisls Artikel müsse daher eine glatte Lüge sein. Bernhard entgegnete unbeeindruckt und kühl, es tue ihm leid, dem Premier sagen zu müssen, dass nicht Weisl, sondern Sarrail »gelogen« habe: »was Weisl schreibt, ist immer zuverlässig« (LWV 304). Eines Seitenhiebs auf die Araber konnte sich Weisl indes auch diesmal wieder nicht enthalten. Die geheime Hoffnung des Sultans, »dass der Dschebel Drus zu Palästina geschlagen« und so »unter ähnlichen Bedingungen wie Transjordanien unter britisches Mandat kommen« werde, bewertete er »entsetzt« als pauschales Indiz für die Naivität und »Blindheit, mit der Orientalen Politik machen« (LWV 306).

Der Aufstand der Drusen breitete sich in den folgenden zwei Jahren über ganz Syrien und den Libanon aus und wurde schließlich von den Franzosen mit aller Brutalität, mit kollektiven Hinrichtungen der Aufständischen, Massakern an der Zivilbevölkerung, darunter viele Frauen und Kinder, mit Massenumsiedlungen und Luftangriffen auf städtische Siedlungen niedergeschlagen.

¹⁰⁰ *Im Hauptquartier der Drusen*. In: VZ, Nr. 394, 21. August 1925.

Abb. 5: WvW in Dschidda (1926)



Wolfgang von Weisls längste arabische Reise dauerte mehrere Monate: von Oktober 1926 bis März 1927. Sie führte ihn auf dem Seeweg in den Hedschas, nach Jemen und über die britische Inselkolonie Kamaran nach Asir, dem Land der Idrisi. In seinen Memoiren widmete er dieser Reise ganze fünf Kapitel (Nr. 19–23). Auch diesmal verschränkte er den »offiziellen« mit dem »inoffiziellen« Anlass: Als Ullstein-Reporter sollte er auskundschaften, ob ein Krieg zwischen Ibn Saud, dem neuen, mächtigen König der Wahhabitiden, und Imam Yahya, dem König des Jemen, um die zwischen beiden Reichen als Puffer gelegene idrisische Provinz Asir bevorstehe. Als Zionist wollte Weisl hingegen wissen, »was die Juden und Palästina von dem neuaufgegangenen Stern am Himmel des Islam zu erwarten hatten« (LWV 318). Das zweistündige Gespräch, das Weisl Ende Oktober 1926 in Dschidda mit »Seiner Majestät Abdul Aziz Ibn Abdar Rahman Ibn Saud« führen durfte, dessen »majestätische« Körpergröße von 1,90 Meter ihm mehr als imponierte (»er ist der längste Mann Arabiens«), wurde ebenfalls ausführlich in der »Vossischen Zeitung« (21. November 1926) und später in der »Neuen Freien Presse« (27. Januar 1927) abgedruckt. Ibn Saud versicherte mit bescheidener Zurückhaltung, dass er nicht die geringsten expansiven Hegemonieansprüche im Sinne eines Kalifats über alle muslimischen Länder erhebe, da er außerhalb des Hedschas keine Macht besitze. Was er anstrebe, sei einzig die Sicherung des Friedens in seinem Reich. Weder der

Hedschas dürfe einem anderen Land den Krieg erklären noch umgekehrt ein anderes Land dem Hedschas, dem »Land des Propheten, das den Muslims heilig« sei.¹⁰¹ Wenn Imam Yahya von Jemen es dennoch wage, die Provinz Asir anzugreifen, werde er, Ibn Saud, sie mit seiner überlegenen Streitmacht zu schützen wissen. Am Zionismus schien er kaum interessiert zu sein, was Weisl beruhigt zur Kenntnis nahm.

Die beiden anschließenden Seefahrten nach Jemen, dem »Arabia felix«, wie Weisl »die unwissenden Lateiner« ironisch zitierte (LWV 334), und weiter nach Asir waren politisch von geringerer Bedeutung, boten ihm jedoch willkommene Gelegenheit zu ausgedehnten historischen, philosophischen und religiösen Exkursen. Das Gespräch mit Imam Yahya kam gar nicht zustande. Beim Groß-Senussi Sidi Ahmed Scherif und beim Imam Hassan Idrisi hatte Weisl mehr Glück. Beide versicherten ihm, dass Asir zum Kampf gegen den Jemen bereit sei. Schon ein Jahr später, 1927, wurde Asir jedoch von den Saudis besetzt und 1932 schließlich annektiert. Nach dem Saudi-Jemenitischen Krieg 1934, den Ibn Saud gegen Imam Yahya gewann, wurde Asir endgültig dem erstarkten saudi-arabischen Königreich einverleibt.

Beachtung verdient die ausgedehnte Darstellung dieser Seereisen vor allem auch unter sprachlich-stilistischem Aspekt. Der Erzähler der aufregenden, keineswegs ungefährlichen Abenteuer kommt hier so richtig in Schwung, insbesondere im 21. Kapitel, das »die Sturmfahrt nach dem Land der Idrisi« mit allen dramatischen Feinheiten schildert. Geschult wieder an Karl May erreicht Weisls spannungsgeladene Erzählweise ihren Höhepunkt. Eine Kostprobe möge genügen:

Wie ein Pfeil schießt der Sambuk durch die Wogen. Das Segel stöhnt, der Mast biegt sich unter dem harten Wind. Herrlich kühl ist die Nachtfahrt; wie ein Traum ist dieses Reiten auf Wind und Wellen. Silberweiß steigen Wolken im Süden auf, glänzen im Mondlicht wie riesige Vögel, die im Wind flattern. Wir jagen, wir fliegen über die Schaumkronen der Wogen. Immer mehr weiße Wolken, immer stärker der Wind ... Eine halbe Stunde später wird der Wind zum Sturm, dreht sich etwas, packt uns von Westen her in der Seite. Das kleine Schiff schießt unter voller Segellast vorwärts, aber beugt sich bei jedem Windstoß bis zum Bordrand ins Wasser. Wolkenbänke verschlingen Mond und Sterne. Der Nordstern verschwindet. Das Meer wird weglos (LWV 341).

Größeres Interesse, ja erstaunliche Sympathie für die jüdische Besiedlung Palästinas fand Weisl in Kairo, dem Ziel seiner nächsten Reise. Von allen arabischen Städten besaß

101 WvW: *Beim Herrn Arabiens. Ibn Saud über seine Politik. Ein Gespräch.* In: VZ, Nr. 551, 21. November 1926.

die ägyptische Metropole, die größte der muslimischen Welt, für Weisl die unwiderstehlichste Anziehungskraft. Er hatte sie schon vorher öfter als ein dutzendmal besucht, wohl auch deswegen, weil dort der Ullstein-Konzern ein eigenes Büro eingerichtet hatte, das aber Anfang 1927 von Weisl geschlossen werden musste. Zaghul Pascha, der vor-malige ägyptische Ministerpräsident und Vorsitzende der nationalistischen Wafd-Partei, die für die Unabhängigkeit Ägyptens von Großbritannien kämpfte, hatte Weisl zu einem Interview eingeladen, das am 1. Dezember 1926 in dessen »schlicht-eleganter Villa« stattfand, wie Weisl respektvoll anmerkt, einem unauffälligen Domizil, das niemandem verriet, dass es »dem größten Ägypter gehörte, den das Nilland je hervorgebracht hat«. In aller amikalen Offenheit gestand Zaghul, er sei »au fond ein überzeugter Zionist«. Die nicht unlogische Begründung dieses freimütigen Geständnisses musste Weisl zuversichtlich stimmen. Zaghul vertraute ihm an, er wolle »die Engländer aus Ägypten loswerden«. Er wisse, »dass Großbritannien die Lebenslinie des Empire am Suezkanal« habe »und sie gegen Russland heute oder Deutschland morgen verteidigen« müsse:

Wenn am Ostufer des Kanals ein starkes, industrialisiertes jüdisches Palästina entstünde, dann müssten die Briten nicht mehr ihre Truppen am Westufer des Suezkanals stationieren – dann könnten sie sich auf die Juden in Palästina stützen und von dort aus den Kanal beschützen, beherrschen. Und dann würde mein Land endlich frei sein (LWV 368).

In der politischen Öffentlichkeit könne er freilich, schränkte Zaghul ein, sein Wohlwollen für den Zionismus nicht mehr kundgeben, zumal er auch, obwohl erst 71 Jahre alt, von Krankheit schwer gezeichnet war. Ein halbes Jahr später verstarb er. Kein anderer arabischer Politiker zeigte gegenüber Weisl jemals solche Sympathien für die Ziele des Zionismus.

Weisl blieb noch einige Monate in Kairo und verschaffte seinem Freund und Couleurbruder aus der Wiener »Unitas«, Arthur Koestler, eine Redaktionsstelle bei der neu gegründeten, freilich nur kurzlebigen deutschen »Nil- und Palästinazeitung«, deren Ziel es war, »zionistische Propaganda unter den Arabern [...] zu betreiben«. ¹⁰² Auf Vorschlag Weisls wurde Koestler auch dessen Nachfolger als Nah-Ost-Korrespondent des Ullstein-Nachrichtendienstes in Jerusalem.

Die nächsten Reisesstationen Wolfgang von Weisls überschlugen sich: Wien, wo sein Vater am 3. Mai 1927 den 70. Geburtstag feierte, Prag und Berlin, wo man ihn begeistert als »Weisl von Zion« (vgl. LWV 268, Anm. 273) willkommen hieß. Dann ging es

¹⁰² Christian Buckard: *Arthur Koestler. Ein extremes Leben 1905–1983*. München: Beck 2004, S. 85.

zurück nach Haifa zur Heirat mit Noemi Zuckermann (8. Juni 1927), es folgten ausgedehnte Hochzeitsreisen nach Jerusalem, Kairo, Alexandrien, Athen, Saloniki, Berlin (mit einem mehrmonatigen Aufenthalt) und schließlich wieder nach Wien, wo auf der Titelseite der »Neuen Freien Presse« vom 28. Januar 1928 eine Artikelserie über Weisls unmittelbar bevorstehende Reise nach Hinterindien und Tibet angekündigt wurde:

Wir beginnen heute im Feuilleton der »Neuen Freien Presse« mit der Veröffentlichung einer Reihe von Artikeln unseres Mitarbeiters Dr. Wolfgang Weisl, der sich mit seiner jungen Frau nach *Singapore* begeben und dort eine Kamelexpedition ausgerüstet hat, um längs der Grenzen Hinter-Indiens, Chinas und Tibets – ein Weg von vielen Hunderten von Kilometern – politische, wirtschaftliche und ethnographische Studien zu machen, deren Ergebnisse wir in einer Reihe von Artikeln unseren Lesern bieten werden.

Wolfgang Weisl, unser früherer Korrespondent in Palästina und Ägypten, hat durch die Schilderungen seiner abenteuerlichen Fahrten in Arabien, die wir im abgelaufenen Jahr veröffentlicht haben, sich als kühner, unerschrockener Forscher erwiesen, dessen packende und farbenprächtige Berichte das größte Interesse hervorgerufen haben.

Wir sind überzeugt, dass die Artikel Dr. Weisls, die er während seiner Expedition durch Kamelreiter zur nächsten Poststation befördern wird, die vollste Aufmerksamkeit des Publikums finden werden.

Das junge Ehepaar gelangte jedoch nur bis Dschibuti. Aufgrund des schon erwähnten Knöchelbruchs musste die Reise abgebrochen werden. Der Zufall wollte es, dass auch das gesamte Manuskript der Memoiren an dieser Stelle Fragment blieb.

* * *

Wolfgang von Weisls orientalische Reisebücher erregten auch in gehobenen literarischen Kreisen bemerkenswerte Aufmerksamkeit, wie eine Rezension des Jungwiener Autors Felix Salten am 2. März 1929 in der »Neuen Freien Presse« bezeugt. Einem anerkennenden Hinweis auf Weisls erstes Orientbuch *Der Kampf um das Heilige Land. Palästina von heute* (Berlin: Ullstein 1925) ließ Salten eine geradezu panegyrische Hommage an Weisls zweites Orientbuch *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer. Fahrten und Abenteuer in Westarabien* folgen, das 1928 im Leipziger Verlag Brockhaus erschienen war. Obschon ebenfalls ein engagierter Zionist und Palästinareisender¹⁰³, klam-

¹⁰³ Die Erfahrungen seiner 1924 unternommenen Palästinareise veröffentlichte Salten ein Jahr später in dem Buch *Neue Menschen auf alter Erde. Eine Palästinafahrt* (Berlin, Wien, Leipzig: Zsolnay 1925) mit einem ähnlichen romantischen, zukunftsoptimistischen Zionismus, wie Weisl ihn in seinen beiden Orientbüchern zum Ausdruck brachte.

merkte der Rezensent die zionistischen Autorintentionen Weisls von vornherein deziert aus: »Ob seine politischen Meinungen, ob sein Vermuten über die Zukunft richtig sind, steht hier nicht zur Diskussion.« Stattdessen konzentrierte sich Salten auf die »fesselnden«, »unwiderstehlichen«, ästhetisch-stilistischen Qualitäten von Weisls journalistischer Erzählkunst und scheute sich keineswegs, diese in die Nachfolge von Heinrich Heines amüsanten, flanierenden *Reisebildern* und Henry Morton Stanleys seriösen, forschungsintensiven, abenteuerlichen Reisetagebüchern aus Afrika zu stellen:

Wolfgang Weisl hat in seinen Berichten nämlich etwas von der Poesie charmanter Landstreicher und viel von dem ethischen Gewicht ernsthafter Forschungsreisender; er besitzt den Zauber, der die genialen Reporter umgibt, er hat den Schwung eines Dichters, und wenn er die gefährlichsten Abenteuer erzählt, hat er dabei das unfeierlich lachende Gesicht eines kleinen Jungen. [...]. Als Stilist bewegt er sich oft und glücklich auf jener Linie, die strahlend von Heinrich Heine her in die Literatur- und Zeitungssprache leuchtet. Mit seiner ins Unbekannte strebenden Reisetapferkeit gehört er der wertvollen Nachfolge an, die Stanley wachgerufen hat.¹⁰⁴

Erheblich differenzierter und relevanter war das Urteil Hugo Bergmanns über Weisls erstes Orientbuch *Der Kampf um das Heilige Land* ausgefallen. Bergmann spielte im kulturellen und wissenschaftlichen Leben des jüdischen Palästina eine zentrale Rolle und bedarf hier – auch im persönlichen Verhältnis zu Wolfgang von Weisl – einer näheren Betrachtung. In Prag ein enger Freund Max Brods und Franz Kafkas, war Bergmann bereits 1919 nach Palästina ausgewandert, wo er 1925 mit Gershom Scholem, Martin Buber, Arthur Ruppin, Hans Kohn, den Cousins Felix und Robert Weltsch (vgl. S. 49 f.) den Friedensbund »Brit Schalom« gegründet hatte, der eine Verständigung und bürgerrechtliche Gleichstellung der jüdischen und arabischen Bevölkerung in Palästina anstrebte. Als Professor für Philosophie wurde Bergmann 1935 zum Präsidenten der Hebräischen Universität gewählt, deren feierlicher Eröffnung Weisl zehn Jahre zuvor, 1925, als Nahost-Korrespondent der »Vossischen Zeitung« begeistert beigewohnt hatte (S. 45 f., LWV 282 f.). Weisl hatte Bergmann schon 1922 bei seinem ersten Palästinaaufenthalt besucht und bei ihm sogar kurze Zeit Quartier bezogen (LWV 229). Während Weisl in seinen Memoiren seine ersten Bekanntschaften in Palästina meist – zumindest kurz – charakterisierte, enthielt er sich gegenüber Bergmann jeglichen Urteils. In seinem Reisebuch *Der Kampf um das Heilige Land* findet sich jedoch eine abfällige Äußerung über den »radikalen«, für die Juden in Palästina sehr gefährlichen »Pazifis-

¹⁰⁴ Felix Salten: *Reise ins Abenteuer. Wolfgang Weisl und sein Buch*. In: Neue Freie Presse (Wien), Nr. 23155, 2. März 1929, S. 11.

mus, den in Europa Martin Buber und gewisse Wiener und Berliner Publizisten unterstützten«¹⁰⁵ – ein Verdikt, das sich indirekt, aber doch unverkennbar auch auf den »Brit Schalom« und Hugo Bergmann bezog, der in Berlin Philosophie studiert und sich dort mit Martin Buber angefreundet hatte. Bergmann hat dieses Verdikt zweifellos zur Kenntnis genommen, es aber nicht *expressis verbis* in seine Kritik über Weisls *Kampf um das Heilige Land* einfließen lassen. Wie Salten äußert sich auch Bergmann – wenngleich wesentlich zurückhaltender – über den »guten« Stilisten Weisl, den »verständnisvollen und intelligenten Beobachter«, den »geschickten Journalisten«, dessen »langjährige Erfahrung« und »wohlgelungene«, »lebendige Darstellung der politischen Geschichte Palästinas vom Kriege bis zur neuesten Zeit«. Dann aber unterzieht er – anders als Felix Salten – die romantisch verklärten politischen und rassenideologischen Motive des Palästinareisenden Weisl einer unmissverständlichen Kritik, die an jene Evgenia Grishinas (S. 59 f.) erinnert:

Was aber den wichtigsten und längsten Teil der Arbeit, die innere Geschichte des jüdischen Palästina anbetrifft, so gibt der Verfasser im Grunde nichts Anderes und nichts Besseres als die allzu vielen Palästinabeschreiber der letzten Jahre: Palästina in bengalischer Beleuchtung, Vorschußlorbeeren auf eine freundlich verzauberte Wirklichkeit hin, und die Behauptung, an der sich augenscheinlich viele nicht satt hören können, daß Palästina das Land der Tausend-sassas sei. [...]. Aber es dürfte gründlich verfehlt sein, auf Grund *einer erstaunlichen und dunklen Theorie von der Überlegenheit der weißen Rasse* und eines für die Tänze der Wiederbelebung allzu empfänglichen Sinnes, den Siegeslauf des jüdischen Volkes allzu laut zu verkünden.¹⁰⁶

Dieses Verdikt trifft ohne Abstriche auch auf den überschwänglichen Tenor in Felix Saltens eigenem Palästinaabuch zu, das mit einer euphorischen Segnung der »neuen Menschen auf der alten Erde« schließt, einer unverkennbaren Hommage an die rückwärtsgewandte Utopie in Theodor Herzls Roman *Altneuland*: »Du, Jugend, die den Boden von Palästina bebaut, asiatischen Boden. Du, Jugend, die sich opfert, um das Ideal zu verwirklichen, das in deinem Busen lebt.«¹⁰⁷

¹⁰⁵ *Der Kampf um das Heilige Land* (Anm. 46), S. 29.

¹⁰⁶ Hugo Bergmann: *Der Kampf um das Heilige Land. Palästina von heute. Von Wolfgang Weisl*. In: Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde (Stuttgart, Berlin) 28 (1925/26), Nr. 9 (Juni 1926), S. 558 (kursiv: D. G.).

¹⁰⁷ Salten: *Neue Menschen auf alter Erde* (Anm. 103), S. 276.

Literarische Ambitionen

Heute darf ich den Genossen
 Makkabäerlieder sagen,
 Weil ich selbst ein Schwert getragen
 Und mein rotes Blut vergossen ...
 (Hugo Zuckermann: *Makkabäer*, 1917).

Wolfgang von Weisl verstand sich als Journalist, als Verfasser orientalischer Reise- und Sachbücher, erhob aber auch stets höheren literarischen Anspruch, wie er ihm von Felix Salten eindrucksvoll bescheinigt wurde. »Vor allem aber war ich Schriftsteller«, bekundet Weisl gleich eingangs seiner Memoiren (LWV 118), und später gesteht er, fast verschämt: »Ich werde ganz poetisch« (LWV 361). Weniger verschämt konstatierte er – frei nach Karl Kraus – gegenüber »Journailisten«, die über ihn »niederträchtige« und »hinterhältige« Falschmeldungen verbreiteten: »Wenn ich in der literarischen Welt bekannt bin, dann als internationaler Schriftsteller, der zu einer Zeit einen Weltruf hatte, da die meisten der Redakteure der ›Palestine Post‹ noch nicht einmal im Café Vienna am Zion Square in Jerusalem bekannt waren« (WL 506).

Seine Memoiren *Lang ist der Weg ins Vaterland* schrieb Weisl – wie schon die schematischen Kapitelüberschriften verraten – bewusst in aventürenhafter Manier. Assoziative Reminiszenzen an Karl Mays orientalische Abenteuer- und Reiseromane sowie an den autobiographischen Bestseller *The Seven Pillars of Wisdom* (1926, dt. *Die sieben Säulen der Weisheit*) des britischen Offiziers Thomas Edward Lawrence (»Lawrence von Arabien«) sind durchaus gewollt. Beide Autoren werden von Weisl mehrfach genannt, Lawrence freilich ob seiner Parteinahme für die »heroischen« Araber im Kampf gegen die Osmanen mit kritischer Distanz, die Weisl auch durchweg und polemisch gegenüber der britischen Mandatsmacht einnimmt, vor allem dort, wo er den Eindruck gewinnt, als würde diese eher die arabischen als die jüdischen Interessen fördern.

Zur Legitimation seiner Autobiographie als literarischer Gattung erwähnt Weisl zahlreiche bekannte und weniger bekannte historische Beispiele, deutsche, österreichische, englische und italienische Schriftsteller, Politiker und Feldherrn. Auch zwei jüdische Autobiographinnen werden erwähnt: »Glückel von Hameln«, die im 17. Jahrhundert ihre Memoiren in jiddischer Sprache aufschrieb, und Weisls eigene Mutter, Charlotte (geb. Popper-Michlup), deren Familienchronik ebenfalls bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Als »künstlerisch« höchstes Vorbild wird Goethes Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* (1808–1831) gepriesen, der Weisl jedoch den Anspruch uneingeschränkter Authentizität seines Werks entgegenhält: »Ich gebe hiemit zu Protokoll, dass alle Einzelheiten dieser Memoiren sehr wahr sind und dass ich stets der

Versuchung widerstanden habe, etwas poetisch zu verklären oder dramatisch zu wenden, wenn es nicht der Wirklichkeit entsprach« (LWV 122).

Am ausführlichsten wird aus der »prächtigen« *Welt von Gestern* (1942) des 15 Jahre älteren Wieners Stefan Zweig zitiert, anerkennend, aber auch ablehnend, weil dieser seine österreichisch-jüdische Herkunft zu einem europäischen Weltbürgertum assimiliert habe. Zudem kritisiert Weisl wenig mitfühlend den – aus seiner Sicht – schwächlichen Pazifismus Zweigs und nicht zuletzt gar dessen Suizid, den er im ungefährdeten brasilianischen Exil als eine »in Wohlstand lebende internationale Berühmtheit« begangen habe und der »wie jeder Selbstmord aus Angst« als »Symptom einer krankhaften Veranlagung eines schwachen Charakters« anzusehen sei (LWV 169). Der erzählerische »Beweggrund« Zweigs findet jedoch Weisls vorbehaltlose Zustimmung: »Die Zeit gibt die Bilder, ich spreche nur die Worte dazu, und es wird eigentlich nicht so sehr *mein* Schicksal sein, das ich erzähle, sondern das einer ganzen Generation.«¹⁰⁸ Was Stefan Zweig jedoch diametral von Wolfgang von Weisl trennte, ist die Beantwortung der »Judenfrage«. Es ist erstaunlich, dass Weisl diesen elementaren Gegensatz nur am Rande thematisierte, was damit zusammenhängen mag, dass Zweigs Briefe, in denen er diesen Problemkreis oft und mit rücksichtsloser Offenheit zur Sprache brachte, zu Lebzeiten Weisls noch nicht publiziert waren. Am aufschlussreichsten ist diesbezüglich Stefan Zweigs Korrespondenz mit Martin Buber, dem er im Februar 1918 unverblümt anvertraut hatte, er habe sich

ganz klar und entschlossen, je mehr sich im Realen der Traum zu verwirklichen droht, der gefährliche Traum eines Judenstaates mit Kanonen, Flaggen, Orden, gerade die schmerzliche Idee der Diaspora zu lieben, das jüdische Schicksal mehr als das jüdische Wohlergehen. Im Wohlergehen, in Erfüllungen war dieses Volk nie ein Wert – nur im Druck findet es seine Kraft, in der Auseinandersetzung seine Einheit. Und im Beisammensein wird es sich selbst auseinandersetzen. Was ist eine Nation, wenn nicht ein verwandeltes Schicksal? Und was bleibt noch von ihr, entweicht sie ihrem Schicksal? Palästina wäre ein Schlußpunkt, das Rückkehren des Kreises in sich selbst, das Ende einer Bewegung, die Europa, die die ganze Welt durchschüttelt hat. Und es wäre eine tragische Enttäuschung wie jede Wiederholung.¹⁰⁹

Ebenso unmissverständlich hatte Martin Buber das antizionistische, als Provokation empfundene Credo Stefan Zweigs zurückgewiesen, was Wolfgang von Weisl, der

¹⁰⁸ Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern* (S. 28, Anm. 16), S. 7.

¹⁰⁹ Stefan Zweig: *Briefe 1914–1919*. Hg. von Knut Beck, Jeffrey B. Berlin und Natascha Weschenbach-Feggeler. Frankfurt/M.: S. Fischer 1998, S. 202; vgl. zu diesem Problemkreis bes. das neuere Buch vom Mark H. Gelber: *Stefan Zweig, Judentum und Zionismus*. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2014.

Bubers Engagement für eine friedliche jüdisch-arabische Koexistenz in Palästina nicht besonders goutierte (vgl. S. 69 f.), fraglos beifällig zur Kenntnis genommen hätte. Von einem »Judenstaat mit Kanonen, Flaggen, Orden« sei ihm »nichts bekannt«, so postwendend die energische und leidenschaftliche Replik Bubers an Stefan Zweig vom 4. Februar 1918, »auch nicht in der Form eines Traums«:

Was werden wird, hängt von denen ab, die es schaffen, und gerade deshalb müssen die wie ich menschlich und menschheitlich Gesinnten bestimmend mittun, *hier, wo* es wieder einmal in den Zeiten in die Hand von Menschen gelegt ist, eine Gemeinschaft aufzubauen. Ihre geschichtlichen Schlußfolgerungen kann ich für das *neue* Volk, das hier aus altem Blute werden soll, nicht gelten lassen. Wenn ein jüdisches Palästina das Ende einer Bewegung sein wird, die nur im Geistigen bestand, so wird es der Anfang einer Bewegung sein, die den Geist verwirklichen will. [...]. Ich ziehe es jedenfalls vor, das ungeheuerliche Wagnis eines Neuen mitzumachen, in dem ich nicht viel von »Wohlergehen«, wohl aber eine Reihe großer Opfer sehe, als länger eine Diaspora zu ertragen, die bei all ihrer schönen und schmerzlichen Fruchtbarkeit Stück für Stück des speisenden Materials jener Bewegung dem inneren Verderben überliefert, und sogar eine tragische Enttäuschung ziehe ich einer gar nicht tragischen, aber stetigen und ausblicklosen Entartung vor.¹¹⁰

Als Autobiograph spielt für Weisl auch Arthur Koestler, sein langjähriger Weggefährte, der – wie die beiden führenden Zionisten Theodor Herzl und Max Nordau – aus Budapest stammte, eine besondere Rolle. Im ersten Band seiner Memoiren *Arrow in the Blue* (1952, dt. *Pfeil ins Blaue*, 1953), der die frühen Jahre 1905 bis 1931 schildert, hat Koestler mehrere von Weisl ausführlich wiedergegebene Begegnungen festgehalten. Seine spätere Wandlung zum Kommunisten und Antizionisten hat ihm Weisl nicht nachgetragen, wohl auch deswegen, weil Koestler nach den mörderischen stalinistischen »Säuberungen« und »Schauprozessen« 1937/38 dem Kommunismus abgeschworen und dann im Zweiten Weltkrieg in der Jewish Agency eng mit Weizmann und Mosche Schertok (vgl. LWV 248) zusammengearbeitet hatte.

Mittels seiner zahlreichen literarischen Anleihen, Anspielungen und auch nur bloßen Nennungen von Autoren möchte Weisl seine Autobiographie in eine lange literarische Tradition einreihen, ja ihr sogar eine gewisse Poetizität verleihen, die er im ersten Drit-

¹¹⁰ Martin Buber: *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*. Bd. 1: 1897–1918. Mit einem Geleitwort von Ernst Simon und einem biographischen Abriss von Grete Schaeder. Heidelberg: Lambert Schneider 1972, S. 525 f. (kursiv: M. B.).

tel seines Werks durch eine Reihe eingestreuter eigener – eingeständenermaßen auch trivialer – Gedichte unterstreicht, bis er im siebten Kapitel, das vom »Soldatenleben« im Ersten Weltkrieg »handelt«, »dem geneigten Leser« selbstironisch verspricht, ihm nun sein letztes, eigenes Poem vorzusetzen, das Weisl übrigens nicht in seine Gedichtsammlung von 1919 aufgenommen hat.¹¹¹ Es soll hier zur Gänze wiedergegeben werden, weniger dank seiner poetischen Qualität, sondern weil es in einer für den Juden Weisl typischen Weise die Nichtjuden, die christlichen Gojim, als grölende Trunkenbolde parodiert. Beschrieben wird das vierte Weihnachtsfest im Ersten Weltkrieg an der galizischen Front, das von Weisls Kompagnie »noch in siegessicherer Stimmung gefeiert« wurde, hatte doch kurz zuvor die russische Oktoberrevolution »die Hoffnung [der Mittelmächte] auf einen baldigen und siegreichen Frieden geweckt« (LWV 195):

... und wieder klingt es »Stille Nacht, Heilige Nacht«.
Und wieder schimmern Kerzen in dem harzgen Grün,
umflimmert von den silberweißen Fäden, die den Baum durchsprüh'n,
wie Küsse, die zu Eis erstarrten ... »Einsam wacht« ...

Weihnacht im Felde. Volle Gläser klingeln froh.
Old Sherry, Heidesheimer, Schaumwein, Doppelkümmel.
(Auf diesen reimt sich zwanglos:) »Ehre sei dem Herrn im Himmel«.
(Zum Christfest passt ganz prächtig:) »Holdrio!«

Die Rede schwingt der Hauptmann heute Nacht.
Wie ein Kommando rollt er jedes Wort im Munde
und spuckt es höchst energisch aus. Die Tafelrunde
hört ihn bewundernd an und steht Habtacht.

»An uns hier draußen ... unsre Lieben ... fern daheim
drum die uns lieben: hoch!« Ein allgemeines Glucken,
auf seine Lieben muss man rasch ein Schnäpschen schlucken.
Natürlich bleibt es nicht bei einem Schnaps allein.

Der General hat sich gedrückt. Es ist gemein,
dass unser gottesjämmerlicher Hundemagen
nicht unbegrenzte Quantitäten kann vertragen.
Wie wird das gar erst an Silvester sein?

111 Vgl. *Lyrische Gedichte* (Anm. 26).

Doch deshalb schlafen gehn? So früh? Du lieber Gott,
 wer nicht mehr Wein verträgt, spielt einfach Karten.
 Bei einem Jeuchen kann man bis zum Frühstück warten.
 »Herz-Bub? Geraubt der Hund!« Das Spiel geht flott.

Halb sechs Uhr früh!!! Der Weihnachtsengel flieht
 aus diesem Zimmer. Wein und Schnaps verklebt die Schwingen.
 Verdreht und übernächtigt ist auch er. Ich hör' ihn singen:
 Oj-oj-oj ... ein wohlbekanntes Lied.

Das Weihnachtsfest verkommt hier zu einem »Jeuchen«¹¹², einem hemmungslosen Saufgelage und stumpfsinnigen Kartenspiel. Kontrastierende Zitate aus dem österreichischen, weltweit meistverbreiteten Weihnachtslied *Stille Nacht, Heilige Nacht* und dem von Jesus Christus – nach Überlieferung des Neuen Testaments – selbst gesprochenen *Vaterunser* verstärken die vulgäre Szenerie. Angewidert ergreift der »Weihnachtsengel« die Flucht und setzt zu dem Refrain »Oj-oj-oj, schicker ist der Goj« eines »wohlbekannten« jüdischen Spottlieds an, dessen Raffinesse auch darin besteht, dass mit »schicker« eben nicht der Komparativ von »schick« (aus franz. »chic«) gemeint ist, sondern das jiddische Substantiv »Schikkor«, das übersetzt Trunkenbold heißt und sich vornehmlich auf den Nichtjuden, also den »Goj«, bezieht. Wie Weisl weiter mitteilt, hatten die Zionisten daraus eine Parodie fabriziert, die allerdings weniger die »Arier«, sondern vor allem die opportunistischen jüdischen Assimilanten verhöhnt. Sie beginnt mit den verheißungsvollen, den alliterierenden Wahlspruch des im Nationalsozialismus besonders populären deutschen »Turnvaters« Friedrich Ludwig Jahn zitierenden Versen:

Es wollt' ein Jud einst kommen in'n deutschen Turnverein;
 Wollt ein echter rechter deutscher Turner sein.
 Oj-oj-oj, frisch fromm fröhlich frei
 's kann nichts Schöneres geb'n als deutsche Turnerei.

Offenbar ist dem hier verspotteten jüdischen Assimilanten der Eintritt in die deutsche Turnerei eine stattliche Summe Geldes wert. Umso desillusionierter endet das Gedicht:

Von dem Geld da bauten sie ein Haus, bauten sie ein Haus,
 Schmissen dann das Jüdelach hinaus, Jüdelach hinaus.
 Oj-oj-oj, wär' ich doch ein Goj ... (LWV 196).

¹¹² Jeuchen (jidd.): österr. Hetz, Gaude.

In diesem mehrteiligen Beispiel entfaltet Weisl eine durchaus produktive lyrische Intertextualität, die in einem brisanten politischen, antisemitischen Kontext aus zionistischer Sicht die Heilserwartung der europäischen Judenheit dank ihrer Assimilation ad absurdum führen soll.

Um die ambitionierte Poetizität seiner Autobiographie zur Geltung zu bringen, bedient sich Weisl – wie gesagt – zahlreicher literarischer Bezugnahmen, meist in Form von Zitaten, Allusionen und Vergleichen. Sie dienen oft auch zur Beglaubigung seiner eigenen politischen, sozialen und moralischen Auffassungen und Motive. Weisl präsentiert sich hier als belesener Bildungsbürger, der neben den klassischen Weimarer Dioskuren Goethe und Schiller eine Reihe anderer kanonisierter, aber auch weniger bekannter Poetae minores herbeiruft: Hans Fallada, Julius Stinde, Heinrich Zschokke, Friedrich Rückert, Franz Grillparzer, Wilhelm Hauff, Friedrich von Bodenstedt, Georg Herwegh, Max von Schenkendorf, Gottfried Keller, Gustav Meyrink und Börries Freiherr von Münchhausen kommen zu Wort oder werden erwähnt, dazu aus der Weltliteratur Shakespeare, Pope, Strindberg, Molière, Montesquieu, Sardou, Dostojewski, Tolstoi, Dante, Twain etc.

Gesonderte Beachtung verdient der Fall des Balladendichters Börries Freiherr von Münchhausen (1874–1945, Suizid), eines der populärsten und treuesten Gefolgsmänner Hitlers, der ihn persönlich 1944, kurz vor dem Zusammenbruch des »Dritten Reichs«, in die Liste der »Gottbegnadeten« aufgenommen hatte. Münchhausens Verhältnis zum Judentum war äußerst ambivalent. Einerseits betrachtete er – wie der Rabbinersohn Sammy Gronemann, sein hannoverscher Mitschüler, in seinen *Erinnerungen eines Jecken* berichtet – die Juden als »Fremdvolk«, dessen »Vermischung« mit der »arischen Rasse« durch »Assimilantentum« und Beteiligung am deutschen Kulturleben er verabscheute.¹¹³ Andererseits wird Münchhausen in Theodor Herzls Zeitschrift »Die Welt« als »immer sympathischer« Dichter zitiert, der 1903 in einer vom Berliner »Generalanzeiger« veranstalteten »Rundfrage« den modernen Zionismus als »das Erwachen eines stolzen Adelsbewusstseins eines Edelfolkes« und den »Hochflug des zionistischen Gedankens« preist.¹¹⁴ Gronemann beglaubigt diese Äußerung seines Klassenkameraden, der die erstaunliche Auffassung vertreten habe, dass die Juden »den ältesten Adel der Welt darstellen«.¹¹⁵ Weisl hatte Gronemanns Memoiren gelesen, deren im Frühjahr 1946 erschienene hebräische Erstausgabe *Sichronot shel Jecke* ihm im Jerusalemer britischen Regierungsspital aus der dürftigen Gefängnisbibliothek neben der Bibel und

113 Sammy Gronemann: *Erinnerungen*. Aus dem Nachlass hg. von Joachim Schlör. Berlin: Philo 2002, S. 68 f.

114 Die Welt (Wien), Heft 8, 20. Februar 1903, S. 12.

115 Gronemann: *Erinnerungen* (Anm. 113).

einem Band des französischen Pazifisten Romain Rolland als Lektüre zur Verfügung stand (WL 500). Unter dem Einfluss Gronemanns hatte Weisl die Überzeugung gewonnen, dass der »Urarier Börries Freiherr von Münchhausen für und von Herzl begeistert« gewesen sein musste (LWV 117).¹¹⁶ Begeistert zitiert Weisl daher aus Münchhausens Lyriksammlung *Juda* (1900), die der zionistische Jugendstilkünstler Ephraim Moses Lilien graphisch prachtvoll ausgestattet hatte, die Verse (ebda.):

Geächtet Volk, ich zeige Dir die Stege
Aus Hass und Hohn zu deiner Jugend Glück.
Verlorner Stamm, ich weise dir die Wege –
Und deiner Wege Losung heißt: Zurück!¹¹⁷

Die Strophe erhob Weisl zum Leitmotiv seines ganzen politischen und literarischen Lebenswerks:

Diesen Weg zurück bin ich gegangen – und habe ihn, nach besten Kräften, anderen gewiesen. Den langen Weg zurück ins eigene Land, ins Vaterland. Ich bin ans Ziel gelangt – Erbe einer langen Kette von Vorfahren, in böhmischen Dörfern und Städten, von Prag bis Wien, die bald glücklich, bald armselig gewesen sind, aber eines wussten: der Jude hat kein Vaterland; der Jude bleibt ein *Fremder* (LWV 117 f., kursiv: D. G., vgl. LWV 142).

Eine herausragende Rolle spielen in Weisls Autobiographie naturgemäß Schriftsteller jüdischer Abstammung wie Theodor Herzl, Max Nordau, Leopold Ehrlich, Fritz Löhrner, Hugo Zuckermann, Arthur Koestler, Schalom Ben-Chorin, Heinrich York-Steiner, Robert Weil, Arnold Zweig, Arnold Höllriegl, Egon Erwin Kisch und nicht zuletzt Heinrich Heine, einer der Lieblingsdichter Max Nordaus und Theodor Herzls.¹¹⁸

116 Zur widersprüchlichen Position Börries Freiherr von Münchhausens zwischen öffentlichem, angepasstem nationalsozialistischem Anti- und privatem Philosemitismus vgl. das Buch seiner Urgroßnichte Jutta Ditfurth: *Der Baron, die Juden und die Nazis. Reise in eine Familiengeschichte*. Hamburg: Hoffmann & Campe 2013.

117 Börries Freiherr von Münchhausen: *Euch*. In: B. F. v. M.: *Juda. Gesänge*. Buchschmuck von E. M. Lilien. Berlin [u. a.]: Lattmann 1900, S. 14; vgl. dazu das Kapitel »Börries von Münchhausen and E. M. Lilien. The Genesis of Juda and its Zionist Reception« in Mark H. Gelber: *Melancholy Pride. Nation, Race, and Gender in the German Literature of Cultural Zionism*. Tübingen: Niemeyer 2000, S. 87–124.

118 Vgl. Max Nordaus in der Nachfolge von Heines »Wintermärchen« *Deutschland* verfasstes Jugendepos unter dem gleichen Titel *Deutschland* (1865/66) und Theodor Herzls Hommage an den lyrischen Erotiker (*Heine und die Liebe*. In: NFP, 5. Dezember 1897); dazu Dietmar Goltschnigg/Hartmut Steinecke (Hgg.): *Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern*. Bd. 1. Berlin: Erich Schmidt 2006, S. 86–90, 99–102.

Selbst Heines schärfster Gegner, Karl Kraus, der öffentlichkeitswirksamste Antizionist der klassischen Moderne Wiens, der vehement die Assimilation der Juden, vor allem aus Osteuropa, eingefordert hatte, wurde von Weisl mehrfach und mit einer gewissen »Bewunderung« genannt (LWV 119). Erstaunlich ist, dass er Kraus' spöttische, namentlich gegen Nordau und Herzl gerichtete, zwei Jahre nach dessen *Judenstaat* erschienene Satire *Eine Krone für Zion* (1898) nirgendwo erwähnt, die bei den Zionisten auf heftigste Ablehnung gestoßen war.¹¹⁹ Dass Weisl die Kraus'sche *Zion*-Satire doch gekannt hat, scheint indirekt sein satirisches Gedicht unter dem sprechenden Titel *Der Heros* zu bezeugen, das er 1919 zum 20-jährigen »Jubiläum« der »Fackel« verfasste. Darin wird durchgehend der »Trompeter« und »Trommler« eines »Stück für Stück verfaulenden Menschentums« verspottet, der »der sterbenswerten Welt der Menschen seiner Zeit den Spiegel« vorhält, in dem diese jedoch »wen'ger sich selbst seh'n, dafür aber *ihn*, den großen Kraus, den Fackelkraus, der sich die Fackel hält.«¹²⁰

Beide, der radikale Zionist Weisl und der polemische Antizionist Kraus, waren Absolventen eines Wiener humanistischen Gymnasiums: der Ältere des Franz-Joseph-, der Jüngere zuerst des Piaristen-, später des Amerling-Gymnasiums. Beide demonstrierten ihre klassisch-antike Bildung vorzugsweise an den Epigrammen der römischen Dichter Seneca und Horaz. Wie Kraus hegte auch Weisl eine erklärte Vorliebe für Lied- und Operettenkomponisten. Bei Kraus nahm Jacques Offenbach den ersten Rang ein, während Weisl seine Gunst auf mehrere Komponisten wie Johann Strauß (Sohn), Engelbert Humperdinck, Ralph Benatzky, Robert Stolz, Gustav Pick, Karl Fochler, Franz Lehár und Emmerich Kálmán verteilte. Weisl selbst habe, wie er berichtet, in seiner Studienzeit mit eigenen Chansons für Tänzerinnen in Nachtlokalen, in denen er regelmäßig verkehrte, eine hübsche Summe Geld verdient. Die von den Chansonetten angebotene Bezahlung »in natura« habe er freilich, aus sittlichen Gründen und dringenden finanziellen Bedürfnissen, standhaft abgewehrt: »Zwanzig Kronen für ein Lied, fünfzehn Kronen für ein Gedicht waren das Minimum« (LWV 187). Als einträglichster Geschäftsmarkt erwies sich ihm das neben dem Theater an der Wien gelegene Café Dobner, in dem er als Stammgast verkehrte – ebenso übrigens wie der aus Graz stammende Robert Stolz, »der letzte Meister der Wiener Operette« und »der letzte Walzerkönig«, der damals sogar zwei Lieder Weisls vertont und diese »auf Hebräisch« viele Jahrzehnte später, 1970, persönlich in Jerusalem – im Beisein des Verfassers – mit Freude gehört hatte (LWV 186f.). Diese Episode ist übrigens auch ein gutes Beispiel dafür, dass Weisl in seinen Memoiren den Berichts-

119 Vgl. Dietmar Goltschnigg (Hg.): *Karl Kraus im Spiegel literarischer und publizistischer Kritik. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare*. Bd. 1: 1892–1945. Bd. 2: 1945–2016. Berlin: Erich Schmidt 2015, 2017.

120 *Lyrische Gedichte*, Abteilung *Zeitgedichte* (Anm. 26), S. 92.

zeitraum bis 1928 nicht strikt einhält, sondern immer wieder die unmittelbare Gegenwart in sein Schreiben einblendet: mit Verweisen auf kulturelle, politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche, vor allem auch auf militärische Ereignisse in Israel und anderen Ländern. Ein mehrmals kritisch berührtes Thema ist der allgemeine, von Amerika und Westeuropa leider auch nach Israel importierte »Sittenverfall«, den Weisl heftig anprangert.

Eine zentrale Rolle in vielfacher politischer, literarischer und familiärer Hinsicht spielt der aus Ungarn nach Wien übersiedelte Schriftsteller Heinrich York-Steiner, ein enger Mitarbeiter Theodor Herzls, in dessen zionistischem Zentralorgan »Die Welt« er 1899 eine Erzählung unter dem Titel *Der Talmudbauer* publiziert hatte. Der darin liebe- und verehrungsvoll porträtierte Protagonist lebt in Weisls späterem Wohnort Gadera als frommer Siedler, ein aus dem türkischen Smyrna (Izmir) eingewanderter, ebenso gelehrsamer Philosoph wie tüchtiger Landwirt und überdies Vater »einer blendend schönen und hochgebildeten Tochter« namens Mirjam (LWV 159), hinter der sich als historisches Vorbild die Mutter Noemi Zuckermanns, der ebenso bezaubernden späteren Frau Wolfgang von Weisls, verbirgt. Der »Talmudbauer« entpuppt sich somit als dessen Schwiegergroßvater. Mit den edlen körperlichen und geistigen Genen ihrer Eltern und Großeltern ausgestattet bringt Noemi – zur Zufriedenheit ihres Schwiegervaters Ernst Franz von Weisl – »bodenständiges Blut« in dessen bürgerliche Familie und sichert überdies dank ihrer ebenmäßigen Gesichtszüge die Weisl'sche Nachkommenschaft vor »zu großen Nasen«, um derentwillen ihr Schwiegervater einst genötigt war, eine finanziell lukrative »Partie« seines Sohnes abzulehnen (LWV 370). Auf »körperliche Schönheit« legte Wolfgang von Weisl eingestandenermaßen – wie auch schon seine Eltern und Großeltern – »großen Wert« (LWV 149).

Die ehrgeizige Poetizität seiner Memoiren entfaltet Weisl auch im romantischen, pittoresken Kolorit seiner enthusiastischen Natur- und Landschaftsbeschreibungen. Hier drängen sich Vergleiche mit den vielbewunderten Gemälden seines Freundes Ludwig Blum auf:

Ich lernte »die Berge rund um Jerusalem«, wie der 125. Psalm sie nennt, kennen und lieben, die wunderbare Abendstimmung, wenn der Himmel von Purpurblau zu Purpurrot überfließt und das Gebirge von scharlachrot über violett zu tintenblauen Schatten verwandelt, »so als ob sie Ludwig Blum gemalt hätte«, wie einmal ein Kritiker sich äußerte, dem diese Landschaft zu romantisch war (LWV 265).

In diesem Landschaftsgemälde aus dem Jahre 1924, das nicht zufällig genau im Zentrum der Autobiographie verortet ist, bekundet der Wiener Zionist wohl am eindrucklichsten seine Liebe zur »alt-neuen«, »heiligen« Heimatstadt, die in ihm allerdings schon Ahnungen eines kommenden Kriegs heraufbeschwört:

Herbst in Jerusalem ... Das Widderhorn, der Schofar, hallt in der Heiligen Stadt. In allen Straßen tönt er – Übung und Mahnung für das nahende Neujahrsfest, den Tag des Gerichts über alles Lebende. Ankündigung des Herbsts. Anders ist diese Zeit als in Europa. Die Mit-tage sind heiß und bleiben es bis in den November. Aber die Hitze ist nicht konstant, plötzlich fahren kühle Windstöße durch die Straßen, rütteln an den jungen Eukalyptus- und Pinien-bäumen, die Ronald Storrs¹²¹ Stadtverwaltung mitten in die schmalen Gehsteige setzen ließ. Früher wird es Abend, nach fünf Uhr wird es herrlich kühl; angenehm ist es jetzt, auf dem flachen Dach zu liegen und die sehr nahen Sternbilder des Jerusalemer Himmels an den tages-müden Augen vorbeiziehen zu lassen. Wolkenbänke ziehen immer neu von Südwesten her, von Ägyptens Überschwemmungen gespeist. Umhüllen die schon ganz schmale Sichel des abnehmenden Mondes, verdecken die Sterne. *Merkwürdig, nur der Krieg verkündende Mars bleibt frei*; sein rötliches Licht bricht durch die dünnen Wolken, die immer tiefer herabsinken: Nebel wandern. An den Zinnen der Stadtmauer Solimans des Prächtigen [siehe LWV 266, Anm. 271] klettern sie empor, machen ihre schönen Linien noch edler, noch unwirklicher. Weiß durch grau – Märchen uralter Zeiten – ragt der Davidsturm wie durch einen Schleier. Turm und Wall und Burg im Herbstnebel; ein Traum ist es, und ich, was suche ich in diesem Zauber? (LWV 266, kursiv: D. G.).

Vermittels solch dichter, die deutsche Romantik mit dem »Märchen aus alten Zeiten« in Heines *Loreley*-Gedicht (1824), die Bibel, die ältere und die gegenwärtige Geschichte Palästinas, die osmanische und die britische Herrschaft über Jerusalem und selbst das Universum miteinbeziehender Bilder und Metaphern versucht Weisl, sich der Evidenz und Authentizität seines »Heiligen Landes« und seiner »Heiligen Stadt« zu vergewissern, nicht zuletzt auch gegen banale Einwände ungläubiger Juden, vorzugsweise aus Österreich, wie beispielsweise eines Viehhändlers aus Graz, der zwei Jahre zuvor, im Dezember 1922, als sich Weisl nach seinem ersten Palästinaaufenthalt auf der Rückreise mit der Südbahn von Triest nach Wien befunden hatte, im steiermärkischen *Judenburg* (»ausgerechnet so hieß die Station!«) zugestiegen war und borniert behauptet hatte: »Zion – das gibt es doch gar nicht [...]. Ist nur ein Name in frommen Büchern, heilig-unwahre Legende.« Jetzt aber, zwei Jahre später, im Herbst 1924, fragte sich Weisl, was er, der ja unzweifelhaft realiter existiere, »in dieser Traumwelt« suche: »Wieder stößt ein Widderhorn in nächster Nachbarschaft in die Luft. Kündet es nur das nächste Jahr an – oder eine neue Zeit?« (LWV 266).

Auch im Latrun-Journal finden sich vergleichbare ästhetisierte Landschaftsbilder. Selbst die von den Engländern inhaftierten jüdischen Lagerinsassen lieben die »wunderschöne Aussicht« auf die umgebende farbenprächtige Hügellandschaft. Die schöne

¹²¹ Ronald Storrs: siehe biographische Daten (S. 558).

Natur ist indes kein Selbstzweck, sondern verschränkt sich in den Augen Wolfgang von Weisl aufs Engste mit dem Anspruch auf die legitime Besitznahme ganz Palästinas gerade auch durch die Betarim, die jungen revisionistischen Siedler, deren an die jüdischen Freiheitskämpfer und Märtyrer Bar Kochba und Joseph Trumpeldor erinnernde Gemeinschaft 1923 von Wladimir Zeev Jabotinsky in Riga gegründet worden war:

Der Blick umfasste im Norden die von Ruinen malerisch gekrönten Hügel, die sich nach Emmaus und dem Trappistenkloster hinziehen, bis sie im fernen Hintergrund von den hohen blauen Ketten des Gebirges Ephraim abgelöst werden, während die schönen hellgrünen Pinienwälder des Klosters einen freundlichen Vordergrund bilden. [...]. Ja, es ist schön hier. Palästina bleibt schön – selbst hinter Stacheldrähten ist es *unser Land*, und die *Burschen* hier lieben das Land, lieben sogar Latrun (WL 411, kursiv: D.G.).

Eine Ausnahme unter solchen politisch optimistischen Landschaftsbildern stellt im Latrun-Journal eine eindringliche, mit Trauer beschwerte Metapher dar, die auf die armseligen, unwohnlichen Häuser der von den Briten besetzten jüdischen Hauptstadt Jerusalem verweist. Der in den Hungerstreik getretene Revisionist Wolfgang von Weisl wird, bewacht von britischen Soldaten, mit einem Militärfahrzeug »durch eine Straße mit toten, *vermauerten Augen*« zum britischen Regierungsspital transportiert. In dieser bedrückenden Atmosphäre manifestiert sich für den Betrachter die ganze triste politische Lage seiner Landsleute, die fast noch unerträglicher wirkt als jene der Häftlinge im Lager Latrun. Den in den Erdgeschossen der besetzten Stadt hausenden Juden wurde durch die von der britischen Mandatsregierung als Vergeltung für den Anschlag auf das King David Hotel (siehe S. 102) errichteten Mauern und Stacheldrahtverhauen der Blick hinaus auf die Straße, die Freiheit, verstellt (WL 497). Mittels der verkürzten Metapher – »vermauerte Augen« statt »vermauerter Häuser« – wird das Elend der unter den britischen Repressalien leidenden Juden noch beklemmender zum Ausdruck gebracht.

Humor und Witz

Es ging ein Mann aus Nubierland,
Führt ein Kamel am Halfterband ...
(Friedrich Rückert: *Parabel*, 1823).

Wie seine freimütig preisgegebene, typisch männliche Präferenz für »schöne« statt »hässlicher Frauen« erkennen lässt, erzählt Wolfgang von Weisl seine Memoiren »mit dem Humor eines fast Achtzigjährigen«, »der auf seine eigenen Dummheiten ebenso

lächelnd zurückschaut wie auf die der Anderen«, gleichsam um das italienische Lösungswort »L'Italia farà da sé«¹²² »ins Jüdische« zu übersetzen: »Israel farà da sé« (LWV 117). Seinen Humor bringt er ebenfalls oft literarisch zum Ausdruck: durch Entlehnungen aus Komödien, Satiren und Parodien, aus Chansons und Kabarett-Texten, aus Wienerliedern und Libretti der »Goldenen« und »Silbernen Operettenära«. Sein beliebtester, von ihm mehrmals zitierter österreichisch-jüdischer Kabarettist ist Fritz Löhner-Beda: »der erste zionistische Satiriker«¹²³, der erst Jahrzehnte später nach seiner Ermordung in Auschwitz wiederentdeckt wurde. Mit dessen *Lied eines tschechischen Pragers* (1916) wappnete sich Weisl gegen den sich epidemisch ausbreitenden Antisemitismus, aber auch gegen die assimilierte jüdische Bourgeoisie, die »Getauften und Baldgetauften«, die »Israeliten und anderen Antisemiten«, die sein zionistisches Engagement erst recht herausforderten und stärkten (LWV 156):

In einer Stadt, halb Ungarland, halb Mähren
Steht ein Kasino, deutsch und ehrenfest,
Dem alle Israeliten angehören
Aus Überzeugung und aus Budapest.

Sie lieben Wackres und sie pflegen Strammes,
Sie tragen Schwarz-Rot-Gold und rufen »Heil!«
Und Baldur heißt der Sangwart und ist Schammes
Und Knut der Wehrschatzmeister und ist Moil.

Da kam in diesen tiefen Frieden eine
Verkomm'ne Kreatur voll Hinterlist
Und stellte die Behauptung auf die Beine,
Dass jeder Israelit ein Jude ist!

Behauptete noch weiter frechen Tones,
Daß Baldur kein Cheruskerkind,
Und daß die Wörter Schmonzes und Schlachmones
In keiner Sanskrithandschrift üblich sind.

122 L'Italia farà da sé! (»Italien schafft es allein!«): Kampfdevise des Risorgimento (Wiedererhebung eines vereinigten, unabhängigen italienischen Nationalstaats).

123 Oscar Teller (Hg.): *David's Witz-Schleuder. Jüdisch-politisches Cabaret. 50 Jahre Kleinkunstabühnen in Wien, Berlin, London, New York, Warschau und Tel Aviv*. Darmstadt: Darmstädter Blätter 1982, S. 68 f.

Ha! Wie der Sturm des wildbewegten Meeres
 Wuchs die Empörung über diese Schmach –
 Selbst der Rabbiner machte ein Geseres
 Und Fürst, der Führer der Gemeinde, sprach:

»Wohlan, wir wollen einen Richter fragen,
 Der Antwort künde, frisch, fromm, fröhlich, frei:
 Der Turnwart Wizuzalek soll uns sagen,
 Ob nicht der Israelit ein Deutscher sei!«

Und also war des Wizuzaleks Rede,
 Der alle lauschten mit gezog'nem Hut:
 »Ah, bittschen, Deitsche is amal a Jede,
 Was seinen Mitgliedsbeitrag zahlen tut.«

Hei, hallte hell der Heilruf durch die Halde,
 Man hob den Turnwart auf den Rednertisch,
 Man sang das Lied vom Teutoburger Walde
 Und speiste abends einen Pfefferfisch.¹²⁴

Typisch jüdische Witze dürfen, wenn es um den Humor in jüdischen Memoiren geht, natürlich nicht fehlen. Und solche gibt es auch bei Weisl zuhauf, vor allem wenn es ums Geld geht: »Ich glaube grundsätzlich alles, was man mir erzählt, solange es mich kein Geld kostet – nach dem weisen Grundsatz: wenn ich's nicht glaube, glaubt's ein anderer; und dann habe ich gar nichts« (LWV 371). Ums Geld geht es insbesondere bei den Spendensammelaktionen für die jüdischen Auswanderer nach Palästina. Für diese Tätigkeit empfiehlt Weisl den Typus des »Schnorrerwitzes«, von dem er stets etliche auf Lager hatte, um geizigen Kunden keine Ausflüchte zu erlauben. Solche Witze erwiesen ihm wertvolle Dienste, deshalb ist er auch stolz auf sie und will sie ganz bewusst »der Nachwelt überliefern«, damit die reiche Tradition des jüdischen Witzes nicht versiege. Eine Kostprobe aus Böhmen, dem Land seiner Ahnen, wo sich Weisl als besonders eifriger Spendensammler betätigte und bewährte, möge als Beispiel dienen (LWV 221):

Ein Schnorrer erhielt Jahr um Jahr von einem Bankier stets 20 Gulden. Einmal, wie er wieder inkassieren kam, gibt dessen Sekretär nur zehn Gulden und erklärt ihm: »Der Herr Kommerzienrat hat sein ältestes Töchterl verheiratet; sie war nicht die Schönste; er hat eine ganz große Mitgift

¹²⁴ Zu den Worterklärungen siehe LWV 155, Anm. 109.

geben müssen. Da muss er jetzt sparen.« – »Nu, wenn das so ist, Mazel und Broche für das junge Paar und alles Gute für den Herrn Papa, und sagen Sie, bitte, dem Herrn Kommerzienrat, wenn er das nächste Töchterl verheiratet, soll er es von seinem Geld tun und nicht von meinem!«

Als Weisl von dem aus Weißrussland stammenden Vorsitzenden des Jüdischen Nationalfonds, Menachem Ussishkin, gebeten wurde, für eine in der Kolonie Beth Alfa arbeitende Gruppe tschechoslowakischer Pioniere in deren Heimat Spenden in der Höhe von 5000 Pfund aufzubringen, antwortete Weisl keck: »5000 Pfund kann ich nie und nimmer aufbringen. Allerhöchstens 10.000 Pfund.« – Was ihm auch gelang: »Zu kleine Summen wirken unernst« (LWV 235). Manchmal genügen auch kurze Paradoxa wie die von ihm wiederholt eingebrachte Wendung »Überfluss an Geldmangel« (LWV 191, 209). In den jüdischen Witz darf auch der liebe Gott einbezogen werden, wie von zwei Juden, die eine Zeit lang stumm nebeneinander gehen, bis endlich »der eine zu seufzen« anfängt: »Ach, mein lieber Gott!« – Sagt der andere: »Ich bitte dich, rede nicht von Politik.« (LWV 280). Ebenso erlaubt ist die politische Verdrehung biblischer Bilder, so im Gefangenenlager Latrun, wo bei einer Konfrontation des »rechten« Revisionisten Weisl mit dem »linken« Mapai-Gründungsmitglied David Remez, dem späteren Mitunterzeichner der israelischen Unabhängigkeitserklärung und Verkehrsminister der ersten israelischen Regierung, dieser »natürlich der Löwe« und er, Weisl, »das Lamm wäre und Latrun das Paradies« (WL 476). An Selbstironie mangelt es Weisl durchaus nicht. Als er bei einem Ausflug zu den Pyramiden von Gizeh von einem nubischen »Guide« bei der Bezahlung des Honorars für den Ritt auf dessen Kamel übers Ohr gehauen wird, zitiert er aus Friedrich Rückerts *Parabel* (1823) die beiden Anfangsverse, die als Motto dieses Kapitels dienen (LWV 238): »Es ging ein Mann aus Nubierland, / Führt ein Kamel am Halfterband ...«

Manchmal zeichnet sich Weisls Witz punktuell durch einen plötzlichen Aufeinanderprall von Wunsch und Wirklichkeit oder Ursache und Wirkung aus, wie das folgende Beispiel illustriert – allerdings wieder mit einem ironischen Seitenblick des Juden auf die unbeholfene und naive, religiöse Zuversicht seines drusischen Chauffeurs während der Fahrt durch die südsyrische Basaltwüste des Hauran zum Hauptquartier der Drusen: »Hassan sagte: »Wenn Allah will, sind wir in einer Viertelstunde aus dem Hauran heraus.« Da platzte der dritte Pneu, und wir hatten kein Reserverad mehr« (LWV 302). Das hier angewandte satirische Verfahren lässt sich mit jenem »Hiatus« vergleichen, den Theodor W. Adorno bei Karl Kraus treffend als den Ort der »Vis comica« definiert, wo tendenziös der »Schein bedächtigen Neubeginns« erweckt wird, »während durch seine Gewalt das Vorausgegangene«, hier bei Weisl der islamische Glaube seines braven Chauffeurs, mit einem Schlag in sich »zusammenstürzt«. ¹²⁵

¹²⁵ Theodor W. Adorno: *Sittlichkeit und Kriminalität. Zum elften Band der Werke von Karl Kraus*. In:

An Karl Kraus erinnert auch der originelle satirische Einfall eines sogenannten »Grubenhunds«, d.h. einer Leserschrift, die trotz ihrer Unsinnigkeit von den Zeitungen abgedruckt wird – als »fake news« würde man sie heute bezeichnen. So konzipierte Weisl 1927 während eines längeren Aufenthalts in Berlin eine lokalsatirische Serie sogenannter *Briefe nach Hadramaut* (einer im Nordosten des Jemen gelegenen Provinz) in Anlehnung an Montesquieus berühmten Briefroman *Lettres Persanes* (1721, *Persische Briefe*). Als Schreiber seiner Briefe erfand Weisl »einen arabischen Scheich, der aus Hadramaut nach Berlin (ausgerechnet!) zum Ankauf von Wochenendhäusern geschickt worden sei und über seine Erlebnisse in der Großstadt nach Hause berichtet«. Nach den ersten zwei oder drei in der »Vossischen Zeitung« tatsächlich abgedruckten *Briefen aus Hadramaut*, »für deren Übersetzung aus dem Arabischen« Weisl selbst »unter einem Pseudonym verantwortlich zeichnete, gelangte an die Redaktion die Zuschrift eines Dozenten für orientalische Sprachen der Berliner Universität Dr. P., der auf einige mutmaßliche Übersetzungsfehler in diesen Briefen aufmerksam machen zu müssen glaubte« (LWV 381). Daraufhin zog Weisl es vor, die Briefserie abubrechen.

Zu guter Letzt verbindet Weisl mit Karl Kraus noch die Vorliebe für den bedeutendsten österreichischen Komödiendichter des 19. Jahrhunderts: Johann Nestroy, dessen »unsterbliche Komödie« *Revolution in Krähwinkel* (1848) Weisl im Lager Latrun zur Erziehung der »Betarim«, der jungen jüdischen Siedler, aktualisierte. In dieser Komödie, die in einer fiktiven österreichischen Kleinstadt spielt, sei ein Jahrhundert zuvor »gleichsam das Modell der Politik der britischen Regierung in Palästina« antizipiert worden. Der Krähwinkler »High Commissioner«, »seine Herrlichkeit«, der Bürgermeister, habe immer »weise Ansichten« geäußert, wie z. B.: »Der Regent ist der Vater; das Volk ist ein kleines Kind, und die Freiheit ist ein scharfes Messer, mit dem das Kind spielen möchte – aber der liebende Vater verbietet es ihm, weil es sich schneiden könnte ...« Am Ende von Nestroys Revolutionskomödie siege dann aber doch die Freiheit, versichert Weisl seinen Zöglingen. Was im österreichischen »Krähwinkel« der ereignisreichen 1848-er Revolution – wenn auch nur literarisch – möglich gewesen sei, müsste auch in Latrun ein Jahrhundert später gelingen. Die gebannt zuhörenden Betarim verstanden den Vergleich und freuten sich (WL 399 f.).

Th. W. A.: *Gesammelte Schriften*. Hg. von Rolf Tiedemann unter Mitwirkung von Gretel Adorno, Susan Buck-Morss und Klaus Schultz. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, Bd. 11, S. 384.

»Erlöser«, »Er macht sich Sorgen um die Juden«

Als dieser Erlöser erschien mir Bar Kochba. Ein Sohn des Volkes, das immer aufs Neue der Welt Erlöser schenkt; Erlöser, die allen Völkern wesensfremd bleiben
(WvW: *Erlöser*, Vorwort, 1919).

»Es ist gut, für unser Land zu sterben« (WvW: *Er macht sich Sorgen um die Juden*, 1938/39).

Literarische Ambitionen hatte Weisl schon in seinen Jugendjahren in den Dienst des Zionismus gestellt, als dessen Protagonisten er zwei legendäre, zeitlich weit auseinanderliegende historische Figuren verehrte: Bar Kochba und Joseph Trumpeldor. Sie repräsentieren den 2000-jährigen Freiheitskampf der Juden gegen feindliche Übermächte. Beiden Heroen hat Weisl ein literarisches Denkmal gesetzt. In seinem lange verschollenen, erst kürzlich wiederentdeckten Jugenddrama *Erlöser. Ein ernstes Spiel von letzten Dingen* (1919)¹²⁶ verschränkt er den zionistischen Erinnerungsmythos des von Schimon Bar Kochba angeführten jüdischen Aufstands gegen die Römer (132 bis 135 n. Chr.) mit der modernen, im zweiten, expressionistischen Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts besonders aktuellen Leitidee einer messianischen »Welterlösung«. Ursprünglich war das Drama in zwei Teilen geplant, Weisl vollendete und veröffentlichte jedoch nur den ersten Teil, den er angeblich schon im Jahre 1909, also im Alter von 13 Jahren, vollendet hatte (LWV 120). Seit dieser Zeit begegnete ihm, berichtet er im Vorwort zu dem Drama, »das Problem des kriegsgewaltigen Messias Bar Kochba in stets neuer Erscheinung immer wieder«:

Zuerst war es die Gestalt des nationalen Heros, der sechzig Jahre nach der Vernichtung des Judenstaates noch Kraft und Mut zu einem verzweifelten und aussichtslosen Krieg gegen Rom aufbrachte. Dann – später – die unbezwingbare Lebenskraft des jüdischen Volkes, die sich in dieser letzten Erhebung offenbarte. Dann – der nie versagende, nie endende Glaube meines Volkes an die Hilfe, die kommen wird, weil sie kommen muss: der Glaube, der sich in der selbstlosen Hingabe an jeden Großen ausspricht, der die »Erlösung« verheißt – von Makkabi bis Herzl.¹²⁷

¹²⁶ Von den 50 bibliophilen Exemplaren des 1919 im Wiener Girschner Verlag gedruckten Dramas sind nur noch wenige Ausgaben vorhanden: eines befindet sich in der Rara-Sammlung der University of Illinois in Urbana, das dem Nachlass der offenbar mit den Weisls befreundeten, ebenfalls aus Wien stammenden jüdischen Familie Spiegel entstammt, ein weiteres Exemplar besitzt die israelische Nationalbibliothek in Jerusalem.

¹²⁷ *Erlöser* (Anm. 30), [S. V].

Als »nationaler Heros« und – neben Theodor Herzl – als moderner Nachfolger des antiken Märtyrers Bar Kochba wurde und wird bis heute in Israel der legendäre, 1911 aus Russland nach Palästina emigrierte Offizier Joseph Trumpeldor verehrt, der im Ersten Weltkrieg gemeinsam mit Jabotinsky die auf Seiten Englands kämpfende »Jüdische Legion« gegründet hatte und am 29. Februar 1920 bei der Verteidigung der jüdischen Siedlung Tel Chai im Norden Palästinas gegen die Übermacht der angreifenden Araber gemeinsam mit sieben anderen seiner Kameraden und Kameradinnen »für unser Land Israel« gefallen war. Die von den »Söhnen« Trumpeldors erfolgreich weitergeführten Kämpfe schildert Weisl in dem bisher noch ebenso weithin unbekanntem und unerforschten Roman *Er macht sich Sorgen um die Juden*, den er zuerst in einer von Yoshua Jevin aus dem Deutschen ins Hebräische übersetzten Fassung vom 24. April bis 18. Juni 1934 unter dem Titel עֵוֶלְגֵב בְּרֶק (Die Schlacht am Gilboa) in der Jerusalemer Wochenschrift »HaYarden« (»Der Jordan«), dem Parteiorgan der revisionistischen Organisation »HaZohar«, veröffentlichte. Die deutsche Originalfassung des Romans erschien von Juni 1938 bis März 1939 in der Prager Zeitschrift »Medina Iwrit« (»Der Judenstaat«). Auf die darin erzählten dramatischen Zusammenstöße zwischen den Juden und Arabern in Tel Chai und den umliegenden jüdischen Siedlungen in Obergaliläa kam Weisl auch auf seinen arabischen Reisen zu sprechen (vgl. LWV 303).

Männlichkeit, »Rasse«

Erbe der Vorfahren und patriarchalische Lebensführung; Vorliebe »für alles Militärische«, »für Waffen, Pferde und Hunde« (was wieder alles stimmt). (LWV 135)

Wolfgang von Weisl huldigte einem Männlichkeitsideal, vergleichbar mit dem Nordau'schen »Muskeljuden« (vgl. S. 37 f.), der auf biologistisch-vitalistischen, körperbetonten und militanten Ideologemen beruht und seiner revisionistischen Zielvorstellung diene: der Errichtung eines jüdischen Staats in Palästina und seiner Absicherung durch eine starke Armee. Muskelkraft und Kampfbereitschaft, Reiten und Marschieren, Säbelfechten und Schießen sind ihm unabdingbare männliche Attribute. »Rasse«, »Blut«, »Erbe« sind und bleiben ihm positiv besetzte Schlüsselbegriffe. Zu seinen Freunden zählte er nicht zufällig den oben schon genannten jüdischen Rassenforscher Ignaz Zollschan (S. 37, LWV 249), der für ein ethnisch homogenes Judentum eintrat.¹²⁸ Weisl hielt

¹²⁸ Siehe Stefan Vogt: *Subalterne Positionierungen. Der deutsche Zionismus im Feld des Nationalismus in Deutschland 1890–1933*. Göttingen: Wallstein 2016, S. 137: »Der wohl umfassendste und wirkungsmächtigste Versuch, eine Rassentheorie aus zionistischer Perspektive zu formulieren, wurde [...] von Ignaz Zollschan unternommen.«

es für eine naturgesetzliche Verpflichtung, sein »biologisches und geistiges Erbe weiterzutragen«. Sexueller Orgasmus ohne die Wunschphantasie der Fortpflanzung sei für ihn undenkbar, entgegnete er »dem (mit Recht) berühmten Berliner Sexualforscher Magnus Hirschfeld«, »dem Vorkämpfer für Strafflosigkeit homosexueller Betätigung«. Ein »Leben ohne Kinder, und zwar viele Kinder, [könne er] sich nicht vorstellen« (LWV 130). »Nun, dies alles ging in Erfüllung«, bilanziert Weisl befriedigt am Ende seines Lebens: »Kinder und Kindeskinde und Schwiegerkinde« sind da! »An Fest- und Feiertagen segne ich nach alter Vätere Sitte zwanzig und mehr Köpfe, die sich unter meine Hände beugen. Meine vier Kinder und ihre Gatten – so verschieden sie sind – teilen meine Ziele, leben für ein größeres, ein großes Israel« (LWV 133). Allerdings muss Weisl einräumen, dass die jüdische Siedlungspolitik in Palästina noch größeren Erfolg erzielt hätte, »wenn die Verwirklichung des Zionismus im *menschenleeren* Raum vor sich gegangen wäre und wenn nicht die Araber sich in Palästina *rascher vermehrt* hätten, als die jüdische Einwanderung neue Menschen *lieferte*« (LWV 375, kursiv: D. G.).¹²⁹

Die arabischen, afrikanischen und gemischten »Rassen« werden von Weisl unterschiedlich beurteilt. Bei einer Parade im April 1924 in der jordanischen Wüste bei Ma'an beschreibt er anerkennend die Angehörigen der königlichen »Scherifenfamilie«: »Sprossen ältesten semitischen Adels, seit mehr als einem Jahrtausend *hochgezüchtet*, mit kleinen Füßen, edlen Händen, Edelexemplare arabischer *Rasse*«; dagegen – »welch Unterschied!« – die einfachen Infanteriesoldaten: »überwiegend negroid, viele schwarz, mit wulstigen Lippen, Kraushaar, oft eingedrückter Nase, fast alle ohne Wadenmuskulatur«, »unheilvolles Produkt des Handels mit schwarzen Sklaven und Sklavinnen« (LWV 257, kursiv: D. G.).

In Saudi-Arabien seien hingegen große Teile der Bevölkerung gar keine echten, naturreinen Araber mehr: »Syphilis einerseits und der Sklavenhandel andererseits haben die Rasse zugrunde gerichtet« (LWV 348). Die Frauenwelt in Dschidda erscheint dem reisenden Juden unansehnlich und abstoßend. Die »Damen« des Hedschas, denen er auf der Straße begegnet, bewegen sich, in ihrer dunkelfarbigem Burka vollständig verhüllt, schwerfällig wie »schwarze Klumpen« (LWV 329). Kein Wunder, dass hier die Homosexualität blühe oder dass die arabischen Männer den Frauen ihres Landes exotische Negerinnen – vor allem aus dem Sudan – vorzögen: »Wer einmal eine Negerin geliebt hat«, zitiert Weisl einen Araber aus Asir, »wird keine Araberin mehr heiraten« (LWV 349). Was »außer etlichen anderen Vorzügen« die Negerinnen auszeichnet, sei der Umstand, dass sie »nie schwitzen«: »Ihre Haut ist angenehm kühl – auch in heißen Nächten«, wie ihm augenzwinkernd versichert wurde« (LWV 324) und wie er sich

129 Zur Terminologie vgl. Arthur Ruppin: *Die Auslese des Menschenmaterials für Palästina*. In: Der Jude. Eine Monatsschrift (Berlin) 3 (1918/19), Heft 8/9, S. 373–383; Etan Bloom: *Arthur Ruppin and the Production of Pre-Israeli Culture*. Leiden: Brill 2011, S. 172.

einmal auch ganz persönlich überzeugen konnte, als ihn des Nachts ein abessinisches Hausmädchen besuchte, »ihr Hemd fallen ließ und sich zu ihm legte«. Bevor der auf ethnische Reinheit bedachte Jude den Reizen der jugendlichen, verführerischen »Negerin« zu erliegen drohte, sei es ihm gerade noch rechtzeitig gelungen, sie abzuweisen, »ohne handgreiflich zu werden« (LWV 332). Während Weisl an vereinzelt »Negerinnen« also durchaus Gefallen fand, stießen ihn ihre männlichen »Artgenossen« durchweg ab. Auf der Schifffahrt nach der britischen Inselkolonie Kamaran im Herbst 1926 sah er sich angeekelt von lauter »Negern« umgeben, »und alle rochen nach Neger« (LWV 338).

Generell kommen die Araber, die in Weisls kolonialisatorisches Blickfeld geraten, eher schlecht weg¹³⁰: Sie erscheinen ihm unkultiviert, wissenschaftlich unterentwickelt, unhygienisch, militärisch untüchtig, organisatorisch chaotisch, zur agrarischen Kolonisation unfähig, politisch blind und bieten sich zudem permanent der britischen Mandatsmacht als Kollaborateure gegen die Juden an. Ein verwundeter Druse, dem keiner seiner Stammesangehörigen zu helfen vermag und es auch nicht einmal versucht, wird ihm zum »Symbol« der »Gedanken- und Planlosigkeit« einer »ganzen Nation« (LWV 310).

Okkultismus

Meine Einstellung zu diesen theosophischen und anderen okkulten Lehren will ich meinen Lesern nicht vorenthalten (LWV 371).

Was neben der ambitionierten Literarizität die Autobiographie Weisls auffallend kennzeichnet, ist ein immenses Sachwissen, das er sich durch die Lektüre wissenschaftlicher Schriften auf vielen Gebieten angeeignet hat: ob Medizin, Politik, Militär, Orientkunde, Philosophie, Soziologie, Ökonomie und Psychologie oder jüdische, islamische, christliche, buddhistische und hinduistische Religion. Allen politischen und kulturellen Strömungen sowie Phänomenen des Zionismus und des Islam gilt freilich sein Hauptaugenmerk – in merkwürdigem Kontrast zu seinem unverhüllten Faible für Metaphysik, Theosophie, Esoterik, Spiritualismus, Mystik, Parapsychologie, Hypnose, Autosuggestion, Astrologie und Magnetismus, eine Vorliebe, die Weisl übrigens mit seinem Freund Arthur Koestler teilte.¹³¹

¹³⁰ Zum ideologiebefangenen, kolonialisatorischen Blick, den »die Zionisten aus ihren jeweiligen Herkunftsländern übernommen hatten«, siehe Yvonne Meybohm: *David Wolffsohn. Aufsteiger, Grenzgänger, Mediator. Eine biographische Annäherung an die Geschichte der frühen Zionistischen Organisation (1897–1914)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 282.

¹³¹ Vgl. Michael Scammell: *Koestler. The Literary and Political Odyssey of a Twentieth-Century Skeptic*. New York: Random House 2009.

Mit seiner Freundin, der Wiener Gräfin Zoe Wassilko-Serecki und langjährigen Präsidentin der Österreichischen Astrologischen Gesellschaft, war Weisl von der astrologisch vorbestimmten Gesetzmäßigkeit seines Lebenslaufs, der er fast ein ganzes Kapitel (Nr. 2) seiner Autobiographie widmet, felsenfest überzeugt. Alle Parameter seines von der Gräfin im Jahre 1928 berechneten Horoskops seien punktgenau eingetroffen, versichert er und belegt sie penibel bei der Niederschrift seiner Memoiren (LWV 135):

Ich bin ein »Skorpion mit dem Uranus im I. Haus in Konjunktur mit dem Saturn im Aszendenten«. Besagter Saturn und Uranus, im besetzten Quadrat mit Mars im III. Haus, verheißt zahlreiche plötzliche Unfälle und akute Erkrankungen [...]. Schütze im I. Haus bedeutet, dass ich »Länder, Menschen, Religionen und Sitten studiere« [...]. Hingegen verweist »Jupiter im II. Haus«, im »königlichen Trigon mit der Sonne«, auf bestimmte »reaktionäre« Neigungen: Erbe der Vorfahren und patriarchalische Lebensführung; Vorliebe »für alles Militärische«, »für Waffen, Pferde und Hunde« [...].

Als zweites Zeugnis astrologischer Lebensgesetze zitiert Weisl die »ewig-gültigen« *Orphischen Urworte* Goethes (LWV 135):

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So musst du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Indes räumt Weisl ein, dass die »Sterndeuterei« »bestimmt« keine »Wissenschaft« sei, eher eine »Kunst« oder ein »Sechster Sinn« für ein »Stück Welterkenntnis«, über dessen »Wert und Unwert« sich der mündige Leser »seine eigene Meinung bilden« möge (LWV 138).

Sein sympathisches Interesse für mystisch ekstatische, religiöse Phänomene veranschaulicht Weisl an drei »Heiligenfiguren«, denen er persönlich begegnete: einer christlich stigmatisierten »Bauerndirne« in Bayern, einem dämonischen Prediger in Berlin und einem muslimischen Heilpraktiker im Tel Aviver Hadassah-Spital. Alle drei Fälle schildert er im Zusammenhang mit seinem vierwöchigen, aus Protest gegen die antizionistischen Repressalien der britischen Mandats Herrschaft durchgeführten Hungerstreik im Internierungslager Latrun (1946).

Den Entschluss zur Begegnung mit der katholischen »Wundermagd« namens Therese (»Resl«) Neumann hatte Weisl spontan innerhalb weniger Stunden gefasst. Als er sich 1927 mit seiner Frau auf Hochzeitsreise einige Monate in Berlin aufhielt, um sich im Auftrag des Ullstein-Nachrichtendienstes auf eine Expedition nach Indien vorzubereiten, las er eines Vormittags »um 9 Uhr« eine kurze Zeitungsnotiz über geheimnisvolle, rätselhafte Begebenheiten im oberpfälzischen Fichtelgebirge: Noch am selben Augusttag, »um acht Uhr abends, saß ich in der Eisenbahn und fuhr nach Konnersreuth, um dieses Mädchen zu sehen. Ich habe mich immer für ›Wunder‹ interessiert, und ich habe nie Zeit und Geld gespart, um Dinge zu sehen und zu studieren, die nicht alltäglich waren« (WL 479). Kaum am Zielort angekommen, stieß er schon auf eine Menschenmenge von über tausend Pilgern, die aus der Umgebung herbeigeströmt waren, um sich von der »heiligen Passion« der Jungfrau, ihrer inbrünstigen Imitatio Christi persönlich zu überzeugen. Als Arzt erhielt Weisl sofortigen Zutritt zu dem Zimmer, in dem die »Gebenedeite« saß. Nach gründlicher Untersuchung und stundenlangen Gesprächen bestand für ihn kein medizinischer »Zweifel«: Sie »weinte Blut«, ihre Wunden waren »Stigmata«, »wie sie zum ersten Mal bei St. Franciscus von Assisi beobachtet wurden«. Auch ihr 15-tägiges Fasten, dokumentiert in einer langen Reihe medizinischer Befunde, erschien ihm durchaus plausibel: Hier handle es sich »um eine wirkliche Heilige« »und nicht um eine Hysterikerin im gewöhnlichen Sinne des Wortes« (WL 480). Das bayerische Mirakel rief auch international ein enormes Medieninteresse hervor und wurde jahrzehntelang theologisch, medizinisch und literarisch kontrovers diskutiert.¹³² Weisl publizierte darüber sowohl in der Berliner »Vossischen Zeitung« als auch in der Wiener »Neuen Freien Presse« längere Artikelserien, die außerdem als Sondernummern erschienen und mit 800.000 Exemplaren in wenigen Tagen auf der Straße restlos ausverkauft waren. Dank des einträglichen Honorars avancierte er – nach eigenen Worten – »zu einem der fünf bestbezahlten deutschen Journalisten«.¹³³ Im Oktober 1927 wurde das Separatum sogar von der New Yorker Zeitschrift »The Living Age« herausgegeben.¹³⁴ Auf der Grundlage dieser Vorarbeiten veröffentlichte Weisl schließlich 1928 in den von seinem Schwager Karl Beth besorgten »Veröffentlichungen des Wiener Religionspsychologischen Forschungsinstituts« eine elaborierte Studie mit wissenschaftlichem Anspruch unter dem Titel *Zwischen*

132 Vgl. z. B. Luise Rinser: *Die Wahrheit über Konnersreuth. Ein Bericht*. Frankfurt/M., Hamburg: Fischer 1954; ferner die kritische Replik des Berliner Homöopathen Dr. med. Walter Kröner: *Das Problem der Nabrungslosigkeit. Einige Bemerkungen zum Fall Konnersreuth*. In: Zeitschrift für Parapsychologie (Leipzig) 4 (1929), Heft 5 (Mai), S. 286–292.

133 Siehe *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 43.

134 *Germany's Maiden of Miracles*. In: The Living Age (New York), Nr. 333, 1. Oktober 1927, S. 625–630.

*Religion und Krankheit. Das Problem der stigmatisierten Jungfrau Therese Neumann von Konnersreuth.*¹³⁵

Einem ehemals »versoffenen Bierkutscher«, nunmehr »zu nichts Geringerem als zum »Heiligen Geist« mutierten »Propheten«, dessen Name Weißenberg (siehe bibliographische Daten, S. 560) ihm ebenfalls im Gedächtnis haften blieb, begegnete Weisl in Berlin zwei Jahre später, 1929, als er dort wieder mit seiner Frau einige Monate verbrachte. Dieser dämonische Geisterbeschwörer »hatte zweifellos eine große *magnetische Kraft*«, berichtet Weisl:

Er konnte durch Handauflegen und Streicheln Kranke heilen. Sogar kranke Tiere, Hunde, die vom Tierarzt schon zur Vertilgung bestimmt waren, hat er gesund gemacht. Ich sah mit eigenen Augen, wie in seinen Gebetsversammlungen Dutzende Frauen in Ekstase fielen, Gesichter bekamen, hysterische Anfälle zeigten und von ihm und seinen »Werkzeugen« – zwei Dutzend Assistenten, die er in *Magnetismus* ausbildete – durch Handauflegen aus ihrer Trance erweckt wurden (WL 520, kursiv: D. G.).

Auch über diesen »menschgewordenen heiligen Geist« publizierte Weisl längere Artikelserien in der »Neuen Freien Presse« und in der »Vossischen Zeitung« (siehe WL 520, Anm. 108), deren Redaktionen an solchen Berichten höchst interessiert waren, da sie doch die Sensationslust des Lesepublikums befriedigten und immer wieder aufs Neue anstachelten, was sich auch vorteilhaft auf die Anzahl der Abonnements ausgewirkt haben dürfte.

Die dritte Begegnung mit einem »Heiligen« hatte Weisl im September 1946, als ihn während seines Hungerstreiks im Hadassah-Spital Tel Aviv »ein schöner, ehrwürdiger alter«, aus Persien stammender Heilpraktiker besuchte. Er kam aber nicht aus medizinischen Motiven, sondern um mit dem Hungernden über religiöse Fragen zu sprechen: Der Mann »hält sich für den Messias oder einen seiner Vorläufer. [...]. Er sehe Gesichter, spreche mit Gott, prophezeie Regen, kurz: Er sei ein Heiliger geworden« (WL 519).

Diese drei mysteriösen, grotesk anmutenden und dem Memoirenschreiber unvergesslichen Fälle von metaphysischer Bedeutung verdienen auch deshalb größeres Augenmerk, weil Weisl sie nicht nur in einen persönlichen, privaten, sondern auch in einen allgemeineren *religiös-politischen* Kontext stellte. Er »habe immer«, schreibt er im *Latrun-Journal*,

¹³⁵ *Zwischen Religion und Krankheit. Das Problem der stigmatisierten Jungfrau Therese Neumann von Konnersreuth.* Wien: Braumüller 1928, S. 1–50.

besonders starkes Interesse und besondere Liebe für diese Menschen gehabt, die Gott im Alltag suchen und erleben, auch wenn andere sie für abnormal halten. Man nennt sie »verrückt« mit jenem hässlichen Achselzucken, das unsere Zeit für alle Menschen übrig hat, die Werte anders bewerten als Krämer und Hausierer« (WL 519, kursiv: D. G.).

Aber, so Weisls erstaunliche Schlussfolgerung, »verrückt« war Herzl in den Augen seiner Zeit, »verrückt« waren die Revisionisten«, und an deren vorderster Front er, Weisl selber, den nicht selten seine skeptische Mitwelt ob seiner radikalen, vielen zionistischen Zeitgenossen unglaublich erscheinenden und daher politisch nicht mehrheitsfähigen Überzeugungen für »ver-rückt« erklärt habe (ebda).¹³⁶

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass sich Theodor Herzl, wie er in seiner Autobiographie berichtet, 1895 als Auslandskorrespondent der Wiener »Neuen Freien Presse« in Paris bei der Abfassung seiner Schrift *Der Judenstaat* in einem zweimonatigen, dem Alltagsleben ent-rückten Ausnahmezustand befunden hatte: »Ich glaubte [...] so etwas wie ein Rauschen über meinem Haupte, als ich dieses Buch schrieb. Ich arbeitete an ihm täglich, bis ich ganz erschöpft war.«¹³⁷ In einem ähnlichen Trancezustand betritt auch in Herzls utopischem Roman *Altneuland* der Wiener Protagonist Dr. Friedrich Löwenberg, ein Selbstporträt des Autors, die wieder »aufgestandene« Altstadt Jerusalems, und zwar im fiktiven Jahr 1923, ein Jahr nachdem realiter der junge Wiener Wolfgang von Weisl erstmals den ersehnten heiligen Zionsberg hatte besteigen dürfen. Die von Weisl in seinem Latrun-Tagebuch thematisierte Affinität zu der fastenden »Heiligen«-Figur Resl von Konnersreuth und seinem großen, messianischen Vorbild Theodor Herzl ist auch damit zu erklären, dass er diese visionären Analogien in einem durch seinen langen Hungerstreik hervorgerufenen ent- und ver-rückten Ausnahmezustand niederschrieb. Die grenzenlose Verehrung, die der »strenggläubige« (vgl. S. 59) Weisl für sein Idol Herzl empfand, mag verwundern, sei dieser doch, wie

136 Siehe *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 42: »Wie können Sie Ihre Tochter diesem Charlatan geben? Erstens – ein Revisionist! Und zweitens – ein Mensch, der erzählt, er sei bei arabischen Königen zu Gast gewesen, bei Hussein, bei Abdallah, bei Ibn Saud!«

137 *Selbstbiographie*. In: Theodor Herzl: *Zionistische Schriften*. Hg. von Leon Kellner. Berlin-Charlottenburg: Jüdischer Verlag 1905, S. 18. Herzl bezieht sich hier auf Heine, der rückblickend (1851) berichtet, dass er in den letzten drei Januartagen des Jahres 1821, als er in Berlin unter den Linden die einaktige Tragödie *William Ratcliff* in einem Zuge niederschrieb, über seinem »Haupte ein Rauschen« hörte, »wie der Flügelschlag eines Vogels« (Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Hg. von Manfred Windfuhr. Bd. 1–16. Hamburg: Hoffmann und Campe 1973–1997, Bd. 5, S. 377); siehe dazu auch Mark H. Gelber: *Heine, Herzl, and Nordau: Aspects of the Early Zionist Reception*. In: *The Jewish Reception of Heinrich Heine*. Hg. von M. H. G. Tübingen: Niemeyer 1992, S. 139–151, bes. S. 145 f.

Weisl in seinem hier schon mehrfach zitierten Beitrag über die *Theologie des Zionismus und Antizionismus* (vgl. S. 41) ausführte, ein »Freidenker« gewesen, der angeblich »vom Judentum so gut wie nichts wußte«. ¹³⁸

Der Begriff des »animalischen Magnetismus«, dessen Faszinationskraft Weisl dem Berliner »Messias« Weissenberg zuschreibt, stammt bekanntlich von dem deutschen Arzt Franz Anton Mesmer (1734–1815). Weisl verwendete den Begriff auch als Gradmesser für die Wirkung politischer Redner. Gemeint ist die wechselseitige Anziehung von Sprecher und Zuhörer. Eine geringere Wirkung auf ihr jeweiliges Auditorium bescheinigt Weisl den gemäßigten zionistischen Führungspersonlichkeiten Chaim Weizmann, Nahum Goldmann und David Ben-Gurion, die höchste Wirkung habe hingegen Wladimir Zeev Jabotinsky erzielt, der unumschränkte Führer der Revisionisten, »der größte Jude und größte Redner seiner Zeit« (LWV 124). Jabotinsky hatte mehrmals Vorträge in Wien gehalten, meist im Sophiensaal, der trotz seiner Größe mit »fast 3000 Plätzen« ¹³⁹ stets überfüllt war. Schon in seinem ersten Wiener Vortrag im Frühjahr 1921 hatte Jabotinsky seine revisionistische »Lehre von den drei Tropfen« verkündet, »mit denen Palästina erkaufte werden müsse: dem weißen Tropfen des Schweißes des Arbeiters, dem goldenen Tropfen des Geldgebers und dem roten Tropfen des Mannes, der sein Blut für das Land vergießt«, eine Lehre, die freilich – zum Missfallen Weisls – bei den friedliebenden, sozialdemokratischen »Durchschnittszionisten« und ihren Verbündeten bei den »Allgemeinen Zionisten«, die die Mehrheit bildeten, auf unüberwindlichen, »tiefen seelischen Widerstand« stieß. ¹⁴⁰

Nur ein einziger seiner Mitkämpfer durfte sich rhetorisch mit Jabotinsky messen – Weisl selbst:

Ich war in den Zwanziger- und Dreißigerjahren einer der erfolgreichsten Sprecher im zionistischen Lager. Wenn ich die Rednertribüne betrat, spürte ich – noch ehe ich den Mund aufgetan hatte – den Strom, der mir vom Publikum entgegenkam; wenn ich die ersten zwei drei Sätze [...] gesprochen hatte, war zwischen mir und den Hörern ein Band. Ich konnte zwei, sogar drei Stunden sprechen, ohne dass dieses Band abbriss (LWV 216).

Für den – wie oben schon beschriebenen (S. 87 f.) – betont maskulinen Mann, den Redner wie den Politiker und Offizier Wolfgang von Weisl galt in Wort und Tat die Parole: »Männer machen die Geschichte!«, auch wenn diese von einem renommierten Antisemiten wie dem preußischen Historiker Heinrich von Treitschke, dem »Herold

¹³⁸ *Theologie des Zionismus und Antizionismus* (Anm. 44), S. 171.

¹³⁹ RÖ, Anm. 42, S. 5.

¹⁴⁰ Ebda, S. 6.

der Bismarck'schen Reichsgründung«, stammt. Vergleiche mit historischen Größen scheute Weisl als Sprecher genauso wenig wie als Leser: »Mit *anderen großen Männern* – Alexander dem Großen, Hannibal, Napoleon und Jabotinsky – teile ich die Vorliebe für [...] gute Kriminalromane« (LWV 408, kursiv: D. G.). Weisls ihm frisch angetraute, 21-jährige Gemahlin identifizierte sich offenbar uneingeschränkt mit seinen patriarchalischen Männlichkeitsidealen und ließ ihm – wenn es um das Verhältnis zwischen Mann und Frau ging – gern den Vortritt, was er dankbar und stolz zu schätzen wusste. Als Noemi auf der Hochzeitsreise bei einem »begeisterten Empfang« durch die zionistische Ortsgruppe Salonikis in Begleitung ihres Mannes zum ersten Mal von der Presse interviewt und fotografiert wurde und ein Reporter sich nach ihrer Meinung über »den Fortschritt der Frau« erkundigte, erwiderte Noemi mit einem ihren Gemahl »bezaubernden Lächeln«: »Ich habe mich nie für den Fortschritt der Frau interessiert. Mir war der Fortschritt des Mannes viel wichtiger« (LWV 377).

Epilog

Am 15. März 1938 marschierte Hitler in Wien ein (LWV 384).

Der hier dem Memoirenfragment *Lang ist der Weg ins Vaterland* angehängte »Epilog« entstammt dem ursprünglich vierten, nunmehr gekürzten dritten Kapitel, das größtenteils Passagen der separat erscheinenden Familienchronik aus der Feder von Weisls Mutter Charlotte wiederholt. Da der »Epilog« zeitlich weder in das gekürzte, auf Weisls böhmische Vorfahren »vor der Sintflut« zurückgreifende Kapitel passt noch in die Familienchronik, die von Charlotte ja schon zuvor, 1932, niedergeschrieben worden war, ist er im vorliegenden Band am Ende der Memoiren als zeitlicher Vorgriff chronologisch besser platziert. Im Telegrammstil schildert der Epilog den »Anschluss« Österreichs an Nazideutschland und die damit verbundenen dramatischen Folgen für die engeren und entfernteren Familienangehörigen Weisls, sei es die Flucht über Paris nach Palästina und Amerika oder aber die Ermordung in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern.

Als am 12. März 1938 die deutschen Truppen in Österreich einmarschierten, konnte Wolfgang von Weisl im letzten Moment mit seiner Familie nach Paris flüchten, wo er sich bis 1940 aufhielt und zusammen mit dem aus Berlin emigrierten Arzt Eduard Jacobs an einem von der französischen Regierung finanzierten Krebsforschungsprojekt arbeitete. Gleichzeitig verfasste er eine 200-seitige, bis heute aber ungedruckt gebliebene, in seinem Nachlass erhaltene Abhandlung über Marquis de Sade und Hitler. Anhand eines akribischen Vergleichs der perversen »Marterszenen« aus den »ekelhaften Romanen« des französischen »Porno-Grafen« mit Exzerpten aus Reden und Schriften

der nationalsozialistischen Größen, aus Zeitungsartikeln und Lehrbüchern der Nazi-philosophie« und den damals schon bekannt gewordenen ersten Berichten über die Konzentrationslager sollte »Hitler als sexualpathologischer Fall an den Pranger gestellt und die nationalsozialistische Weltanschauung als von Anfang bis Ende »sadistisch« im vollsten Sinne des Wortes enthüllt werden«. ¹⁴¹ Nach dem Durchbruch der deutschen Panzer bei Sedan Mitte Mai 1940 flüchtete Weisl mit seiner Familie über Angers nach Marseille, von wo er kurz vor Mussolinis Kriegserklärung (10. Juni 1940) an Frankreich und Großbritannien nach Beirut entkam und sich dann in Gedera zwischen Tel Aviv und Jerusalem in einem – mit Hilfe seines Schwiegervaters – neugebauten Sanatorium als Arzt niederließ.

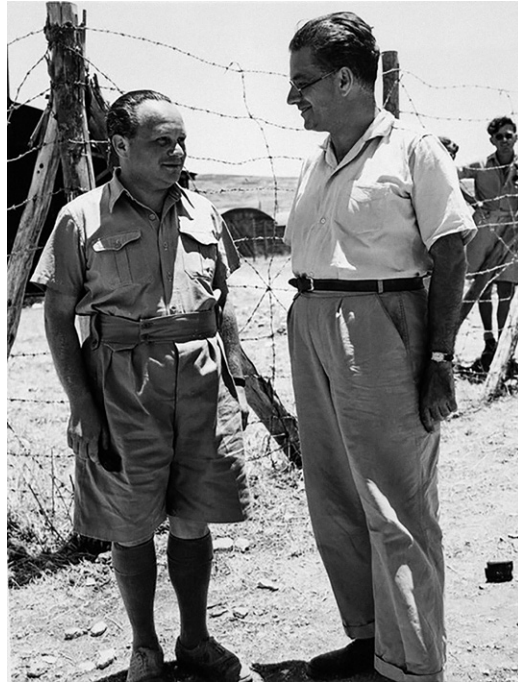
2. Der Weg nach Latrun

Wenn erst das ganze jüdische Volk begreife, dass der Kampf gegen die britische Politik keine Privatangelegenheit von Extremisten sei, wie es ihm bisher erzählt worden war, wenn es sehe, dass alle seine Führer – ob »Linke« oder »Rechte« – verhaftet werden, dann könne das der erste Schritt zur nationalen, politischen Einheit sein, die es bisher nicht gab (WL 389f.).

Nach dem Tod Wladimir Zeev Jabotinskys am 4. August 1940 in New York übernahm Wolfgang von Weisl de facto die internationale Führung der revisionistischen Bewegung. Zwei Jahre später, 1942, wurde er als offiziell gewählter Präsident der Revisionistischen Partei Palästinas in den Va'ad le'umi, den Jüdischen Nationalrat Palästinas, entsandt. Gleichzeitig verschärfte paramilitärische jüdische Untergrundverbände der Irgun, Lechi und Palmach ihren bewaffneten Kampf gegen die britische Mandats Herrschaft. Es begann die explosivste Phase vor der israelischen Staatsgründung. In immer kürzeren Zeiträumen wurden schwere Attentate gegen britische Militär- und Polizeieinrichtungen verübt. Die Zahl der Todesopfer und Schwerverwundeten stieg auf beiden Seiten. Die Kämpfe erreichten zwischen dem 16. und 18. Juni 1946 ihren dramatischen Höhepunkt. Es gab drei das Land erschütternde Terroranschläge: die Sprengung aller Übergänge (»Leil HaGescharim«, »Nacht der Brücken«), die Palästina mit den arabischen Nachbarländern verbanden, durch die Palmach, dann ein Bombenanschlag der Lechi auf die Eisenbahndepots in Haifa und die Geiselnahme dreier britischer Offiziere ebenfalls durch die Lechi. 14 britische Soldaten und 25 Attentäter kamen ums Leben, 18 jugendliche »Kämpfer für die Freiheit Israels« wurden gefangen genommen und zum Tode verurteilt.

¹⁴¹ *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 53.

Abb. 6: WvW mit Shofman, Latrun (1946)



Die britische Mandats Herrschaft schlug am Schabbat, dem 29./30. Juni 1946, mit der sogenannten »Operation Agatha« (»Schabbat HaSchachora«, »Schwarzer Schabbat«) massiv zurück und inhaftierte ca. 2700 Mitglieder der Jewish Agency und der Hagana. Die »V. I. P.s.« (»Very Important Persons«), darunter Wolfgang von Weisl, wurden nach Latrun transportiert. Die »Operation Agatha« war die umfangreichste und gewaltsamste (Re-)Aktion der britischen Behörden gegen den Jischuw in Palästina.

Lagerleben

Im Lager Latrun versammelten sich Vertreter aller Parteien des Va'ad le'umi. Vor dem »Schwarzen Schabbat« waren noch die früher verhafteten revisionistischen »Rechtszionisten« in der Majorität, danach stellten die »Linkszionisten« sogar eine Zweidrittelmehrheit. Außer Weisl zählten zu den Revisionisten: Joseph Shofman, Vorsitzender des Merkaz der Hazach = NZO in Palästina, später Knessetabgeordneter der Cherut und Botschafter in Venezuela), Moshe Gold (Weltvorsitzender der revisionistischen Jugendbewegung) und Zvi Hermann Segal (Mitglied der Irgun).

Dem Lager der Linkszionisten gehörten Funktionäre an, von denen einige später wichtige Staatsämter in Israel bekleideten: Mosche Schertok (Leiter der politischen

Abteilung der Jewish Agency, später Außenminister und Ministerpräsident), Rabbi Jehuda Leib Fischmann (Vorstandsmitglied der Jewish Agency, später Religionsminister), David Remez (Vorsitzender des Va'ad le'umi, später Verkehrsminister), Dov Bernard Yosef (Vorstandsmitglied der Jewish Agency, später Justizminister), Jitzhak Grünbaum (Vorstandsmitglied der Jewish Agency, später Innenminister), David Hacohen (Mitglied der Hagana, später Knessetabgeordneter), Yitzhak Ben-Aharon (Arbeiterfunktionär, später Knessetabgeordneter und Verkehrsminister), Isser Halperin (Leiter des Nachrichtendienstes der Hagana, später Chef des israelischen Geheimdienstes »Mossad« und Knessetabgeordneter) sowie David Shingarevsky (Mitglied der Jewish Agency). Vor dem »Schwarzen Schabbat« hatte Einigkeit unter den Gefangenen geherrscht, nun rivalisierten die »Rechten« mit den »Linken«, wobei es oft nur um nebensächliche Alltagsangelegenheiten ging. Wie »draußen« im Zivilleben beschwor Weisl auch im Lager die Einheit des Jischuw im Kampf um den jüdischen Nationalstaat und warnte vor innerjüdischen Parteizwistigkeiten.

Weisls Betätigungsfeld im Lager war überaus vielseitig: Er wirkte als Lehrer und Erzieher der Betarim, hielt Vorlesungen über Politik und Hygiene ab, schrieb an einem Buch über Asthma, ordinierte als praktischer Arzt, stellte Krankheitsatteste für Gefangene aus, um deren Deportation in andere, härtere Lager zu verhindern, und übernahm die wöchentliche Parasha Hashawua, die Auslegung ausgewählter Thoraabschnitte jeweils am Schabbatnachmittag in der provisorischen Synagoge. Dies bot ihm willkommene Gelegenheit, um die Bibel im Dienste des modernen revisionistischen Zionismus zu interpretieren und zu aktualisieren.

Schon in seiner ersten Parasha fand er ein vorzüglich geeignetes Thema im Buch der Richter (Shoftim), Kapitel 11. Die Geschichte Jiftachs ha Giladi, des tapferen Helden, schien ihm »eigens für unsere gegenwärtigen politischen Verhältnisse geschrieben zu sein« (WL 426). Es sei »eherner Grundsatz jüdischer Bibelexegese«, erklärte Weisl noch in seinem letzten Lebensjahr in seinem Aufsatz über die *Theologie des Zionismus und Antizionismus*, »daß alle Erlebnisse der Väter, von denen die Fünfbücher [Moses] berichten, nicht nur eine Erinnerung an Vergangenes enthalten, sondern außerdem auch das Künftige vorschatten.«¹⁴²

Wie ein halbes Jahrtausend zuvor Moses, so sei, wie Weisl seinem Auditorium in Latrun erklärte, auch Jiftach in den Untergrund verjagt worden, wo er zugewartet habe, bis ihn die Manhigim, die Sprecher der Gemeinde, in ihrer Not zum militärischen und politischen Kommandanten erwählten, so dass sein Volk geeint und gerettet werden konnte, indem er es siegreich gegen die Feinde, die Ammoniter, führte. Moses und Jiftach waren in Weisls Bibelexegese gleichsam gottgesandte biblische Ahnherren der Re-

¹⁴² *Theologie des Zionismus und Antizionismus* (Anm. 44), S. 164.

visionisten, an die sich die heutigen Manhigim, »die führenden Funktionäre in Latrun«, »erinnern sollen« (WL 427).

Als legitime moderne Nachfolger von Moses und Jiftach rühmte Weisl namentlich die Zionisten Theodor Herzl und Wladimir Zeev Jabotinsky. Für beide wurden in Latrun Gedenkfeiern abgehalten. Während Herzl von den »Linken« und »Rechten« – allerdings getrennt – gefeiert wurde, nahmen an der Jabotinsky-Feier nur die Revisionisten teil, abgesehen von zwei »offiziellen« Delegierten der »Linken«: Grünbaum von der Sochnut und Schattner vom Va'ad le'umi.

Die aufwändig vorbereitete Jabotinsky-Feier markiert den revisionistischen Höhepunkt in Weisls Latruner Lagerleben. Sie ist *das* politische Ereignis schlechthin, das den breitesten Raum im Journal einnimmt. Weisl trat als Hauptredner auf. Sein leidenschaftlicher, hier stark gekürzt wiedergegebener Vortrag erstreckt sich noch immer über mehrere Druckseiten (WL 451–453). Schon in der Einleitung stellte er wieder eine Verbindung zur Parasha der Woche her: Matoth, 4. Buch Moses 30:2–32:42, wo der große Prophet zu den israelitischen Stammeshäuptern spricht und von ihnen die Erfüllung ihres Gelübdes, der ungeteilten Landnahme westlich des Jordans, einfordert. Dieses Versprechen nicht nur »privat«, sondern auch »öffentlich« abzulegen, verlangte Weisl den gegenwärtigen zionistischen Staatsmännern ab. Für sie dürfe es keine »doppelte Moral« geben, »wie sie die Engländer und alle andern Völker praktizieren«. Bisher habe aber nur Jabotinsky dieses »Gebot Gottes«, die Unteilbarkeit Palästinas, vorbildhaft, weil unnachgiebig und kompromisslos, vertreten.

Das zweite Thema, das Weisl anspricht, ist Jabotinskys seit 1936 betriebene »Bündnispolitik« mit der »Kleinen Entente« (vgl. S. 56), die Weisl freilich, wie er betont, schon früher (im Dezember 1934) als quantitativ größeres Projekt auf der Weltkonferenz der Revisionistischen Zionisten in Krakau postuliert habe. Statt der von Jabotinsky vorgeschlagenen »Evakuierung« von 500.000 Juden aus Polen nach Palästina binnen eines Jahrzehnts hatte Weisl längst die doppelte Anzahl gefordert.¹⁴³ Vorbehaltlos stimmte er mit Jabotinsky darin überein, dass beider Evakuationspläne mit Chaim Weizmanns als halbherzig und philanthropisch denunzierten »Chalukka«-Plänen zur »gnädigen« Verteilung der in der Diaspora gesammelten Gelder an bedürftige jüdische Einwanderinnen und Einwanderer absolut unvereinbar seien. Eine Million Juden hätten – so Weisls massiver Vorwurf an Weizmann – bei rechtzeitiger Realisierung der revisionistischen »Bündnispolitik« vor der Shoa gerettet werden können.¹⁴⁴ Am Ende seiner Rede richtete Weisl seine polemischen Angriffe auch gegen

¹⁴³ Vgl. auch WvW: *Zur Evakuationspolitik*. In: Jüdische Revue (Prag) 2 (1937), Nr. 6 (Juni), S. 375 f.

¹⁴⁴ Einen ähnlich drastischen Vorwurf richtete Weisl an die antizionistischen sogenannten »Protestrabbiner« wie Isaak Breuer (vgl. *Der neue Kusari*, Anm. 56), der die Gründung eines jüdischen Nationalstaates als Sakrileg an der »Thoragemeinschaft« verdammt hatte. Weisl (*Theologie des Zio-*

die seit 1945 amtierende »antisemitische« britische Labourregierung Clement Attlees und Ernest Bevins, die angeblich den Zionismus zur Lösung der »Judenfrage« für obsolet hielt.

Die harsche antibritische Polemik durchzieht das ganze Latrun-Journal. Stets benennt Weisl das Lager als »KZ«, die »Aktion Agatha« als »Polizeipogrom«, die militärischen britischen Aufsichtsorgane als »Nazis«, »Schüler der Gestapo«. Die »Gestapo von heute« sei »aber noch viel schlimmer« als die »Gestapo von 1933!« – »System und Inbegriff eines blinden Terrors« (WL 420). Andererseits muss Weisl jedoch einräumen, dass die »alten« gefangenen Juden, die Revisionisten, »mit permanenten Protesten bis hin zu Hungerstreiks von den Briten eine Reihe von Zugeständnissen erkämpft« hätten, »die einigermaßen erträgliche, menschenwürdige Haftbedingungen gewährleisteten« (WL 432). Immerhin dürfen nun die Insassen Schach spielen und mit dem Medizinball turnen, sie dürfen lesen, Radio hören, eine unterhaltsame Abendveranstaltung mit der berühmten und populären, 1928 aus Weißrussland nach Palästina eingewanderten Schauspielerin Hanna Rovina miterleben, Utensilien, Süßigkeiten, Sodawasser etc. in einer Kantine einkaufen, die allerdings »von der Regierung Seiner [britischen] Majestät« ebenso an Araber verpachtet wurde wie die Lebensmittelversorgung des ganzen Lagers.

Die scharfen Urteile Weisls gegen die Briten erklären sich wohl auch aus der unmittlerbaren Niederschrift seiner Hafterfahrungen im Tagebuch. Rückblickend in seiner zweieinhalb Jahrzehnte später, 1971, verfassten autobiographischen *Skizze* urteilte er wesentlich milder, wenn er von einer »sehr menschlichen Behandlung der Gefangenen« in Latrun spricht und – freilich mit ironischen, scherzhaft gemeinten Anführungszeichen – von »Bedingungen einer bescheidenen Sommerfrische«. ¹⁴⁵

Eine von den jungen Häftlingen aufgeführte Abendrevue bildet nach dem Rovina-Abend den zweiten kulturellen Höhepunkt in Latrun. Hier sei eine jüdische »Gefängniskunst« par excellence kreiert worden, die Weisl in Begeisterung versetzte, weil sie sogar die Theateraufführung der sibirischen Verbannten in den *Memoiren aus einem Totenhaus* (1861/62), »dem besten Buch des großen russischen Schriftstellers Dostojewski«, übertroffen habe. Während jedoch bei Dostojewski die Gefangenen in den Augen Weisls ein weltfernes »Kasperltheater« aufführen, das sie »vergessen machen« solle, dass sie »keine eleganten Gutsherren mit spanischem Rohr seien, sondern Gefangene des Zaren«, präsentiere die »Lahakath Latrun« realistisch und patriotisch mit weltpolitischen Anspielungen das gegenwärtige »Leben, wie es wirklich ist«. Die jungen Lagerinsassen von Latrun spielen, singen, musizieren und tanzen als Gefangene vor Ge-

nismus und Antizionismus, Anm. 44, S. 175) konterte: »Es ist wahrscheinlich, daß Zehntausende von Juden den Weg nach Palästina statt nach Auschwitz gefunden hätten, wenn ihre Rabbiner die Zukunft richtiger beurteilt hätten.«

¹⁴⁵ *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 54.

fangenen des High Commissioners; die Schauspieler wie die Zuschauer lachen und applaudieren: »Denn wir alle sind Juden in der Heimat, und unseren Mut und unseren Geist können keine Kerkermeister in Fesseln schlagen, unsere Hoffnung kann kein High Commissioner brechen. Wir singen und tanzen, denn wir sind Juden!« (WL 459).

Den extremen Kontrast zu dieser unterhaltsamen Abendrevue bildet eine Razzia der britischen Militärpolizei, eine unerhörte Begebenheit sadistischer, auch antisemitischer Brutalität der Besatzungssoldaten. Es geht um die Selektion einer Gruppe von Gefangenen, die strafweise in ein härteres Lager nach Eritrea deportiert werden soll. Eine Armee von 600 Fallschirmjägern und etwa 150 Polizisten wird mobilisiert, um neun Insassen habhaft zu werden, die dann nacheinander »im Laufschrift vom Eingangstor den Hügel hinauf zum Polizeilager« gejagt werden. Die Jäger »haben Bajonette aufgesteckt und stechen sie während des Laufens, damit sie rascher laufen – sie stechen nicht gefährlich«, »es ist nur ein Spiel, so wie die Katze mit der Maus spielt«. Zwei Kranke unter den selektierten Gefangenen können immerhin – dank einer ihnen von Weisl attestierten Transportunfähigkeit – vor der Deportation nach Eritrea bewahrt werden: »Gott sei Dank!« (WL 486). Bei der Razzia in den Unterkunftsräumen der Gefangenen hatte das britische Militär allerdings blindlings gewütet. »In zwei Baracken waren die Holzverschalungen von den Wänden heruntergerissen worden, so dass die Baracken jetzt unbewohnbar sind. [...] Den Gefangenen wurde unter antisemitischen Beschimpfungen ins Gesicht geschlagen, die britischen Soldaten rühmten Hitler.« Die von der Mandatsregierung am Abend ausgestrahlte Radiomeldung lautete lapidar und umso zynischer: »Im Lager Latrun haben Militär und Polizei eine »Routine-Untersuchung« durchgeführt, es sei nichts Verdächtiges gefunden worden« (WL 486).

Weisls Latrun-Journal ist – wie gesagt – von Gegensätzen, Spannungen und Konflikten geprägt: zwischen den jüdischen Häftlingen und den britischen Soldaten, den »linken« und den »rechten« Zionisten, dem Lagerleben und den dramatischen, folgenreichen Ereignissen »draußen«, die die Insassen gemeinsam abends aufgeregt aus dem Radio vernehmen. Von den Attentaten der zionistischen Untergrundverbände sollen hier nur jene kurz Erwähnung finden, die von den Lagerinsassen tage- und nächtelang besorgt und verängstigt gehört und besprochen wurden.

Dies betrifft zuerst die erwähnten 18 jungen Lechi-Kämpfer (vgl. S. 96), die nach dem Bombenanschlag auf die Eisenbahndepots in Haifa zum Tode verurteilt worden waren. Ihr ungewisses Schicksal trieb die Latruner Lagerinsassen zur Verzweiflung, bis endlich doch zwei Monate später, am 29. August 1946, das Todesurteil aufgehoben wurde. Die britischen Behörden hatten offenbar die Begnadigung der 18 Attentäter mit der – eine Woche zuvor (am 21. August 1946) erfolgten – gerichtlichen Freisprechung des britischen Leutnants Benjamin Woodworth junktiniert, der am 19. Juni 1946 in Tel Aviv auf offener Straße den ahnungslosen Zionisten Abraham Rosenberg erschossen hatte.

Das verheerendste, weltweit größtes Aufsehen erregende Attentat war die am 22. Juli 1946 um 12.37 Uhr von einer Irgun-Kampfseinheit unter Menachem Begin verübte Bombardierung des Jerusalemer King David Hotels, in dem sich das britische Militärhauptquartier befand. Der Anschlag war unter dem Decknamen »Chick« als Vergeltung für die »Operation Agatha der englischen Tyrannen« vorbereitet worden. Es gab 91 Tote (28 britische Soldaten, Polizisten und Zivilisten, 3 Irgun-Kämpfer, 60 Araber) und über hundert teils Schwerverletzte. Weisl unterzog den Anschlag einer ausführlichen Analyse: »Das Attentat war von Anfang an so geplant gewesen« – argumentiert er, auf die Schuldminderung der Irgun-Kämpfer abzielend –, »dass es nach Möglichkeit *keine Menschenleben* kosten sollte. [...]. Irgendjemand im King David muss für die *fünfzig* [!] Opfer *größere Verantwortung* tragen als die Terroristen selbst« (WL 444, kursiv: D. G.). Die Irgun habe rechtzeitig vor dem Anschlag gewarnt, sodass genügend Zeit gewesen wäre, den betroffenen Flügel des Hotels vollständig zu räumen.

Tatsächlich waren drei telefonische Vorwarnungen ausgeschildet worden, aber keine an die britischen Behörden.¹⁴⁶ Fast die gesamte jüdische Bevölkerung sowie die von David Ben-Gurion geführte, vorwiegend sozialistische Hagana, die ihre Ziele eher durch politische Agitation als durch solche Terroraktionen erreichen wollte, verurteilten das Bombardement, ebenso alle »Linkszionisten« im Lager Latrun. Auch Weisl selbst hielt das Attentat wie alle anderen Terroraktionen der paramilitärischen jüdischen Kampftruppen prinzipiell für »nutzlos«, weil sie nur noch schärfere Vergeltungsmaßnahmen von Seiten der britischen Mandatsmacht provozierten. Tatsächlich verhängte diese nun über Tel Aviv einen viertägigen Ausnahmezustand mit Ausgangssperre (»Ozer«), ca. 800 Juden wurden neuerlich verhaftet, darunter aber kein einziger, der an dem Sprengstoffanschlag beteiligt gewesen war. 450 Neuverhaftete kamen nach Latrun. Die Internierungslager, insbesondere auch das für jüdische Flüchtlinge eingerichtete Auffanglager Atlit, waren bald restlos überfüllt, so dass die britischen Behörden die Operation »Igloo« starteten. Zwischen dem 11. und 15. August 1946 erfolgte die Beschlagnahmung der Alija-Bet-Schiffe »Yagur«, »Henrietta Szold«, »Katriel Jaffe« und »Kaf Gimel Yordai Ha'sira« (»Die 23 Seefahrer«) mit insgesamt 2689 Flüchtlingen, die alle nach Zypern verbracht und in Lagern festgehalten wurden. Angesichts dieser Ereignisse entlädt sich der ganze aufgestaute Hass Weisls gegen die Briten in einer wütenden Anklage: »Man führt also den Krieg zur Ausrottung der jüdischen Rasse fort, den Hitler begonnen hat – und das alles nur deshalb, weil die Flüchtlinge Juden sind, die in

¹⁴⁶ Die drei Vorwarnungen waren an die »Palestine Post«, die französische Botschaft, die ungefähr 200 Meter Luftlinie vom Hotel entfernt lag, und an die Hotelrezeption gegangen; siehe ausführlich Thurston Clarke: *By Blood and Fire. The Attack on the King David Hotel*. London: Hutchinson 1981.

das Land einwandern wollen, von dem Churchill 1922 geschrieben hat, dass sie es »by right and not by sufferance« betreten dürfen« (WL 473).¹⁴⁷

Hungerstreik

Denn jede Handlung, die darauf berechnet sei, beim Zuschauer Gefühle auszulösen – und das gelte doch vor allem für politische Demonstrationen –, müsse den ehernen Gesetzen folgen, die Aristoteles dem Drama vorgeschrieben hat (WL 478).

Alle die oben beschriebenen, ihn deprimierenden Ereignisse veranlassten Wolfgang von Weisl, am 31. August 1946 in einen 28-tägigen Hungerstreik zu treten, der die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf die »faschistischen« Maßnahmen der britischen Mandatsregierung in Palästina lenken sollte. Die »Linkszionisten« reagierten eher zurückhaltend, stimmten jedoch schließlich dem an den Chief Secretary Government of Palestine adressierten Brief Weisls vom 1. September 1946 mehrheitlich zu (WL 489 f.):

Sir, I have the honour to inform you that I shall abstain from taking food for a period of 28 days, beginning from yesterday, Saturday August 31, after sunset. This my fasting should be understood as a sign of my vehement indignation and protest against the unjust, unjustified and unjustifiable imprisonment of myself and of hundreds of other Jews who are, now for the tenth week, detained without even a hint of suspicion of our being connected with any illegal action in Palestine.

I am well aware of the fact that neither my fasting nor that of anybody else will influence the attitude or the decisions of the men who rule today over Palestine and who, apparently, regard it as their duty to hinder by all means the return of Israel to its Home. But since, in these tragic times and circumstances, and at a crucial moment of my people's history, I can do nothing to help or to encourage them in their refusal against surrender – I will at least impose myself a voluntary sacrifice, by refusing any kind of food except water or other non-nourishing beverages, during the following four weeks.

May the Lord in His mercy accept this my fasting as a prayer His help in this hour of Israel's supreme distress.

I have the honour to be, Sir, faithfully yours, Wolfgang Weisl.

Weisls großes politisches Vorbild des gewaltlosen Widerstands gegen die britische Mandats Herrschaft war der von vielen als Heiliger verehrte Mahatma Gandhi, der mehrmals gegen die britische Kolonialmacht in den Hungerstreik getreten war. »Was

¹⁴⁷ So Winston Churchill in seinem *Weißbuch* vom Juni 1922.

ein Inder kann, kann auch ein Jude«, sogar noch unter härteren Bedingungen, so Weisls selbstgewisser Vergleich:

Als der 73-jährige Gandhi 1942 im Gefängnis saß, hat er, wenn ich mich recht erinnere, 35 Tage lang gefastet und nur Fruchtsäfte und Ziegenmilch getrunken. Mein Fasten muss jedoch unter gänzlichem Verzicht auf jede Nahrung, auch flüssige, angekündigt und durchgeführt werden (WL 478).

Weisl erinnerte seine Kameraden wiederholt an seine eigenen, mit Fasten verbundenen Erfahrungen in indischen Klöstern. Dass der revisionistische Zionist den charismatischen indischen Politiker vorbehaltlos zum Vorbild nahm, ist unter einem anderen Aspekt erstaunlich. Denn Gandhi hatte acht Jahre zuvor, am 11. November 1938, in seiner Wochenschrift »Harijan« in einem offenen, von vielen Juden, darunter auch der gemäßigte Kulturzionist Martin Buber, scharf kritisierten Brief zwar seine Sympathien für das jüdische Volk bekundet, aber den Zionismus als ungerecht gegenüber den Arabern abgelehnt, »denen Palästina ebenso zustehende wie England den Engländern und Frankreich den Franzosen«. ¹⁴⁸

Mit seinem Hungerstreik, der im Gegensatz zu den Anschlägen der jüdischen Kampftruppen kein einziges Menschenleben gefährdete (»außer seinem eigenen«, WL 489), verfolgte Weisl mehrere überaus ambitionierte, allerdings illusorisch anmutende Ziele: Er sollte das Interesse der nationalen und internationalen Presse (»in London und New York«) nicht nur einige wenige Tage, sondern über einen längeren Zeitraum für seinen Fall wachhalten, »das ganze System des britischen Polizeistaats in Palästina erschüttern« und – nicht minder wichtig – der Einheit des Jischuw zum gemeinsamen Kampf für den jüdischen Staat im ungeteilten Palästina dienen. Dazu bedurfte es einer effizienten, gleichsam poetologischen Dramaturgie, und die fand der literarisch versierte Häftling in der altgriechischen Katharsis, »den ehernen Gesetzen, die Aristoteles dem Drama vorgeschrieben hat« (WL 477 f.):

Das heißt, das Fasten müsse beim Publikum »Furcht und Mitleid« auslösen. Das Publikum müsse – geradezu vor Aufregung zitternd – dem Hungernden den erhofften Erfolg wünschen. Wie aber könne ein Zuschauer, vor allem ein Christ in fernen Ländern, für den Sieg eines Juden »zittern«, sich also »fürchten«, um mit Aristoteles zu sprechen [...]?

Dies sei nur dann möglich, wenn die permanent informierte Weltöffentlichkeit wochenlang um sein Leben bangen müsse. Penibel überprüfte der hungernde Mediziner

¹⁴⁸ Mahatma Gandhi: *The Jews in Palestine 1938*. In: Harijan (New Delhi), 11. November 1938.

Abb. 7: WvW im Hungerstreik,ritisches Regierungsspital, Jerusalem (1946)



täglich seinen Gewichtsverlust, seinen körperlichen und seelischen Zustand, notierte seine Befunde und verglich sie – kurioserweise – mit jenen der fastenden bayerischen Bauerndirne Therese Neumann, von deren angeblich authentischen Stoffwechselwerten (Azeton, Kochsalz, Stickstoff etc.) er sich persönlich vor Ort überzeugt hatte. Die Vergleiche mit der »Resl von Konnersreuth« und Mahatma Gandhi verraten, dass Weisl mit dem Fasten nicht nur politische, sondern auch religiöse Motive verband.

Unbeirrt von anderslautenden Ratschlägen »guter« Freunde und Bekannter, vor allem auch seiner Ärzte, durchlief Weisl, jegliche Versuche künstlicher Ernährung strikt zurückweisend, sein hungerndes »Stationendrama«: von der »Zinzana«, der Einzelzelle in Latrun, nach Jerusalem in das britische Regierungsspital und zuletzt nach Tel Aviv in die Hadassah. Einige seiner selbst gesteckten Ziele hat er tatsächlich erreicht: Geistliche Würdenträger und politische Funktionäre, ungeachtet ihrer Couleur, besuchten ihn, ihm bekannte und unbekannte Schriftsteller – sogar aus Amerika – reichten Petitionen für ihn bei der britischen Mandatsbehörde ein, nahezu alle jüdischen Zeitungen Palästinas berichteten über den Verlauf seines Fastens, Dutzende telegraphische Glückwünsche trafen ein, das fernste aus Montevideo, das erfreulichste von Jabotinskys Witwe Johanna aus New York. Am 28. September 1946 konnte Weisl seinen Hungerstreik planmäßig beenden, nachdem zwei Tage zuvor ein Brief eingetroffen war, in dem

die anderen »V. I. P.« aus Latrun, die Revisionisten Shofman und Gold gemeinsam mit den »Linken« Schertok, Grünbaum, Hacoheh, Remez und Shingarevsky, ihn mit herzlichen Worten gebeten hatten, das Fasten einzustellen. Dieser von Vertretern nahezu aller zionistischen Parteien unterzeichnete Brief galt als politisches »Unikum«, das sogleich Joseph Paamoni, ein hoher Funktionär der größten jüdischen Krankenversicherungsanstalt Palästinas, konfiszierte, um es in der Dokumentensammlung des von ihm in Tel Aviv gegründeten und geleiteten Jabotinsky-Museums aufzubewahren.

Die Beendigung des Fastens hatte für Wolfgang von Weisl noch ein dramatisches, gar lebensgefährliches Nachspiel: Er erlitt eine schwere Darmkolik und kollabierte. Nach Einnahme starker Abführ- und Schmerzmittel normalisierte sich jedoch in den nächsten Tagen seine Darmtätigkeit, und die Nahrungsaufnahme konnte wieder ungehindert erfolgen. Das wagemutige Drama hatte sein Happy End.

Einen Monat später, am 5. November 1946, ließen die Briten 2550 Hagana-Verdächtige frei (darunter aus Latrun: Mosche Schertok, Issac Grünbaum, Bernard Joseph, David Remez, David Hacoheh, David Shingarevsky, Joseph Shofman und Mordechai Schattner). Ende Februar 1947 zog Weisl eine nüchterne, illusionsfreie Bilanz. Er gestand freimütig ein, dass sich nach seinem Hungerstreik nicht viel geändert habe: »Die Gesetze, die jeden Juden Palästinas unter Polizei-Tyrannie stellen, bestehen nicht nur weiter, sondern wurden noch verschärft. Nach wie vor kann jeder Jude jederzeit verhaftet und ins Konzentrationslager gebracht werden. Juden werden zum Tode verurteilt, wenn man bei ihnen Waffen findet.« Gleichwohl sei sein Fasten »nicht zwecklos« gewesen. Ihm selbst habe es »viel gegeben«:

Ich wage zu hoffen, dass von meinem Handeln andere gelernt haben. Die – oft aus Missverständnis geborene – Sympathie mit meiner Person übertrug sich bald auf all die Tausenden, die gleich mir gefangen waren. Wenn so der Geist der Brüderlichkeit mit den Tausenden Gefangenen Zions entflammt wurde, von Brasilien und Amerika bis Shanghai und zu den Konzentrationslagern Deutschlands, dann ist etwas erreicht worden, was mich mit Stolz und Zufriedenheit erfüllen kann (WL 527).

3. Das erreichte Ziel: der jüdische Nationalstaat

Dass ich die Befreiung der Klagemauer noch erlebt habe, dass ich meinen Sohn mit seiner Batterie triumphierend durch die Straßen der Heiligen Stadt fahren sehen durfte, machte mich glücklich.¹⁴⁹

Mit der am 14. Mai 1948 ausgerufenen Gründung des Staates Israel habe, so Weisl, die letzte Epoche, die von den Propheten vorausgesagt »Endzeit« des jüdischen Volkes, begonnen: »Israels Rückkehr in sein Land«, »Jerusalem wird wieder aufgebaut, das Land wird fruchtbar, die Berge sind wieder bewaldet (Ezechiel 36, 8). Das Land ist wieder von Juden besiedelt, und die Fremden sind eine Minderheit wie einst ...«¹⁵⁰ Im Befreiungskrieg hatte Weisl noch als 52-jähriger Artilleriekommandant in der Wüste Negev gegen die einmarschierenden arabischen Armeen gekämpft, die zurückgeschlagen werden konnten.

Der ehemalige Offizier der K.-u.-k.-Armee war auf einen Baum geklettert, hatte durch sein Fernglas geblickt und seiner Batterie die Befehle zum Abschuss der Kanonenkugeln erteilt. »Ich habe gezielt«, schrieb er an seine Frau Noemi, und »Gott hat getroffen.«¹⁵¹ Weniger heroisch und ohne metaphysische Rechtfertigung beglaubigte ein prominenter Zeitzeuge den erfolgreichen Kriegsdienst des Wiener Artilleriekommandeurs. Der 1933 aus Hannover nach Palästina geflüchtete ehemalige Irgun-Kämpfer, Schriftsteller und spätere Friedensaktivist Uri Avnery schildert in seinem unmittelbar nach Erscheinen (1949) zum Bestseller avancierten Kriegstagebuch *In den Feldern der Philister* einen dieser Artillerie-Einsätze geradezu als Humoreske, als hätte er die zitierten Zeilen Wolfgang von Weisls gelesen:

Trotz der Müdigkeit ist es schwer einzuschlafen. 20 Meter neben uns donnert ununterbrochen eine Batterie Kanonen. Am nächsten Morgen beobachten wir die Arbeit der Kannoniere und sind fasziniert davon. Sie sitzen ruhig da, während ihr Chef, Dr. Wolfgang von Weisl, ihnen mit seinem typischen österreichischen Akzent Witze erzählt. Mit einer Hand hält er dauernd den Hörer des Feldtelefons an sein Ohr. Mitten im Satz unterbricht er plötzlich seine Geschichte und ruft »Gruppenfeuer – ein Schrapnell ...!« Die Artilleristen um ihn springen auf. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit machen sie ihre Arbeit. »Feuer!« schreit Weisl. Eine Explosion, Rauch, die Geschosse sind unterwegs. Die Leute setzen sich wieder hin. Sie haben

¹⁴⁹ *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 58.

¹⁵⁰ *Theologie des Zionismus und Antizionismus* (Anm. 44), S. 165.

¹⁵¹ Niva von Weisl (S. 7, Anm. 2).



Abb. 8: WvW als Artilleriekommandant (1948)

ihre Aufgabe erfüllt, mit geradezu olympischer Ruhe, ohne den Feind zu sehen, ohne das Ziel der Geschosse zu kennen.¹⁵²

Als Weisl bei der Rückeroberung Beer Shevas von einem ägyptischen Granatsplitter getroffen wurde, hatte er mehr Glück als seinerzeit bei dem arabischen Dolchstoß im August 1929: »das Eisenstück blieb in dem Feldstecher stecken, den er gerade an diesem Abend zum ersten Male nicht um den Hals, sondern am Gürtel getragen hatte«.¹⁵³

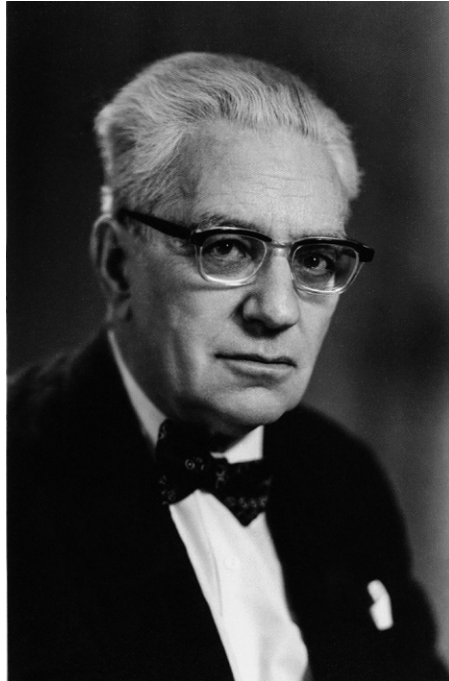
Noch im selben Jahr, 1948, trat Wolfgang von Weisl der von Menachem Begin gegründeten national-konservativen, aus der Irgun hervorgegangenen Partei Cherut bei, die er jedoch 1955 »wegen Meinungsverschiedenheiten über die Deutschlandpolitik« wieder verließ¹⁵⁴, wohl aus Enttäuschung über Begins leidenschaftlichen und unveröhnlichen Widerstand gegen den sogenannten »Wiedergutmachungsvertrag« Israels mit der Bundesrepublik Deutschland, der am 10. September 1952 im Luxemburger

¹⁵² Uri Avnery: *In den Feldern der Philister. Meine Erinnerungen aus dem israelischen Unabhängigkeitskrieg*. München: Diederichs 2005, S. 126.

¹⁵³ *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 55 f.

¹⁵⁴ Ebda, S. 56.

Abb. 9: WvW, 70. Geburtstag (1966)



Rathaus vom deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer und – im Auftrag des israelischen Ministerpräsidenten David Ben-Gurion – von dessen Außenminister Mosche Scharet (Schertok), dem einstigen Mitgefangenen Weisl in Latrun, unterzeichnet wurde. Scharet hatte die Zahlungen der deutschen Bundesrepublik an Israel in der Höhe von 3,5 Milliarden DM (heute ca. 8,5 Milliarden Euro) mit dem aus der Thora entlehnten Wort »Schilumim« benannt, das sowohl »Vergeltungs- oder Rachezahlung« bedeutet wie auch (aufgrund der Wurzel »Shalom«) als »Friedens- und Ausgleichszahlung« verstanden werden kann. Menachem Begin konterte empört auf Kundgebungen: »Unsere Ehre soll nicht für Geld verkauft werden, unser Blut soll nicht mit Gütern beglichen werden – wir werden die Schande auslöschen!« Nicht minder massiv protestierte indes die »Arabische Liga« gegen den deutsch-israelischen Vertrag. Der fanatischste arabische Antisemit, vor dem auch Weisl im Latrun-Tagebuch eindringlich gewarnt hatte (WL 527), der ehemalige, von den Briten 1937 vertriebene Großmufti von Jerusalem, Mohammed Amin Al-Husseini, ein Befürworter der Shoa, prangerte den deutschen Bundeskanzler als ein »Werkzeug des Weltjudentums« an.

Nach seinem Austritt aus der Cherut schloss sich Wolfgang von Weisl der gemäßigten, bürgerlich liberalen Zentrumspartei der »Allgemeinen Zionisten« (»Tzionim

Klaliym«) an, deren Europa-Büro er 1957/58 in Paris leitete.¹⁵⁵ Danach zog er sich endgültig aus der politischen Öffentlichkeit zurück und konzentrierte sich auf seine medizinischen Aufgaben in seinem Sanatorium in Gadera.

Drei Jahre vor seinem Tod zog Wolfgang von Weisl in seiner *Skizze zu einer Autobiographie* letztlich doch eine dankbare und befriedigte Lebensbilanz. Sein letztes Wort gilt dem familiären Glück:

Ich war etliche Jahre Mitglied des Direktoriums des Jüdischen Weltkongresses. Ich schrieb hunderte Artikel in Hebräisch, Französisch, Englisch und Deutsch, gab die antikommunistische Wochenschrift »Hamaarav« heraus, und, in Paris (1957/58), das »Echo Sioniste«. Ich schrieb eine bibelwissenschaftliche Arbeit über das Problem der „600.000 wehrhaften Juden«¹⁵⁶, die aus Ägypten auszogen. (Sie ist noch immer nicht druckreif.) Kurz, ich führte ein zwar noch immer anstrengendes, aber nicht mehr außerordentliches Leben. Meine Familie vermehrte sich. Mein Sohn Dan ist Advokat, zwei meiner Töchter sind mit Ingenieuren verheiratet, die dritte studiert noch; acht Enkelkinder sitzen an den Feiertagen um unseren Tisch. Ich habe das Glück, dass alle Kinder und Schwiegerkinder die Ideale teilen, die Noemi und ich ihnen vorgelebt haben. Im Sechstagekrieg kommandierte mein Sohn eine Batterie in der Panzerbrigade Nr. 9, die Jerusalem eroberte. [...]. Ich habe nicht vergebens gelebt. Non omnis moriar.¹⁵⁷

Am 21. Februar 1974 verstarb Wolfgang von Weisl in Gadera. Schon zehn Jahre vorher, 1964, war der 1940 aus dem Leben geschiedene Wladimir Zeev Jabotinsky auch von »linken« Zionisten gleichsam symbolisch rehabilitiert worden, als Levi Eschkol, der damalige Ministerpräsident und Vorsitzende der Arbeiterpartei Mapai, die Überführung von Jabotinskys sterblichen Überresten aus New York nach Jerusalem und deren Beisetzung auf dem Herzberg gestattet hatte. Drei Jahre nach Weisls Tod wurde im Mai 1977 mit dem Likud-Vorsitzenden Menachem Begin der erste Politiker aus dem »rechten« Lager zum Ministerpräsidenten Israels ernannt, der sich – sowohl ideologisch als revisionistischer Zionist wie auch militärisch als Kommandant der Irgun – als Nachfolger Jabotinskys verstanden hatte. So ließe sich eine fast direkte nationaljüdische Linie von Theodor Herzls *Judenstaat* über Wladimir Zeev Jabotinsky (und dessen treuesten österreichischen Anhänger Wolfgang von Weisl) zu Menachem Begin ziehen und noch weiter bis zum gegenwärtigen Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu, mit dessen Vater,

¹⁵⁵ Faerber: *Österreichische Juden* (Anm. 49), S. 100.

¹⁵⁶ Vgl. LWV 365 f. (das mehrhundertseitige Typoskript befindet sich unter dem Titel *Exodus* im Jerusalemer Weisl-Archiv).

¹⁵⁷ *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 29), S. 58.

Dr. Benzion Netanjahu, einem ehemaligen Sekretär Jabotinskys, Wolfgang von Weisl gut bekannt war, wie einige zwischen den beiden Männern geführte Gespräche bezeugen, die auf Tonbändern im Weisl'schen Jerusalemer Familienarchiv aufbewahrt sind.

* * *

Rückblickend haben sich dem Wiener Zionisten Dr. Wolfgang von Weisl während der Niederschrift seiner Memoiren seine frühen, von ihm selbst freimütig als »naiv« eingeschätzten Pläne zur Einwanderung von *Millionen* Juden aus Mittel-, Südost- und Osteuropa nach Palästina letztlich doch als »real erwiesen« (LWV 246). Das einst erträumte palästinensische »Nationalheim der Juden« sei nun, resümierte er mit Genugtuung, »in der Tat ›so jüdisch wie England englisch‹« geworden. Diese kühne politische Zielvorstellung des »linken« Zionisten Chaim Weizmann war die einzige, mit der sich die »rechten« Zionisten Weisl und sein Vorbild Jabotinsky uneingeschränkt zu solidarisieren vermochten. Der erste israelische Staatspräsident hatte sie bereits 1919 auf der Pariser Friedenskonferenz auszusprechen gewagt, als der jüdische Anteil an der Gesamtbevölkerung Palästinas mit ca. 60.000 Menschen nicht einmal zehn Prozent betrug. Dass dieses von Weisl als extrem asymmetrisch empfundene Zahlenverhältnis die Errichtung eines jüdischen Nationalstaats in Palästina gefährden könne und daher dringendst einer Korrektur bedürfe, hatte er 1925 unter Zuhilfenahme statistischen Materials im Gespräch mit dem abweisend reagierenden Weizmann zu belegen versucht (LWV 285 ff.). Seither haben sich die demographischen Visionen, die Weisl auch in seinem palästinensischen Schlüsselroman *Er macht sich Sorgen um die Juden* mit einem von Weizmanns Parteigängern heftig befehdeten »Memorandum« des Protagonisten Eldad Schu'al, seines fiktiven Stellvertreters, eindringlich zur Darstellung brachte, großteils verwirklicht. Der gegenwärtige jüdische Anteil an der Gesamtbevölkerung Israels beträgt, je nachdem, wie die Staatsgrenzen gezogen werden (ob auf das sogenannte »Kern-Israel« beschränkt oder unter Einbeziehung der besetzten westjordanischen Gebiete oder gar des Gazastreifens), zwischen 70 und 50 Prozent; das sind ca. sieben Millionen Einwohner. Somit hat sich im Laufe eines Jahrhunderts die Zahl der jüdischen Bevölkerung im »Gelobten Land« mehr als ver Hundertfacht.

B. Wolfgang von Weisl

Lang ist der Weg ins Vaterland Eine unkonventionelle Autobiographie

Juden raus! Juden haben im deutschen Österreich nichts zu suchen! Ihr Saujuden verstinkt die Universität (LWV 203).

Ein nachdenkliches Vorwort über Memoiren und ihre Schreiber – im Allgemeinen und im Besonderen

Vor 150 Jahren ließ Seine Höllische Majestät der Satan seine Memoiren (durch den liebenswürdigen Märchendichter Wilhelm Hauff) herausgeben.¹ Er begann sie mit einer hinkenden Entschuldigung: »Seit 12 Jahren (sc. nach dem Sturz Napoleons) greift alle Welt zur Feder, um darzutun, dass auch sie in einer merkwürdigen Zeit gelebt haben.«² Unsere Zeit ist zweifellos noch viel merkwürdiger als die Napoleons. Aber um diese Epoche für die Nachwelt zu bewahren, muss man nicht gerade Erinnerungen niederschreiben. Jeder Journalist kann aus Zeitungen und Magazinen umfassendere Zeitbilder zusammenstellen als der gewissenhafteste Memoirenschreiber, der ja bestenfalls einen Ausschnitt des großen Ganzen erfasst.

Nun gibt es Autobiographien, die weniger Anspruch auf historische als auf künstlerische Wahrheit stellen. Seit Goethes *Dichtung und Wahrheit* (1808–1831) haben große und kleine Geister ihre Lebensgeschichte in Romanform niedergeschrieben – was den Vorteil hat, dass Kritikaster besagte Erlebnisse nicht unter die Lupe nehmen, Irrtümer oder gar Entstellungen der historischen Wahrheit nicht dem Autor ankreiden dürfen. Welch Ärger diese Kunstform erspart, sah ich z. B. bei der Untersuchung meines verstorbenen Freundes Oskar Rabinowicz, der (in seinen *Fifty Years of Zionism*)³ dem ersten

1 Wilhelm Hauff (1802–1827): *Mitteilungen aus den Memoiren des Satan* (1825).

2 Recte: »Alle Welt schreibt oder liest in dieser Zeit Memoiren; in den Salons der großen und kleinen Residenzen, in den Ressourcen und Kasinos der Mittelstädte, in den Tabagien und Kneipen der kleinen spricht man von Memoiren, urteilt nach Memoiren und erzählt nach Memoiren, ja es könnte scheinen, es sei seit zwölf Jahren nichts Merkwürdiges mehr auf der Erde, als ihre Memoiren.«

3 Oskar Kwasnik Rabinowicz: *Fifty Years of Zionism. A Historical Analysis of Dr. Weizmann's Trial and Error*. London: Anscombe 1952.

Präsidenten Israels Chaim Weizmann etliche Hunderte solcher Entgleisungen nachrechnet. Wozu also sich solchem Risiko aussetzen und nicht gleich aus einem schönen Leben eine schöne Dichtung gestalten? Auf diese Frage gibt es mehrere Antworten.

Erstens: Für Männer (und Frauen), die Geschichte nicht nur miterlebt, sondern selbst gestaltet haben, gibt es vielerlei Gründe, ihre eigenen Historiographen zu sein. Friedrich der Große schrieb seine Memoiren⁴ wegen der Unzuverlässigkeit der Geschichtsschreibung, damit die künftigen Regenten die wahre Sachlage der wichtigsten Geschehnisse kennen lernen. Der Preußenkönig berichtete über Siege und Eroberungen. Noch wichtiger ist es für gestürzte Könige oder unglückliche Feldherren – Ludendorff⁵, Hötendorff⁶, Kronprinz Wilhelm⁷ – in ihren Memoiren vor dem Weltgericht zu plädoyieren. Von Julius Cäsar bis Bismarck und Churchill gibt es eine lange Reihe historischer Gestalten, deren Erinnerungen zur Weltgeschichte gehören.

Aber – warum schreiben auch bescheidenere Zeitgenossen Lebensgeschichten? Zum Teil deshalb, weil sie sich ungemein liebhaben. Sehr deutlich wird das bei erotischen Autoren: Casanova⁸ und Frank Harris⁹ – um nur diese zwei zu nennen – sind mit sich außerordentlich zufrieden; sie rühmen nicht nur ihre sexuellen Triumphe, sondern auch ihre sportlichen Leistungen, ihr einzigartiges Gedächtnis, ihre Schauspieler- und Rezitatoren-Erfolge, ihre gesellschaftlichen Beziehungen. Noch deutlicher wird dieser Narzissmus bei dem viktorianischen Autor des *Secret Life*, der es sich 1000 Guineen kosten ließ, die Beschreibung seines Sexuallebens in sage und schreibe sechs Exemplaren drucken zu lassen, nur damit er es bequemer als in der Handschrift lesen und wieder genießen könne.¹⁰

Es gibt aber brave Leute, die nichts Pikantes zu erzählen haben und die mit sich nicht besonders zufrieden sind und die dennoch Lebensgeschichten schreiben. Die biedere »Glückel von Hameln«, eine Jüdin aus Hamburg, schrieb im 17. Jahrhundert Er-

4 Friedrich der Große (1712–1786): *Mein Leben und meine Zeit*. Hg. von Roman Hoppenheit. Berlin: Vier Falken 1937.

5 Erich Ludendorff (1865–1937, deutscher General im Ersten Weltkrieg): *Meine Kriegserinnerungen 1914–1918*. Bd. 1–2. Berlin: Mittler 1919, 1936.

6 Franz Conrad von Hötendorff: *Aus meiner Dienstzeit 1906–1918*. Bd. 1–5. Wien [u.a.]: Rikola 1921–1925.

7 Wilhelm von Preußen (1882–1951): *Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf*. Berlin: Mittler 1923.

8 Giacomo Casanova (1725–1798): *Geschichte meines Lebens*. Bd. 1–12. Berlin: Propyläen 1910.

9 Frank Harris (1856–1931): *Mein Leben*. Berlin: S. Fischer 1926.

10 Walter (Pseud.): *My Secret Life*. Bd. 1–12. London 1890. Eine Auswahl in deutscher Übersetzung erschien in Hans Magnus Enzenbergers »Anderer Bibliothek« (Walter: *Viktorianische Ausschweifungen*. Dt. von Reinhard Kaiser. Mit einem Essay von Steven Marcus. Nördlingen: Greno 1986).

innerungen – für ihre Enkel und Urenkel. Heute gelten sie als wertvolles Kulturgut.¹¹ Ohne von ihr zu wissen, diktierte meine Mutter ihre Erinnerungen »für ihre Kinder und Kindeskinde«. ¹² Zufällig beginnt sie auch im 17. Jahrhundert.¹³

Solche Motivation ist heutzutage eine seltene Ausnahme für das Verfassen von Memoiren geworden. Mit dem Schwinden des Interesses für Geschichte überhaupt ist auch das für die eigenen Ahnen erloschen. Der Eingeborene der Christmas-Insel¹⁴ lernt noch die Namen aller Vorfahren. Der Araber, der auf den Titel eines Nachkommen Mohammeds Anspruch macht, muss seinen Stammbaum bis zum Propheten auswendig können – aber der plebejisch-stolze Europäer lacht darüber. Sein Stammbaum beginnt mit ihm selbst: »Er hat sich gemacht.«

Ein anderer Beweggrund für diese literarische Arbeit ist das tiefe Bedürfnis, die Zeit zu schildern, die man erlebt hat – und zwar von dem höchstpersönlichen Standpunkt des Schauenden, des Malenden aus. Dabei kann die eigene Person – einmal mehr, einmal weniger – in den Hintergrund treten; sie spielt die Rolle des beschreibenden und kritisierenden griechischen Chors. Stefan Zweig drückt dies (in seiner prächtigen *Welt von Gestern*) aus: »Die Zeit gibt die Bilder, ich spreche nur die Worte dazu, und es wird eigentlich nicht so sehr *mein* Schicksal sein, das ich erzähle, sondern das einer ganzen Generation«. Zweig vermerkt, er habe »seiner Person niemals so viel Wichtigkeit beige-messen«, dass es ihn »verlockt hätte, anderen die Geschichte seines Lebens zu erzählen«, die er nun »als Österreicher, als Jude, als Schriftsteller, als Humanist und als Pazifist« schreibe, der »jeweils just dort gestanden« sei, »wo diese Erdstöße am heftigsten sich auswirkten.«¹⁵ Nun denn: Stefan Zweig – der unter diesen Erdstößen so gelitten hat, dass er sich (und seiner Gattin) den Tod gab, unfähig, das Leben als Emigrant weiter zu ertragen – ist keineswegs dort gestanden, wo das Weltenbeben sich »am Heftigsten« ausgewirkt hat. Er hat keine Konzentrationslager und Gaskammern gekannt; er hat nicht mit der Waffe gekämpft; von Hitlers Massenmord hat er nichts geahnt; er hat als internationale Berühmtheit in Wohlstand gelebt ... und hat dies Schicksal trotzdem nicht ertragen – weil er plötzlich zum Juden gestempelt worden war, er, der Europäer, Weltbürger sein wollte.

11 Die Gold- und Juwelenhändlerin Glückel von Hameln (Glikl bas Judah Leib, 1645–1724) verfasste ab 1689 ihre Memoiren in jiddischer Sprache (neueste Taschenbuchausgabe *Die Memoiren der Glückel von Hameln*. Übersetzt von Bertha Pappenheim. Weinheim: Beltz 2005).

12 Charlotte von Weisl: *Die Geschichte meiner Familie* (GmF, 1932).

13 Anm. WvWs: »Wir werden aus diesem kulturgeschichtlich wertvollen Werk im Folgenden öfters zitieren.« Diese Absicht wurde jedoch nicht realisiert.

14 Christmas Island: im Indischen Ozean, unter australischer Verwaltung.

15 Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern* (S. 28, Anm. 16), S. 7.

Trotzdem: Die Aufgabe, die ich mir stelle, ist nicht ganz der Zweigs unähnlich. Auch ich will weniger mein eigenes Schicksal schildern als eine Welt, die ich durchwandert habe und die nicht mehr existiert; eine Zeit, deren Schrecken ich – zum Unterschied vom assimilierten Pazifisten Zweig – gerade für die jüdischen Menschen vorhergesagt und nicht nur leidend ertragen, sondern kämpfend erlebt habe. Die »Erdstöße«, die die Welt von Gestern zum Einsturz gebracht haben, waren vorherzusehen. Ich, der weder Staatsmann noch Feldherr, sondern höchstens ein Politiker war, dem stets der letzte Erfolg versagt geblieben ist, habe sie seit Ende des Ersten Weltkriegs unaufhörlich vorhergesagt. Auch ich war Österreicher, Wiener; auch ich war Humanist und deutscher Schriftsteller; aber als Jude habe ich mich nicht von den Wundern der europäischen Kunst und Lebensverfeinerung darüber hinwegtäuschen lassen, dass auch ich – wie alle andern Juden – im »Lande unserer Feinde« lebe, wie der Bibeltext es prophezeit hat und dass die Feindschaft der Massen gegen die Juden in ihrer Mitte unaufhaltsam steigt. Deshalb konnte ich nicht die Träume der Pazifisten teilen, die »Nie wieder Krieg« schrien und die ebenso gut die Losung haben konnten: Nie wieder Schnupfen (oder Krebs, um im Gleichnis zu bleiben). Wenn ich heute meine Erinnerungen schreibe, sind es die eines Mannes, der zeitlebens ein Außenseiter war, weil er keine Träume von »Es wird schon gut werden!« mitgeträumt hat. Nicht den Traum, dass der Krieg von 1914–1918 »der letzte aller Kriege« sei. Nicht den, dass der Völkerbund (oder die Vereinten Nationen) ein Ende der Souveränität der Einzelstaaten bedeuten. Nicht den, dass der Sozialismus oder Kommunismus die »Judenfrage« lösen, den Juden zum brüderlichen Kameraden der anderen arbeitenden Massen machen werde. Aber auch nicht den törichten Traum so vieler braver, idealistischer Zionisten, dass den Juden in Palästina gelingen werde, was in Deutschland, Polen, Russland, Österreich-Ungarn, Frankreich ihnen stets misslungen ist: die Freundschaft der Bodenständigen zu gewinnen, Judenfeindschaft seitens der Araber zu vermeiden.

Die folgenden Memoiren sind aber nicht die eines hoffnungslosen Pessimisten, der rückschauend sich auf die Schulter klopfend ausruft: »Ich hab's ja gewusst!« Im Gegenteil: Ich war (in gewissem Sinn) ein Optimist. Ich behauptete nämlich, dass das Unheil sich abwenden ließe, wenn man nur die Gefahr sehe. An die Gefahr des Hitlertums hier, des (für das jüdische Volk nicht viel weniger gefährlichen) Kommunismus dort – und der arabischen Gegnerschaft in Palästina. Vorbedingung dazu – so predigte ich – sei, weder an die (nichtexistente) Solidarität des internationalen (und daher des arabischen) Proletariats zu glauben, noch sich auf internationale Garantien und am allerwenigsten auf den Schutz britischer Bajonette zu verlassen. Mein Lebenswerk, das in diesen Memoiren mit dem Humor eines fast Achtzigjährigen erzählt wird, der auf seine eigenen Dummheiten ebenso lächelnd zurückschaut wie auf die der anderen – bestand darin,

das italienische Losungswort »L'Italia farà da sé«¹⁶ – ins Jüdische zu übersetzen: Israel farà da sé.

Meine Erinnerungen werden daher Vergessenes und Halbvergessenes aus diesem nun schon mehr als einem halben Jahrhundert erzählen, in dem Israel »sich gemacht hat«. In »Blut und Feuer«, wie es der Prophet vorhergesagt hat.¹⁷ Meine Memoiren sind ein Teil dieser Geschichte. Ein zionistischer Dichter, Hugo Zuckermann, hat 1914, als Reiteroffizier an der russischen Front tödlich verwundet, ein »Chanukkalied«¹⁸ (*Makkabäer*)¹⁹ gedichtet:

Heute darf ich den Genossen
Makkabäerlieder sagen,
Weil ich selbst ein Schwert getragen
Und mein rotes Blut vergossen ...²⁰

Auch ich darf für mich das Recht in Anspruch nehmen, die Epopöe unserer Zeit zu schildern, denn »auch ich hab' ein Schwert getragen, auch ich hab' mein Blut vergossen ...« im Kampf um ein neues, das uralte Vaterland. Der Urarier Börries Freiherr von Münchhausen – für und von Herzl begeistert – hat am Anfang dieses Jahrhunderts gerufen:

Geächtet Volk, ich zeige Dir die Stege
Aus Hass und Hohn zu deiner Jugend Glück.
Verlorner Stamm, ich weise dir die Wege –
Und deiner Wege Losung heißt: Zurück!²¹

Diesen Weg zurück bin ich gegangen – und habe ihn, nach besten Kräften, anderen gewiesen. Den langen Weg zurück ins eigene Land, ins Vaterland. Ich bin ans Ziel gelangt – Erbe einer langen Kette von Vorfahren, in böhmischen Dörfern und Städten,

16 L'Italia farà da sé! (»Italien schafft es allein!«): Kampfdevise des Risorgimento (Wiedererstehung eines vereinigten, unabhängigen italienischen Nationalstaats).

17 Joël 3:1,3: »Und ich will Wunder tun oben am Himmel und Zeichen unten auf Erden, Blut und Feuer und Rauchdampf.«

18 Lied zum Chanukka-Fest zum Gedenken an die Einweihung des zweiten Tempels in Jerusalem (164 v. Chr.).

19 Makkabäer: siehe Judas Makkabäus (biographische Daten, S. 552).

20 Hugo Zuckermann: *Makkabäer*. In: H. Z.: *Gedichte*. Wien, Berlin: Löwit 1917, S. 107.

21 Börries Freiherr von Münchhausen: *Euch* (S. 77, Anm. 117).

von Prag bis Wien, die bald glücklich, bald armselig gewesen sind, aber eines wussten: Der Jude hat kein Vaterland;²² der Jude bleibt ein Fremder.

Doch der Staat Israel von heute ist noch nicht das ersehnte, erträumte Vaterland. Noch lebt die ganz große Mehrheit meines Volkes in der Fremde – noch denkt sie nicht daran, den Weg zurück, den langen Weg ins Vaterland anzutreten. Auch für sie sind diese Erinnerungen geschrieben.

Das erste Kapitel

stellt den Autor als Schreiber und Redner vor

Ich bitte, mich dem p. t.²³ Leser vorstellen zu dürfen: Ich bin ein Mann, der für (allzu) viele, die ihn kennen, etwas anderes ist (oder war), als sie wissen. Für Tausende meiner Patienten bin ich »nur« der Arzt; Zehntausende kennen mich als politischen Redner und glauben, dass dies mein Beruf und der Dokortitel nur ein Handgriff zu meinem Namen sei. Für die junge Generation Israels bin ich eine Art Hungerkünstler, der (palästinensischer Rekord!) einen 28-tägigen Hungerstreik durchgehalten hat, und die Soldaten des »Befreiungskrieges« von 1948 kennen mich hauptsächlich als Artillerist, der mit seinen vorschriftswidrigen Aktionen stets Glück gehabt hat und später die Kriegsgeschichte der israelischen Artillerie verfasste.²⁴ »All das war ich, und noch mehr«, wie das Couplet singt.²⁵ Vor allem aber war ich Schriftsteller.

Alexander Pope – Britanniens Poeta laureatus vor 250 Jahren (und, als Empfänger von 10.000 Guineas für seine Homer-Übersetzung benedictes Vorbild aller Klassiker) erzählt (seine Werke einleitend), wie und warum er dichtete:

Ich schrieb, weil es mich angenehm beschäftigte. Ich korrigierte, weil es mir ebensoviel Vergnügen machte, zu verbessern als zu schreiben. Ich ließ drucken, weil man mich glauben ließ, dass ich Leuten gefalle, denen zu gefallen ehrt (such it was a credit to please).²⁶

22 Dasselbe Zitat findet sich auch in Charlotte von Weisls Familiengeschichte (GmF 80 f.); vgl. Schirnding: *Das Judentum in Oesterreich und die böhmischen Unruhen* (S. 17, Anm. 1).

23 p. t. (lat.): mit vollem Titel.

24 Siehe *Skizze zu einer Autobiographie* (S. 35, Anm. 29), S. 56: »1950–1952 wurde ich noch einmal aktiviert, als Geschichtsschreiber der israelischen Artillerie im Befreiungskrieg.«

25 Vgl. die Chorstrophe aus der Operette *Der Zigeunerbaron* (1885) von Johann Strauß (Sohn, 1825–1899, Wiener Kapellmeister, Operetten- und Tanzkomponist, genannt der »Walzerkönig«): »Ja, das Alles auf Ehr', Das kann er und noch mehr.«

26 Alexander Pope (1688–1744): *The Works*. London 1751, Bd. 1, S. 5: »I writ because it amused me; I

Ich bin kein Pope, aber ich nehme mir dieselbe Freiheit, zu erzählen, warum und wie ich schreibe – auf die Gefahr hin, dass der Leser brummt: komm' zur Sache; mich interessieren deine Arbeitsmethoden nicht. Also: Ich schreibe nicht, um mich »angenehm zu beschäftigen«, sondern weil Gedanken, die ich nicht zu Papier bringe, wie körperliches Unbehagen quälen, mich beinahe krank machen. Noch weniger »Vergnügen« bereitet das Korrigieren eines Textes. Einerseits bin ich für Sprachschlamperei empfindlich; ein Imperfekt statt eines Perfektums oder einer Vorvergangenheit tut mir direkt weh. Aber andererseits widert es mich an, einen fertigen Text nochmals durchzukauen, Tippfehler zu suchen. Wenn ich einer guten Sekretärin in die Maschine diktieren kann, dann hört mein Ohr sofort jede ungeschickte Satzbildung, jeden Klangfehler, und ich verbessere mich sofort selbst. Und dann: fort mit dem ungelesenen Manuskript zum Setzer! Wenn ich aber selbst schreiben muss, dann fallen mir bei der Korrektur andere, nicht immer bessere, Wendungen, andere Gedanken ein, und statt zu korrigieren schreibe ich eine neue Arbeit.

Ich wollte (und will noch immer) möglichst viele Leser für meine Anschauungen gewinnen! Überzeugt, dass ein Wort, zur richtigen Zeit gesprochen, diesem und jenem Menschen vielleicht helfen kann, sich, die Seinen, sein Vermögen vor drohendem Unheil zu retten, kam es mir stets mehr auf sachliche Wirkung an als auf die Form. Ich bewunderte einen Karl Kraus, der wegen eines falsch gesetzten Beistrichs ein Manuskript einstampfen ließ²⁷, aber ich hatte nie den Ehrgeiz, es ihm nachzutun. Nicht literarische, sondern politische – wenn man will: menschenrettende – Wirkung suchte ich.

Um solche Wirkung erzielen zu können, müssen die entsprechenden Aufsätze, Artikel, Bücher gelesen werden! Da nichts das Gelesenwerden sicherer verhindert als pedantischer Ernst, brachte ich in alle meine Arbeiten soviel Humor oder soviel bittere Satire als nur möglich. Das gefiel meinen Lesern, aber nicht immer meinen Kritikern oder meinen Mitarbeitern, wenn ich Chefredakteur war wie in Jerusalem, wo ich (1930–1932) die Tageszeitungen »Doar Hayom« (»Tagespost«)²⁸ und »Hazit Haam« (»Volksfront«) redigierte oder (1950–1952) die von mir gegründete antikommunistische Wochenschrift »Hamaarav« (»Der Occident«) herausgab. Die waren immer schrecklich ernst, legten jeden Artikel wie Aussprüche einer delphinischen Pythia auf meinen Redaktionstisch und waren entsetzt, wenn ich daran auch nur die leiseste Änderung

corrected because it was as pleasant to me to correct as to write; and I published because I was told, I might please such as it was a credit to please.«

27 Siehe vor allem den von Karl Kraus 1933/34 geführten »Kampf« um das beim Wiederabdruck seines Gedichts »Man frage nicht« (1933) weggelassene Komma in der Verszeile »Kein Wort, das traf«.

28 Die Redaktion der Zeitung übernahm WvW von Wladimir Zeev Jabotinsky, der die Zeitung seit 1928 herausgegeben hatte.

vornahm, geschweige denn kürzte. Ich hatte z. B. das Glück, dass am »Doar Hayom« der – meiner Meinung nach – größte hebräische Dichter des heutigen Israel, Uri Zvi Greenberg, mitarbeitete. Tag um Tag brachte er einen polemischen Artikel, voll Glut und Feuer, gegen die sozialistischen Machthaber des Jischuw. Die Artikel trugen viel zum Erfolg meiner Partei bei den damaligen Wahlen in Jerusalem bei, wo wir alle »alt-ingesessenen« Führer schlugen. Aber, als ich, unklugerweise, den Dichter bat, jetzt, nach den Wahlen, nicht mehr sechs Artikel per Woche gegen den Mapai zu schreiben, sondern ein- oder zweimal mir stattdessen ein Gedicht zu geben, sah Greenberg darin einen Mangel an Anerkennung und stellte die Mitarbeit ein. Ein anderer tat das Gleiche, weil ich einen Absatz gestrichen hatte. Oh, sie alle nahmen ihre Erzeugnisse sehr, sehr ernst. Vielleicht deshalb, weil ihnen das Schreiben schwerer fiel als mir? Der Gedanke, der im heutigen Aufsatz gestrichen wurde, konnte ja im morgigen verwertet werden ... Vielleicht war der Unterschied auch in der Beziehung zum gedruckten Text begründet. Sobald eines meiner Manuskripte veröffentlicht ist, habe ich zu ihm keine persönliche Beziehung; ich lese es wie das Werk eines Fremden, kann es sogar genießen und über einen gelungenen Scherz lachen – aber das *ICH*, das liest, hat nichts mit dem zu schaffen, das jene Zeilen geschrieben hat, sei es vor sechzig Jahren, sei es gestern.

Ich war literarisch frühreif. Gereimte Wünsche – zu Geburtstagen der Eltern, zum Hochzeitstage usw. – wurden von mir, glaube ich, schon im siebten Jahr erwartet (ich war damals immerhin in der dritten Volksschulklasse). Die ersten »wirklichen« Gedichte »verbrach« ich mit zehn Jahren, mit elf schrieb ich ein Makkabäerdrama in fünf Aufzügen, mit dreizehn eine Bar-Kochba-Tragödie²⁹, mit vierzehn lief ich verschiedenen Regisseuren die Türen ein, um ihnen eine Faust-Parodie anzubieten. Dabei hatte ich das Glück, das teilnehmende Interesse des Lektors des Wiener Burgtheaters zu gewinnen, der mir vor allem einen Rat gab: so wenig als möglich zu schlafen, dann habe man Zeit für dichterisches Schaffen. Er selbst kam mit vier Stunden Schlaf aus, rühmte er sich.

Damals gehörte zum Dichten noch die Fähigkeit zu reimen. Ein Poet – ich glaube, es war Friedrich Halm – hat den Reim als den Kuss bezeichnet, den sich zwei Gedanken geben³⁰ ... und ich war naiv genug, zu glauben, dass zu einem jeden Gedicht wirklich

29 Bar-Kochba-Tragödie: erste Fassung des 1919 veröffentlichten expressionistischen Dramas *Erlöser* (Anm. 31).

30 WvW verwechselt den österreichischen Dichter Friedrich Halm (1806–1871) mit Karl Kraus, der 1916 ein Gedicht und 1927 einen Essay unter dem Titel *Der Reim* verfasste: »Er ist das Ufer, wo sie landen, / sind zwei Gedanken einverstanden.« Hier sind sie es: die Paarung ist vollzogen. Zwei werden eins im Verständnis, und die Bindung, welche Gedicht heißt, ist so für alles, was noch folgen kann, zu spüren wie für alles, was vorherging; im Reim ist sie beschlossen. Landen und einverstanden: aus der Wortumgebung strömt es den zwei Gedanken zu, sie ans gemeinsame Ufer treibend.

und wahrhaftig Gedanken gehören. Die hatte ich – und so fiel mir das Reimen nicht schwer. Ich konnte endlos in Versen sprechen, von Jamben oder Hexametern ganz zu schweigen; die fielen mir oft leichter als gewählte Prosa, wo man bekanntlich gut tut, bei der Reinschrift Jamben, die sich eingeschlichen haben, sorgfältig auszumerzen.

1919 erschien mein erstes Versdrama im Druck; *Erlöser*³¹ betitelt, behandelte es – in der Gestalt Bar Kochbas – das allgemeine und übernationale religionspsychologische Problem, wie ein Mensch, ohne Betrüger zu sein, sich als Messias, Erlöser, empfinden könne. Ich hatte es zum größten Teil als Artillerieaufklärer im Schützengraben an der russischen Front geschrieben, bei den Ruinen eines Dorfes, das ausgerechnet Berlin hieß.³² Später konnte ich versprechen, während eines Monats jeden Tag ein Gedicht zu schreiben; ich habe jetzt diese Verse wiedergelesen und fand, dass einige davon in jeder Anthologie der Jahrhundertwende einen anständigen Platz finden könnten.

Meine »poetische Ader« wurde 1929 von einem arabischen Dolch getroffen; seither habe ich keine Gedichte mehr geschrieben. Das kam so: Bei Ausbruch der Unruhen in Jerusalem³³ stieß mir ein arabischer Junge sein Messer von hinten in den Halsansatz. Das Instrument war offenbar nicht ganz sterilisiert gewesen – die Araber sind in hygienischen Dingen schrecklich nachlässig –, und das Ergebnis besagten »Dolchstoßes in den Rücken« war, erstens, dass der Junge mir einen kunstgerechten Pneumothorax der rechten Lunge angelegt hat; er hatte die obere Lungenkuppe getroffen. Zweitens gab es eine massive Blutung in diesem leeren Raum, die erst im letzten Moment von meinem unvergesslichen Freund Felix Danziger zur Gerinnung gebracht worden war. Drittens wurde diese Blutmasse binnen kurzem in eine Eitermasse verwandelt, die Mediziner sprechen in solchem Fall von einem »Haemo-Pyo-Pneumothorax«. Der Zustand ist ebenso mies wie das griechische Wort, wie ich auf Ehre versichern kann. Viertens aber griff die Entzündung auf die zweite und – angesichts des Kollapses der rechten – nunmehr einzige funktionierende Lunge über. Wochenlang dauerte diese Lungenentzündung; es gab damals weder Sulfat noch Antibiotika. Dass ich diese Zeit überlebt habe, schreibe ich heute lediglich der Tatsache zu, dass meine Frau in einer Apotheke Champagner aufgetrieben hatte, der mein einziges Getränk wurde. Während der langen Delirien hatte ich mit ihr, die bis dahin nur Französisch gesprochen hatte, sowie mit Ärzten und Schwestern ausschließlich Deutsch gesprochen; alle fremden Sprachen

Kräfte sind es, die zu einander wollen, und münden im Reim wie im Kuß.« (Karl Kraus: *Der Reim*. In: K. K. *Schriften*. Hg. von Christian Wagenknecht. Bd. 7. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, S. 323.

31 *Erlöser. Ein ernstes Spiel von letzten Dingen in zwei Teilen*. Wien: Girschner 1919.

32 Berlin (Берлин): Dorf in der Oblast Tscheljabinsk (Südural).

33 Im August 1929 kam es zu schweren Zusammenstößen zwischen Arabern und Juden in Jerusalem und andernorts in Palästina (siehe S. 41), dazu WvW: *Die ersten Zusammenstöße zwischen Arabern und Juden*. In: NFP, Nr. 23332, 29. August 1929.

waren ausgelöscht. Aber auch mein deutscher Wortschatz war kärglich geworden; der einstige Reichtum dieser Sprache war verschwunden, kehrte erst sehr allmählich wieder. Gedichte aber habe ich seit damals nicht mehr geschrieben.

Dieses Abenteuer hatte noch andere Folgen. Ein Zentrum für »Namen« im Gehirn war offenbar infiziert und schwer lädiert worden.³⁴ Seit jener Erkrankung ist mein Gedächtnis für Personennamen und Physiognomien jämmerlich. Ich erkenne Leute nicht wieder, denen ich vor wenigen Minuten vorgestellt wurde oder mit denen ich wiederholt auf Sitzungen zusammen gewesen bin, ja, die bei meinen Vorträgen präsiert oder mich in ihren Wohnungen bewirtet haben. Das schädigte und verhinderte letztlich meine politische Karriere. Ein Parteimann, der seine Anhänger nicht mit Namen nennen kann, hat deren Unterstützung für immer verloren.

Die anderen Gedächtniszentren waren glücklicherweise nicht angegriffen (merkwürdigerweise auch nicht mein vortreffliches Zahlengedächtnis). Sprachen lernte ich ziemlich rasch wieder: Englisch, Französisch, Hebräisch. Was ich nicht dringend brauchte – Italienisch, Lateinisch –, blieb ramponiert, Arabisch und Griechisch beinahe ausgelöscht. Um beide, vor allem aber um mein Gymnasialgriechisch, tut es mir mehr leid, als der Leser glauben wird.

Apropos: Glauben ... Viele Leser meiner Reisebücher und -Artikel fragten, wie viel davon erfunden sei. Ich fürchte, auch die Leser dieser unkonventionellen Autobiographie werden manchmal zweifeln, ob Alles, was hier erzählt wird, die historische Wahrheit und nichts als die Wahrheit sei. Ich gebe hiemit zu Protokoll, dass alle Einzelheiten dieser Memoiren sehr wahr sind und dass ich stets der Versuchung widerstanden habe, etwas poetisch zu verklären oder dramatisch zu wenden, wenn es nicht der Wirklichkeit entsprach. Früher pflegte ich Sceptikern zu erklären, dass »für das bisschen Honorar, das ich bekomme, es mir nicht dafür stehe, meine Phantasie anzustrengen und etwas zu erfinden«. Es hat lange Jahre gedauert, bis »man« mich als wahrheitsliebenden Schriftsteller anerkannt hat. Unvergesslich bleibt mir »mein« erster Chefredakteur, Herr Alexander Geller von der zionistischen »Wiener Morgenzeitung«, für die ich Artikel von meiner ersten Palästinafahrt 1922 schrieb.³⁵ Herr Geller bezweifelte eine Geschichte – wie ich auf der Reede des türkischen Hafens Mersin, als ich keine Landeerlaubnis erhalten hatte, zu einem italienischen Hafen hinüberschwamm und dort an Bord ging. Herr Geller hohnlachte: »Sie werden mir doch nicht einreden wollen, dass Sie ins Meer gesprungen sind. Im Mittelmeer gibt es ja Haifische ...«

34 WvW verweist auf seinen Wiener Lehrer Otto Pötzl, der 1937 »eine interessante Arbeit über die Lokalisation bestimmter intellektueller Fähigkeiten im Gehirn« publizierte.

35 Siehe Bibliographie im Anhang des Bands.

Auch in Palästina nahm man meine Berichte nicht für bare Münze. Als ich mich – nach meiner Rückkehr von einer Arabienreise – 1926 um meine Frau bewarb, warnte man ihre Familie: »Wisst ihr, welche Märchen dieser Mensch erzählt? Er will bei Ibn Saud zu Gaste gewesen sein. Ein Abenteurer.«

Dass mir dieses Misstrauen auch politisch schadete, ist verständlich. Es brauchte zwei Ereignisse, damit ich auch außerhalb meiner Gesinnungsgenossen vom »Jischuw« akzeptiert wurde: beide anno 1929. Das Erste war mein Flug im »Zppelin« über Palästina und speziell über Tel Aviv während des Purim-Karnevals. Arthur Koestler vertrat mich damals als Ullstein-Korrespondent in Jerusalem und hatte gerade vor der Ankunft des Luftschiffes Plakate für amerikanische Reklame (zur Ablieferung abgeworfener Postsäcke) angefertigt. So wusste es das ganze Land: »Zum ersten Mal seit 2000 Jahren« (wie der Slogan damals in jüdischen Kreisen ging) kommt ein lenkbares Luftschiff nach Palästina – und wer ist an Bord? »Unser« Doktor Weisl ...« Das war so außerordentlich für die recht kleinstädtischen Palästinenser, dass man von da an mir alles zutraute, alles glaubte.

Das zweite Ereignis war meine schon erwähnte Verwundung. Der »Doar Hayom« brachte ein Bild: die Nummer des Tages, an dem der Pogrom von Hebron 1929 begonnen hatte³⁶, mit meinem Leitartikel, betitelt *Caveant Consules*³⁷, und warnend vor Araberunruhen – mit meinem Blut befleckt. Photos von meinem Krankenlager wurden als Ansichtskarten verkauft. Eine Betar-Schule³⁸ wurde nach mir benannt³⁹; in Synagogen wurde für mein Leben gebetet ... ich war endlich nicht mehr ein »Fremder«, der zum Judentum zurückgefunden hat – denn so wurde ich bis dahin betrachtet –, sondern war »akzeptiert«. Wenn ich aber geglaubt hatte, dass meine unleugbare Popularität mir nun auch politischen Einfluss verleihen werde, so musste ich im Laufe der Jahre schmerzlich erkennen, dass zwischen Popularität, sogar zwischen Liebe und Achtung seitens der Massen, und politischer Macht ein ungeheurer Unterschied besteht.⁴⁰ Daran ist nicht nur das schon erwähnte unglückliche Personengedächtnis schuld. James Burnham, ein Ex-Kommunist, den ich sehr hoch schätze, hat (in seinen *Machiavellians*) geschrieben: Fleiß, Tüchtigkeit, Ehrlichkeit, Mut und Wissen müssen nicht unbedingt politischen Erfolg unmöglich machen, aber nützlich sind solche Eigenschaften keineswegs.⁴¹ Mir

36 Vgl. Anm. 33; das Massaker von Hebron (23./24. August 1929) kostete 67 Juden das Leben.

37 *Caveant Consules* (lat.): »Lassen Sie die Konsuln!«

38 Berufsfachschule des 1923 von Wladimir Zeev Jabotinsky in Riga zu Ehren Joseph Trumpeldors gegründeten, revisionistisch-zionistischen Jugendbunds »Betar«.

39 Nicht ermittelt.

40 Anm. WvWs: »Seit 1967 hat das auch Moshe Dayan erfahren, ohne dass ich mich mit ihm vergleichen könnte.«

41 James Burnham (1905–1987, trotzkistischer Theoretiker der amerikanischen Arbeiterbewegung): *The Machiavellians. Defenders of Freedom* (1943).

wenigstens hat der Ruf, stets meiner Überzeugung gemäß zu handeln (und abzustimmen), schwer geschadet. Die »Partei« war nie sicher, ob ich einem Mehrheitsbeschluss Folge leisten werde, und das heißt man »unzuverlässig«. Vielleicht noch mehr hat mir bei den »Apparatschiks«, die es ja in jeder Partei, in jeder Organisation gibt, geschadet, dass ich zu »originell« war – mit anderen Worten: dass ich nicht nur in meinen Artikeln, die von der gesamten jüdischen Presse gern (und natürlich ohne Honorar) nachgedruckt wurden, sondern auch auf meinen Vortragsreisen nicht die Gedanken anderer – auch nicht der Parteichefs – wiedergab, sondern meine eigenen.

Freilich: Das machte meinen Erfolg aus. Wenn – sagen wir: zwischen 1925 bis 1937 – irgendwo einer meiner Vorträge angekündigt war, wohlgemerkt: es war das »finstere Mittelalter«, als es noch kein Fernsehen und kaum ein Radio gegeben hat und als die Leute noch Rednern zuzuhören Zeit hatten – da waren die Säle drei- oder viermal ausverkauft, weil das p. T.⁴² Publikum im voraus wusste, dass es von mir etwas anderes zu hören bekommen würde als von sonstigen Politikern.⁴³

Eben diese meine, sagen wir, Originalität erschreckte Genossen, deren Rhetorik sich darauf beschränkte, zu wiederholen, was unser Chef und Führer Jabotinsky geschrieben oder was im Communiqué unserer Exekutive gestanden hatte. Es war durchaus möglich, dass Weisls Ansichten nicht von der Leitung geteilt wurden – was dann? So war ich oft in der Lage, von den Massen applaudiert und von den Kameraden des engeren Führungskreises missbilligt zu werden.

Eine Abschweifung sei gestattet, um an Beispielen zu erläutern, dass meine Kollegen nicht so Unrecht mit ihrem Misstrauen hatten. Es kam tatsächlich vor, dass – trotz meiner Verehrung für Jabotinsky, den größten Juden (und den größten Redner) seiner Zeit – ich anderer Meinung war als er, und das blieb nicht lange Geheimnis. Am Zionistenkongress in Basel, 1931, verlangte ich, »Jabo« möge – nach Weizmanns unvermeidlichem Rücktritt⁴⁴ – entweder die Präsidentschaft übernehmen, wofür gute Chancen bestanden, oder einen »Gegenkongress« in den von mir bereits anbezahlten

⁴² p. T. (Anm. 23).

⁴³ Anm. WvWs: »Nostalgische Erinnerungen an jene Tage: Damals sprach man drei und mehr Stunden, und die Zuhörer waren zufrieden; sie hatten etwas für ihr Geld bekommen. Heute? Heute sagt man: Sie dürfen über Alles reden, nur nicht über 45 Minuten.« Schlussfolgerung: »O tempora, o mores!« (lat.): »O [welche] Zeiten, o [welche] Sitten!«

⁴⁴ Auf dem Zionisten-Kongress vom 30. Juni bis 17. Juli 1931 in Basel trat Weizmann als Präsident der WZO aus Protest gegen das *Passfield-Weißbuch* (1930) zurück, das – auf Basis des Hope-Simpson-Berichts (siehe S. 540) – die jüdische Einwanderung nach Palästina einschränkte. Sein Nachfolger wurde Nachum Sokolow (1859–1936), 1935 übernahm wieder Weizmann die Präsidentschaft der WZO. – Passfield: siehe Sidney James Webb (biographische Daten, S. 560).

»Kursalon« berufen, berühmt als Stätte des ersten Herzl-Kongresses (1897). Jabotinsky scheute die Verantwortung für die schwere Schuldenlast der Zionistischen Organisation – es war denkbar, dass die Reichen ihm ihre Spenden verweigern würden – und tat keines von beidem. Statt den Gegenkongress einzuberufen – was er, wieder gegen meinen Rat – vier Jahre später (und zu spät) tun sollte, zerriss er dramatisch seine Kongresskarte, niemandem zu Nutzen, ihm selbst zu Schaden.

In den folgenden Jahren (bis 1937) bereiste ich an die hundert Städte, von Memel (Litauen) bis Brăila (Rumänien), von Sofia und Kischinew/Chişinău (Moldawien) bis London und Amsterdam, und mein einziges Thema war der bevorstehende Krieg zwischen Deutschland und Russland mit dem unvermeidlichen Sieg Hitlers. »Juden Ost- und Mitteleuropas: flüchtet, rettet euch, solange noch Zeit ist!« Ich dachte dabei nicht an die Möglichkeit systematischer Ausrottung durch die Nazis, wie ich gestehen muss. Dass aber bei einem Zusammenstoß der Braunen (Nazis) und der Roten (Bolschewisten) die Juden des Kriegsgebiets vernichtet würden, stand für mich fest. Meine Cassandra-Rufe⁴⁵ waren nicht ganz vergeblich; in Israel (und auch anderswo) treffe ich immer wieder Juden, die nach einem dieser Vorträge tatsächlich ihr Vermögen liquidiert hatten und rechtzeitig ausgewandert waren. Ihr Dank blieb mein Lohn.

Damals aber beklagten sich nicht nur die Parteigänger, sondern auch die »Gemäßigteren« unter den Revisionisten über die »Panik«, die ich errege. Ihr Führer Meir Grossmann (bis zur Spaltung der Partei 1934 Vorsitzender der Exekutive) griff mich ob dieser meiner »Katastrophen-Politik« scharf an. Jabotinsky verteidigte mich zwar auf der Katowitzer Konferenz (20./21. März 1933), aber unter vier Augen tadelte er mich: Krieg sei »in unseren Tagen« undenkbar. Er, der sonst so unfehlbare Prophet, blieb dabei auch nach Hitlers Einmarsch in Österreich, in der Tschechoslowakei, selbst während des Danzig-Konflikts.⁴⁶ So kam es, dass in der großen jiddischen Tageszeitung »Moment« (Warschau) in derselben Freitagsnummer des 2. September 1939, an dem Hitler bereits den Krieg begonnen hatte, auf zwei gegenüberliegenden Seiten zwei Artikel erschienen: Jabotinsky schrieb, der Konflikt werde ohne Krieg gelöst werden – ich hingegen, dass die Deutschen in der ersten Septemberwoche angreifen würden. Dieser Artikel hat mir bei der alten Garde (und den Führern der Jugendbewegung »Betar«) bitter geschadet. Dass ich – und nicht der Rosh Betar – Recht gehabt hatte, war irrelevant. Ich hatte dargestellt, dass ich wagte, anderer Meinung zu sein.

45 Cassandra (griech. Mythologie): Tochter des trojanischen Königs Priamos und der Hekabe; tragische Figur, die immer das Unheil voraussah, aber niemals Gehör fand.

46 Völkerrechtswidriger, gegen Polen gerichteter Anschluss Danzigs an Hitlerdeutschland am 1. September 1939.

Heute, rückschauend, glaube ich, dass nicht nur die Verehrung für Jabotinsky dieses »Misstrauen« verursacht hat, sondern dass es dafür ein anderes, wichtigeres Motiv gab: Man liebt keinen Unheilspropheten. Das ist ein historisches Gesetz. Es hat Roosevelt bitter geschadet⁴⁷, als er im Frühjahr 1939 dem Bürgermeister von Hot Springs versprach, im Herbst wiederzukommen, »falls es keinen Krieg gebe«. – Würde der Präsident nicht einen Krieg wünschen, hätte er nicht an diese Möglichkeit gedacht, schrieben die amerikanischen Blätter. Es hat Churchill geschadet, dass er den Krieg mit Deutschland (und nach 1945 die Feindschaft mit Russland) vorhergesagt hat. Es hat, letzten Endes, Jabotinskys Sieg im zionistischen Lager verhindert, dass er den Gegensatz zwischen den jüdischen und den arabischen Aspirationen für unversöhnlich erklärt hatte – und dass nur die Waffen die Zukunft des Zionismus entscheiden würden. Das klang jüdischen Ohren unangenehm; es war viel schöner, den Führern zu glauben, die versprochen, letzten Endes werde alles gut ausgehen, in Frieden und ohne Gewalt.

Heute, da ich betagt und ohne Ehrgeiz bin, passiert mir das gleiche Schicksal noch immer wieder. Wenn ich im Freundeskreis »prophezeie« – ich habe mir das noch nicht abgewöhnt – und beweise, dass keine Aussicht auf Frieden zwischen Israel und den Arabern bestehe, weil es den Arabern auch ohne Frieden vortrefflich gehe, aber dass im Falle eines neuen Kriegs Israel nicht nur wieder siegen, sondern sein (für Masseneinwanderung schon heute zu kleines) Gebiet noch erweitern werde können, dann kritisiert man mich – ob meines Pessimismus! »So ein Krieg ist ein Graus«, heißt es im *Zigeunerbaron*.⁴⁸ Wer solchen Graus prophezeit, dem traut das Volk nicht. Diese Erkenntnis hat mich oft und bitter geschmerzt. Freunde sagten mir bei den üblichen »Leichenreden« zum 70. oder 75. Geburtstag, dass mein Leben geradezu eine »Tragödie« sei, mit solcher Begabung, solchem Charakter nicht einmal Minister geworden zu sein.

Teurer Leser, bitte, bedauere mich nicht. Trotz dieser Kränkung oder jener Enttäuschung war und bin ich – glücklich. Mit dem Sänger der *Fledermaus* weiß ich: »Glücklich ist, wer vergisst, / was doch nicht zu ändern ist.«⁴⁹ Vergessen habe ich – diese Memoiren beweisen es ja – das »Unabänderliche« zwar nicht, aber darüber gegrübelt, mir das Leben verbittert – das habe ich wahrlich nie. 1922, vor meiner Auswanderung nach Palästina, schrieb ich ein gereimtes Testament. In der letzten Strophe hieß es:

47 Franklin D. Roosevelt (1882–1945): 1933–1945 demokratischer Präsident der USA.

48 Marsch-Couplet des Schweinezüchters Kálmán Zsupán *Von des Tajos Strand* aus der Operette *Der Zigeunerbaron* (Anm. 25).

49 Trinklied des Gesangslehrers Alfred aus der Operette *Die Fledermaus* (1874) von Johann Strauß (Anm. 25).

Du hast es gut mit mir gemeint –
 Mein heißes Blut.
 Du machtest mir viel Männer feind,
 Viel Frauen gut.
 Du hast durchs Leben mich geführt,
 Dass nie ich seine Last gespürt,
 Noch weiß, wie Reue tut.

Ein halbes Jahrhundert später sage ich noch immer: »Du hast es mit mir gut gemeint ...«, und meine damit meinen Gott, dem ich niemals »den Prozess gemacht habe«, wenn er mir einen Herzenswunsch versagt hat – ich wusste, dass ER ja dabei doch immer gewinnen würde. Im Gegenteil: Ich hielt mich stets an die herrlich-einfache Aussage des Psalms (Nr. 92): »Gut ist es, JHVH zu danken«. Ich will nicht über »Glück« philosophieren. Den Pessimisten, die sich auf ihre Weltanschauung soviel einbilden, will ich nur sagen, dass unglücklich zu sein, keine Kunst sei, das trifft jeder Trottel auch – außer den weisen Philosophen. Um aber glücklich zu sein, brauche man, erstens, ein angeborenes Talent – nämlich das Talent, Danke sagen zu können (statt: das gebührt mir). Danke – aus tiefstem Herzen, wie es der Psalmist fordert. Danke, indem man sich täglich Rechenschaft über all das ablegt, was man besitzt, one's blessing counts.⁵⁰ Und zweitens – etwas guter Wille, glücklich zu sein. Und dazu gehört, dass Neid, dass die Begierde »nach dem Hause des Nächsten, seinem Auto, seinem Bankkonto und seinem Weibe« aus dem Herzen verschwinde, wie das Zehnte Gebot, das (mir wenigstens) Leichteste von allen, es vorschreibt. Weil ich diese Gabe besessen habe, kommt mir rückblickend mein Leben mit all seinen Rückschlägen und Sorgen glücklich vor. Könnte ich es wieder mitmachen, mit den Jugendjahren, von denen so kluge Leute wie Strindberg beteuern, sie seien ganz entsetzlich⁵¹ – die Kriegsjahre, alle, alle, mit ihren Höhen und Tiefen – ich möchte sie alle wieder erleben, wenn es ginge. Es war ein reiches Leben – und, vor allem, niemals langweilig. Danke, danke.

⁵⁰ One's blessing counts: »dankbar für das, was man hat«.

⁵¹ Vgl. August Strindbergs autobiographische *Beichte eines Toren* (1895): »Ich fürchtete, alles Elend meiner Jugendjahre wiederzufinden.«

Das zweite Kapitel

handelt von Willensfreiheit, Astrologie und anderen Dingen

Eine theosophische Lehre – die der geniale Meyrink (gebürtiger Wiener, Wahl-Prager) in seinem Meisterroman *Das grüne Gesicht* zum Thema gewählt hat⁵² – behauptet: Es stehe jedem ein Wunsch für sein Leben frei – wenn er diesen wahrhaft wünsche, sich diesem Ziel verlobe, dann werde er ihm zuteil; dann könne er nicht mehr zurück; ein unabänderliches Geschick reiße ihn dann zu diesem Ziel hin. Er habe es dem Schicksal (in jener Stunde des Gelöbnisses) diktiert. Manches in meinem Leben und dem meiner Vorfahren verführt dazu, an die Gültigkeit dieser Lehre zu glauben, auch ohne Theosoph zu sein.

Ein Beispiel finde ich im Schicksal meines Vaters. Er war enger Mitarbeiter Herzls, aber unter dem Eindruck des Kischinewer Pogroms (6./7. April 1903)⁵³ in Gegensatz zu ihm geraten; er glaubte, man müsse sofort – und zwar in Zypern – Kolonisationsmöglichkeiten für die russischen Massen schaffen. Weil er – wie er offen Herzl sagte – »pekuniär nicht unabhängig war und nicht Hebräisch sprach«, räumte er das Feld, und auch nach Herzls Tode lehnte er, offenbar sehr schweren Herzens, unter dem Druck seiner Gattin ab, sich der zionistischen Politik zu widmen. Meine Mutter erzählte später, dass sie drei Nächte lang mit ihm darum kämpfen musste! »Herzl hat das Vermögen seiner Familie wegen des Zionismus vergeudet; man geht jetzt für seine Kinder Geld sammeln – willst du es auch so machen?«

Mein Vater verzichtete – aber nur für sich. Was ihm versagt war, sollte wenigstens sein ältester Sohn erreichen. Immer wieder schärfte er mir ein: Lerne Sprachen! Lerne Englisch, Französisch, Hebräisch und gehe dann als »Wanderprediger« (dies war sein Euphemismus für Agitator) in die Welt und werbe Juden für Palästina. Es war das, was er offenbar für sich gewünscht hätte. Nach dem Weltkrieg, frustriert, enttäuscht von den Juden, wollte er nichts mehr von ihnen wissen. Er war unglücklich über meine zionistische Betätigung. Aber jener frühe Wunsch war schicksalhaft in Erfüllung gegangen: Für den Großteil meines Lebens wurde ich der Wanderprediger, der von Land zu Land zog, für Zion zu werben.

Ähnlich erging es mir. Im Winter 1916, an der russischen Front, beschäftigte ich mich mit dem Buddhismus. Einmal, auf dem Weg von der Batteriestellung zum Schützen-

52 Gustav Meyrink (1868–1932, aus Wien stammender Schriftsteller): *Das grüne Gesicht* (phantastischer Roman, 1917).

53 Bei dem Pogrom in Kischinew/Chişinău am 6./7. April 1903 wurden 47 Juden getötet und mehrere Hundert zum Teil schwer verwundet.

graben der »Deutschmeister«⁵⁴, meditierte ich über die »vier edlen Wahrheiten«, deren erste bekanntlich lautet: Geburt, Krankheit, Alter, Tod sind Leid. Davon wird die »dritte Wahrheit« abgeleitet: Alles Leid ende, wenn alles Streben unterlassen werde ... Darüber nachdenkend wanderte ich mit meiner Aufklärerpatrouille über eine Lichtung, als zwei Lagen russischer Granaten links und rechts von uns in den Schnee krachten. In Gedanken versunken wanderte ich weiter – bis zur Wegbiegung, wo ich zurückblickend meine drei Telefonisten sah, die sich gerade aus dem Schnee erhoben, in den sie sich (sehr vernünftig) beim ersten Schuss geworfen hatten, während ich nicht daran gedacht hatte, Deckung zu nehmen. In diesem Augenblick erkannte ich, dass mir die Angst vor dem Tode fehlt. Zugleich erfasste ich den Trugschluss der buddhistischen Lehre: Für den Menschen, der den Tod nicht fürchte, höre dieser auf, »Leid« zu sein. Sei aber der Tod kein Leid, so könne er jedes andere Leid beenden ... Der Fehler in diesem Schluss war selbstverständlich der, dass der Jüngling, der den Tod nicht fürchte, nicht wissen könne, ob er als Greis nicht ganz anders fühlen, fürchten werde. Aber für mich war damals mein Syllogismus⁵⁵ durchaus befriedigend, und im Unterstand machte ich die ganze Nacht hindurch Abrechnung mit allem, was ich bis dahin über Buddhismen von Boyin Ra⁵⁶ und anderen Theosophen gelernt hatte, und kam zu einem Beschluss, den nichts mehr ändern sollte, was die Zukunft brachte: Wichtiger als alles auf dieser Welt ist mir die Befreiung meines jüdischen Volkes; dafür will ich ein Werkzeug werden – dafür leben und, wenn nötig, mein Leben lassen. Die unmittelbare Folge dieses Gelöbnisses war, dass ich die – bis dahin vage gebliebenen – Gedanken, ein möglichst tüchtiger Soldat für Palästina zu werden, mit doppeltem Ernst wieder aufgriff. Mir schwebte vor, am Kriegsende werde der Judenstaat sofort entstehen und der Kampf um das Heilige Land mit Waffengewalt beginnen. Ich würde dann meine Offizierslaufbahn einfach dort fortsetzen.

Nun, es kam anders. Der Judenstaat entstand nicht sofort, und die bei Kriegsende bestehende »Jüdische Legion« Jabotinskys wurde von der britischen Mandatsmacht erst abgebaut, dann ganz aufgelöst. So wurde ich Arzt, Schriftsteller, Politiker – was ich in jener Winternacht mir zum Ziel gesetzt hatte, schien im Sand der Zeiten begraben, vergessen zu sein. Dreißig Jahre vergingen, Jahre fast ununterbrochenen Kampfes um Palästina – und dann erstand der Judenstaat wirklich. Heere sieben arabischer Staaten fielen 1948 in Palästina ein, um ihm den Garaus zu machen⁵⁷; die »provisorische

54 Deutschmeister: Infanterieregiment der K.-u.-k.-Armee.

55 Syllogismus: logische Schlussfolgerung (C) aus zwei Prämissen (A, B).

56 Bô Yin Râ (Pseud. für Joseph Anton Schneider, 1876–1943): Verfasser zahlreicher religiös-spiritueller Schriften (32-bändiges »geistiges Lehrwerk« *Hortus Conclusus*, 1919–1936).

57 Im israelischen »Befreiungskrieg« (30. November 1947 bis 20. Juli 1949) beteiligten sich die Armeen Ägyptens, Transjordaniens, Syriens, des Libanon und des Irak mit Unterstützung von Truppenkontingenten Saudi-Arabiens und des Jemen.

Regierung Israels« rief alle ehemaligen Offiziere »unter Fünfzig« zu den Waffen. Ich hatte zwar diese Altersgrenze schon passiert, aber man nahm es nicht so genau. Mein Wunsch war in Erfüllung gegangen: Ich konnte auf Israels Schlachtfeldern zum Einsatz bringen, was ich in Österreichs Heer gelernt hatte. Nebst einem zweiten Ex-Österreicher, Erich Böhm aus Nahariya, war ich der älteste Offizier der jüngsten Artillerie der Welt.

Der theosophischen Lehre gemäß ist dem Menschen eigentlich nur ein einziger Schicksalswunsch gestattet, aber ich hatte noch einen zweiten: Kinder zu haben, die mein biologisches und geistiges Erbe weitertragen sollten. Nebenbei gesagt, bestimmte dieser Wunsch mein Verhalten in diversen Liebeshändeln: Ist das eine richtige Mutter für künftige Kinder? fragte ich, und die verneinende Antwort entschied. So ernste Zielsetzung, Kinder zeugen zu wollen, war in jenen Nachkriegsjahren in unserer europäischen Gesellschaft keineswegs selbstverständlich, unter der jüdischen städtischen Bourgeoisie noch weniger als bei den Nichtjuden. Die Statistiken zeigten, dass in allen größeren Gemeinden, von Lemberg und Czernowitz bis Paris und Hamburg, Jahr um Jahr mehr Juden starben als geboren wurden. Das Zwei-Kindersystem der Vorkriegszeit hatte dem Ein-Kindersystem Platz gemacht, und schon brach das Keinkindersystem über die fortschrittlichen Bürger herein. Meine eigene Familie ist ein Beispiel: Mein Bruder Georg blieb kinderlos; beide Kinder meiner Schwester Marianne haben nicht geheiratet. Wer kann in solchen Zeiten die Verantwortung übernehmen, Kinder in die Welt zu setzen? Soziologen und Psychologen hatten für die Flucht vor dem Kindersegen noch andere Erklärungen. Die Enge der Wohnungen in den Städten, die zunehmende Frauenarbeit usw. Die Modernsten leugneten sogar grundsätzlich, dass es einen physiologischen Fortpflanzungstrieb gebe – der Geschlechtstrieb habe nur ein einziges Ziel: zum Orgasmus zu gelangen. Nur Metaphysiker und Theologen hätten den Menschen das Kinderkriegen als Zweck und Veredelung des Sex eingeredet. Unvergesslich, in diesem Zusammenhang, bleibt mir ein Abendessen bei dem (mit Recht) berühmten Berliner Sexualforscher Magnus Hirschfeld, dem Vorkämpfer für Straflosigkeit homosexueller Betätigung. Er und seine beiden Assistenten erklärten mir die psychologische Berechtigung (sozusagen) der Homosexualität des Mannes: zum Unterschied von der Frau – der sie gnädig zubilligten, dass sie möglicherweise Kinder haben wolle – bestehe beim Mann kein Bedürfnis nach Fortpflanzung. Wenn Bauern und Aristokraten Söhne haben wollen, so verklären sie sentimental rein ökonomische Motivation. Der Mann wolle im Grunde nur seinen Samen entladen; wie und wo sei gleichgültig, sei Geschmacksache. Kinderwünsche brauche in Wahrheit der Mann niemals. Ich bemerkte bescheiden, ich sei immerhin auch ein Mann – aber könne mir mein Leben ohne Kinder, und zwar viele Kinder, nicht vorstellen. Die drei Sexologen gerieten ob dieses Be-

kenntnisses in helles Erstaunen. »Was Sie nicht sagen«, rief Dr. Hirschfeld. »Sie, ein Arzt, ein Intellektueller wollen Nachkommenschaft? Das ist doch höchst merkwürdig.«

Ein Gedicht gibt meine Wunschphantasien aus jenen Tagen wieder. Der Leser entschuldige die Sentimentalität der folgenden Terzinen:

Ich träumte heute Nacht. Es trug ein Traum,
Ein Gott mich weithin über Land und Meere
Und meine Seele schwamm im leeren Raum

Und war so trunken-selig dieser Leere,
Dass sie den Körper küsste, den sie sonst doch hasst,
Weil er sie zwingt mit seiner Erdschwere ...

Auf einmal stand ich, als ein fremder Gast,
In fremdem Land allein. Ölbäume rauschen
Mit kühlen Blättern in dem Wind. Verblasst

Ist das Gestirn der Nacht. Die Sterne tauschen
Die Herrschaft mit dem Licht. Es rötet zag
Der Himmel sich. Still. Still. Die Winde lauschen

Der Harmonie des Morgens. Es wird Tag.
Da sah mit frohem Blicke ich mich schreiten
Durch frohes Land – durch üppig grünen Hag,

In dem Orangenbäume goldne Zweige breiten,
Und wusste es: dies Land – es ist mein Land.
Mir zugeschworen seit der Erde ersten Zeiten!

Und wusste es: hier durch den warmen Sand,
Dort über einen Hügel musst Du gehen,
Dann kommt dein Haus, das lange, lange stand

Und deiner harrte, den es nie gesehen,
Und wusste es: jetzt, hinter dieser Ecke
Taucht weiß und rot im Laub es auf. Es wehen

Die weichen Düfte einer Rosenhecke,
Die es umzäunt; um mich als laues Bad:
Tiefrote Blumen breiten eine helle Decke

Im Rasen, den auf oftgeträumtem Pfad
Ich jetzt durchschreite. An der blauen Pforte
Des Gitters, die mein Fuß geöffnet hat,

Erschau're ich andächtig. Ohne Worte
Umarmt mein Herz das Haus, den Hof, das Feld
Und neigt sich, wie an einem heil'gen Orte.

Hier bin ich nun daheim, dies meine Welt!
Mag jeder andre Traum mir auch verfliegen,
Ich weiß, dass dieser Traum mir nie zerschellt ...

Und wie mein Auge aufsteigt zu den Stiegen –
Sie führen marmorn manneshoch empor –
Und die im Glanz der Morgensonne vor mir liegen –

Da sehe ich mein Weib. Sie steht im Tor,
In weißem Kleid, mit aufgelösten Haaren,
In denen sich so oft mein Mund verlor;

Mit Augen, frohen – hellen – klaren,
Mit rotem Mund, der meiner Küsse harrt,
Mit Wangen, die noch nie so rosig waren.

Mein Weib! In ihrem Arm ruht sanft und zart
Mein Kind, mein Blut, mein neues bess'res Leben,
Das mein Sein enden soll auf bess're Art ...

Ich bin daheim – bei mir. Ein leises Beben
Durchzittert mich: Nie wiederkommt die Zeit,
Die trennt, was wir zu einem Ganzen weben,

Die uns beraubte unserer Zweisamkeit ...
Wir sind vereint, um nie mehr uns zu trennen.

Uns eint das Ziel, uns eint die Seligkeit
Und jenes edle Leid, das Menschen – Liebe nennen.

Nun, dies alles ging in Erfüllung – mit Ausnahme der Rosenhecken; Rosen gedeihen in Gedera nicht recht. Auch die »marmornen Stiegen« sind (vorläufig) aus minder edlem Material. Mein Weib wartet meiner nicht mit meinem Kind, sondern mit einem Enkel auf dem Arm, den man uns in Pflege gegeben hat; Großeltern sind eine dauerhafte, verlässliche und billige Institution. Aber Haus und Hof und Feld und Orangen und Ölbäume sind da. Und Kinder und Kindeskind und Schwiegerkinder! An Fest- und Feiertagen segne ich nach alter Väter Sitte zwanzig und mehr Köpfe, die sich unter meine Hände beugen. Meine vier Kinder und ihre Gatten – so verschieden sie sind – teilen meine Ziele, leben für ein größeres, ein großes Israel. Mein Sohn Dan ist Artillerie-Hauptmann der Reserve, hat alle Kriege seit 1948 mitgemacht – war im belagerten Jerusalem 1948 und bei seiner Eroberung im Sechstagekrieg 1967.⁵⁸

»Auch ich war in Arkadien geboren ...«⁵⁹, sang Friedrich Schiller. In meinem Fall lag Arkadien in Wien oder Wien in Arkadien. Zum Unterschied von den meisten Wienern, die aus Ungarn, Böhmen-Mähren oder der Bukowina stammen, erblickte ich wirklich am blauen Donaustrom das Licht der Welt. Ich teile diesen Zufall mit prominenten Israelis: dem Ex-Generalstabschef und Minister Barlew, dem Armeekorps-Oberrabbiner Brigadier Piron, dem Botschafter in Paris Ben-Nathan u.a. Auch mein Ältester kam in Wien zur Welt, die erste Tochter in Tel-Aviv, die nächste (ausgerechnet) in Angers (was mir die Bekanntschaft mit dem herrlichsten Anjou-Wein ermöglichte, den ich je getrunken habe), die dritte wieder in Tel-Aviv, obwohl wir nie in dieser Stadt gelebt haben.

Astrologischen Lehren zum Trotz glaube ich nicht, dass der Geburtsort auch nur entfernt so wichtig ist wie die Umwelt. Allerdings: Umwelt heißt dem Einen die Gesellschaft, in der er aufwächst, dem Anderen mehr die Häuser, Straßen und Gärten, in denen er seine Jugend verbringt. Die Ersteren sind »Hunde«: ihnen sind die Menschen in ihrer Umgebung wichtig. Die Zweiten sind »Katzen«: sie hängen an dem Ort, wo sie die erste Maus (oder den ersten Geburtstagskuchen) erinnern, die erste Liebe genossen, den ersten Kampf mit Nebenbuhlern bestanden haben. Was der vertraute Dachboden für die Katze ist, ist der Geburtsort solchen Menschen.

Ich schrieb einmal eine Kritik über einen harmlosen Roman, der im vierten Regierungsjahr Hitlers (1937) erschien und *Heimweh nach Wien* hieß.⁶⁰ Dessen (jüdische)

58 Sechstagekrieg Israels gegen Ägypten, Jordanien und Syrien (5. bis 10. Juni 1967).

59 »Auch ich war in Arkadien geboren ...«: Eröffnungsvers von Schillers Gedicht *Resignation* (1786).

60 Leopold Ehrlich (Pseud. Leopold Hichler): *Heimweh nach Wien* (Roman, 1933).

Heldin hatte einen (jüdischen) Gymnasialprofessor geheiratet und musste ins (zwei Bahnstunden entfernte) Brünn übersiedeln. An dieser Trennung, dem Heimweh nach Wien, starb die Ärmste. Dieser Tragödie gedachte ich bei der Lektüre eines neuen Buches des als Journalist-Theologen hochzuschätzenden Schalom Ben-Chorin. Er spricht von seiner Bindung an die Stadt München. Bei Tage – so schreibt er – gehört er seiner Wahlheimat Jerusalem, aber nachts träumt er von seinem geliebten München, und dann ...

Es geschieht nun, dass ich ungehindert
 Von Jerusalem nach Schwabing geh' ...
 Tausend Meilen sind zum Sprung vermindert:
 Tel Aviv liegt nah am Tegernsee.⁶¹

Ich gehöre zu den »Hunden«. So blieb mir das »Doppelleben« Ben-Chorins vorenthalten. Freilich liebe ich »mein« Wien, wo ich zum Mann geworden bin, wo ich später jahrelang gelebt habe. »Dort kenn' ich mich aus / dort bin ich zu Haus ...«, kann ich mit jedem Heurigen-Musikanten mitsingen. Aber ich »liebe« auch Paris: vor und nach dem Zweiten Weltkrieg war ich lange genug dort, um in diesem »zweiten Vaterland jedes Kulturmenschen« heimisch zu werden. Wäre ich länger als nur ein paar Monate (als »Finanzminister« der Neuen Zionistischen Organisation, NZO) in London geblieben, hätte ich wohl auch diese Stadt »lieben« gelernt. Aber in keiner Stadt, auch nicht in Wien, ist (wie bei Ben-Chorin) mein »Kinderherz« geblieben. Daran war nicht meine zionistische Erziehung schuld, denn mein (um zwei Jahre jüngerer) Bruder Georg hat die gleiche Erziehung empfangen, und er litt am »Heimweh nach Wien«. Vor Hitler nach Kanada geflüchtet, schlug er dort eine Professur aus, weil er nicht auf Österreich verzichten wollte; nach der Befreiung kehrte er sofort zurück; extra *Viennam non fuit vita*.⁶² Zwei Brüder – und so unterschiedlicher Art!

Für Liebhaber der Astrologie: Ich wurde am 27. März 1896 in Wiens siebentem Gemeindebezirk, Breitestraße, um 22.19 Uhr geboren, wie eine Freundin, Gräfin Zoe Wassilko-Serecki, die langjährige Präsidentin der Österreichischen Astrologischen Gesellschaft, im Jahre 1928 berechnet hat. Das Grundsätzliche der Astrologie hat Goethe (in der ersten Stanze seiner *Urworte. Orphisch*, 1817) in ewig-gültigen Versen ausgedrückt:

61 Schalom Ben-Chorin: *Jugend an der Isar*. München: List 1974, S. 133.

62 Extra *Viennam non fuit vita*: »Außerhalb Wiens war kein Leben (möglich).«

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
 Die Sonne stand zum Grusse der Planeten,
 Bist alsobald und fort und fort gediehen
 Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
 So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
 So sagten schon Sibyllen⁶³, so Propheten;
 Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
 Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Sagen wir gleich: das astrologische »Gesetz«, nach dem ich meinen Lebenslauf angetreten, enthielt ungewöhnlich viele Paragraphen, um astrologisch zu sprechen: Es gab in meinem Horoskop so viele (erfreuliche) Trigone und Sextile und (unheildrohende) Quadranten und Oppositionen und Konjunkturen, dass es »für drei durchschnittliche Horoskope gereicht hätte.« Dies war der erste Eindruck jener Astrologin.

Der zweite war: »Mein Gott, wird über Sie getratscht und gelogen.«⁶⁴ Nun die ernsthafte Analyse: Ich bin ein »Skorpion mit dem Uranus im I. Haus in Konjunktur mit dem Saturn im Aszendenten«. Besagter Saturn und Uranus, im besetzten Quadrat mit Mars im III. Haus, verheißt zahlreiche plötzliche Unfälle und akute Erkrankungen (traf ebenfalls pünktlich ein). Schütze im I. Haus bedeutet, dass ich »Länder, Menschen, Religionen und Sitten studiere« (was 1928 leicht zu prophezeien war, da meine »Sybille« mich als Weltreisenden kannte). Hingegen verweist »Jupiter im II. Haus«, im »königlichen Trigon mit der Sonne«, auf bestimmte »reaktionäre« Neigungen: Erbe der Vorfahren und patriarchalische Lebensführung; Vorliebe »für alles Militärische«, »für Waffen, Pferde und Hunde« (was wieder alles stimmt).

Mein spezieller Unstern war – wie jeder Kenner der Materie errät – der böse Saturn im Aszendenten. Er verheißt zunächst Verzögerung aller Erfolge, zweitens, (wegen des Quadrats zum Mars), dass ich »erbitterte und beharrliche Feinde« haben würde, drittens, dass ich einen Großteil meines Lebens in »geschlossenen Anstalten« (als da sind: Gefängnisse, Spitäler und Irrenhäuser) zubringen werde.

Als dies und noch viel mehr prophezeit wurde (zum Beispiel, dass ich es als Arzt, Forscher und Schriftsteller stets, aber in Parteipolitik nie zu etwas bringen würde), hatte ich (außer als Student) Spitäler und (außer als Einjährigfreiwilliger in Kasernarrest) Gefängnisse nur von außen gesehen. Ich war also diesbezüglich skeptisch. Aber die

63 Sibylle (griech. Mythologie): göttlich inspirierte Seherin, Bezeichnung für weise, prophetisch begabte Frauen.

64 Anm. WvWs: »Stimmte auffallend; bis heute erzählt man über mich Legenden – neuerdings sogar wohlwollender Art –, an denen nichts wahr ist.«

Ansage stimmte, leider. Meine Reisen in die weite Welt hörten allmählich auf – und in Spitälern verweilte ich, bald als Patient an der Schwelle des Todes, bald als Arzt immer öfter, immer länger. Auch in Gefängnissen saß ich reichlich, wie der Leser noch erfahren wird: in Persien als britischer Spion, in Palästina als Terrorist, im Jemen entrann ich mit knapper Mühe ...

Für jene meiner Leser, die laut über die Sterndeuter spotten und leise im Wochenblatt »ihre« Horoskope suchen, mögen ein oder zwei Erfahrungen eingelegt werden: 1928, zur Zeit der Simon-Commission⁶⁵, verbrachte ich einige Wochen in Neu-Delhi, teils um dieses politische Ereignis zu beobachten, teils um etliche Patienten eines befreundeten Arztes zu operieren. Dabei erfuhr ich den Einfluss indischer Astrologen: Kein einziger dieser Kranken erschien zur Behandlung, geschweige denn zur Operation, ehe sein Hausastrologe den Tag gutgeheißen hatte. Ich lachte darüber, obgleich mir manchmal Tränen der Wut näher standen. Nun wohnte im gleichen Hotel ein Schotte, ein sehr gesuchter Astrologe. Ich hatte mich mit ihm – über gemeinsames Schachspiel – angefreundet und deutete an, dass ich seine Astrologie für Bluff halte, ohne dass dies unseren guten Beziehungen abträglich sein sollte. Der viel ältere Mann, ein prachtvoller, gütiger Mensch, war nicht beleidigt, sondern stellte mir im Gegenteil das Horoskop, so gut das möglich war (da ich damals meine Geburtsstunde nicht kannte). Danach warnte er vor Darmkrankheiten, an denen ich oft und schwer leiden würde. Ich glaubte ihm nicht. Ich war auf meinen ungemein leistungsfähigen Organismus geradezu stolz: Ich hatte in der Wüste gelebt, verseuchtes Wasser getrunken, ohne Schaden zu nehmen. Auf einem Hamburg-Amerika-Dampfer hatte ich gewettet (und gewonnen), dass ich die ganze Lunch-Speisekarte – angefangen mit dreierlei Suppen und endend mit Gefrorenem, Torten, Kompott und Kaffee, von jedem Posten mindestens die Hälfte – herunteressen würde. Selbst das war mir nicht schlecht bekommen, also ...? Der Schotte schüttelte den Kopf: »Dort ist Ihre schwache Stelle – nehmen Sie sich in Acht.«

Nun war es im tropischen Indien naheliegend, vor Darminfektionen zu warnen – aber gerade damals blieb ich ganz gesund und triumphierte über den astrologischen Aberglauben. Auch der Gräfin Wassilko glaubte ich nicht, als sie mir das Gleiche ein Jahr später vorhersagte und überdies präzisierte: Ich würde an einer »akuten, lebensgefährlichen Blinddarmentzündung erkranken, aber davonkommen«. Ich wandte damals ein, es hänge doch nur von mir ab, mich heute oder morgen operieren zu lassen und sie Lügen zu strafen. Die Astrologin erwiderte ruhig: »Sie werden es aber nicht tun.« Jahre vergingen. Ich hatte unterdes eine Reihe schwerer Darmentzündungen durch-

65 Simon-Commission: Gruppe von sieben britischen Abgeordneten des Unterhauses, die 1927 nach Britisch-Indien entsandt worden waren, um eine Verfassungsreform vorzubereiten (Benennung nach ihrem Vorsitzenden Sir John Simon, 1873–1954, Jurist und Politiker).

gemacht – begonnen hatte die Pechserie in Urmia, wo ich zusammen mit dem Maler Ludwig Blum als Spion verhaftet worden war. Die persischen Gendarmen hatten mich für Colonel Lawrence gehalten; stärkstes Verdachtsmoment war, dass ich kein Persisch zu können vorgab. Lawrence of Arabia kannte bekanntlich ja alle orientalischen Sprachen, also machte mein Leugnen mich verdächtig. Danach begann ein Magengeschwür mit wiederholten bedrohlichen Blutungen. Da ich es nicht ausheilen konnte, stellte ich die Diagnose auf Blinddarmentzündung, obwohl es dafür keine klinischen Symptome gab. Ich fixierte mit meinem Freund und Kollegen Dorian Eisenklamm den Tag der Operation – für etliche Wochen später, da ich noch Verpflichtungen hatte, und triumpierte: Das wird der Gräfin eine Lehre sein – und ich werde operiert, aber ohne eine akute lebensgefährliche Entzündung!

Am Abend vor der Operation kam der Rigaer Revisionistenführer Dr. Jakob Hoffmann nach Wien, und da musste man doch mit ihm ausgehen! In früher Morgenstunde verließen wir, sanft angesäuselt, den Weinkeller in der Rotenturmstraße; sanft angesäuselt legte ich mich um 7 Uhr früh auf den Operationstisch – und sah, erwachend aus der Narkose, Eisenklamm mit Leichenbittermiene neben meinem Bett stehen: »Du hast mir einen schönen Schrecken eingejagt«, beklagte er sich bitterlich. »Der Blinddarm war nach hinten umgeschlagen – daher hatte er keine Schmerzen oder andere Symptome verursacht – und hoch entzündet, mit der Umgebung verbacken, ein Konglomerattumor am fünften Tage der akuten Entzündung.«⁶⁶ Also hatte das Horoskop recht behalten: Ich war a) hochakut erkrankt, b) lebensgefährlich und c) mit dem Leben davongekommen, wie der scharfsinnige Leser schon vermutet haben dürfte.

Ich könnte noch andere überraschend richtige Prognosen anführen – aber ich müsste auch ebenso überraschende Fehler verzeichnen. So z. B. sollte ich »zwischen dem 50. und 60. Lebensjahr auf abenteuerliche Weise (Gift?) das irdische Jammertal verlassen, aber dafür ein wunderschönes Leichenbegängnis haben.« Später wurde die Geburtszeit (um zwei oder drei Minuten) aufgrund diverser Geschehnisse »korrigiert« und diese Prognose fallen gelassen ... Ebenso wurden mir nur ein bis zwei Kinder zugebilligt und auch die Beständigkeit meiner Ehe (oder Ehen?) in Zweifel gestellt. Vorläufig habe ich vier eheliche Sprösslinge⁶⁷, und meine (erste und letzte) Ehe hält nun schon über 46 Jahre.⁶⁸

66 Anm WvWs: »In diesem Stadium zu operieren ist ein Kunstfehler, die Sterblichkeit – sonst bei Blinddarmentzündungen minimal (damals, glaube ich zu erinnern, 1 zu 5000) – war in solchen Fällen 30 Prozent!«

67 Vgl. S. 19, Anm 5.

68 WvW hatte am 8. Juni 1927 Noemi geb. Zuckermann geheiratet (siehe S. 18, 68).

Über Wert und Unwert der Sterndeuterei muss daher der Leser sich seine eigene Meinung bilden. Wissenschaft ist sie bestimmt nicht; eher eine Kunst, bei der der »Sechste Sinn« – ebenso wie bei dem genialen Arzt – eine Rolle spielt; sicher aber ist sie ein Weg zu – oder ein Stück von – Welterkenntnis.

Außer dem »Stand der Sonne und der Planeten« gibt es freilich – auch nach Goethe – andere Einflüsse auf den Lebenslauf. So zum Beispiel hatte ich, bis zu meinem dreißigsten Lebensjahr, den Eindruck, als ob alles, was mir geschah, von einer fremden, wohl-tätigen Macht präordiniert war. Volentem ducit, nolentem trahit.⁶⁹ Die Theosophen lehren bekanntlich, dass die ersten dreißig (oder viermal sieben) Jahre vieler Menschen von dem Karma bestimmt werden, das sie in einem früheren Leben aufgehäuft haben. Erst nachdem das Karma erschöpft sei, beginnen sie selbst ihr Leben zu meistern. Ich weiß nur, dass in diesem Alter das Gefühl einer geradezu nachtwandlerischen Sicherheit bei allen meinen Entschlüssen aufhörte – war erst mit dreißig Jahren meine Jugend zu Ende gegangen?

Außer Sternen und Karma, über deren Wichtigkeit die Menschheit seit tausenden Jahren nicht einig geworden ist, gibt es (zumindest) zwei Einflüsse auf den Staubgeborenen, die nicht angezweifelt werden: die Chromosomen der Ahnen, die in uns weiterleben, und die Zeit, d.h. die Gesellschaft, in der wir leben. (Brave Marxisten lassen recht eigentlich nur diese gesellschaftlichen Einflüsse gelten.)

Goethe umschreibt in der *Tychê, das Zufällige* betitelten zweiten Stanze der *Urworte* diesen unentrinnbaren Faktor unseres Sein und Werdens:

Die strenge Grenze [der Planeten] doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig
Und handelst wohl so, wie ein andrer handelt ...

Dieses tiefsinnige »Urwort« verpflichtet eigentlich jeden Autobiographen, seine Lebensgeschichte mit der Schilderung der Zeit und der Gesellschaft zu beginnen, in die er hineingeboren wurde. Mein Freund Arthur Koestler hat das erste Kapitel seiner autobiographischen Broschüre *Arrow in the Blue* (1952) einem solchen Unternehmen gewidmet; er notierte, was die »Times« am Tag seiner Geburt [dem 5. September 1905] zu berichten (oder zu annoncieren) hatte. Ich verstehe das »Wandeln« der Zeit, in die

69 Volentem ducit, nolentem trahit (lat.): »Den Willigen führt das Schicksal, den Unwilligen zieht es mit sich« (nach dem Stoiker Seneca, 4 vor bis 65 nach Chr.).

wir hineingeboren werden, das »Handeln« der Menschen, das unser eigenes Handeln zwangsläufig bedingt, nicht so eng an den Geburtstag gebunden. Ich wähle zur Beschreibung dieses Wandels und Handelns das ganze Jahr meiner Geburt: 1896.

Für mich ist es vor allem das Jahr, in dem Herzls programmatische Schrift *Der Judenstaat*, und zwar einen Monat vor meiner Geburt, im kleinen Verlag des Doktor Breitenstein, Wien IX., Währingerstraße, erschien.⁷⁰ Dieses Buch und dieser Mann änderten das Leben meiner Eltern von Grund auf – und bestimmten für immer das meine. 1896 sah auch eine andere geistige Revolution: Mit Friedrich Engels, dem als »Urquell sozialistischer Wahrheit« vergötterten Mit-Autor der Marx'schen Katastrophentheorie, wurde auch diese zu Grabe getragen; im gleichen Jahr erschienen Eduard Bernsteins *Probleme des Sozialismus*⁷¹, die neue Bibel der revisionistischen Sozialdemokratie, die bis heute die Arbeiterparteien des Westens den Kampf gegen den Kommunismus gewinnen lässt. 1896 aber war auch das Jahr, in dem die (damalige) »Neue Linke« sich gegen diesen Revisionismus erhob: Rosa Luxemburg, Vorläuferin Lenins – Victor Adler, unbestrittener Führer der österreichischen Sozialdemokratie, nannte sie »unhöflich« die »revolutionäre Gans«⁷² –, predigte den »integralen Marxismus«, Vorläuferin Lenins. Bezeichnend und tragisch für jene Zeit: Alle drei großen sozialistischen Denker: Eduard Bernstein, Victor Adler, Rosa Luxemburg waren Juden – Juden, die Europas Proletariat recht eigentlich führten, bis zur Katastrophe.

1896 sah auch die erste Niederlage einer europäischen Großmacht in einem Kolonialkrieg: Bei Adua vernichteten die halbwildern Abessinier eine italienische Expeditionsarmee.⁷³ Friedlicher ging es in Griechenland zu, wo in diesem Jahr die ersten Olympischen Spiele veranstaltet wurden.⁷⁴ In Moskau wurde der letzte Zar aller Russen, Nikolaus II.⁷⁵, mit großem Prunk gekrönt; in patriotischer Begeisterung wurden tausende Zuschauer dabei zu Tode getrampelt, was schon damals als böses Omen ge-

70 Theodor Herzl: *Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage*. Leipzig, Wien: Breitenstein 1896.

71 Eduard Bernstein (1850–1932, Berliner Reichstagsabgeordneter, Begründer des Revisionismus innerhalb der SPD, engagierter Pazifist): *Probleme des Sozialismus*, Artikelserie in der Berliner »Neuen Zeit« (1896–1898).

72 Victor Adler (1852–1918, Begründer der österreichischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei) an Karl Kautsky, 13. Mai 1896, recte: »doktrinäre Gans«. – Rosa Luxemburg (1871–1919, ermordet): aus Polen stammende pazifistische Kommunistin.

73 Schlacht von Adua/Nordäthiopien (1. März 1896): Sieg der abessinischen Armee unter König Menelik II. gegen Invasionstruppen des Königreichs Italien unter General Baratieri.

74 Anm. WvWs: »Das Deutsche Reich war damals in Athen durch sage und schreibe elf Sportler vertreten.«

75 Nikolaus II. (1868–1918): letzter russischer Zar, am 17. Juli 1918 mit seiner Familie in Jekaterinburg von den Bolschewiken erschossen.

deutet wurde. In New York zeigte Edison seine ersten Kinofilme und in Paris Pathé die erste Kino-Wochenschau.⁷⁶ In England wurde den als »Motorwagen« bezeichneten Automobilen großzügig die Benützung öffentlicher Straßen gestattet, und in Deutschland publizierte Röntgen die Verwendung der später nach ihm benannten Strahlen für medizinische Diagnostik.⁷⁷ Es war ein höchst revolutionäres Jahr, in das ich hineingeboren wurde.

Das dritte Kapitel

handelt von böhmischen Juden – vor der Sintflut

Mein Vater Ernst (und auf Verlangen einer eigensinnigen Amme nachträglich Ernst Franz geheißten) wurde am 3. Mai 1857 in Zabiehlitz (tschech. Záběhlice) bei Prag geboren.⁷⁸ Er war das vierte (und letzte) Kind des »gräflich Trautmannsdorf'schen Dominiararztes«⁷⁹ der gesamten Heilkunde Doktor Wolf Weisl (Weisl nach tschechischer Schreibart) und der Amalia Schalek. Beide Großeltern habe ich nie gekannt; Wolf war 1880 im 70. Lebensjahr verstorben, Amalia 16 Jahre früher. War der Einfluss meines Vaters auf mich groß, so war der des Großvaters auf meinen Vater noch viel größer. Und dies aus zwei Gründen: Ich hatte das Glück, eine lebensfrohe, heitere Mutter zu besitzen, die den Ernst des Vaters milderte. Mein Vater hingegen wuchs ohne seine Mutter auf – und seine (übrigens seelensgute und kluge) Stiefmutter war alles andere als leichtlebig. Zweitens: Unsere Eltern waren – trotz schwerer Stunden, wie sie jeder Zeitgenosse, und vor allem jeder Bürger des verelendeten Nachkriegsösterreich erlebt hat – von Schicksalsschlägen verschont geblieben. Großvater Wolf hatte es nicht nur in seiner Jugend unvergleichlich schwerer gehabt, sondern wurde von schweren Familienkatastrophen und anderen Unglücksfällen getroffen. Seine düstere Stimmung musste meinen Vater bedrücken.

⁷⁶ Thomas Alva Edison (1847–1931): amerikanischer Erfinder und Industrieller (Elektrizität und Elektrotechnik), Charles Morand Pathé (1863–1957): französischer Unternehmer, Pionier der Filmindustrie.

⁷⁷ Wilhelm Conrad Röntgen (1845–1923): Professor für Physik in Würzburg, Entdecker der nach ihm benannten Röntgenstrahlen (1895), erster Nobelpreis für Physik (1901).

⁷⁸ In diesem Kapitel, das weitgehend der im Druck befindlichen Familiengeschichte Charlotte von Weisls (GmF) entnommen ist, werden die beiden ursprünglichen Kapitel vier und fünf zusammengelegt. Aus chronologischen Gründen wird es dem ursprünglichen dritten Kapitel vorangestellt, das hier als viertes Kapitel folgt (siehe Synopse, S. 10 f.).

⁷⁹ Trautmannsdorf: Österreichisch-böhmisches Uradelsgeschlecht, das zahlreiche Schlösser und Güter in Böhmen und anderen Ländern der K.-u.-k.-Monarchie besaß.

Auf die Gefahr hin, dass der Leser – der gütig genug ist, sich für meine Biographie zu interessieren, kein besonderes Interesse für das Schicksal ganz unbekannter und vergessener böhmischer Juden hat – will ich doch von ihnen erzählen. Mit den Vorfahren meines Vaters beginne ich diese Saga, die vor der Sintflut – in einer uns heute ganz fremden Welt – spielt.

Der erste Weisl, von dem Näheres gemeldet wird, war ein gewisser Mathias, Sohn des Hillel und der Anna Weisl aus Bezděkov.⁸⁰ In den napoleonischen Kriegen kam er eines Tages – vermutlich um 1805 – als Wachtmeister einer Dragonereskadron nach Janowitz in Böhmen. Er quartierte sich, natürlich, im Hause des einzigen Juden des Dorfes, eines Arztes namens Bloch, ein. Dessen Töchterlein Cäcilia verliebte sich in den strammen Unteroffizier; ihr Vater kaufte ihn vom Militär los und verschaffte ihm eine Steuereinnehmerstelle. 1810 wurde Wolf geboren. Der alte Arzt nahm sich der Erziehung des Kleinen an – nach den damaligen Begriffen, bei denen kindliche Intelligenz so rasch geweckt wurde als nur möglich. Er lehrte das Kind Grammatik in Deutsch und Latein; Naturgeschichte und von seiner Medizin, soviel es davon zu lehren gab: Pflanzenkunde, Arzneimittel. In der Ordination durfte der Kleine dabei sein.

Solange der alte Arzt lebte und den Haushalt der Tochter unterstützte, ging es leidlich. Nach seinem Tode aber – Wolf war damals 10 Jahre alt – ging es knapp zu. Neue Kinder waren zu ernähren. So kam es, dass der Ex-Wachtmeister dem Ältesten, nach dessen Bar Mitzwah, einen neuen Anzug, ein Paar neuer Stiefel, etliche Silberzwanziger und den Auftrag gab, von nun an für sich allein zu sorgen. Das war damals in Böhmen nicht ungewöhnlich; die Juden waren oft sehr arm. Ungewöhnlich war, dass der 13-jährige Wolf beschloss, um jeden Preis Arzt zu werden und daher zugleich sein Brot zu verdienen und an einem Gymnasium die notwendigen Zeugnisse für die Universität zu erwerben. Was er dabei zu leiden hatte – wie er täglich stundenweit zur Schule und zurückzuwandern hatte, wie er später in ungeheizter Dachkammer im Bett liegend seine Lehrbücher studierte, indem er die Blätter mit der Zunge umwandte, um nicht die Hand von der warmen Decke in die eisige Kälte herausstrecken zu müssen – darüber sei hinweggegangen. Denn nichts ist tragisch, was ein junger, gesunder Mensch erleidet. Die Tragik kam später.

Der Großvater hatte ziemlich spät, mit 36 Jahren, geheiratet, nachdem er es schon zu einer guten Praxis in Prag gebracht hatte. Seine junge Frau war ebenso schön wie geistreich und liebte Gesellschaft. Sie rechnete damit, dass ihr Mann aus dem Dorf in die Hauptstadt, ihr zuliebe, übersiedeln werde. Wolf schob dies aber immer wieder hinaus – und seine Frau, die sich in Zabiehlitz begreiflicherweise tödlich langweilte, benützte

⁸⁰ Bezděkov (dt. Besdiekau): in Westtschechien gelegene Ortschaft bei Janowitz (tschech. Janovice).

jede Gelegenheit und vor allem jede Einladung ihrer auf großem Fuße lebenden Brüder, um nach Prag zu fahren.

In wenigen Jahren waren vier Kinder angekommen, und dies war eine zusätzliche Belastung für die lebenslustige Amalie. Sie wurde launisch, verschwenderisch, vernachlässigte die Wirtschaft. Das Jüngste, den sehr schwächlichen Ernst, musste sie auf Geheiß des Arztes selbst nähren; er vertrug keine Kuhmilch. Sie tat das widerwillig. Als sie wieder einmal zu einer Gesellschaft bei einem ihrer Brüder eingeladen war, fuhr sie hin und ließ den Säugling ohne Nahrung. Wolf fand das Kind in Schreikrämpfen, brachte es zu einer Nachbarin – und verstand, dass die Mutter ihn damit zwingen wollte, eine Amme zu nehmen. Voll Schmerz und Zorn ging er stundenlang vor seinem Hause auf und ab, wartend, bis Amalia gegen Morgen zurückkam. Dann befahl er dem Kutscher, sofort mit ihr umzukehren: »Dieses Haus wirst du nicht mehr betreten!« ... Und dabei blieb es. Er verzieh ihr nie, dass sie ihn beinahe um dieses Kind gebracht hätte.

Amalia war eine glühende tschechische Nationalistin gewesen, und hatte ihren Ältesten, den damals neunjährigen Hugo, damit angesteckt. Der Knabe war frühreif, hochbegabt, übersetzte noch im Gymnasium die Psalmen in tschechische Verse, kam mit 16 Jahren schon an die Universität und schloss sich dort einer tschechischen Geheimorganisation an. Vergebens warnte ihn der Vater: »Lass die Tschechen – der Jude hat kein Vaterland.« Hugo ließ sich nicht abreden. Einmal kam er von der Tanzstunde nicht nach Hause. Wolf suchte ihn überall, die Polizei suchte überall – nach 26 Tagen schrecklichen Wartens fand man seine zum Skelett abgemagerte Leiche in einem Keller. In seinem Notizbuch war die letzte Eintragung: »Gott sei meiner armen Seele gnädig. Ich bin verraten und zum Tode verurteilt ... Der Vater hat Recht: Der Jude hat kein Vaterland.«

Das Geheimnis dieses Todes wurde nie enträtselt; Wolf nahm an, dass ein Attentat geplant war; dass Hugo sich geweigert haben mochte, daran teilzunehmen, und dass er dafür bestraft wurde. Von dem Tage an war Wolf ein gebrochener Mann. Er haderte mit Gott, besuchte nicht mehr die Synagoge, hielt weder Fest- noch Feiertage ein; er hatte das Lachen verlernt. Erst als Ernst auch schon auf der Universität war und wie aus Rache für den ermordeten Bruder deutscher Couleurstudent wurde, erheiterte sich das Gemüt des rasch alternden Vaters. Er erlebte noch die Promotion des Sohnes um Doktor Juris; ein Jahr später starb er.

Wolf war Hausarzt und Hausfreund in der Familie der schon erwähnten Großeltern Michlup gewesen; dort lernte später mein Vater seine künftige Frau kennen. Es ist daher angezeigt, jetzt über diese Familie zu berichten.

Zum Unterschied von offenbar begabteren Schriftstellern reichen meine Erinnerungen nicht weiter zurück als bis zu meinem sechsten Lebensjahr. Mit Ausnahme verein-

zelter Bilder erinnere ich nichts Früheres. So bleibt mir vom Tode des Großpapa Michlup, der während unseres Sommeraufenthaltes in Baden bei Wien starb, nur ein Bild – wie mein Vater abends das Seelenlicht anzündete und dazu einen Spruch murmelte.

Die Großmama überlebte den zärtlichst geliebten Gatten nur um anderthalb Jahre; für mein geistiges Wachstum war das ein genug langer Zeitraum, um mir lebhafteste Erinnerungen an diese prächtige Frau zu sichern. Ich könnte die alte Dame zeichnen, wie sie in ihrem Wohnzimmer in der Wiener Mariahilferstraße Nr. 12 die Jause vorbereitete; ich könnte die geschnitzten Möbel des Raumes zeichnen; der um zwei Stufen erhöhte Erker in der Mitte des dreifenstrigen Zimmers steht mir so deutlich vor Augen, als hätte ich gestern dort in den Büchern der Großmutter geblättert. Ja – es ist einer meiner unerfüllten Wünsche, auch ein solches Zimmer mit solchem Erker zu besitzen; vergeblich! Weder meine Frau noch meine Töchter haben für solch eine architektonische Zugabe Verständnis; können nicht fühlen, welchen Genuss es einem Kind bereitet, in so einem Raum, ungestört von den Großen und doch in ihrer Gegenwart, seinen Träumen nachhängen zu können.

In jenem Erker las der Achtjährige seine ersten »erwachsenen« Bücher. Bis heute erinnere ich zwei: des Berliner Humoristen Julius Stinde köstliche *Familie Buchholz* und *Buchholzens in Italien*.⁸¹ Eine Redensart in diesem Buch machte solch tiefen Eindruck, dass ich sie manchmal noch heute gebrauche – zum Ärger der Mitmenschen, die nicht verstehen, woher sie stammt: »Ach, das ist ja nur äußerlich ...«

Großmama Marie Michlup litt an inoperablem Brustkrebs. Morgens und spät abends kam der Hausarzt, um ihr Morphium zu spritzen. Vorher – etwa ab halbnacht abends – waren meine Eltern bei ihr (meine Mutter Charlotte meist noch, mit mir, an den Vormittagen). Jeden Nachmittag jedoch bis in ihre allerletzten Tage hatte Marie etliche Freundinnen zum Kaffee mit Kartenpartie. Diese Kartennachmittage füllten eigentlich ihren ganzen Tag aus: Die Wohnung musste für die Gäste vorbereitet sein – der Tisch schön gedeckt –, sie selbst frisiert und sorgfältig angekleidet. Nach ihrem Tod sagte mein Vater in unserer Gegenwart: »Welch ein Segen waren diese Kartenpartien. Ohne sie wären die Freundinnen nicht Tag für Tag gekommen. Jetzt bestehe ich darauf, dass Mama auch Kartenspiele lernt. Ich bin älter als sie – sie wird einmal allein bleiben und muss für diese Zeit vorsorgen.«

Wie in allen Dingen gehorchte die Mutter. Damals begann Bridge modern zu werden, das gut-österreichische Tarock oder Préférence⁸² wurde verdrängt. Also nahm

81 Julius Stinde (1841–1905): Berliner Schriftsteller, Verfasser von Reiseromanen (*Buchholzens in Italien*, 1883, *Die Familie Buchholz*, 1884).

82 Tarock, Préférence: in Österreich-Ungarn weitverbreitete Kartenspiele, an denen sich drei oder vier Personen beteiligen können.

Mama Bridge-Stunden. Nach dem Nachtmahl gab sie dem Papa, meiner 14-jährigen Schwester Marianne und mir Unterricht. Sie überlebte den Vater⁸³, wie er es vorausgesagt hatte. 21 Jahre lang lebte sie als Witwe; eine Netzhautablösung machte sie fast blind; zunehmende Schwerhörigkeit machte Konversation schwierig; aber als blendende Bridgespielerin war sie überall willkommen – auch noch im Exil in London, Paris und Chicago. Außerdem aber machten ihre lebendigen Erzählungen aus dem Österreich von Gestern sie bis an ihr Lebensende überall beliebt. Sie starb, 84 Jahre alt, in Chicago.

Das vierte Kapitel

handelt von der Väter Erbe und ihren Grundsätzen

Seit eh und je gibt es in jeder Generation eine Kluft zwischen Eltern und Kindern, Alten und Jungen, sonst hätte nicht das Gerede von der guten, alten Zeit aufkommen können. Auch ich war als Junger in Opposition zu Vater und Mutter – aber zum Unterschied von dem, was heute in der westlichen Welt geschieht, verehrte ich sie und erkannte, dass sie mir geistig und an Erfahrung überlegen waren. In allem, was *nicht* mit dem Zionismus zusammenhing, gehorchte ich ihnen. Dankbar meinem Schicksal, anerkenne ich, dass die Kluft zwischen mir und meiner Gattin einerseits, meinen vier Kindern (und sogar den ältesten meiner Enkel) nicht größer ist als die, die zwischen mir und meinen Erzeugern bestanden hat. Das Schlimmste, was ich meinen Nachkommen vorzuwerfen habe, ist, dass sie beim Studium, den Transistor vor sich, moderne, für meinesgleichen misstönende Geräusche genießen, statt – wie ich seinerzeit – mit den Fingern in den Ohren in größter Konzentration zu lernen. Dankbar anerkenne ich auch, dass vor allem mein Sohn, aber auch die Töchter Sinn für die Klassiker haben – soweit sie die Fremdsprachen beherrschen. Wie sehr sie sich dadurch von der Mehrzahl ihrer Generation unterscheiden, weiß ich erst richtig zu schätzen, seit ein Münchner Abiturient mit uns lebt, der so gut wie nichts von Shakespeare, nichts von Goethe und Schiller wusste, ja die *Glocke* Schillers⁸⁴ nicht einmal dem Titel nach kannte. Als ich mich erbot, ihm einige der schönsten Gedichte dieser Dichter zum Lesen zu geben, lehnte dies der – übrigens hochintelligente und gebildete – Junge entschieden ab. Für Dichtungen habe er kein Verständnis, schon gar nicht für Dinge, die vor seiner Zeit geschrieben wurden.

Wie arm sind diese Kinder, die von den Geistesschätzen der Vorfahren – von der Weisheit eines Goethe, Shakespeare, Molière nichts wissen wollen. Wie heute gilt ihnen

83 Ernst Franz Weisl (1857–1931), Charlotte Weisl (geb. Popper-Michlup, 1868–1952).

84 Schiller: *Das Lied von der Glocke* (Gedicht, 1799).

Goethes Ausruf: »Weh dir, daß du ein Enkel bist!«⁸⁵ Wie sehr die Mahnung: »Was du ererbt von deinen Vätern hast / Erwirb es, um es zu besitzen.«⁸⁶ Wie wenige sind es heutzutage, die etwas ererben, das wert ist, neuerlich erworben zu werden.

Was biologische Vererbung ist, lernte ich von einem Gemälde. Vor drei Jahren schmuggelten Freunde aus der ČSR das Brautbild meiner Adoptiv-Großmutter, in Wirklichkeit meiner Großtante⁸⁷, das 1858 von einem tüchtigen Prager Künstler gemalt worden war. Seit es in unserem Wohnzimmer hängt, halten es alle Besucher für ein trefflich ähnliches Porträt meiner jüngsten Tochter Amarel. Die Chromosomen spielen phantastisch: Mein Sohn Dan ähnelt meinem Bruder Georg, die älteste Tochter Elda meiner Schwester Marianne, die jüngste, wie gesagt, ihrer Urgroßtante; ich selbst dem Zwillingbruder⁸⁸ meiner Mutter. Die Ahnen leben in uns weiter, diktieren unser Handeln. Deshalb glaube ich nicht, nebenbei gesagt, an die marxistische Lehre, durch soziale Änderungen die Natur der Untertanen ändern zu können. »Naturam expellas furca, tamen usque recurret«⁸⁹, wusste schon der Lateiner. Frei übersetzt heißt das: Mao Tse Tung⁹⁰, auch mit der Mistgabel kannst du nicht die Natur austreiben – sie bricht immer wieder siegreich durch!

Für den Grabstein meines Vaters verfasste ich die Inschrift: »Er war weise und gerecht / Und sein Herz war voll Liebe«. Weisheit erwirbt ein kluger Mensch mit den Jahren, Gerechtigkeit ist eine angeborene Eigenschaft. Man hat sie, oder man hat sie nicht. Man empört sich über jedes Unrecht, oder man nimmt es hin. So ist eben die Welt, da lässt sich nichts machen. Im Leben meines Vaters spielte sein Hass gegen Unrecht und Ungerechtigkeit eine entscheidende Rolle. Sie bestimmte letzten Endes nicht nur sein eigenes Schicksal, sondern auch das seiner Kinder.⁹¹

Mein Vater kämpfte für eine Reform des österreichischen Militärstrafgesetzes. Ab 1887 veröffentlichte er Bücher, in welchen das österreichische Gesetz als reaktionär im Vergleich mit dem deutschen, dem französischen und dem russischen Militärstrafrecht

85 Goethes *Faust I* (Vers 1977, Mephisto zu einem Schüler).

86 Ebda (Vers 682 f., Monolog Fausts).

87 Marie Michlup geb. Singer (1844–1907): Großmutter WvWs.

88 Theodor Popper (1868–1942, ermordet in Theresienstadt): Onkel WvWs, Zwillingbruder seiner Mutter.

89 *Naturam expellas furca, tamen usque recurret*: »Auch wenn du die Natur gewaltsam austreibst, kehrt sie doch zurück« (aus den *Episteln* des Horaz, 65–8 v. Chr.).

90 Mao Tse Tung (1893–1976): führender marxistischer Politiker der Volksrepublik China im 20. Jahrhundert.

91 Die folgende Episode, in der WvW den Angriff eines Hundes auf seine Tante Emilie Schulhof, die Schwester seines Vaters, und die Auspeitschung der Hundebesitzerin durch Emilies Mann Philipp schildert, wurde gestrichen, da sie zur Gänze wörtlich der Familiengeschichte Charlotte von Weisls entnommen wurde (GmF 170 f.).

dargestellt wurde.⁹² Ein Zeitungskrieg entbrannte; die Auditoriate⁹³ reagierten empört auf diese Kritik – mein Vater erhielt sogar eine Duellforderung, doch er führte den Kampf für eine Reform des Strafrechts weiter. Als (im Oktober 1909) der spanische Anarchist Ferrer⁹⁴ kriegsrechtlich zum Tode verurteilt und – trotz des Protests ganz Europas – hingerichtet wurde, schrieb er (in der »Neuen Freien Presse«) einen Artikel⁹⁵: Das so schwer angegriffene spanische Militärgericht war viel demokratischer, als in gleichem Fall ein österreichisches gewesen wäre. Der Artikel hatte ein Nachspiel: Eines schönen Sonntags – meine Mutter hatte gerade ihren »Jour«, und ich durfte dabei sein – erschien der Kaplan der spanischen Gesandtschaft und überreichte meinem Vater das Komturkreuz des Ordens Isabella der Katholischen, jener Königin, die alle Juden aus Spanien vertrieben hatte, als Dank »seines königlichen Herrn für den mutigen Artikel«. Mein Vater sei jetzt »Grande von Spanien« und dürfe daher in Gegenwart Seiner Majestät bedeckten Hauptes bleiben. Mein Vater hat von diesem Recht keinen Gebrauch gemacht. Größeren Wert als auf das weißgelbe Band dieses Ordens legte er auf eine Medaille für Kunst und Wissenschaft (am roten Band). Da diese wirklich aus schwerem Gold war, konfiszierten sie die Nazis bei der Auswanderung meiner Mutter.

Meine beiden Eltern waren polyglott: Deutsch und Tschechisch waren quasi Muttersprachen; dazu kamen Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch; beim Vater auch Slowakisch und Russisch. Beide waren schriftstellerisch tätig: Soweit ich literarische Begabung geerbt habe, verdanke ich sie wohl meiner Mutter, die leicht und mit Humor schrieb – Erzählungen und Feuilletons; ihre brillante »Familiengeschichte« ist auch durch ihren Stil und nicht nur den kulturhistorischen Inhalt interessant.

In jenen Tagen, vor sechzig, siebzig Jahren, als es noch kein Fernsehen gab, sprachen Familienmitglieder viel mehr als heute miteinander, so seltsam das auch klingen mag. Hauptsächlich nach dem Nachtmahl blieben wir alle um den Tisch versammelt. Oft erzählte der Vater, noch öfter die Mutter Einzelheiten aus dem Leben ihrer Eltern, Großeltern – das Rohmaterial besagter Familiengeschichte. Am öftesten aber erörterten sie ihre momentanen Probleme, Sorgen, Wirtschaftsfragen, die Prozesse des Vaters.

92 Ernst Franz Weisl: *Frankreichs Militär-Strafprozessordnung. Studie zur Reform der Militär-Strafprozessordnungen des deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Wien: Seidel 1887; *Das Heeres-Strafrecht*. Bd. 1–2. Wien: Pollak 1892; *Vorschläge zur Regelung des Militär-Strafverfahrens*. Wien: Bondi 1893; *Das Militär-Strafverfahren in Russland, Frankreich und Deutschland*. Wien: Reichswehr 1894.

93 Auditoriat: Militärstrafbehörde.

94 Francesc Ferrer i Guàrdia (1859–1909): libertärer spanischer, dem Anarchismus nahestehender Pädagoge.

95 Nicht ermittelt.

Wir Kinder durften, selbstredend, nicht dreinsprechen oder gar miteinander plaudern; mussten mucksmäuschenstill zuhören – und lernten dabei allmählich und mühelos eine Menge Dinge, von denen nichts in den Schulbüchern stand und die uns später wichtig und nützlich wurden. Dabei wurden axiomatische Aussprüche – meist im Namen von Großvätern oder Großmüttern – uns eingeschärft. Innerlich protestierte ich damals gegen das, was mir zynisch und grausam in manchen dieser Axiome erschien. Heute – da sie mir längst in Fleisch und Blut übergegangen sind – beuge ich mich vor ihrer Weisheit.

Vom Großvater, dem *Medicinae Doctor* Wolf Weisl, stammt z. B. der Ausspruch: »Ein versöhnter Feind, / Ein gelötet Schwert, / Ein getaufte Jud / Sind alle nichts wert.« Er, der aus unsagbar ärmlicher Kindheit sich emporgearbeitet hatte, behauptete: »Geld *verdienen* ist keine Kunst – das kann jeder Trottel. Die Kunst ist, zu sparen und das Geld zu behalten.« Er sagte auch: »Wer mit Zwanzig nichts weiß – und mit Dreißig nichts ist – und mit Vierzig nichts hat – ist mit Fünfzig ein Lump.« So oft mein Vater diese Worte wiederholte, taten sie mir in der Seele weh – gibt es kein unverschuldetes Unglück, Krankheit, einfach Pech? Immerhin hatten sie den Erfolg, dass wir Kinder uns ehrlich bemühten, zumindest die erste Staffel zu erreichen: mit Zwanzig etwas »zu wissen«.

Für meinen Vater war Wissen und Lernen *können* – »Lerne zu *lernen*«, mahnte er – das Höchste auf der Welt. »Es ist nicht wichtig, *was* du lernst«, schärfte er uns ein, im Gegensatz zu allen modernen Anschauungen über möglichst frühzeitig einzusetzende »Berufserziehung«. »Lerne meinetwegen Chinesisch; lerne das lateinische Wörterbuch auswendig – aber lies nicht, sondern lerne. Wahlloses Lesen – bis heute mein Laster – missfiel ihm. »Der Magen ist kein Strumpf, den man ausdehnen kann«, zitierte er seinen Vater, »aber ebenso wenig ist es der Kopf, in den du unnütze Dinge hineinstopfen kannst. Dann bleibt kein Platz für das Wertvolle.«

Respekt vor Lernen und Wissen bedeutete aber nicht, dass mein Vater Respekt vor akademischen Titeln gehabt hätte. Abfällig sprach er von »gebildeten Trotteln«. Als nachahmenswertes Muster stellte er uns seine Schwiegermutter, Großmama Marie Michlup geb. Singer hin, die keine Schule besucht hatte, aber ein kaufmännisches Genie war, mit der er sich sogar über seine juristischen Probleme beriet. »Wärt ihr Buben intelligent«, sagte er, »würde ich euch Kaufleute werden lassen. Ihr seid aber dazu nicht geschickt genug, also müsst ihr studieren.« Auf alle Fälle aber forderte er, dass wir schon als Kinder Stenographie und Maschinschreiben lernen; auch Buchhaltung hielt er für etwas, was jeder »gebildete« Mensch kennen müsse. »Wer nicht Buch führen kann, steht mit einem Fuß im Gefängnis«, behauptete er. Heute ist das freilich anders: da steht mit einem Fuß im Gefängnis, wer Bücher führt.

Mein Vater hatte von seinen Mitmenschen keine besonders hohe Meinung, wie ich leider berichten muss. Er stellte an sie Anforderungen: peinliche Redlichkeit, Festhalten

an Werten. Physischen wie moralischen Mannesmut hielt er nicht für lobenswerte Tugenden, sondern für eine Minimalforderung. Dementsprechend fand er, dass man sich höchstens irren mag, wenn man von hundert Bekannten 99 für feig, faul, verlogen und verleumderisch hält – weil nämlich der Hundertste es auch sei. Dementsprechend: »Du hast nur zwei treue Freunde – deinen Kopf und deine Tasche.« Desgleichen: »Vertraue keinem Freund ein Geheimnis an; morgen ist er dein Feind und verrät dich.« Lügen oder auch nur Ausreden duldete er nicht. »Steh' gerade, sitz' gerade, red' gerade«, mahnte er, wenn wir einmal »um den Brei herumredeten.« Großmannssucht war ihm – auch bei Berufskollegen – verhasst; die (ich glaube, für böhmische Juden typische) Sparsamkeit gerade in Kleinigkeiten schien ihm eine wesentliche Tugend. Eine oft spartanische Sparsamkeit, bei ansehnlichem Reichtum, ging Hand in Hand mit Großzügigkeit, wo es für eine würdige (oder wohltätige) Sache galt. »Geld ist heilig, weil man damit Gutes und Großes wirken kann«, wurde uns eingepägt. Auch diese Einschätzung habe ich von beiden Eltern übernommen; Verschwendung tat ihm und tut mir weh. Wenn ich höre, dass die Amerikaner in Marokko oder Österreich für ein UNO-Zentrum Milliarden verpuffen⁹⁶, schmerzt es mein »böhmisches« Blut. Mein Vater hielt nichts von leichtem Gewinn oder Börsenspiel. Er verachtete gutverdienende Kollegen, die ebenso leicht ihr Geld (sozusagen für Repräsentation) ausgaben. »Ihr werdet sehen«, sagte er bei den abendlichen Gesprächen, wenn die Rede auf Advokaten kam, die bei Sacher soupierten oder mit ihren Klienten zum Rennen fuhren. »Ihr werdet sehen: Die Advokatenkammer wird noch zu mir schicken, Geld für ihre Witwen zu sammeln.« In der Tat erlebten wir solche tragischen Fälle, die auf mein Kindergemüt tiefen Eindruck machten und meinen Glauben an die Weisheit des Vaters noch steigerten.

Eine andere Maxime, im Namen des Großvaters überliefert, machte auf mich unvergessbaren Eindruck: »Greife in kein Wespennest – musst du aber, dann greif fest«, war eine Lebensregel meines Vaters, der in ihm wichtigen Fragen so aggressiv war, dass er – wie schon erwähnt – Duellforderungen erhielt. Als Couleurstudent bei der »Karolina Prag« hat er, ich weiß nicht mehr genau, 23 oder 32 Duelle ausgefochten. Eine Narbe von einem Säbelhieb über den Schädel war Ursache oft qualvoller Migräneanfälle, an denen er zeitlebens litt. Mir galt diese Maxime als Leitfaden – sowohl als Soldat im Befreiungskrieg 1948 wie auch, und vor allem, als Kritiker der öffentlichen zionistischen Politik gegenüber den Palästinensern. Bis heute zitiere ich die Forderung, »fest ins Wespennest zu greifen«, und werfe den »Tauben« der jeweiligen Mehrheit im zionistischen Lager, frei nach Grillparzer, vor:

⁹⁶ 1973 erhielt Marokko von den USA eine Entwicklungshilfe in Höhe von 3,71 Milliarden Dollar, während die österreichische Bundesregierung unter Bruno Kreisky (1911–1990) mit dem Bau der Wiener UNO-City als einem der Hauptsitze der Vereinten Nationen begann.

Das ist der Fluch in Eurer Partei,
Mit halben Mitteln Halbes zaghafte anzustreben.⁹⁷

Eine Maxime der Urgroßmama Charlotte Michlup⁹⁸ war grausam, aber wahr: »Pech ist eine Eigenschaft.« Der Pechvogel macht immer wieder dieselben Dummheiten. Auch das wurde im politischen Kampf zitiert, wenn Gegner, unbelehrbar, nach gleichen Fehlern sich über »unglückliche Zufälle« beklagten, die ihre schönsten Absichten vereitelten. Ein anderes Zitat der Großmama widme ich den Psychologen, die Verbrecher »erklären«. Ein entfernter Verwandter galt im Familienkreis als nicht normal. Überrascht, wie er gerade das bildhübsche Dienstmädchen küsste, entschuldigte er sich: Er sei bekanntlich meschugge. »Bist du verrückt, dann küsse den heißen Ofen, aber nicht das hübsche Mädchel«, erwiderte mit eiserner Logik seine Gattin. Ich erlaube mir, besagte Logik den Kriminologen zur richtigen Beurteilung gemeingefährlicher Verbrecher zu empfehlen.

Großen Wert legten Eltern und Großeltern auf körperliche Schönheit. Mein Vater z. B. legte sein Veto ein, als ich ein äußerst nettes Mädchen, Erbin eines ansehnlichen Industriellen, heiraten wollte, weil sie – eine große Nase hatte! »Ich will keine langnasigen Enkel«, war sein »letztes Wort«, dem ich mich fügte. Die Großmama hatte diesbezüglich zwei Grundsätze: »Schönheit vergeht – aber wenn einer mies ist, dann bleibt er es.« Noch wichtiger allerdings galt der Verstand: »Schönheit vergeht – Dummheit besteht«, hieß es.

Eine Regel, die uns Kindern gepredigt wurde, lautete: »Rede niemals schlecht über Jemanden; sage höchstens, du hast kein Urteil – dann hast du einen Feind weniger auf der Welt.« Im Privatleben habe ich mich daran gehalten, mit dem, oft bedauerlichen, Ergebnis, dass ich niemals Tratsch zu hören bekomme und nicht weiß, »was um mich herum vorgeht«. Leider hielt ich mich im politischen Leben nicht an diese goldene Regel und habe darunter genug gelitten. Ein Beispiel für viele: Wie schon mein Horoskop angekündigt hat, wurde über mich ungemein viel »getratscht« und gelogen. Junge Damen »rühmten« sich intimster Beziehungen, wobei ich so unschuldig war wie das schneeweißeste Lämmchen. Als ich im Befreiungskrieg 1948 ein gewisses Renommé in der Armee gewonnen hatte, als Draufgänger, dem so ziemlich alles zuzutrauen war, hörten meine Kinder von Soldaten im Autobus und anderswo Geschichten über deren angebliche Abenteuer, und – zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit – »Doktor von Weisl war dabei«. Ausnahmsweise also Tratsch zu meiner Ehre.

97 Franz Grillparzer: *Ein Bruderzwist in Habsburg* (zweiter Akt, Vers 1921–1923), recte: »Das ist der Fluch von unserm edeln Haus: / Auf halben Wegen und zu halber Tat / Mit halben Mitteln zaudehaft zu streben.«

98 Charlotte Singer geb. Herschel (1797–1868): Urgroßmutter WvWs.

Das schönste Beispiel für solche freien Erfindungen und zugleich für die Zuverlässigkeit moderner Reportage ist ein Erlebnis in Kairo: 1930 war ich in Jerusalem Nahostkorrespondent des Ullsteinhauses und (in für mich kostspieligem Nebenberuf) Präsident der Revisionistischen Partei. Eines Tages kam ein Telegramm, Hermann Ullstein⁹⁹ ist, samt Gattin, in Kairo. Der Außenminister Julius Curtius¹⁰⁰ gibt ihm am sonndsovielten ein Dinner; ich bin eingeladen, solle die Tischreden übersetzen. Schön, ich packe meinen Frack ein – Meisterwerk des besten Schneiders der Heiligen Stadt –, lasse meine weiße Weste frisch putzen und kable Freund Albert Staraselski, Redakteur der »Bourse Egyptienne« und Führer der ägyptischen Revisionisten, die Stunde meiner Ankunft – dummerweise aber nicht den Zweck meiner Reise. Am Bahnhof empfängt mich »Stara«: am soundsovielten halte ich einen Vortrag über *Weizmann und den britischen Imperialismus*. Weizmann war eben in Ägypten, und ganz Kairo interessiert sich brennend für meine Rede; der Saal des Sportklubs Makkabi¹⁰¹ sei schon gemietet und bezahlt. Plakate sind überall angeschlagen; wenn ich jetzt – unter der schnöden Ausrede, beim Außenminister soupieren zu müssen – absage, bedeute dies den finanziellen Ruin und, ob der Blamage, den moralischen Bankrott der Partei!!! Wie so oft in Israels Geschichte wurde eine hoffnungslose Situation durch den Gegner gerettet. Der »Makkabi« annullierte, zwölf Stunden vor dem Vortrag, die Vermietung des Saales; zahlte das Mietgeld zurück, ja, und leistete auch, wie ich glaube, Ersatz für die Kosten der Plakatierung. Ehre (und Kassa) der Partei waren gerettet.

Kommt das Nachspiel: Ich erhalte ein wütendes Telegramm von Jabotinsky: »Jewish Telegraphic Agency« meldet aus Kairo: »Weisl beschuldigt bei Makkabi-Vortrag Weizmann, er verkaufe Zionismus an britischen Imperialismus« stop »Furchtbar« stop »Kabel Bericht«. Ich antworte: »Besagter Vortrag gar nicht stattgefunden, von Makkabi abgesagt« stop »Hätte ich geredet, hätte ich gesagt: Weizmann versteht nicht die Interessen des britischen Imperiums, die mit dem Zionismus identisch sind.« Glaubt Ihr, liebe Leser, dass damit die Sache zu Ende war? Oh nein! Zwei Tage später bringt die sowjetische Telegraphenagentur »TASS«, ebenfalls aus Kairo datiert, die gleiche Meldung über meinen Vortrag, »präzisiert« aber: »Doktor von Weisl bestätigt, dass Weizmann die zionistische Sache für 30.000 Pfund Sterling an den britischen Imperialismus verkauft hat.«

99 Hermann Ullstein (1875–1943): mit seinen Brüdern Leitung des Ullstein-Konzerns, 1939 Emigration nach New York.

100 Julius Curtius (1877–1948): 1929–1931 deutscher Außenminister.

101 Makkabi: Name zahlreicher jüdischer Sportvereine, benannt nach Judas Makkabäus (Anm. 19 f.).

Ich arbeite gerade an einem Essay über Koestler als Zionist¹⁰² und lese dafür wieder seine Autobiographie *Arrow in the Blue*. Dabei finde ich, wie er die Gefühle von Schuld, Furcht und Einsamkeit, die seine Kindheitserinnerungen dominieren, darauf zurückführt, dass in seiner Kindheit zu Hause alles verboten war ... Verboten, Möbel außerhalb der Kinderstube zu berühren; zu lärmern; zu widersprechen; vor Fremden zu reden, ohne gefragt zu werden; um eine zweite Portion zu bitten, ehe man dazu aufgefordert wurde; ... er wurde selten geschlagen; Strafe bestand meist darin, dass man in Ungnade fiel – in der Ecke stehen musste. Manchmal redete man mehrere Tage nicht mit ihm ...¹⁰³

Im Hause Weisl galten mehr oder weniger die gleichen Prinzipien der Kindererziehung. Manche, zum Beispiel das Verbot des Lärmens, waren besonders streng. Wehe, wenn dadurch der Vater aus dem Schlaf geweckt worden wäre – das konnte eine schwere Migräne von 48 Stunden Dauer verursachen. Die Mutter oder eines von uns Kindern saß oft im Vorzimmer, um die Wohnungstüre öffnen zu können, ehe ein Besucher oder Lieferant klingeln konnte – nur damit der Vater nicht gestört würde. Diese Gepflogenheit galt bei uns wie ein Naturgesetz. Wenn wir für andere Übertretungen bestraft wurden – was mir oft genug zuteil wurde –, empfand ich Groll; manchmal war ich empört, aber nie litt ich an Schuldgefühlen wie der junge Koestler, nie an Furcht, und nie fühlte ich mich einsam.

Die Forderung nach Respekt vor dem Vater ging so weit, dass verboten war, ihm zu sagen »Du musst« – zum Beispiel: »Du musst mir Geld für Schulhefte geben«. – Ein Vater muss nicht. Wenn wir de- und wehmütig um Verzeihung gebeten hatten, erinnerte uns der Vater an die uns wohlbekannte Geschichte, wie er einmal seine lateinische Grammatik Seite für Seite von Kameraden abschreiben musste, weil ihm Großvater Wolf das Geld dafür verweigerte: Er hatte ihm, unverzeihlicherweise, gesagt, er »müsse« ihm soundsoviel Gulden für den Kauf der Grammatik geben.

Körperliche Züchtigung gab es ganz selten. Ich erinnere nur drei Anlässe, wo ich schmerzhaft geschlagen wurde. Aber »Kopfstücke« (nie die als herabwürdigend verpönten Ohrfeigen!) gab es oft, und zwar blitzschnell, speziell für jede Respektlosigkeit. Meine Schwester erzählt: Sie war doppelter Doktor (Orientalistik und Rechtswissenschaft), verheiratet, Mutter zweier Kinder und Konzipientin in der Kanzlei des Vaters, als dieser einmal einen Akt suchte und suchte. »Du wirst ihn halt wieder einmal verlegt haben«, vermutete die Schwester. »Wie redest du mit deinem Vater?« – und schon hatte

¹⁰² Der Essay unter dem Titel *Der Zionismus Arthur Koesters* war, wie WvW anmerkt, für die Pariser »Editions de l'Herne« gedacht, ist aber nicht mehr erschienen.

¹⁰³ Arthur Koestler: *Pfeil ins Blaue. Bericht eines Lebens. 1905–1931*. Ins Deutsche übertragen von Eduard Thorsch. Wien, München, Basel: Desch 1953, S. 37 ff.

sie ein solches »Kopfstück« weg. Sie küsste daraufhin lachend dem Siebzigjährigen die Hand – nicht beleidigt, sondern stolz und glücklich, einen so temperamentvollen »Alten Herrn« zu haben.

So verstanden wir Kinder das *Fünfte Gebot*, Vater und Mutter zu ehren. Freilich, es zu erfüllen, fällt leichter, wenn beide Eltern so wenig Durchschnittsmenschen, um nicht zu sagen, außerordentliche Persönlichkeiten waren, wie sie zumindest unseren Augen erschienen.

Das fünfte Kapitel handelt von der »Judenfrage« und dem Zionismus

Die »Judenfrage« hat weder bei den Michlups noch den Weisls eine Rolle gespielt, trotzdem schon in den 1870er Jahren der Antisemitismus, von Berlins Hofprediger Adolf Stoecker entzündet¹⁰⁴, Österreichs verschiedene Nationalitäten angesteckt hatte. Das jüdische Bürgertum nahm davon aber keine Notiz. Die Kultusgemeinden unterstützten planmäßig die Assimilation, jüdische Namen waren verpönt. Wir sahen schon bei den Frauen der Familie lauter »neutrale« Namen, wie Franziska-Fanny, Charlotte, Anna, Amalia, Therese-Resi. Als mein Vater mich nach dem Großvater »Wolf« nennen wollte, belehrte ihn der Matrikelbeamte der Wiener Kultusgemeinde, dies sei ein »jüdischer« Name, den man nicht gestattete; Wolfgang müsse es heißen. Meine Mutter hatte sich einen »Hansel« gewünscht. Da ihr »Wolfgang Hans« nicht gut klang, wurde aus dem »Hans« ein »Johannes«, und ich erhielt den Goethe-Doppelnamen »Wolfgang Johannes«.

Dazu eine Anekdote aus meiner Berliner Zeit: 1924 war ich von Dr. Alexander Redlich, dem Leiter des Wiener Büros des »Ullstein-Nachrichtendienstes«, als Orientkorrespondent der »Vossischen Zeitung« engagiert worden, ohne dass die Berliner Redakteure mich kannten. Meine Artikel – mit ihrem Gemisch aus Plauderei und Politik – waren etwas Neues im deutschen Blätterwald. Dazu kam, dass Palästina, der Zionismus, die Orientprobleme noch recht unbekannt waren und ich sie sozusagen für den »gebildeten Mittelstand« entdeckte. Kurz, ich war über Nacht ein Star geworden. Als ich mich drei Vierteljahre später in der Redaktion vorstellte, wurde ich mit ungewöhnlicher Hochachtung empfangen. Der Leiter des lokalen Teils, Herr Julius Elbau – der Erste, der mich zu Gesicht bekam –, rückte nach etlichen konventionellen Fragen mit der brennendsten heraus: »Verzeihen Sie, Herr Doktor, die Indiskretion: Sind sie ka-

¹⁰⁴ Adolf Stoecker (1835–1909): evangelischer Theologe und Politiker, 1874–1890 demagogischer antisemitischer Berliner Hof- und Domprediger.

tholisch oder protestantisch?« Auf mein Bekenntnis, ich sei Jude, erwiderte er, sich froh die Hände reibend: »Ich hab das immer gesagt, aber man wollte mir nicht glauben. Weisl klingt neutral, Wolfgang arisch, und das ‚von‹ erschlug jeden Verdacht.« So hatte die Wiener Kultusgemeinde immerhin eines ihrer Ziele erreicht: der Assimilation eine Gasse!¹⁰⁵

Dies war weniger ein Programm als eine Selbstverständlichkeit. Selbstverständlich wurde im Haus der Großmutter Michlup ein Weihnachtsbaum angezündet. Selbstverständlich wurde an den christlichen Feiertagen – »den Dienstboten zu Liebe« – das Beste gekocht. Was die jüdischen Feiertage anbelangt, war man weniger interessiert. Die Juden der Jahrhundertwende wurden in vier Klassen eingeteilt: Die Frömmsten – das waren fast ausschließlich »aus dem Osten Zugereiste« – gingen jeden Tag in die Synagoge; die weniger Frommen kamen an den Schabbat-Tagen; die mehr Assimilierten nur an den Hohen Feiertagen, und die völlig Assimilierten legten nur darauf Wert, im »Jüdischen Friedhof« begraben zu werden.

Politisch war der Jude vor allem ein kaisertreuer *Österreicher*. Eigentlich waren nur die Juden und vielleicht noch etliche Tausend höhere Beamte patriotische Österreicher. Alle anderen Bürger der Monarchie gehörten irgendeiner Nationalität mit oft separatistischen Interessen an. Der »gebildete«, »fortschrittliche«, »liberale« Jude schloss sich überall der herrschenden unter diesen Nationalitäten an; in Ungarn magyarisch, in Galizien polnisch, in Böhmen manchmal tschechisch, wie Amalie Schalek und der arme Hugo gezeigt haben, meistens aber dort sowie in Wien und den Alpenländern deutsch, und zwar »deutsch-liberal«. Dies zum Unterschied von den deutschnationalen »Alldeutschen«, die unter Führung des populären Georg Ritter von Schönerer¹⁰⁶ die Parolen »Los von Rom!« und »Zurück zum Deutschen Reich!«, d. h. zum protestantischen Preußen, riefen, die Habsburger hassten und die Juden als »schmutzige Rasse« verachteten. Über die Monarchie sangen sie das Spottlied:

Zwei Köpfe hat der schwarze Aar
Im Schild von Österreiche;
Der eine denkt sich: leck' du mich ...
Der andre denkt das Gleiche.

Den Juden war ein anderer Vers gewidmet:

¹⁰⁵ Vgl. Georg Herweghs (1817–1875) Revolutionsgedicht *Der Freiheit eine Gasse* (1841).

¹⁰⁶ Georg Ritter von Schönerer (1842–1921): führender deutschnationaler Politiker Österreichs, erklärtes Vorbild Hitlers.

Ob Jude, ob getauft, ob ungetauft, ist einerlei,
In der Rasse liegt die Schweinerei.

Was Hitler später getan hat, die Nachforschung nach der »jüdischen Großmutter«, all das keimte in Österreich schon in den Mädchenjahren meiner Mutter. Die »freisinnigen« Deutschen lehnten in den Juden wohlthuender Weise diesen Rassenantisemitismus ab. Daher schlossen sich ihnen, mit der ganzen überwiegenden Mehrheit ihrer jüdischen Mitbürger, auch meine Eltern an. Mein Vater war als junger Advokat nach Wien übersiedelt und eine Zeitlang in der Demokratischen Partei des Dr. Ferdinand Kronawetter tätig¹⁰⁷, bis ... bis Herzls Losung: »Die Juden sind ein Volk, ein Volk«, auch in sein Haus drang. Die heute kaum vorstellbare Revolution, die dieser Ruf damals bedeutete, beschrieb der (in Auschwitz ermordete) Dichter Fritz Beda-Löhner, ein guter Österreicher und Monarchist und zugleich ein glühender Zionist – Ehre seinem Andenken! – mit seinem kabarettistischen *Lied des tschechischen Pragers*:

In einer Stadt, halb Ungarland, halb Mähren
Steht ein Kasino, deutsch und ehrenfest,
Dem alle Israeliten angehören
Aus Überzeugung und aus Budapest.

Sie lieben Wackres und sie pflegen Strammes,
Sie tragen Schwarz-Rot-Gold und rufen »Heil!«
Und Baldur heißt der Sangwart und ist Schammes
Und Knut der Wehrschatzmeister und ist Moil.

Da kam in diesen tiefen Frieden eine
Verkomm'ne Kreatur voll Hinterlist
Und stellte die Behauptung auf die Beine,
Dass jeder Israelit ein Jude ist!

Behauptete noch weiter frechen Tones,
Daß Baldur kein Cheruskerkind,
Und daß die Wörter Schmonzes und Schlachmones
In keiner Sanskrithandschrift üblich sind.

¹⁰⁷ Ferdinand Kronawetter (1838–1913): sozialliberaler Wiener Demokrat, Gegner des Antisemitismus.

Ha! Wie der Sturm des wildbewegten Meeres
 Wuchs die Empörung über diese Schmach –
 Selbst der Rabbiner machte ein Geseres
 Und Fürst, der Führer der Gemeinde, sprach:

»Wohlan, wir wollen einen Richter fragen,
 Der Antwort künde, frisch, fromm, fröhlich, frei!¹⁰⁸
 Der Turnwart Wizuzalek soll uns sagen,
 Ob nicht der Israelit ein Deutscher sei!«

Und also war des Wizuzaleks Rede,
 Der alle lauschten mit gezog'nem Hut:
 »Ah, bittschen, Deitsche is amal a Jede,
 Was seinen Mitgliedsbeitrag zahlen tut.«

Hei, hallte hell der Heilruf durch die Halde,
 Man hob den Turnwart auf den Rednertisch,
 Man sang das Lied vom Teutoburger Walde
 Und speiste abends einen Pfefferfisch.¹⁰⁹

Nicht immer freilich genügte dieser »Mitgliedsbeitrag«, wie ein anderes zionistisches Lied erläuterte:

Bist Du dort [im Turnverein] dann
 zahlst du Wein und Bier;
 Darfst dann turnen –
 zwischen drei und vier;
 Doch von eins bis drei –
 ist die echte, judenreine, *deutsche* Turnerei!

108 »Frisch-fromm-fröhlich-frei«: Wahlspruch des »Turnvaters« Friedrich Ludwig Jahn (1778–1822) aus seiner (besonders dann auch im Nationalsozialismus populären) *Deutschen Turnkunst* (1816).

109 Vollständiger Abdruck des Gedichts nach Oscar Teller (Hg.): *Davids Witz-Schleuder* (S. 82, Anm. 123), S. 67 f.; Schammes: Tempeldiener, Moil: Beschneider, Schmonzes: Geschwätz, Schlachmones: essbare Geschenke, Geseres: Gejammer, Lied vom Teutoburger Walde (*Als die Römer frech geworden*, Text: Joseph Victor von Scheffel, 1847, Melodie: Ludwig Teichgräber) über die Hermannsschlacht (9 n. Chr.), in der die Cherusker den Römern eine schmachvolle Niederlage zufügten, Pfefferfisch: mit Pfeffer gefüllter Fisch.

Die »Getauften und Baldgetauften«, die »Israeliten und anderen Antisemiten«¹¹⁰ lebten aber weiter in ihrem deutsch-liberalen Ghetto, in ihrem »holden Frieden«.

In diesen holden Frieden deutsch-liberaler Assimilation brach bald nach meiner Geburt der Zionismus ein. Auf einem Abendspaziergang trafen die Eltern einen Bekannten. Man wechselte einige Worte. Der Bekannte lud die Beiden ein, mitzukommen; im Hotel »Zur Goldenen Birne« werde der Redakteur des literarischen Teiles der »Neuen Freien Presse«, Dr. Herzl, sprechen; er wolle einen eigenen Staat für die Juden gründen. Meine Mutter ließ – ich glaube, zu ihrem ewigen Bedauern – den Vater allein hingehen. Was weiter geschah, erzählt sie:

In später Nacht, glühend vor Begeisterung, kam er in höchster Erregung nach Hause. Er war in die zionistische Organisation eingetreten und gleich zum Obmann der Bezirke Mariahilf und Neubau gewählt worden.¹¹¹ [...] Mit Herzl verband uns bald eine immer inniger werdende Freundschaft – trotz seiner merkwürdigen Frau, die ihm stets neue Kränkungen zufügte.¹¹²

Ein andermal war Max Nordau in Wien angesagt. Nordau war damals der Abgott aller Gebildeten; von unglaublichem Wissen auf allen, aber buchstäblich auf allen Gebieten, war er ein faszinierender Redner, der leuchtende Stern am zionistischen Himmel. Beim Bankett saß meine Mutter als »Unglückswurm«, wie sie schrieb, zwischen Herzl und Nordau, der wegen der ungebührlichen, von Herzls Frau Julie verschuldeten Verspätung des Ehepaares vor Zorn kochte. Meine Mutter dachte, jetzt könne nurmehr ein Witz die Situation retten. Sie hob das Tischtuch auf und begann unter den Tisch suchend zu blicken. Beide Herren fragten, ob ihr etwas heruntergefallen sei. Nein, antwortete sie, sie suche nur einen Platz unter dem Tisch, wo es »sicher gemütlicher« sei als zwischen

110 Vgl. die beiden satirischen Gedichtbände Fritz Löhners *Getaufte und Baldgetaufte* (1908), *Israeliten und andere Antisemiten* (1909).

111 Mariahilf und Neubau: seit 1861 sechster und siebter Wiener Gemeindebezirk. Ernst Franz Weisl übernahm den Vorsitz dieser zionistischen Ortsgemeinden 1898, legte ihn aber schon zwei Jahre später, 1900, wieder zurück, vermutlich wegen der gravierenden Meinungsverschiedenheiten mit Theodor Herzl hinsichtlich zionistischer Siedlungsprojekte (vgl. S. 36).

112 WvW zitiert ungenau aus der Familiengeschichte seiner Mutter, vgl. dort (GmF 185 f.): »In später Nacht, glühend vor Begeisterung, in einem Zustand höchster Erregung, kam er zurück und erzählte, dass er in die Organisation eingetreten ist und zum Obmann für die Bezirke Mariahilf und Neubau ernannt wurde. Gleich morgen werde er zu Herzl gehen, um sich von ihm informieren zu lassen. Von dem Tage an entwickelte sich zwischen den beiden Herren ein reger Verkehr. Herzl bezauberte ihn. [...]. Die Freundschaft der beiden Herren wurde immer inniger. Trotzdem Herzl eine merkwürdige Frau hatte, verkehrten wir ihm zuliebe auch viel in Herzls Familie.« Herzl war seit 1889 mit Julia geb. Naschauer (1869–1907) verheiratet.

den beiden zionistischen Führern. »Man lachte«, so meine Mutter, »und der Abend war gerettet. Als Erster sprach dann Herzl – formvollendeter denn je. Dann mein Mann; Nordau ging mit dem Glas in der Hand zu ihm und sagte: »Das war die geistreichste Rede, die ich je gehört habe. Ich danke Ihnen für den Genuss.« Seine eigene Rede fiel danach etwas ab; er war begreiflicherweise indisponiert.«¹¹³

Meine Mutter erzählte noch andere Anekdoten von Herzl und Nordau, die wert sind, der Vergessenheit entrissen zu werden: Es wurde erwähnt, dass Nordaus außerordentliches Wissen sich auf alle möglichen Gebiete erstreckte. Meine Mutter konnte nicht glauben, dass dabei nicht ein bisschen Bluff und er wirklich so enzyklopädisch beschlagen sei. Vor einem Abend, bei dem sie wieder seine Tischdame sein sollte, nahm sie daher die Brockhaus-Enzyklopädie und suchte sich drei ausgefallene Themen aus, die nichts mit denen zu tun hatten, mit denen Nordau beschäftigt sein mochte. Sie schnitt das erste Thema an. Nordau blickte überrascht auf und machte ein Kompliment darüber, dass eine Dame sich für solche Fragen interessiere. Und begann dann darüber zu perorieren, erzählte mehr, als im Brockhaus stand. So ging es beim zweiten, so beim dritten Thema. Nordau war ganz begeistert von der so vielseitig gebildeten Tischdame – und diese musste beschämt zugeben, dass der Meister der »konventionellen Lügen« nicht aufs Glatteis geführt werden konnte.

Bei einem Abendessen, das die Eltern zu Ehren des Fürsten Wrede und der Baronin Bertha von Suttner – der Friedensnobelpreisträgerin und Freundin des Zionismus¹¹⁴ – gaben, hielt Herzl eine Tischrede. Er sprach mit Begeisterung von dem »unvermeidlichen Sieg des Zionismus«, feierte diesen als Wegbereiter zum Völkerfrieden und deshalb als Ergänzung der pazifistischen Bewegung Bertha von Suttners. Er hob sein Glas: »Ich bin des Sieges dieser Ideen noch in unserem Geschlecht ebenso sicher, wie ich sicher bin, dass dieses Glas von unserer liebenswürdigen Hausfrau wieder mit Champagner gefüllt werden wird, wenn ich es jetzt auf den Triumph unserer Ideale leere.« Trank, hielt das Glas dem aufwartenden Diener hin, der sich bestürzt zu meiner Mutter beugte: »Der Champagner ist ausgetrunken.« In der Tat: Weder Herzl noch die Baronin Suttner noch die Wredes haben den Triumph der Ideale jenes Abends erlebt.

113 Vgl. Nordaus Kompliment an Ernst Franz von Weisl: »Das war die geistreichste Tischrede, die ich in meinem ganzen Leben gehört habe. Ich danke Ihnen für diesen Genuss.« Dann »sprach Nordau selbst. Sonst ein blendender Redner, diesmal wahrscheinlich nicht disponiert« (GmF 189).

114 Bertha von Suttner (1843–1914): Schriftstellerin, Pazifistin (*Die Waffen nieder*, Roman, 1889), Friedensnobelpreisträgerin (1905), Sympathisantin des Zionismus. Ihr Mann, Arthur Gundaccar von Suttner (1850–1902), begründete 1891 den »Österreichischen Verein zur Abwehr des Antisemitismus«.

Die Bekehrung meines Vaters zum Zionismus hatte eine Revolution seines Lebens und seiner Anschauungen zur Folge. Der Weihnachtsbaum und die nichtjüdischen Feste hörten auf. Im kleinen Familienkreis begann »die Rückkehr zum Judentum vor der Rückkehr ins Judenland« – gemäß Herzls Losung. Wie sah diese Rückkehr praktisch aus?

Meine Erinnerungen gehen – wie schon einmal erwähnt – nur vage bis zu meinem sechsten Lebensjahr zurück.¹¹⁵ Damals wohnten wir schon in unserer großen Wohnung in der Kirchengasse – wenige Minuten von der Synagoge in der Neudeggergasse, wo mein Vater sofort Sitze abonnierte: zwei »unten« in der fünften Reihe und einen auf der Damengalerie für meine Schwester. Ein Hebräisch-Lehrer wurde für sie und mich engagiert; es war (der spätere Professor) Michael Berkowitz, der Sekretär Herzls, der mir anhand eines russisch-jiddisch-hebräischen Lehrbuchs trotz meiner Lernfaulheit soviel hebräische Grammatik einpaukte, dass ich bis heute davon manchmal mehr verstehe als meine in Israel akademisch erzogenen Kinder. Nach ihm kamen andere Lehrer, meist galizische Studenten, von denen ich wenig profitierte. Im Hause wurden zionistische Zeitungen und jüdische Literatur angeschafft. Lesehungrig verschlang ich alles Gedruckte schon mit sieben Jahren – ich war damals bereits in der dritten Volksschulklasse, hatte mit fünf Jahren Prüfungen über die ersten zwei Klassen als Privatschüler abgelegt. Meine Hauslehrerin war die Schwester des Direktors der jüdischen Blindenanstalt, ein Fräulein Krenberger, von uns »Krenwürstel« geheißen.¹¹⁶ Von den gelben Heften der »Welt«¹¹⁷ war ich besonders an den Ausweisen der Spenden für den Jüdischen Nationalfonds interessiert, die ich so eifrig verfolgte wie heutzutage Kinder die Fußballresultate. Leidenschaftlich las ich die den »Reclam«-Heften ähnlichen – in Prag gedruckten – Broschüren der »Sippurim«-Reihen mit jüdischen Märchen und sentimentalen Erzählungen aus dem böhmisch-jüdischen Ghetto.¹¹⁸ Später kamen die Bücher des Jüdischen Verlags hinzu, von denen vor allem die Erzählung *Der Talmudbauer* von Heinrich York-Steiner¹¹⁹

115 Anm. WvWs: »Mit Ausnahme einer einzigen Szene etwa des vierten Jahres: Ich hatte einen neuen Säbel bekommen und marschierte mit ihm auf und ab, wobei er an meine Stirne schlug; mein Vater musste das bemerkt haben und gemeinsam mit einem Neffen – dem Artillerieleutnant Toni Saxl – er endete später seine Karriere als tschechoslowakischer Oberst, wurde der Säbel verkehrt in die Scheide gezwängt, so dass ich ihn zu meinem nicht endenden Kummer nicht mehr herausziehen konnte. Bis heute sehe ich die Beiden am Fenster stehend diese Operation vollziehen ... Alles, was ich an eigenen Eindrücken berichte, gilt somit von einer Zeit, die schon einige Jahre nach meines Vaters Bekehrung zum Zionismus zurücklag.«

116 Selina Rosalia Krenberger (geb. 1893).

117 »Die Welt. Zentralorgan der zionistischen Bewegung« (Wien), 1897 gegründet von Theodor Herzl.

118 Sippurim: *Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden aller Jahrhunderte, besonders des Mittelalters*. Bd. 1–8. Prag: Brandeis 1895/96 (= Jüdische Universalbibliothek).

119 Heinrich York-Steiner: *Der Talmudbauer. Unterwegs*. Berlin: Jüdischer Verlag 1904.

einen außerordentlich starken Eindruck auf mich machte. Vielleicht darf ich hier die Schilderung der »Rückkehr zum Judentum« unterbrechen und auf diesen außerordentlichen Mann, sein Buch und seinen Einfluss auf mein Leben abschweifen.

York-Steiner, heute zu Unrecht so sehr vergessen, dass nicht einmal eine Straße in Israel nach ihm benannt ist, war Berufsjournalist, treuer Schüler und Mitarbeiter Herzls und hatte ihm zuliebe das undankbare Amt des Administrators seiner Wochenschrift »Die Welt« übernommen. Er hatte ausgezeichnete Beziehungen zu italienischen Kreisen um den Vatikan, half dort Herzl diplomatisch. Als tüchtiger Geschäftsmann hatte er gemeinsam mit meinem Vater (dem einzigen Fachmann der Bewegung in Auswanderungsfragen) nützlichen Einfluss auf Herzls organisatorische Maßnahmen. Gemeinsam mit meinem Vater bereitete er die Vorschläge zur Legalisierung der Organisation in den verschiedenen Ländern vor, die dann von Dr. Bodenheimer, dem deutschen Juristen, adaptiert und von York-Steiner im Namen der Organisationskommission dem ersten Baseler Zionistenkongress 1897 als Grundlage für die künftige Verfassung vorgeschlagen wurden. Zwischen seiner Familie und der meinen entwickelte sich eine innige Freundschaft, die heute noch zwischen meinen Kindern und York-Steiners Urenkeln weiterdauert, die alle in Israel leben. York-Steiner hatte Herzl auf seiner Palästina-reise 1898 begleitet. Herzls Eindrücke von diesem Besuch sind in seinem prophetischen Roman *Altneuland* niedergelegt.¹²⁰ Heinrich York-Steiner verwertete die seinen im *Talmudbauer*, seinem erfolgreichsten Werk. Der »Talmudbauer«, ein Kolonist aus Katra/Gedera, wird als gelehrter Philosoph und Talmudist geschildert, der über der Buchweisheit nicht die heilige Pflicht der Landarbeit vergisst – der also Talmudist und Bauer zugleich ist. Dieser »Talmudbauer« hat in York-Steiners Novelle eine blendend schöne und hochgebildete Tochter Mirjam, die Heldin des Romans, die mit ihrem Vater auch den Talmud studiert und Bäuerin ist. Zu diesen beiden Figuren hatte York-Steiner ein Modell in Gedera gefunden: der »Talmudbauer« war der wirklich hochgelehrte Jakob Schachewitsch – ein Nachkomme des als »Schach« berühmten Kommentators des Schulchan Aruch.¹²¹ Seine Tochter war die bildschöne Rosa, die später die Mutter meiner Frau werden sollte. Als ich sie 1922 in Smyrna als Vizepräsidentin der dortigen zionistischen Organisation und Gattin des Agronomen Benjamin Zuckermann kennenlernte und in ihr Haus kam, war die Bekanntschaft mit York-Steiner der erste gemeinsame Berührungspunkt. Fünf Jahre später fand ich sie in Haifa wieder und verlobte mich mit der Enkelin jenes Talmudbauern. Als ich meinen Eltern diese Genealogie berichtete, waren

120 Theodor Herzl: *Altneuland. Roman*. Leipzig: Seemann 1902.

121 Jakob Schachewitsch (Yakov Shchevitz, 1844–1933): Großvater Noemi Zuckermanns, Vorbild des »Talmudbauern« Heinrich York-Steiners (vgl. S. 79); »Schach«: Sabbatai ben Meir ha-Kohen (1621–1662).

sie zwar nicht ganz im Bilde – mein Vater drückte seine Zufriedenheit darüber aus, dass in unsere Intellektuellenfamilie »gesundes Bauernblut« komme, wie er schrieb; ohne zu ahnen, dass seine künftige Schwiegertochter mit ihrer französischen Erziehung weniger robust war als wir – aber sie waren restlos damit zufrieden. Sie »kannten« irgendwie die Familie des Talmudbauern.

Viel Einfluss hatte auf mich – insbesondere in meiner Erziehung zum Judentum – meine um sechs Jahre ältere Schwester Marianne. In den ersten Jahren ging ich mit ihr am Freitagabend zum Gottesdienst. Sie gab mir die Bücher zu lesen, die sie selbst bekam. Später bereitete sie mich sogar zur Bar-Mizwa vor; und als ich in der Quarta im ersten Semester (ich lernte damals privat – wegen zu schlechter Sittennoten!) jämmerlich durchgefallen war, opferte sie mehr als vier Monate, um mich (und den gleichfalls durchgefallenen jüngeren Bruder) für die Schlussprüfungen vorzubereiten. Ihr System war dabei ebenso einfach wie erfolgreich: Sie zählte die Seiten jedes Lehrbuches für jedes Schulfach ab und dividierte sie durch die halbe Tageszahl bis zur Prüfung; soviel Seiten hatten wir praktisch auswendig zu lernen. Im dritten Monat mussten für die Wiederholung doppelt soviel Seiten täglich gelernt werden; für die dritte viermal soviel und so weiter ... Sie selbst war ungemein ehrgeizig; wenn sie einmal bei ihren Prüfungen in einem Gegenstand nur lobenswert statt vorzüglich bekam, weinte sie herzzerbrechend ... zum Ärger unserer Eltern. Sie hatte auch schriftstellerisches Talent. So dichtete sie die Purimspiele, die wir aufführten. Es war bei uns üblich, den Eltern zu Chanukka – das nun statt der Weihnachten gefeiert wurde – und zu ihren Geburtstagen selbstverfasste Texte als Geschenk zu überreichen. Ich erinnere bis heute ein solches Ereignis: Damals war ich dreizehn Jahre alt, hatte – wie schon erwähnt – ein Makkabäerdrama in fünf Akten, Marianne aber eine Sammlung von Skizzen aus dem jüdischen Leben geschrieben, von denen jede einen der Feiertage zum Hintergrund hatte. Sie kamen mir bewundernswert vor, und von diesem Tage an war Marianne meine erste und wichtigste Kritikerin geworden.

Sie war die erste Studentin der Wiener Universität, die bei der Immatrikulation als Muttersprache zwar wahrheitsgemäß »Deutsch« angab, aber mit dem einschränkenden Vermerk: »jüdischer Nationalität«. (Dies wurde in der Bloch'schen Wochenschrift lobend gemeldet).¹²² Sie war die erste Frau Österreichs, die zwei Doktorate (1912 Philosophie/Orientalistik und 1921 Jurisprudenz) besaß, die erste Advokatin und, wie ich glaube, die einzige Frau, der für eine philosophische Arbeit der Preis der Kant-Gesellschaft Berlin (1932) verliehen wurde. Während ich diese Zeilen schreibe, teilt sie

¹²² »Österreichische Wochenschrift«, hg. von dem Wiener Rabbiner Joseph Samuel Bloch (1850–1923).

mir aus New York mit, dass die Wiener Universität ihr zum fünfzigsten Jahrestag der Promotion zum Doktor Juris das »Goldene Doktordiplom« verliehen hat. Das ist heute eine seltene Auszeichnung; für mein eigenes, gleichzeitiges fünfzigjähriges Doktorjubiläum musste ich mich mit einem bloßen Glückwunschbrief des Wiener Medizinischen Dekanats begnügen.

Ich hatte mit neun Jahren die obligaten fünf Volksschulklassen absolviert – wurde aber trotzdem nicht zur Aufnahmeprüfung ins Gymnasium zugelassen; das Mindestalter dafür war zehn Jahre. So entschloss sich der Vater, mich in eine öffentliche Volksschule (in der recht nahe gelegenen Burggasse) zu schicken, so dass ich die fünfte Klasse wiederholte und mich an das mir bis dahin ganz fremd gebliebene Zusammenleben mit anderen Kindern gewöhnte. Die städtischen Volksschulen waren damals katholisch. Der Unterricht wurde mit dem im Chor gesprochenen »Vater Unser« und dem »Ave Maria« begonnen, wobei die zwei oder drei Protestanten und ich als Jude stumm bleiben durften. Es war die Zeit der christlichsozialen Herrschaft des Wiener Bürgermeisters Karl Lueger¹²³; der Antisemitismus war sozusagen das Herz des Parteiprogramms der Stadtverwaltung. Aber weder in dieser recht proletarischen Gemeindeschule noch später im Piaristengymnasium¹²⁴ habe ich eine antisemitische Äußerung zu hören bekommen. Es gab zwar mit den anderen Schulkameraden gegenseitige Beschimpfungen und Prügeleien – aber nie fiel dabei das Wort »Jude«.

Jenes erste Jahr in einer öffentlichen Schule fiel mir trotz meiner Vorbereitung schwer. Zunächst stellte sich heraus, dass ich im Gesang völlig versagte. Der Lehrer gab mir – mit Rücksicht darauf, dass ich Noten lesen konnte – gnädig eine »Vier« (»Genügend«) statt der mir gebührenden »Fünf« (»Ungenügend«), aber bat mich, beim gemeinsamen Schulgesang gefälligst den Mund fest zuzuhalten. Auch beim Zeichnen ging es mir nicht viel besser. Der Unterricht forderte damals – und mir scheint: höchst vernünftigerweise –, dass der Schüler gerade Linien und Bogen, Kreise, Ellipsen mit freier Hand sauber nachziehen konnte. Es dauerte etliche Monate, ehe ich damit einigermaßen zu Rande kam. Dass ich später einmal malen würde, hätte der Herr Lehrer mir damals nicht vorausgesagt.

123 Karl Lueger (1844–1910): 1897–1910 christlich-sozialer Wiener Bürgermeister, populistischer Antisemit, Hitlers erklärtes Vorbild.

124 Piaristengymnasium: zweitälteste, 1697 durch ein Dekret Kaiser Leopolds I. gegründete höhere Schule in Wien. – Piaristen: katholische Männer-Ordensgemeinschaft, die sich vornehmlich der Erziehung und dem Schuldienst widmet (gegr. 1597 in Rom von dem Spanier José de Calasanz, 1557–1648).

Ein Jahr später war ich Gymnasiast. Dort waren zwei Parallelklassen: eine rein katholisch, die zweite mit Juden und Protestanten gemischt. Unter den etwa fünfzig Schülern meiner Klasse waren mehr als ein Drittel Juden – und hier begann sofort meine zionistische Karriere. Mit zehneinhalb Jahren war ich bereits »Nationalfondskommissär« für dieses Gymnasium. Ich gründete dort einen zionistischen Verein – mit ganzen drei Mitgliedern außer mir, wenn ich recht erinnere.

Ich kann behaupten, dass ich in meinem ganzen Leben nie etwas anderes gewesen bin als Zionist. Es war dies zweifellos der Atmosphäre zuzuschreiben, die in diesen meinen ersten Jugendjahren zu Hause herrschte: dem Beispiel meines Vaters und dem Einfluss meiner Schwester. Aber wie weit wirken schon Erziehung und Einfluss? Mein Bruder Georg lebte in derselben Atmosphäre – und wurde von ihr recht wenig berührt. Er rebellierte nicht gerade dagegen; aber blieb passiv. Später war er sogar darüber erbittert, dass ich als Zionist in Wien zu sehr bekannt war und ihn damit gewissermaßen kompromittierte. Es dauerte lange, ehe er sich mit mir diesbezüglich aussöhnte. Dass er auf seine »alten Tage« an Pessach zu uns nach Israel kam, war geradezu eine staunenerregende Bekehrung.

Das sechste Kapitel handelt von Elternhaus, Jugend- und Schulzeit

Mir tut es von Herzen leid, dass ich meinen Kindern nicht das Erlebnis schenken konnte, das mir zuteil geworden ist: mit den Eltern zu reisen und zu wandern. Das war, so weiß ich heute, das Schönste in meinen Schuljahren – und etwas, das kaum einer meiner Kameraden mit seinen Eltern erfahren hat. Solange ich »klein« war, verbrachten wir die Sommerferien, wie andere bürgerliche Familien, in einer Sommerfrische: zuerst in Ischl, im Salzkammergut, später näher bei Wien. In Ischl wohnten wir nicht weit von der kaiserlichen Villa, wo Franz Joseph im Sommer zu weilen pflegte. Der Familienlegende zufolge kam er bei seinem täglichen Spaziergang an unserem Garten vorbei, wo das Kindermädchen mit mir, dem damals drei- oder vierjährigen Buben, neugierig wartete, bis sie vor Seiner Majestät einen tiefen »Knix« machen konnte. Einmal war ich auf die Straße gelaufen; der kinderliebende hohe Herr streichelte mich – der Sage zufolge – und hob mich in die Höhe. Ich, fasziniert von den blitzenden Medaillen, die ich ganz nahe sah, rief aus: »Herr Kaiser, was hast du für große Ohren!« Ich meinte: große Orden! Der Kaiser, anscheinend beleidigt, setzte mich sofort nieder und ging weiter. Von da an strafte er mich durch Nichtbeachtung.¹²⁵ Ja, ja, das kommt von schlechter Aussprache.

¹²⁵ Siehe jedoch die andere Reaktion Kaisers Franz Josephs in GmF 193 f.

Als wir etwas größer waren, ich acht, Georg sechs Jahre, begannen Städtereisen mit den Eltern, meistens mit dem Endziel am Meer oder an einem Alpensee. Die erste dieser Fahrten ging nach Ostende. Zwei Erinnerungen blieben meinem Gedächtnis eingegraben: die eine von einem Spaziergang im Judenviertel von Amsterdam. Wir zwei Buben trugen »Tracht«, Lederhose mit nackten Knien, Ledergürtel mit »Grüß Gott« von Alpenblumen sinnig umrankt, grüne Hosenträger und detto Steirerhüte. Das war für die Amsterdamer Judenstraße eine Sensation: Wir wurden von Dutzenden, vielleicht Hunderten Kindern umringt, begleitet, die überzeugt waren, dass wir zu einem eben dort gastierenden Zirkus gehören. Ich glaube, ich war damals stolz auf das Aufsehen, das wir erregten.

Das zweite »Unvergessliche«: Wir standen vor einer Herkulesstatue – ich glaube, es war in Kassel –, und Papa erklärte uns, seiner Gewohnheit gemäß, das Standbild: »Das war der stärkste Mann der Welt; seht, wie der Bildhauer das durch die mächtigen Muskeln des Oberarms ausdrückt – man nennt das Bizeps.« Worauf mein Bruder seinen Arm hochreckte, die Muskeln spannte und ausrief: »Ich habe auch einen solchen Bizeps!« Mein Vater, den wir selten lachen sahen, lachte damals über den Knirps, der seine Muskeln mit denen des Riesen verglich, solche Tränen, dass ich diese Episode nicht vergessen habe.

Ein oder zwei Jahre später erkrankte meine Mutter, hatte häufige Ohnmachtsanfälle, manchmal öfters in der Woche. Der Arzt – es war der damals fortschrittlichste Diätetiker Wiens, Professor Gustav Gärtner – diagnostizierte Unterernährung als Ursache und verordnete eine Mastkur und viel Bewegung, lange Spaziergänge zum Training des Herzens. (Allen Respekt, Herr Professor; es dauerte viele Jahrzehnte, ehe man wieder lernte, Herzkrankheiten durch Übungen zu behandeln. Allen Respekt!)

Es dauerte einige Monate, bis Mama ihr Sollgewicht erreichte, und dann war Ferienzeit. Wir reisten an einen kleinen See in den (heute italienisch gewordenen) Dolomiten, und das Training der Mutter begann. Der erste Berg, den sie besteigen musste, war etliche hundert Meter hoch! Beim ersten Ausflug blieb die Mutter auf halbem Wege außer Atem stehen. Der Vater war unnachgiebig. Am nächsten Tag musste sie wieder hinauf – kam diesmal bis etwa zwei Drittel. Am dritten Tag ging es schon besser, Mama blieb erst wenige hundert Schritte vor dem Gipfel liegen. Am nächsten Morgen der vierte Aufstieg – und diesmal gelangte die Mutter bis zur Aussichtswarte auf dem Gipfel. Welche Freude für die ganze Familie. Der Vater erklärte: »Jetzt bist du gesund, und jetzt machen wir die Märsche, wie sie Doktor Gärtner verordnet hat. Damit begann für uns Kinder die herrliche Zeit des Wanderns durch die Alpenwelt: von Ort zu Ort, von Berg zu Berg, Jahr um Jahr.

Die Straßen waren damals noch leer: Es gab zwar schon Automobile, die – alle halben oder Dreiviertelstunden – an uns vorbeirrrollten. Es gab sogar schon Postautos, in denen

wir das »große« Gepäck von einer Raststation zum nächsten Hotel oder Gasthaus vorausschickten, während wir selbst mit Rucksack marschierten, vollbepackt mit Lodenmantel gegen Regen, Pullover, Socken und Proviant. Bald schafften wir täglich über zwanzig Kilometer, später dreißig und mehr. Die Mutter wurde gesund, hatte nie wieder Ohnmachtsanfälle – und wir Kinder waren glücklich, jagten Eidechsen, pflückten Beeren und lernten vom Vater Botanik, Geographie, Kartenlesen und, vor allem, marschieren. Das blieb meine Freude, mein liebster Sport, den ich – verstärkt durch meine Erlebnisse beim Wanderbund »Blau-Weiß« – bis ins hohe Alter betreiben konnte. Mit 72 Jahren machte ich noch den »Viertage-Marsch« nach Jerusalem mit (der allerdings für die Altersklassen über 35 – das waren die Greise – nur zwei Tage dauerte). Noch drei Jahre später konnte ich, in Gastein, zweimal zehn Kilometer in der Durchschnittszeit von sieben Minuten per Kilometer zurücklegen. Heute freilich klappt es nicht mehr. Vorbei, vorbei ...

Wenn meine Erfahrungen auf diesen Reisen den Lesern, die Kinder haben, nützen können, will ich sie gern summieren: Ein Kind, sogar ein Jugendlicher, hat weder Verständnis für Naturschönheiten noch für Kunstwerke in Museen, Kirchen und Palästen. Eine Eidechse am Wegrand war dem Burschen mit zehn, elf, zwölf Jahren interessanter als die schönste Aussicht. Aber: Von Jahr zu Jahr wurde, dank unermüdlicher Anleitung durch meinen Vater, das Verständnis für die Natur, der Orientierungssinn im Gelände, besser und besser, bis er sich zu leidenschaftlicher Liebe für Berge, Bäume, Wasser, Geruch von Blüten, von Harz, von Heu entwickelte, die mich nie mehr verließ. Ähnlich erging es mit der bildenden Kunst: Zuerst starrte das Kind die Kunstwerke blöde an, dann begann das Interesse für den Inhalt – für die »Geschichte«, die dargestellt war –, und nach noch einem Museum und noch einer Kirche ging plötzlich das Verständnis für die Form auf. Eltern: Nehmt eure Kinder mit, erzieht sie zum Sehen, erzieht sie, das Schöne zu bewundern. Es lohnt!

Fünfzehn Jahre war ich alt, als es mich drängte, Landschaften zu zeichnen, zu malen. Als sich unser Diener Johann einmal von mir eine Dolomitenlandschaft zum Geschenk erbat und sie in seinem Zimmer aufhängte, waren meine Eltern überzeugt, dass ich ein Talent besaß, das Pflege verdient. Ein tüchtiger Maler, Othmar Stark – der besonders schöne mährische Heidelandschaften auf die Leinwand warf –, wurde mein Lehrer. Ich wurde kein Rafael. Immerhin erzielte meine Mutter 1938 im Nazi-Wien, als sie vor ihrer Auswanderung ihre Wohnung auflöste und alle Bilder verkaufte, für etliche Landschaften und Stillleben meines Pinsels bessere Preise als z. B. für zwei treffliche, auf Kupfer gemalte alte Kopien von Gerard Dou¹²⁶, um die ich noch heute traure. Übrigens:

¹²⁶ Gerard Dou (1613–1675): niederländischer Barockmaler, Begründer der detailgetreuen Leidener »Feinmalerei«.

Eine *Winterlandschaft mit Zeisig*, die ich für meine Schwester 1914 gemalt hatte, wurde von ihr in einem New Yorker Laden gefunden und zurückgekauft. Ich bin also eigentlich international geschätzt.

Nach meinen Kriegsjahren hörte ich, leider, zu malen auf. Andere Interessen (und Sorgen) ließen keine Zeit für diese Ruhe fordernde Kunst. Was mir von jenen Jahren blieb, ist Freude an ehrlicher Malerei – und Widerwille gegen die geistige Onanie, von der mein teurer Freund, der wahrhaft große Maler und Radierer Hermann Struck, zu sagen pflegt: »Kunst kommt von Können. Käme sie von Wollen, so hieße sie Wulst.« Dieses Diktum bleibt mir Richtschnur.

Seit etwa 1900 hatte mein Vater seine Advokaturskanzlei im »Gerngroßhaus«, dem ersten Kaufhaus Wiens, Ecke Mariahilferstraße-Kirchengasse. Unsere Wohnung befand sich am anderen Ende der Straße, Ecke Kirchengasse-Neustiftgasse. Dort hatte er die beiden Appartements des obersten (fünften) Stockwerks gemietet. In die trennende Mauer wurde eine Tür geschlagen und der zweite Trakt ausschließlich für Gesellschaftsräume bestimmt, Gäste kamen zuerst in den »gelben« Salon, dreifenstrig, in dem ein Bösendorfer-Konzertflügel stand¹²⁷, darunter ein riesiges Eisbärenfell, auf dem später Kameraden aus der jüdischen Studentenverbindung »Unitas« übernachteten. An einem lebensgroßen venezianischen Mohr vorbei – vor dem ich mich als Kind einigermaßen fürchtete – kam man ins »grüne« Musikzimmer mit einem zweiten Flügel, wo wir Kinder Klavierunterricht erhielten, danach in den »roten Damensalon«, in das »Herrenzimmer«, wo auf einem orientalischen Divan Papa sein Nachmittagsschläfchen hielt, und dann ins Speisezimmer, dessen drei Fenster auf die dritte Front unseres Hauses (auf die Zeismannbrunnengasse und einen Rasenplatz) blickten. Zwei anderthalb Meter hohe chinesische Vasen standen zwischen den Fenstern, in der Mitte des Zimmers – ein Ausziehtisch für 32 Gedecke!

Meine Mutter war von ihrem Elternhaus an noch größere Verhältnisse gewöhnt, aber für Wien, selbst der damaligen imperialen Zeit, war unser Haus ungewöhnlich geräumig. Es gab oft Empfänge und Gesellschaften, jeden zweiten Sonntagvormittag war Mama »at home« oder hatte, wie man damals sagte, ihren »Jour«. An diesem Tag wurden auch unangemeldete Gäste empfangen. Außerdem gab es die Abendgesellschaften, meist mit zwei Dutzend, selten auch drei Dutzend Gästen. Dann wurde auch im Herrenzimmer gedeckt, und ab März gab es die Abende für die Herren und Damen der Komitees, die alljährlich von meiner Mutter für die »Fliederfeste« der Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft¹²⁸ (deren Präsident nach dem Rücktritt

127 Nach Ignaz Bösendorfers 1828 gegründeter Wiener Klavierfabrik.

128 Österreichisch-Ungarische Kolonialgesellschaft: gegr. 1894 nach dem Vorbild der Deutschen Kolonialgesellschaft.

des Fürsten Wrede mein Vater war) im Kursalon im Stadtpark zugunsten der Fonds besagter Gesellschaft arrangiert wurden. Zu diesem Fliederfest kamen jedes Jahr im Mai etwa tausend Personen; der Kartenverkauf wurde durch eine originelle Idee meiner Mutter derart organisiert, dass die Mitglieder der »Jungherren- und Jungdamen-Komitees« (alle unverheiratet, aber ehebereit) mindestens fünf Karten (die Herren) und zehn (die Damen) übernehmen mussten. Die »Patronessen«, denen die Fürstin Lubomirski, eine der populärsten Aristokratinnen Österreichs¹²⁹, präsierte, mussten noch mehr Karten übernehmen, um die Ehre der Gesellschaft ihrer Durchlaucht (und die Einladungen meiner Mutter) genießen zu können. Alle die Herren und Damen wurden mindestens vier, oft fünf Mal in unser Haus zu Tanz und Spiel geladen – das war das »Zuckerl«, mit dem sie für ihre Bemühung beim Kartenverkauf belohnt wurden.

Meine Mutter war eine blendende Hostess, ihre Gesellschaften waren amüsant. Sie verließ sich nie darauf, dass die Gäste sich schon irgendwie miteinander unterhalten, wie es jetzt bei den Cocktail-Partys und sonstigen Empfängen der Fall ist, die auch dementsprechend langweilig ausfallen. Stets sorgte sie für ein Programm. Waren Ehepaare zum Nachtmahl eingeladen, gab es einen Ehrengast, einen kühnen Reisenden, der soeben von Grönland oder von Abessinien zurückgekehrt war, einen Dichter, der aus seinem neuesten Werk vorlas, einen Pianisten von Rang und Namen. Für die »Jugend« gab es leichtere Kost. Die besten Satiriker Wiens, darunter Beda-Löhner und »Homunkulus« (Dr. Robert Weil), rezitierten ihre Verse. Von »Homunkulus« stammt der unsterbliche Reim:

Was rennt das Volk, drängt sich zusammen?
 Steht etwa gar der Ring in Flammen?
 Nie vor der Oper ging es zu so:
 Heut singt Caruso!¹³⁰

129 Elisabeth Lubomirski (1866–1940): Gemahlin des polnischen Prinzen Władysław Lubomirski (1866–1934).

130 Vollständig lautet die Strophe: »Was rennt das Volk, was wälzt sich dort / Die langen Gassen brausend fort? / Steht etwa gar der Ring in Flammen? / Es läuft die halbe Stadt zusammen, / Fahrzeuge schießen her und hin, / In hellem Taumel steht ganz Wien, / Nie vor der Oper ging's noch zu so: / Denn heute abend singt Caruso.« Zit. nach Georg Markus: *Sie werden lachen, es ist ernst. Eine humorvolle Bilanz unseres Jahrhunderts aus Österreich*. Wien: Amalthea 2014; zugleich Parodie auf Schillers Ballade *Der Kampf mit dem Drachen* (1798): »Was rennt das Volk, was wälzt sich dort / Die langen Gassen brausend fort? / Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen? / Es rottet sich im Sturm zusammen, / [...]« Enrico Caruso (1873–1921) debütierte am 6. Oktober 1906 an der Wiener Hofoper als Herzog in Verdis *Rigoletto*.

Und das nicht weniger unsterbliche: »Ach er sank, ein Greuel jedem Christen, / tief herab zum Journalisten.« Nicht nur diese Premiere fand in der Kirchengasse 48 statt. Wir Kinder lebten diese Feste mit. Zuerst mussten wir helfen, die Hunderten und Tausenden Einladungen zu adressieren, falten und frankieren. Dann, gesellschaftsfähig geworden, durften wir den ernsten und heiteren Darbietungen lauschen und lernten dabei, uns in Gesellschaft zu benehmen. Wir lernten sogar Servieren: Von links reicht man die Platten, von rechts nimmt man die Teller, Speisen servieren von links, Getränke einschenken von rechts – und stets die linke Hand auf dem (eigenen!) Rücken. Es war einmal ...

Weniger amüsant waren die Schuljahre. In den drei untersten Klassen des Gymnasiums, die ich bei den Piaristen verbrachte, war ich »faul, unaufmerksam, präpotent und undiszipliniert« – nach Meinung anderer, auf die es ankam. Die Oberklassen machte ich, reifer und zahmer geworden, klaglos im »Amerling-Gymnasium« durch.¹³¹ Die Schuljahre waren weder so langweilig noch so unerträglich, wie Memoirenschreiber gewöhnlich behaupten. Wohl war der Unterricht in Latein, Griechisch (und »Israelitischer Religion«) kläglich trocken. Keiner der Lehrer machte auf die Schönheit eines griechischen Verses, auf die Eleganz einer lateinischen Wendung aufmerksam. Wir lasen (mit dreizehn Jahren, glaube ich) Caesars *Gallischen Krieg*, ein Buch, das ich noch heute von Zeit zu Zeit zur Hand nehme – aber niemand sagte uns, dass dies ein Meisterwerk sei und der Autor ein Genie. Caesar, Sallust, Livius waren ebenso wie Homer oder Sophokles Lehrstoff. Noch schlimmer war der Religionsunterricht. Professor Schwarz, ein bedeutender Wissenschaftler, erwähnte nie das Wort »Religion« – machte nie auf Unterschiede zwischen Judentum und Christentum aufmerksam. Die einzige dogmatische Bemerkung, die ich erinnere, galt den Samaritanern.¹³² Der Lehrer erwähnte, dass diese Sekte auf wenige Hundert Seelen zusammengeschmolzen sei, »und dies beweise, dass ihre Glaubenslehren nicht richtig und die der rabbinischen Juden richtig waren.« Noch heute fühle ich, wie diese Leichtfertigkeit mich geärgert hat. Wir hatten die Übersetzung der ersten und der letzten drei Segenssprüche des Achtzehngebets zu lernen, ohne dass mit einem einzigen Wort der Sinn dieses Gebets oder auch nur dieser sechs Abschnitte erwähnt wurde.¹³³ (Ich fürchte, dass meine Kinder und Enkelkinder ähnliche

131 Amerling-Gymnasium (Wien, sechster Bezirk): benannt nach dem Wiener Maler Friedrich von Amerling (1803–1887).

132 Samaritaner (abgeleitet von Samaria, der in Zentralpalästina gelegenen Hauptstadt des Königreichs Israel): Religionsgemeinschaft, die wie das Judentum aus dem Volk Israel hervorgegangen ist. Heute gibt es noch etwa 700 Samaritaner, in dem Dorf Kiryat Luza auf dem Berg Garizim bei Nablus im Westjordanland und in Cholon bei Tel Aviv.

133 Achtzehnbittengebet, Schmone Esre (»achtzehn«), Amidah (»stehend«): aufrecht stehend gesprochenes Hauptgebet im jüdischen Gottesdienst.

Erfahrungen machen. Sie lernen z. B. das Moses-Lied am Roten Meer¹³⁴ oder das der Deborah¹³⁵, ohne dass man ihnen sagt, dass dies Verse von wunderbarer Schönheit sind, Kunstwerke höchsten Ranges. Schade!) Der arme Professor Schwarz! Es muss ihm ein Gräu­el gewesen sein, die drei Dutzend Jungen zweier Klassen zu unterrichten, die in den fünfzig Minuten, die wöchentlich für »Hebräisch« zur Verfügung standen, nichts aber auch gar nichts von der Sprache erlernten und in den anderen fünfzig Wochen­minuten ebenso wenig von jüdischer Geschichte aufnehmen. Von Schwarz stammt das von mir noch heute gern zitierte »Geflügelte Wort«: »Fahren Sie fort mit Ihrer erschüt­ternden Darstellung!« – das er einem Schüler zu sagen pflegte, der bei der Rezitation stecken blieb – oder das andere: »Fahren Sie fort, aber bleiben Sie sitzen!«

Immerhin hatten wir auch bessere, ja sogar einige hervorragende Lehrer, deren ich dankbar gedenke. Von einem, dem Deutschprofessor Haas, ging die Sage, er sei früher Schauspieler gewesen. Er liebte es zu rezitieren. Er las uns wochenlang das Nibelungen­lied vor, aber auch Lyrik und Dramen der Klassiker und unterbrach sich dabei öfters, um zu fragen: »Versteht Ihr auch die Schönheit dieses Verses?« Und las ihn zum zwei­ten Mal! Ein ganz anderes Original, Professor B., von dem ich nicht wenig profitierte, unterrichtete Geschichte und Geographie. Er gab ein »Befriedigend«, wenn man das entsprechende Kapitel des Lehrbuchs so ziemlich auswendig wusste. »Lobenswert« – wer sich über »Privatlektüre« aus irgendeinem Spezialwerk prüfen ließ. »Vorzüglich« er­forderte »Quellenstudien« oder (weniger anstrengend) Lesen eines Historikers in einer Fremdsprache! Ich z. B. saß monatelang über Prokops byzantinischer Geschichte.¹³⁶ Ob ich das begehrte »Vorzüglich« dann wirklich bekommen habe, weiß ich heute nicht mehr. Aber was ich damals sonst in Geschichte und Geographie gelernt habe, weiß ich (mehr oder weniger) bis heute, wenngleich es wohl bei Professor B. kaum für ein »Befriedigend« reichen würde). So komisch das jungen Lesern klingen mag, die von Geschichte nichts hören wollen: Sie hat mein Leben ungemein bereichert.

Die Reifeprüfung war damals zugleich Lebensziel und Alpdruck. Ziel – weniger für ein späteres Universitätsstudium als vielmehr für das Privileg, nur ein Jahr beim Militär

¹³⁴ *Lied am Schilfmeer (Schirat Hajam, Gesang des Meeres)*, auch bekannt als *As Jaschir Mosche Damals sang Moses*: Gedicht aus Exodus 15:1–18, das im Judentum im täglichen Morgengebet (*Schacharit*) gesungen wird. Das Lied beschreibt Ereignisse des Auszugs der Juden aus Ägypten: die Überquerung des Roten Meeres, die Zerstörung der ägyptischen Armee und die zukünftige Eroberung Palästinas.

¹³⁵ Loblied der Prophetin und Richter­in Deborah aus dem Alten Testament, das sie nach einer von den Israeliten gewonnenen Schlacht sang.

¹³⁶ Prokopios von Caesarea (ca. 500 bis ca. 562): byzantinischer Historiker, der um 550 ein acht Bü­cher umfassendes Geschichtswerk (*Historien*) verfasste.

dienen zu müssen (statt wie früher drei bzw. zwei Jahre). Daher drängten gutbürgerliche Eltern darauf, dass auch der unbegabteste Sprössling (männlichen Geschlechts) die Matura »mache«. Nicht »Einjähriger« (und später Reserve-Offizier) zu sein, galt als Schande. Der Alpdruck, die Angst vor der Prüfung, war groß. Jedes Jahr meldeten die Gazetten Selbstmorde junger Menschen – aus Angst vor der Matura oder danach aus Kummer, durchgefallen zu sein. Auch ich hatte Angst, vor allem vor der Mathematikprüfung. Jahre später hatte ich noch qualvolle Träume, in denen ich plötzlich neuerlich zu dieser Prüfung antreten sollte. Ähnliche Alpträume kamen aber auch nach Rigososen. Examina sind eben Teil jener »Prüfungen«, deren das Leben so viele mitbringt. Daher sollten Schülerelbstmorde nicht unbedingt auf das Schuldkonto eines »Systems« geschrieben werden. Sie sind (wie jeder Selbstmord aus Angst) Symptom einer krankhaften Veranlagung eines schwachen Charakters, der wahrscheinlich auch ohne Matura sein Leben aus einem andern Anlass weggeworfen hätte.

Geringen Einfluss hatten auf mich meine Schulkameraden. Intim war ich nur mit einigen Juden unter ihnen. Mit christlichen Mitschülern kam ich außerhalb der Schule kaum zusammen. Zwischen uns bestand, vom ersten Gymnasialjahr an, eine Mauer, obwohl es, wie schon vermerkt, keinen Antisemitismus gab. Mit den christlichen Kameraden lernte man, während man mit den jüdischen spielte, diskutierte und politisierte.

Apropos politisieren. Im Obergymnasium¹³⁷ waren wir etwa zwanzig Juden unter insgesamt vierzig bis fünfzig Schülern, sieben davon waren Zionisten und/oder religiös. Es war für diese sieben eine Ehrensache, ihr Judentum zu unterstreichen. Die einfachste Sache war, zu erklären, dass man am Schabbath nicht schreiben dürfe! Zu Hause taten diese Gläubigen, was sie wollten – aber in der Schule rührten sie keine Feder an (daher gab es am Samstag für die ganze Klasse weder Prüfungen auf der schwarzen Tafel noch schriftliche Arbeiten). Ungefähr im Jahre 1912 tauchten schwarz-rot-goldene Bleistifte des »Deutschen Schulvereins«¹³⁸ bei den deutschnational gesinnten Mitschülern auf; flugs erwirkte ich, dass die Mehrzahl der Juden blau-weiße Bleistifte der »Wiener Zionistischen Vereinigung« (WZV) benutzte. Die Mauer wurde immer dicker (aber nicht höher) – die beiden Gruppen respektierten sich gegenseitig.

Neben diesem »Fähnlein der sieben Aufrechten« (bitte: stammt von Gottfried Keller)¹³⁹ gab es unter den Juden drei oder vier Sozialisten und/oder Monisten und die »Anderen«, die Unpolitischen, deren Interesse dem Theater, der Literatur und dem Kaf-

137 Obergymnasium: ab der fünften Gymnasialklasse.

138 Deutscher Schulverein (DSCHV): 1880 zum »Schutz der Deutschen« in allen Kronländern der Österreichischen Reichshälfte gegründete Gesellschaft.

139 *Fähnlein der sieben Aufrechten* (1861): historische Novelle von Gottfried Keller (1819–1890).

feehaus galt. Das Letztere wurde mehr oder weniger illegal frequentiert, teils um Billard zu spielen (wobei ich ein Stümper blieb), vor allem aber, um dort die Wochen- und Monatsschriften zu durchstöbern, die den Reiz der großen Wiener Kaffeehäuser ausmachten.

Ich war Wortführer der Zionisten unserer Klasse, aber »schwamm« auch mit den anderen Gruppen mit. Marx lernte ich, so gut es ging – auf Ehre und Gewissen: Mit fünfzehn Jahren hatte ich den ersten Band des *Kapital* von A bis Z durchgeackert! Für Wilhelm Ostwald, den Begründer des damals modernen Monismus¹⁴⁰, interessierte ich mich pflichtgemäß. Ins Kaffeehaus ging ich mit Begeisterung, lernte die führenden Bohemiens und Literaten wenigstens vom Nachbartisch her kennen und las eifrigst die Kunstzeitschriften jener Jahre, dichtete auch nach den besten Mustern jener Blätter. Aber: nicht bei den sozialistischen Vorträgen und Seminaren, noch im literarischen Kaffee traf ich nichtjüdische Mitschüler. Deren Interessen lagen anderswo – hauptsächlich beim Sport. Als 1911 die erste jüdische Fußballmannschaft der »Hakoah« in die dritte Klasse aufstieg und ich mich für diesen Klub begeisterte, der mit dem blauen Magen¹⁴¹ Davids auf dem Trikot spielte, gab es plötzlich ein gemeinsames Gesprächsthema mit den »Anderen«. Über »Mädchen« zu plaudern – so sagte man damals statt Sex – war zu heikel. Darüber sprach man allerhöchstens mit dem Busenfreund.

Wenn ich heute Memoiren jener Vorkriegsepoche durchblättere und (z. B. in Stefan Zweigs wiederholt zitierter *Welt von Gestern*) dithyrambische Ergüsse über die Kunstbegeisterung der Jugend lese, die meiner Zeit nur um ein bis zwei Dutzend Jahre vorgeht – die Generation von Max Brod, Kafka, Schnitzler und Hofmannsthal –, dann finde ich nur selten einen Nichtjuden, der diesem Literatenkreis angehört hätte (Ausnahme: Rilke). Indes schrieb Stefan Zweig als zeitlebens überzeugter Assimilant: Mit vierzehn Jahren hatten wir bereits

geistig die Schule überholt. Wir fühlten instinktiv, dass wir nichts Wesentliches mehr von ihr zu lernen hatten ... Erst waren es nur zwei oder drei unter uns, die solche künstlerischen, literarischen, musikalischen Interessen in sich entdeckten, dann ein Dutzend und schließlich beinahe alle ... Wie ein Fieber war es über uns gekommen, alles zu wissen, alles zu kennen, was sich auf allen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft ereignete.¹⁴²

¹⁴⁰ Wilhelm Ostwald (1853–1932): seit 1887 Professor für Physikalische Chemie in Leipzig, 1909 Nobelpreis, Naturphilosoph, Energetiker. Der namentlich auch von dem in Jena lehrenden Zoologen und Philosophen Ernst Haeckel (1834–1919) propagierte Monismus versucht – im Gegensatz zum Dualismus und Pluralismus – alle Vorgänge und Phänomene der Welt auf ein einziges, meist naturwissenschaftliches Grundprinzip zurückzuführen.

¹⁴¹ Magen (hebr.): Schild.

¹⁴² Zweig: *Die Welt von Gestern* (S. 28, Anm. 16), S. 54–56.

Mit allem Respekt vor Zweigs Gedächtnistreue: Dass solch künstlerisches Interesse »beinahe alle« Schulkameraden erfüllt habe, glaube ich ihm nicht. Zweig wollte nicht zugeben, dass in seiner Klasse ebenso wie in ganz Österreich es die Juden waren, die sich für Musik und Literatur begeisterten. Kürzlich, bei der 125-Jahrfeier der Wiener »Presse« (1973)¹⁴³ sprach das der (arische) Chefredakteur Otto Schulmeister¹⁴⁴ offen aus: »Die ›Neue Freie Presse‹ (vor Hitler) wurde vor allem vom liberalen, kunstbegeisterten Wiener jüdischen Bürgertum getragen und hielt dadurch ein so hohes Niveau, wie wir es bis heute nicht wieder erreichen konnten.« Mir fiel diese »Verjudung« der Wiener Geistigkeit nicht weiter auf; ich nahm sie als selbstverständlich hin. Nicht so die Antisemiten jener »Welt von Gestern«: Der populäre christlich-soziale Gemeinderat Bielohlawek pflegte zu sagen: »Literatur – das is wos ein Jud von an anderm abschreibt. Und Kultur – wann i nur dös Wort hör, ist's mir zum Speiben.«¹⁴⁵

Die jungen Juden aber – Zweig nennt sie euphemistisch: »junge Menschen« – waren »völlig eingesponnen in unsere literarischen Ambitionen, merkten wenig von diesen gefährlichen Veränderungen in unserer Heimat: Wir blickten nur auf Bücher und Bilder. Wir hatten nicht das geringste Interesse für politische und soziale Probleme ... Wir sahen nicht die feurigen Zeichen an der Wand.«¹⁴⁶ »Wir« – das waren eben nicht die »beinahe allen« Kameraden des Dichters, nur die Juden unter ihnen. Ich hingegen genoss die kulturelle Atmosphäre Wiens mit vollen Zügen – aber sah zugleich das Mene Tekel an der Wand.¹⁴⁷ Ich hatte das Glück, gleich fühlende Kameraden zu finden. »Politische Betätigung« war Gymnasiasten zwar verboten – aber das hinderte uns nicht, der jüdischen Mittelschülervereinigung »Zion« beizutreten. Sie stand unter dem Schutz der »Wiener Zionistischen Vereinigung«. Ihre Mitglieder, die sich um unsere Erziehung kümmerten, waren Hochschüler und Doktoren. Einige von ihnen hatten Einfluss auf

143 Die 1946 gegründete Wiener Tageszeitung »Die Presse« stellt sich in die Nachfolge der »alten«, von August Zang 1848 gegründeten Tageszeitung »Die Presse« und der 1864 von Michael Etienne, Max Friedländer und Adolf Werthner gegründeten »Neuen Freien Presse« (NFP).

144 Otto Schulmeister (1916–2001): Wiener Publizist, 1961–1989 Chefredakteur und Herausgeber der »Presse«.

145 Karl Kraus nahm den christlich-sozialen »Stammtischpolitiker« Hermann Bielohlawek (1861–1918) öfter gegen Angriffe liberaler Juden und der NFP in Schutz: Dass die »Wissenschaft heute nur aus Werken besteht, die ein Jud vom andern abschreibt«, sei – so Kraus in der »Fackel« (31. Mai 1910, S. 42) – ein »Wahrwort«.

146 Zweig: *Die Welt von Gestern* (S. 28, Anm. 16), S. 85.

147 Menetekel: geheimnisvolles Zeichen eines drohenden Unheils, vgl. im Alten Testament (Buch Daniel): »Mene Mene Tekel Upharsin« (»Gewogen, und zu leicht befunden«), eine geheimnisvolle Schrift an der Wand, die dem babylonischen Herrscher Belsazar den nahen Tod und Untergang seines Reichs prophezeit.

meine dialektische Erziehung; einer, Jacob Landau, auf mein späteres Leben. Einige Worte über diese meine zionistische Schule seien hier eingeschaltet.

Seit Herzls Tod (1904) begann ein Kampf zwischen den Diadochen um die Herrschaft über die Zionistische Bewegung und deren engeres Organisationskomitee einerseits und über die von ihr weitgehend unabhängigen Finanzinstitute (»Jewish Colonial Trust« und »Nationalfonds«) andererseits. Die engsten Freunde des Toten – eine kleine Gruppe, aber durch ihren Führer Max Nordau noch immer einflussreich – verwehrt der überwiegenden Mehrheit der Zionisten, die wenigen hunderttausend Pfund dieser Institute für sofortige »praktische« Arbeit in Palästina zu investieren und so den »Jischuw« zu stärken. Diese »politischen Zionisten« wollten die Gelder sparen für den Tag, an dem sich neue »politische« Möglichkeiten eröffnen würden.

Als die Jungtürken¹⁴⁸ die Herrschaft über das Osmanische Kaiserreich an sich rissen, waren die ost- und mitteleuropäischen Zionisten überzeugt, dass die Türkei nicht länger der »kranke Mann am Bosphorus« sei, der eventuell Palästina gegen Gold verkaufen würde. Nordau, der weiter mit dem baldigen Zerfall der Türkei rechnete (und deshalb gegen Investitionen im türkischen Palästina war), galt als hoffnungslos zurückgeblieben. Sowohl die russischen als auch die österreichischen und deutschen Juden betrachteten die neue Türkei als Verbündeten der Mittelmächte und daher als politischen Faktor, mit dem man rechnen müsse. Nordau hingegen glaubte, dass die Jungtürken den Zusammenbruch des Riesenreiches nur beschleunigen würden, und sah auch den Krieg der Entente gegen die Türkei – und deren Niederlage – voraus. Im ganzen deutschen Sprachraum gab es eine einzige Gruppe, die zu Nordau hielt: die »W. Z. V.« (»Wiener Zionistische Vereinigung«).

Mein Schicksal wollte, dass ich hier meine Erziehung erhielt und von der Schulbank an lernte, nicht der Mehrheit nachzusprechen, sondern selbst zu denken und, was nicht weniger wichtig war, diese Gedanken in freier Sprache zu entwickeln. Da es statutengemäß verboten war, am Zionistenkongress Reden vorzulesen, durften wir nicht einmal Manuskripte benützen! (Wie weise war man doch damals, und wie viel Langeweile ersparte man den Zuhörern).

¹⁴⁸ Jungtürken: nationale Bewegung, die nach ihrer Machtübernahme 1913 das Osmanische Reich an der Seite der Mittelmächte (Deutschland und Österreich/Ungarn) in den Weltkrieg führte und durch die Niederlage dessen Untergang beschleunigte; infolge ihrer extremen Türkisierungspolitik hauptverantwortlich für den Völkermord an den Armeniern (1915), ab 1920 führende Rolle beim Aufbau der türkischen Republik unter Atatürk, der ebenfalls aus der jungtürkischen Bewegung hervorgegangen war.

1913 gründete die Wiener Zionistische Vereinigung (unter Führung von Dr. Robert Gersuny) eine neue und weitaus erfolgreichere Jugendorganisation, den schon erwähnten jüdischen Wanderbund »Blau-Weiß«. Er war eine jüdisch-nationale Kopie des in Deutschland blühenden »Wandervogels«, einer romantischen völkisch-nationalen Jugendbewegung, deren Ziel es war, deutsche Jungen und Mädels aus den Städten, von der Schul- oder Drehbank hinaus ins Freie zu führen – ihnen die deutschen Landschaften zu zeigen und sie zu lehren, die Heimat zu kennen und zu lieben. In kleinen Trupps, ein oder zwei Dutzend Jungen und Mädels, zogen die »Wandervögel« mit der »Zupfgeige« zu Fuß durchs Land, mit frohem Lied. Alte Volkslieder ersetzten und verdrängten die Gassenhauer – und mit wehenden Haaren lagerten sie um Lagerfeuer, übernachteten unter freiem Himmel oder in Scheunen. Sie ähnelten unseren heutigen Hippies – mit dem gewaltigen Unterschied, dass sie alles Naturfremde verabscheuten. Nikotin, Alkohol, ja selbst der Besuch von Wirts- oder Kaffeehäusern wurden verabscheut, ebenso Salontänze oder, bei den Mädchen, Schminke und Lippenstift. »Zurück zur Natur!«¹⁴⁹ Was für die deutsche Jugend angezeigt war, schien für die – der Natur noch mehr entfremdeten – jüdischen Kinder und Jugendlichen noch viel wichtiger. Mit unsäglicher Mühe wurden ein paar Dutzend Eltern überredet, dem neugegründeten jüdischen Wanderbund »Blau-Weiß« ihre Sprösslinge anzuvertrauen, zunächst für Sonntagvormittagsausflüge. Bald waren es einige Hundert, die schon ganztags »wanderten«, dann sogar an Tag- und Nachtmärschen mit Übernachtung im Freien teilnahmen. Das war eine Revolution in der jüdischen Gasse. Man denke: Judenkinder, die auf offener Straße jüdische, ja sogar hebräische Lieder singen – im christlichsozialen Wien!

Der Leser weiß, dass mir das Wandern nichts Ungewohntes war. Aber dieses Wandern mit Kameraden, mit Sang und Klang, war doch etwas anderes als die Reisen mit den Eltern. Es war die schönste Kameradschaft, die ich je kennen gelernt habe. Es war auch eine *reine* Kameradschaft. Nie kam es zu Intimitäten zwischen Burschen und Mädchen – das wäre nicht »blau-weiß«-mäÙig gewesen. Wohl gab es, später, etliche »Blau-Weiß«-Ehen, manche sehr glücklich, wie die zwischen dem Linzer Arzt Dr. Rudolf Menzel und seiner Frau Rudolfine, Doktorin der Chemie.¹⁵⁰ Es gab auch weniger

149 »Zurück zur Natur!«: vielzitierte, dem aus Genf stammenden Schriftsteller, Philosophen, Pädagogen, Naturforscher und Komponisten der Aufklärung Jean Jacques Rousseau (1712–1778) zugeschriebene Maxime von der natürlichen Erziehung des Menschen.

150 Anm. WvWs: »Rudolf Menzel und seine Frau Rudolfine (Dolfi) wurden durch ihre Zucht von Boxer-Polizeihunden berühmt; zur Hitlerzeit kamen sie nach Palästina, setzten Zucht und Studium der Hunde fort; Dolfi entdeckte die (palästinensische) Urrasse des Hundes und nannte ihn »canis canaensis«; seine Eigenschaften: intelligent, frech und feige. Sie übernahmen später, für die israelitische Armee und Polizei, die Dressur von Kampfhunden, und schließlich wurden beide Professoren an der Hundehochschule in Tel Aviv.«

glückliche Ehen. Nicht immer setzte sich die Kameradschaft des Wanderns im häuslichen Zusammenleben fort. Ich denke dabei traurig des liebsten und genialsten meiner Freunde, Otto Schick, dem wir alle eine blendende Zukunft vorhersagten. Er war Dichter und Sänger und Komponist von Wanderliedern, gefeierter Redner, Abgott aller Mädchen und bewundert von den Burschen. Vom Ersten Weltkrieg kehrte er hochdekoriert heim, Oberleutnant einer K.-u.-k.-Maschinengewehrkompanie. Dann heiratete er – und ... und verschwand in Mittelmäßigkeit. Landau verschaffte ihm einen Posten bei der »Jewish Telegraphic Agency« in London. Viele andere »Blau-Weiße« fanden den »Weg ins Vaterland«, einer – mein guter Freund Doktor Karl Schwager, Führer des Linzer »Blau-Weiß« – sogar ein Jahr früher als ich. Nur mit wenigen blieb ich eng verbunden – am meisten, begreiflicherweise, mit denen, die in meinem Dorf Gedera wohnen: Rudolf Rosner und seine Frau, Paul Singer, Steffi Kuttin und ansonsten eigentlich nur mit jenen, die gleich mir die Schule der »Wiener Zionistischen Vereinigung« und danach die revisionistische Bewegung, die ja die Tradition Herzls und Nordaus fortsetzte, durchgemacht haben. Von den meisten trennte mich, dass sie – während ich an der Front war – unter den Einfluss von Martin Buber einerseits und den des Psychoanalytikers Siegfried Bernfeld andererseits gekommen waren. Beide waren und – zu meiner Schande muss ich es gestehen – blieben mir unsympathisch. Von Buber trennten mich weniger seine Anschauungen als sein grauenhaftes und verb-loses Deutsch, das mir auch seine berühmte Bibelübersetzung verleidet.¹⁵¹ Von Bernfeld trennte mich seine Definition der »Jugend« als die einzige schöpferische Periode des Menschen, die unweigerlich zu Ende gehe, sobald der junge Mensch eine Familie gründe und sich deshalb auf den Erwerb konzentrieren müsse.¹⁵² Seine Definition der Jugend war, man sieht, der heutigen Revolutionäre nicht unähnlich. Plus ça change, plus c'est la même chose.¹⁵³

Die drei Jahre vor 1914 waren weniger vergeistigt als die späteren. Obzwar auch mit endlosen Diskussionen, was »blau-weiß«-mäßig sei. Dafür waren sie umso naturnäher. Das drückte sich unter anderem dadurch aus, dass wir im Winter mannhaft ohne Übermantel, vor allem aber – ganz große Revolution! – barhaupt herumspazierten. Zehn Jahre später wollte ich, in Smyrna, meiner späteren Frau klarmachen, was »Jugendbewegung« sei, und hatte den unglücklichen Einfall, als Beispiel zu erwähnen: »Wir gingen ohne Hut.« Sie lachte mich aus: »Das war eure Revolution?!« Jawohl, mein Fräulein, und was für welche! Die Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts lässt sich geradezu in

¹⁵¹ Martin Buber, Franz Rosenzweig: *Die Schrift* (1925–1929).

¹⁵² Siehe Siegfried Bernfelds Wiener Dissertation *Über den Begriff der Jugend* (1915) und seine Schriften *Die neue Jugend und die Frauen* (1914), *Das jüdische Volk und seine Jugend* (1919), *Vom Gemeinschaftsleben der Jugend* (1922).

¹⁵³ Plus ça change, plus c'est la même chose (franz.): »Je mehr sich ändert, desto gleicher bleibt es.«

zwei Abschnitte teilen: jene, da Präsidenten und Minister Zylinder trugen, und die heutige, da sie sich sogar im strengen Winter barhaupt ihren Völkern zeigen. Wie gewaltig diese Revolution war, wie einschneidend sie die Sitten sogar des Islam verändert hat, sehen wir im Fernsehen, wenn die Massen in Kairo oder Damaskus barhaupt demonstrieren, wenn die Diktatoren Gaddafi¹⁵⁴, Assad¹⁵⁵ und Sadat¹⁵⁶ vereint zum Gottesdienst in der Moschee erscheinen – und sich barhaupt niederwerfen! Früher war es respektlos, sich so zu zeigen. Ich war 1926 beim Kriegsminister des Pufferstaates Asir (zwischen Jemen und dem Hedschas gelegen) zu Gast und spielte gerade mit ihm Schach ohne Kopfbedeckung, als die Wache ins Zimmer stürzte: Zwei Prinzen nahen! Sofort sprang der Pascha auf und hüllte seinen Schädel in die Kufiya! »Rasch, nehmen auch Sie Ihr Kopftuch; man empfängt nicht Gäste mit nacktem Kopf!« Wohin sind diese Zeiten entschwunden!?

Am Neujahrstag 1914 riefen uns die Eltern ins Arbeitszimmer des Vaters. Nicht ohne einigen Stolz sagte er: »Ihr sollt wissen, ich habe jetzt Bilanz gemacht und gefunden, dass wir (er sagte nicht: ich) ein Barvermögen von etwas über einer Million Kronen haben.¹⁵⁷ Die drei Miethäuser und alles Sonstige sind nicht mitgerechnet.« Eine Million – das waren mehr als 40.000 Goldpfund, mit einer unvergleichlich größeren Kaufkraft als heute. Aber ich erinnere mich, dass ich davon nicht beeindruckt war. Ich verstand, dass sich die Eltern darob freuten, und das freute mich. Dass dieses Vermögen irgendetwas mit meiner eigenen Zukunft zu tun haben könne, fühlte ich nicht. Ich war nicht Marxist genug, um es als Schande zu empfinden, soviel Kapital erworben zu haben – im Gegenteil: Ich wusste, wie schwer und wie vornehm mein Vater gearbeitet hatte, und ich empfand dieses »Erreichte« als ihm gebührenden Lohn. Aber ich war doch andererseits zu viel Marxist geworden, als dass ich es als sozial annehmbar betrachtet hätte, Vermögen zu vererben oder zu erben. Das ist das Vermögen von Vater und Mutter – ich werde für mich schon selbst sorgen; ungefähr das war meine Reaktion. Die Eltern planten, von nun an das Leben leichter zu nehmen. Im Mai 1914 war ihre Silberne Hochzeit, zu der ich als sinniges Geschenk ein riesiges Stillleben, einen Fasan in natürlicher Größe, gemalt hatte. Zum ersten Mal unternahmen sie aus diesem Anlass eine Reise ohne die Kinder – nach Paris. Strahlend glücklich kamen sie zurück. Da kam

154 Muammar al Gaddafi (1942–2011): seit 1969 libyscher Diktator.

155 Hafiz al Assad (1930–2000): seit 1971 syrischer Staatspräsident.

156 Anwar as Sadat (1918–1981): seit 1970 ägyptischer Staatspräsident, 1978 Friedensnobelpreis (mit dem israelischen Ministerpräsidenten Menachem Begin) für die von beiden akzeptierten Verhandlungsergebnisse nach dem Jom-Kippur-Krieg 1973.

157 Krone: nach heutiger Kaufkraft ca. 5 Euro.

der besonders schöne, heitere Juni des Schicksalsjahres 1914: Wir waren alle gemütlich im Arbeitszimmer des Vaters versammelt, als auf der Straße die »Extraausgabe« ausgeschrieben wurde. Wir ließen eine holen – es war der 28. Juni, und die Nachricht war: Der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand samt Gemahlin sind in Sarajewo bei einem Attentat umgekommen.

Mein Vater stand damals in Beziehung mit dem Thronfolger: Er schätzte ihn hoch und erwartete von ihm das Beste für die Zukunft. Seinen Tod empfand er wie ein persönliches Unglück. Seine erste Reaktion war Wut über den Hof, den er instinktiv, obwohl zu Unrecht, für die »Schlamperei« verantwortlich machte. Auf seinem Schreibtisch stand seit zwei Jahren die Photographie des Kaisers Franz Joseph mit dessen eigenhändiger Unterschrift. Mein Vater hatte sie bald nach dem Eisernen Kronen-Orden bekommen. Jetzt warf er sie um und sperrte sie danach in einem Schubfach ein, er wollte das Bild des »schuldigen« Monarchen nicht mehr sehen. Im Haus herrschte eine düstere Stimmung. Es war, als fühlten wir, dass dies der Anfang einer furchtbaren Katastrophe sein werde.

Ein oder zwei Tage später zog der Trauerzug des Ehepaars bei Nacht durch Wien – die Garnison war ausgerückt, bildete Spalier. Ich sah das Schauspiel – »aber ach, es war ein Schauspiel nur«. ¹⁵⁸ Ich empfand nur die schaurige Romantik der Fackelträger, der schwarzbehangenen Pferde, die die Katafalken zogen, den dumpfen Trommelklang. Dass man damals recht eigentlich nicht nur die Monarchie zu Grabe trug, sondern das humanistische Europa – das fühlte ich nicht.

Etliche Tage später machte ich die Matura. Damals war man viel menschlicher als jetzt in Israel, wo die Abiturienten viele monatelang warten, bis sie ihr Zeugnis bekommen. Am Vormittag hatte die »mündliche« Prüfung stattgefunden, zu der nur jene zugelassen waren, die schriftlich schon vorher entsprochen hatten. Am Nachmittag wurden wir ins Klassenzimmer bestellt, wo uns die Zeugnisse ausgestellt wurden. Am Abend waren Schüler und Professoren in einem bürgerlich-anständigen Gasthaus zum Nachtmahl (mit Bier) vereint, wo Reden gehalten wurden. Unser Deutschprofessor war auch dabei; es war nicht mehr der Schauspieler, sondern er war bis zu diesem Jahr Erzieher der Kinder des ermordeten Thronfolgers gewesen. Er hielt eine kurze Ansprache: »Ihr seid jetzt Männer, aber ihr sollt auch Österreicher sein. Für die Monarchie kommen jetzt schwere Zeiten. Seid bereit, dem Vaterland zu dienen – es wird euch brauchen!« Ich fand diese ernste Rede deplatziert; wir sollten lustig sein und nicht ernst! Etliche Tage später trat ich mit meinem Freund Edmund Schlesinger die Maturareise nach Italien und der Schweiz an. Ich war in Bern, als der Krieg ausbrach und ich nach Wien zurückbeordert wurde.

¹⁵⁸ Vgl. Goethes *Faust I* (Vers 454): »Welch Schauspiel! Aber ach! ein Schauspiel nur!«

Das siebte Kapitel

handelt vom Soldatenleben im Ersten Weltkrieg

Die letzten Julitage und der August 1914 bleiben unvergesslich: So wunderbar war der Sommer, so friedlich die Natur, in der Schweiz, in den Alpen, im Wienerwald ... irgendwie waren die Männer, die überall einrückten, Fremdkörper in dieser tiefen Ruhe der sommerlichen Landschaft. Diesen Kontrast sah man schon in der Schweiz; Auch dort waren die Straßen und Bahnhöfe voll ehrsamer Bürger, die mit der Flinte auf der Schulter und manchmal Bändern am Ärmel zu ihren Truppenkörpern zogen.

Wir waren unser vier, die heimreisten: ich und Edmund mit seinen Eltern: dem jüdischen (konfessionslosen), sozialdemokratischen, hochintelligenten Hof- und Gerichtsadvokaten Richard Schlesinger und dessen Gattin, die »Stöpsel« gerufen wurde. Schlesinger war nicht nur mit meinen Eltern befreundet, sondern auch mit (dem späteren Präsidenten der Tschechoslowakei), seinem ehemaligen Hauslehrer.¹⁵⁹ Am Bahnhof der Grenzstation Buchs sah ich die gelben Hefte der von Theodor Herzl herausgegebenen »Welt«, darunter – ach! – das letzte Heft dieser Zeitschrift, das jemals erscheinen sollte. Natürlich stieg ich aus, um sie zu kaufen. Als ich ins Coupé zurückkehrte, schüttelte Dr. Schlesinger missbilligend den Kopf: »Etwas Gutes wird der Krieg haben – dieser zionistische Unsinn wird ein Ende nehmen.« Seine Haltung war typisch für das fortschrittliche jüdische Bürgertum jener Jahre. Man war tolerant, man war voller Sympathie für die nationalen Bestrebungen aller Völker Österreichs – Schlesinger besonders für die tschechischen Radikalen –, aber nur nicht für die der Juden!

Die Stadt Wien fand ich in einem Taumel der Kriegsbegeisterung. Die Menschen waren offenbar der langen Friedensjahre (seit 1866, fast ein halbes Jahrhundert) überdrüssig geworden. »Nichts ist schwerer zu ertragen / als eine Reihe von schönen Tagen«, sagt Goethe in seiner Weisheit.¹⁶⁰ Das galt offenbar für die Reihe schöner, ach, so glücklicher Friedensjahre – für die Österreicher, die Deutschen, die Ungarn, auch für die Franzosen. Meinen Eindruck von diesem kriegstollen Wien hielt ich in einem (minderwertigen) Gedicht unter dem Titel *Kriegserklärung 1914* fest, das Zeuge sei, dass ich – patriotischer Österreicher, der ich war – trotz meiner Jugend nicht der Massensuggestion verfallen war:

¹⁵⁹ Thomás Garrigue Masaryk (1850–1937): 1872–1897 in Wien, nach Studium der Philosophie dort Universitätsprofessor, 1918 Mitbegründer und bis 1935 erster Staatspräsident der Tschechoslowakei).

¹⁶⁰ Aus Goethes Sammlung *Sprichwörtlich* (1815), recte: »Alles in der Welt läßt sich ertragen, / Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.«

Trommelwirbel. Hörner schmettern
 Buben auf die Bäume klettern,
 halten sich an Stamm und Ast.
 Unten drängt sich in der Enge
 eine tausendköpfige Menge
 vor dem ruhigen Palast.

»Prinz Eugen«¹⁶¹ und »Gott beschütze«¹⁶² ...
 Fahnen flattern, Säbel blitzen
 in der Sonne des August.
 Um die Extrablätter Trubel:
 Krieg! Es tollt die Stadt im Jubel.
 Welch Gaudee! Hei, welche Lust!

Volk in Fenstern, auf den Dächern.
 Marschmusik tönt bum-bum-blechern.
 Truppen ziehn zur Eisenbahn.
 Tücher schwenken letztes Grüßen;
 Mädchen, die Soldaten küssen,
 Schließen sich den Reihen an.

Blumen regnen auf die Krieger.
 Alles sieht sie schon als Sieger
 wiederkehrn im Lorbeerkranz.
 In die Tücher weinen Mütter.
 Sie allein erzittern: bitter,
 Bitter wird der Waffentanz.

Gnad' uns Gott in dieser Stunde.
 Feinde, Feinde in der Runde;
 Blut wird fließen wie ein Strom.
 Doch für heute keine Sorgen;

161 *Prinz Eugen, der edle Ritter*: Volkslied nach der Einnahme der Stadt Belgrad durch Eugen von Savoyen (1663–1736) im Jahr 1717 während des sechsten Österreichischen Türkenkriegs.

162 »Gott erhalte, Gott beschütze / Unsern Kaiser, unser Land!«: von Johann Gabriel Seidl (1804–1875) zur Hochzeit Kaiser Franz Josephs I. mit Elisabeth von Bayern (24. April 1854) geschriebene habsburgische Volkshymne (Musik von Joseph Haydn, 1732–1809).

Und für morgen? Welcher Morgen?
– Leer steht jetzt der Stephansdom.

In der »W. Z. V.« (»Wiener Zionistischen Vereinigung«) hatte ich gelernt, der Mehrheit stets zu misstrauen. Auch als Österreicher (und nicht nur als Jude und Zionist) war ich in instinktiver Opposition gegen die Vox populi. Wenn Massen geschlossen für einen Gedanken waren, dann schien mir dieser von vornherein höchst verdächtig. »Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn, / Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.«¹⁶³ Dieses Diktum Schillers war schon damals irgendwie meine Richtschnur bei der Beurteilung des Weltgeschehens.

Mein Vater hatte sich, mit seinen 57 Jahren, sofort als Freiwilliger gemeldet. Das erst 1912 mit seiner Mitwirkung entstandene, neue Militärstrafrecht war für diesen Juristen ein Stück seines Ich. Darüber zu wachen, dass es im kommenden Krieg in seinem (d.h. humanistischen) Geist angewendet werde, schien ihm eine heilige Aufgabe. Er wurde selbstverständlich sofort angenommen, zunächst als »Landsturmoberleutnantauditor« zum Divisionsrichter ernannt. Bald danach befördert, wurde er als Stellvertreter des Generalmilitäradvokats in »Evidenz« übernommen. Wenige Tage, nachdem er den nachtblauen »Rock des Kaisers« angetan hatte, kamen etliche jungtschechische Reichstagsabgeordnete zu ihm und wollten ihm die Verteidigung aller tschechischen Nationalisten übergeben, die damals schon vor Militärgerichte zitiert wurden oder denen in Zukunft die Anklage drohte. Verteidiger zu sein, hätte seiner Natur weit mehr entsprochen als die Rolle des Richters oder Staatsanwalts. Aber die Würfel waren gefallen – er konnte nicht mehr zurück.

Ich wurde zunächst noch nicht einberufen, konnte noch an der Universität inskribieren. Die Wahl des Berufs stand nun bevor. Ich wollte Advokat werden; der Vater entschied, dass ich dazu nicht taugen würde; ich hätte zu viel Phantasie. Ich müsse Arzt werden. Als er selbst Arzt werden wollte, hatte der Großvater bestimmt, er sei dazu nicht kräftig genug. Doktor Wolf war ein Riese, von dessen Stärke Legenden im Umlauf waren. Bei einem Konsilium habe er dem Herrn Kollegen, der sich eine Respektlosigkeit erlaubt hatte, eine solche Ohrfeige versetzt, dass dieser unters Bett der Patientin gerollt sei. Ein andermal habe er einen Bauern durchs Fenster auf die Straße geworfen, dass der Fensterstock gleich mitflog. Nach des Großvaters Ansicht musste ein Arzt (im Herzen war Wolf ein Landarzt geblieben, auch nachdem er nach Prag übersiedelt war) instande sein, einen Patienten oder einen Unfallverletzten auf seinen Händen weite

163 Fürst Leo Sapieha in Schillers Dramenfragment *Demetrius* (I. Akt: *Der Reichstag zu Krakau*, 1805).

Strecken zu tragen! Das traute er seinem Sohn nicht zu, und so verordnete er: »Du wirst Advokat!« Und mein Vater gehorchte.

Bei mir spielte sich das Gleiche ab. Mein Vater befahl – und ich gehorchte und inskribierte Medizin. Nach der Promotion zum *Universae Medicinae Doctor* inskribierte ich aus Liebhaberei Jus, was mir, nebenbei bemerkt, die Möglichkeit gab, noch bei einer farbentragenden Verbindung als »Student« aktiv zu werden. Das Medizinstudium hat mich nie gereut, schon aus folgendem Grund: Während ich gerade vor dem *Chirurgie-Rigorousum* stand, litt mein Bruder Georg seit zwei oder drei Tagen an Bauchschmerzen. Der uns gegenüberwohnende Hausarzt – Dr. Josef Hartmann, der schon meine Großmutter behandelt hatte – hatte nichts Besonderes gefunden und daher nur schmerzstillende Pillen verordnet. Bei meinen Prüfungssorgen kümmerte ich mich nicht um Georg, zumal dieser ja unter ärztlicher Kontrolle stand. Erst bei meiner Heimkehr, nach glücklich bestandem *Rigorousum*, sah ich ihn mir an – und sah bei ihm die »*facies Hippocratica*«, das schmerzverzerrte Gesicht des Todeskandidaten. Ein Griff nach dem Unterleib, und meine Diagnose stand fest: Durchbruch des Blinddarms, Bauchfellentzündung. Ich telefonierte sofort mit meinem Ex-Chef der Chirurgischen Abteilung des Rothschild-Spitals, bestellte sofort den Operationssaal und die Ambulanz. Eine halbe Stunde später wurde der Junge operiert und gerettet. Nachher gab mir mein Vater als Honorar tausend Schilling und bemerkte: »Weil du mir gehorcht hast und Arzt geworden bist, hast du das Leben deines Bruders gerettet. Jetzt hast du deine Schuld an mich abbezahlt.« Von dem Tag an ließ mich der Vater machen, was ich wollte.

Als mein Sohn Dan auf die Universität sollte, versuchte ich ihm zu raten, wie dies Vater und Großvater getan hatten: Er solle Arzt werden. Aber meine Autorität war nicht mehr die der Ahnen. Dan hatte Träume von einer politischen Karriere – dazu sei juristische Bildung nützlicher als Medizin. Also wurde er Advokat. Bis heute werfe ich mir vor, dass ich nicht stark genug war, das durchzusetzen, was mir richtig erschienen hatte. Unser schönes Sanatorium hat keinen Erben.

Ich wurde also Mediziner, war sofort im Jüdischen Mediziner-Verein tätig, traf dort mit Freunden der »Wiener Zionistischen Vereinigung« und des »Blau-Weiß« zusammen. Einer von ihnen, der spätere Wiener Kultusrat Dr. Isidor Klaber, blieb mein Kamerad sechzig Jahre lang, bis er vor wenigen Monaten in Tel-Aviv eines sanften Todes verschied. Ein anderer meiner Freunde jener Tage war der schon erwähnte Jacob Landau, zweifellos der bedeutendste Denker unseres Kreises. Ich habe schon berichtet, dass wir »politische Zionisten« der Nordau-Schule gewesen sind und dass Nordau auf den Sieg der Entente und die Aufteilung des Osmanischen Kaiserreiches setzte. Bei mir, und allen meinen Freunden, blieb dies im Bereich der Dialektik. Man diskutierte darüber,

ohne Konsequenzen zu ziehen. Im Gegenteil, wir alle waren Patrioten und sahen im Krieg gegen Russland einen Kreuzzug gegen den Todfeind der Juden, den Zaren.

Landau war anders. Eines schönen Abends kam er ins Vereinslokal, plauderte mit mir über den Krieg, der für die österreichischen Armeen damals schlecht ging, riet mir ab, mich zu einer Kampftruppe zu melden, und verabschiedete sich: »Ich werde jetzt einige Zeit nicht mehr herkommen.« Wochen später hörten wir – ich mit Entsetzen – Jacob Landau sei desertiert, über Deutschland nach Holland geflüchtet und habe dort begonnen, für die Entente und gegen die Türkei zu agitieren! Er verband sich mit Masaryk, fand Geldmittel, um eine »Jüdische Korrespondenz« zu gründen, aus der später die »Jewish Telegraphic Agency« wurde; kooperierte mit Jabotinsky bei der Gründung der »Jüdischen Legion«. Er hatte seinen Zionismus ernst genommen und sein Teil zu dessen erstem Sieg – der Erlangung der Balfour-Deklaration – beigetragen. Wir werden noch über diesen wahrhaft bedeutenden Mann zu erzählen haben.

Mein Zionismus ging, wie schon berichtet, in eine andere Bahn. Ich war des festen – obgleich ganz irrationalen – Glaubens, dass das Kriegsende den Judenstaat in Palästina mit sich bringen werde; dass dieser Staat dann Soldaten und tüchtige Offiziere brauche, schien sonnenklar. Ärzte würde es in Palästina massenhaft geben – aber ob auch Offiziere, das war fraglich. Also wollte ich ein solcher Offizier werden und weigerte mich daher, als »Medizinstudent« zur Sanität einzurücken. Lange Verhandlungen mit den Eltern folgten. Schließlich setzte ich durch, dass der Vater seine Paradeuniform mit etlichen Orden anzog, zum Korpskommando ging und erreichte, dass mir ein Platz in einem der Wiener Artillerieregimenter (Feldhaubitzenregiment, Nr. 2) zugesichert wurde – unter etlichen Bedingungen: Der Vater musste einen »Revers« unterschreiben, der ihn verpflichtete, mir ein Reitpferd zu kaufen sowie mich während meiner Dienstzeit als »Einjährigfreiwilliger« »standesgemäß« zu finanzieren. Bei der Artillerie zu dienen war damals Mode unter den wohlhabenden »Einjährigen«, und um bei einem Regiment in der Großstadt unterzukommen, brauchte man Protektion.

Der Tag der Musterung kam. Mit etlichen Hundert splitterhagelnackten Männern und Jünglingen wartete ich in einer Halle, bis ich mit einem Trupp von etwa zehn Schicksalsgenossen in ein zweites Zimmer geholt wurde. Dort horchte ein Arzt Lungen und Herz ab, ein zweiter interessierte sich für die Augen, ein dritter inspizierte Genitalien, Beine und Füße, Arme und Hände. Ein Unteroffizier notierte die Befunde; in weniger als zwei Minuten war die ganze Schar »assentiert« und die nächste Gruppe an der Reihe. In einem dritten Saal erhielten wir unsere Kleider zurück und marschierten sofort in den Hof, zur Vereidigung. Der Soldateneid wurde absatzweise vorgelesen und im Chor nachgesprochen: »... an jedem Ort und zu jeder Zeit ...« Der Text des Treuegelöbnisses war in edler, fast poetischer Sprache abgefasst. Auf Menschen wie mich machte er einen starken Eindruck, trotz der wenig würdigen Umgebung. Romantische,

herzerhebende Vereidigungen, wie sie Israel einführte – früher in der Hagana und dem Etzel, jetzt im Zahal, an der Klagemauer, auf dem Massadaberg –, kannte Österreich nicht.

Meine militärische Karriere begann mit einem Besuch bei dem Uniformschneider, Herrn Josef Zimbler in der Burggasse, ein paar Häuser von uns entfernt. Er war unser Nachbar auch im Neudeggertempel. Wenn ich bei den Gebeten nicht »mitkam«, blätterte er mir die entsprechende Stelle auf. Mein Vater hatte ihm den Titel eines K.-u.-k.-Hoflieferanten verschafft. Das erlaubte ihm, riesengroß den kaiserlichen Doppeladler über seiner Firmentafel und klein, aber vornehm auf dem Schaufenster anzubringen – und seine Preise entsprechend zu erhöhen. Bei ihm sollte ich also eingekleidet werden. Herr Zimbler informierte uns: Ein Einjähriger, der etwas auf sich hält, benötige unbedingt und allermindestens dreierlei Uniformen: erstens, die (damals noch nachtblaue) Dienstuniform fürs Exerzieren und später für das Feld, zweitens eine »Extrauniform« für die Stadt, die Bluse artilleriebraun mit karminrotem Kragen und Aufschlägen, die »Salonhose« schwarz mit roter, dünner Naht und drittens die Paradeuniform, brauner Waffenrock mit fünf funkelnden Metallknöpfen (bei Offizieren sechs), blaue Reithosen und elegante Lackreitstiefel. Dazu ein Tschako¹⁶⁴ mit schwarzem Rosshaarbusch, Messingadler und Kette. Dazu x Paar weiße und Glacee- und etliche braune Lederhandschuhe. Dazu Säbel und Sporen, Kappe und Reitpeitsche und ... und ... und ...

Mein Vater war schon lange genug Offizier, um gelernt zu haben, dass Paradeuniformen für »Einjährige« nicht unentbehrlich seien. So wurde dieses Item samt Tschako und Lackreitstiefeln gestrichen. Aber die anderen Anschaffungen wurden gebilligt. Es war das erste Kriegsjahr, und es gab noch »das feinste Kammgarn, das man sich wünschen konnte«, das versprach der Herr Hoflieferant »seinem jungen Freund«. Dann ging es an den Pferdekauf. Ein schöner, brauner Wallach wurde ausgewählt. In der Kaserne bekam er den Namen »Wechsel« – nach ehernem Naturgesetz musste der Name des Rosses denselben Anfangsbuchstaben haben wie der des Reiters! Mein Vater war darüber unwillig; er fürchtete, dass man mich »Wechselreiter« rufen würde. Zur Ehre unseres Regiments sei der Nachwelt überliefert, dass weder dieser noch sonst antisemitisch klingende Spott mir je zu Ohren gekommen ist.

»Meine« Kaserne lag in der Nähe des Südbahnhofs im riesigen Komplex des Arsenal. Dort waren auch ein Festungsartillerieregiment, auf das »wir von der Feldartillerie« herabsahen, und ein Regiment reitender Artillerie stationiert, das für vornehmer galt als unseres. Für die ungebildeten Laien dieser Tage sei der feine Unterschied erklärt: Die Festungsartillerie hatte keinen Dienst im Felde zu gewärtigen, sondern lag aller Voraussicht nach ewiglich in Festungen, wie z. B. Przemyśl, sicher wie in Abrahams

¹⁶⁴ Tschako: militärische Kopfbedeckung in zylindrischer oder konischer Form.

Schoß, während die Feldartillerie an der Front oder zumindest ganz nahe hinter der Front kämpfen würde. Die reitende Artillerie aber sollte programmgemäß die Kavallerie bei ihren Attacken begleiten – so wie etwa heute die israelische Panzerartillerie mit den Panzerbrigaden. Während unsere Geschütze schwerer waren, auf ihnen vier Kanoniere saßen und zwei weitere auf dem dazugehörigen Munitionswagen, waren bei der »Reitenden« alle diese Kanoniere beritten, bei uns aber nur die Geschützführer und die Offiziere. Daher war die »Reitende« fast so elegant wie die Kavallerie, in der zu dienen der höchste Ehrgeiz der reichen jüdischen Bourgeoisie-Söhne war.

Übrigens war auch meine »Ersatzbatterie«, wie die in der Heimatgarnison stationierten Einheiten hießen, recht feudal. Wir hatten einen Grafen in der Einjährigenschule, etliche Barone (darunter nur »halbzählende« ungarische Judenstämme) und Söhne schwerreicher Industrieller. Der Eleganteste aber, der beste Reiter und Klassenerste, war ein bloßer »von« Höpflingen: Sohn eines Majors der Leibgarde. Nie sah man ihn ohne tadellos weiße Glaceehandschuhe. Auch wenn er – von mir bewundert und beneidet – seinen echten Lipizzaner in der (des Kaisers Reitstil nachahmenden) lässigen Haltung ritt, trug er die weißen Handschuhe.

Wir hätten ruhig braune Lederhandschuhe in der Reitschule tragen können – aber Höpflingens Beispiel steckte an. Nun waren damals solche Handschuhe nicht unerschwinglich; wenn ich recht erinnere, kosteten sie etwa anderthalb Kronen per Paar – nicht mehr als das Taxi am Morgen, das mich zum Arsenal brachte, wenn ich verschlafen hatte. Aber nach jeder Reitstunde waren sie vom Fett der Zügel auf der Innenseite braunschwarz – zum Wegwerfen. Und 30-mal anderthalb Kronen per Monat – das machte fast die Hälfte des väterlichen Zuschusses aus. Wie konnte der Höpflingen, dessen Vater zweifellos nicht mit Glücksgütern gesegnet war, sich solchen Luxus erlauben? Man tuschelte, er habe eine schwerreiche Freundin – ich glaubte das irgendwie nicht und nahm ihn einmal beiseite: »Sag' mal, wie machst du das mit deinen Handschuhen? Meine sind immer nach dem Reiten kaputt und deine bleiben tadellos?« Höpflingen zog die Augenbrauen hoch: »Ja, wer reitet denn schon mit neuen Handschuhen!? Ich habe immer zwei Paar in der Tasche – die alten, schmutzigen für die Reitstunde und die sauberen, die ich nachher anziehe.« Von dem Tag an wurde mein Handschuhbudget wesentlich kleiner.

Der Schulkommandant und alle anderen Offiziere (außer dem Oberstleutnant, der die Ersatzbatterie befehligte) waren Reservisten. Der Schulkommandant, ein Hauptmann, war der bekannte Kunsthistoriker Hans Karl Tietze. Die zweitwichtigste Persönlichkeit war der Reitlehrer Zinsler, ein Bankbeamter. So schimpfen, wie Zinsler es konnte, habe ich nicht wieder gehört. Die meisten seiner Ausdrücke verstand ich nicht einmal, so ordinär waren sie. Aber Reiten und was nicht weniger wichtig war: die Pferde schonen, putzen – putzen mussten wir, bis ein 6 Zoll dicker Staub, büstengroß, auf dem Betonboden lag –, füttern, Pferde lieben habe ich von ihm gelernt, obwohl

ich mich anfangs höchst ungeschickt angestellt habe. Beim »Trab ohne Bügel« flog ich wieder und wieder vom Pferd, ehe ich verstand, was gemeint war, wenn der Reitlehrer endlos wiederholte: »Mit den Knien festhalten, nicht mit den Wadeln!« Aber welche Freude, wenn ich endlich so sicher im Sattel saß wie Oberleutnant Zinsler selbst, wenn ich über die Wiesen des Praters galoppieren, über Hürden springen konnte. Das Wort des persischen Weisen ging mir auf:

Alles Glück dieser Erde
liegt auf dem Rücken der Pferde,
in Gesundheit des Leibes
und am Herzen des Weibes.¹⁶⁵

Für den Schlussvers war meine Zeit noch nicht gekommen.

Das erste ernstere Abenteuer dieser Art sollte – im zeitlichen Zusammenhang mit einem Sturz beim Hindernisreiten, wobei ich unter das Pferd zu liegen gekommen war – mein Schicksal in neue Bahnen lenken. Der Sturz hatte weder mir noch dem »Wechsel« weiter geschadet; ich saß gleich wieder im Sattel, nahm im neuen Anlauf die Barriere und wurde von Zinsler darob belobt. Aber das Abenteuer verlief anders. Ich hatte mit einer Nachbarin, deren Fenster dem meinen gerade gegenüber lag, über den Hof hinweg angebandelt und ihre prinzipielle Zustimmung zu einem Rendezvous erhalten. Der Zufall wollte es, dass für den folgenden Tag ein Terrain-Tagesritt angeordnet wurde. Ich erzählte meinen Eltern, dass wir schon des Abends gestellt sein müssen, und sicherte mir so die Nacht, eine ganze Nacht – die erste, die ich außer Haus verbringen würde, für meine süße Dulcinee. Der Teufel ritt mich, dass ich statt meines Mantels mir die Offizierspelerine des Vaters umhing, die auch rote (allerdings etwas anders getönte) Aufschläge hatte. Vermutlich wollte ich damit Eindruck schinden.

Schön, wir hatten unser Rendezvous unter der Uhr vor dem Volkstheater. Ich war pünktlich auf die Minute. Sie war nicht zu sehen. Ich wanderte auf und ab – zählte die Schritte: 15 hin und 15 her, hin und wieder ist nicht schwer.¹⁶⁶ Den gleichen Spazierweg machte ein Oberleutnant, der auch auf seine »Sie« zu warten schien. Ein Dutzendmal marschierten wir aneinander vorbei; ein Dutzendmal salutierte ich stramm,

¹⁶⁵ Arabisches Sprichwort: zit. in den *Liedern des Mirza-Schaffy* (1851) des hessischen Dichters Friedrich von Bodenstedt (1819–1892).

¹⁶⁶ Vgl. aus Engelbert Humperdincks (1854–1921) Oper *Hänsel und Gretel* (1893) das Volkslied »Brüderlein, komm tanz mit mir / Beide Hände reich' ich dir / Einmal hin, einmal her / Rundherum, das ist nicht schwer.«

strammer, am strammsten. Eine Viertelstunde war vergangen – »sie« und »sie«, beide waren nicht zu sehen. Beim soundsovielten Vorbeimarsch hielt mich der Offizier an – dem offenbar die Galle übergelaufen war: »Einjähriger, Sie sind Korporal, wie können Sie sich erlauben, in einer Pelerine spazieren zu gehen? Das ist erst vom Feuerwerker aufwärts erlaubt.« Ich versuchte eine Erklärung: es sei die meines Vaters, ich hätte nicht gewusst usw. Nichts half. »Ich bin vom Militärkommando«, sagte der Offizier, sich halb entschuldigend, »ich muss Sie anzeigen.« Nahm meine Personalien – und nahm seinen Spaziergang wieder auf: 15 Schritte hin und 15 Schritte her.

Erst als das Unheil geschehen war, kam meine Holde angetrippelt. Ich verbrachte die Nacht wie geplant – aber bittere Wermutstropfen waren in den Becher der Cythere gespritzt.¹⁶⁷ Der verdammte Oberleutnant! Die Anzeige hätte mich sonst nicht besonders gestört – ich war schon ein- oder zweimal im Kasernarrest gesessen und hatte diesen ohne Schaden an meiner Gesundheit überlebt. Aber diesmal lag die Sache anders. Ein Klient meines Vaters, ein Feldmarschallleutnant, war Divisionskommandant an der montenegrinischen Front, mit Sitz in Cattaro/Kotor. Er hatte mich angefordert. Laut seinem Brief an meinen Vater sollte ich zunächst Meldereiter bei seinem Stab sein, so etwas wie Adjutant zweiter oder dritter Klasse. Ich malte mir das in den schönsten Farben aus; vor der Abreise würde ich wie üblich zum Kadettaspirant befördert werden, in der Bahn daher zweiter Klasse reisen dürfen ... All das war in Frage gestellt, wenn vorher die Anzeige vom Militärkommando kommen würde! Dann gab es Arrest – und während der Strafe keine Beförderung, Abreise in einem Waggon für 40 Mann oder 6 Pferde. Meine ganze Karriere war in Frage gestellt.

Was tut ein Soldat in solchem Falle? Er meldet sich krank. Ich ging zur Marodenvisit und meldete dem Herrn Regimentsarzt (später war er Vorstand der zionistischen Ortsgruppe im XXI. Wiener Gemeindebezirk), ich sei mit dem Pferd gestürzt (wahrheitsgemäß), habe Schmerzen in der Brust (wahrheitsgemäß) und bitte um acht Tage Krankheitsurlaub. (Bis dahin musste die Anforderung nach Cattaro ankommen.) Der Regimentsarzt nahm das Hörrohr zur Hand – untersuchte Lungen und Herz, schüttelte bedenklich den Kopf – und schickte mich zur ärztlichen Überprüfung! Ich flehte: nein, ich will nicht superarbitriert werden¹⁶⁸, ich will nur acht Tage Urlaub zur Erholung. Nichts half. Ich kam vor eine Kommission, unter Vorsitz von Generaloberstabsarzt Professor Alois Pick, einem der führenden Internisten Österreichs und späterem Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. (Lauter Juden!) Auch hier bat ich, mir nur einen kurzen Urlaub zu geben – ich sei ganz gesund. Das muss den Herren als Zeichen bedrohlicher Geistesschwäche erschienen sein: sich nicht frontdienstuntauglich schrei-

167 Cythere: griechischer Beiname der auf der Insel Kythera verehrten Aphrodite.

168 Superarbitrieren (österreich.): militärisch für dienstuntauglich erklären.

ben zu lassen, war geradezu pathologisch. Sie teilten mir mit, ich habe einen Herzfehler und könne nicht an der Verteidigung des Vaterlandes mit der Waffe teilnehmen. Das war die Strafe Gottes: erstens für die Lüge, die ich den Eltern erzählt hatte, und zweitens für meinen unsittlichen Lebenswandel. Ich schämte mich.

Der weitere Verlauf: Die Anzeige kam an – vier Wochen Kasernarrest für vorschriftswidrige Adjustierung. Im Kasernarrest wurde ich der Telefonistenschule zugeteilt, lernte Morse telegraphieren, Apparate auseinandernehmen und zusammensetzen und langweilte mich nach Noten. Die Anforderung nach Cattaro kam und wurde, ohne mich weiter zu fragen, mit Rücksicht auf meine Herzkrankheit abgelehnt. (Ich schalte gleich ein, dass das eine absolute Fehldiagnose des Spezialisten war – mein bis heute intaktes Sportlerherz wurde falsch eingeschätzt. Ein Jahr später fand mich dieselbe Kommission bei unverändertem Befund frontdiensttauglich). In dieser Zeit des Müßiggangs kam mein Vater auf den Gedanken, mich zu fragen, was ich mit meinem Taschengeld anfangen. Heute weiß ich, dass er wissen wollte, ob ich Geld für Mädchen ausbebe; aber damals war ich in meiner Ehre gekränkt. Ich begann aufzurechnen: Taxi, Straßenbahn, Handschuhe, Würstel und Bier in der Kantine – aber das alles war nur ein Teil der Löhnung, die ich vom Ärar empfang, und der Zulage von daheim. Mein Vater war ungeduldig: »Wofür gibst du das Geld aus?« Ich konnte nicht antworten – ich wusste nicht, wieso die Banknoten mir in der Hand zerrannen. Das Ende war, dass mein Vater das als Trotz ansah und die Zulage einstellte.

Jetzt war guter Rat vonnöten. Man ging mit den Kameraden mindestens einmal in der Woche nachtmahlen; man ritt im Prater und nahm dort ein Mittagessen ein; ich brauchte Geld. Da blieb nur eines übrig: es zu verdienen. Wien war damals sehr, aber schon sehr puritanisch. Krieg ist bekanntlich eine mehr oder weniger ernste Angelegenheit, und frivole Vergnügungen sind da nicht am Platze. Also verbot die hochweise Zensur das Auftreten von Tänzerinnen in Nachtlokalen, als da waren: der Simpl, Tabarin, Femina, und wie sie alle hießen. Wohl aber war gestattet, zu singen und zu deklamieren – das war ernste Kunst und der schweren Zeit angemessen. Also mussten alle die kleinen Mädchen, die bis dahin nur ihre Beine schwangen, auf einmal literarisch werden. Sie deklamierten ein paar Strophen oder sangen ein kleines Chanson, und dann tanzten sie wie einst und je. Den Forderungen der Zeit und der Zensur war Genüge getan.

Also war große Nachfrage nach Gedichten oder Liedern besagten Genres. Der Markt für diese Ware war das Café Dobner, neben dem Theater an der Wien gelegen. Dort war ich bald Stammgast, und dort war auch Robert Stolz Stammgast – heute (1971), mit 91 Jahren, der letzte Meister der Wiener Operette, der letzte Walzerkönig.¹⁶⁹ Er ver-

¹⁶⁹ Robert Stolz (1880–1975): österreichischer Operetten- und Schlagerkomponist, auch Dirigent, 1938 Emigration nach New York, 1946 Rückkehr nach Wien.

tonte damals zwei meiner Lieder. Als er vor Jahresfrist einem Abend seiner Lieder in hebräischer Sprache beiwohnte, bei dem ich präsierte, behauptete er höflich, dass er sich daran erinnere. Er sagte auch charmant, es lohne 90 Jahre alt zu werden, wenn man immer etwas Neues erlebe – seine Wiener Lieder auf Hebräisch zu hören, sei ein solches Erlebnis!

Die jungen Damen wollten am liebsten für meine Chansons in natura bezahlen; aber meine »Blau-Weiß«-Gesinnung einerseits, mein Bedarf an Bargeld andererseits verboten mir, auf solche Vorschläge einzugehen. Zwanzig Kronen für ein Lied, fünfzehn Kronen für ein Gedicht waren das Minimum.

Auch diese Herrlichkeit dauerte indes nicht lange. Zu Hause sah man mit Missvergnügen, dass ich nicht am Hungertuche nage – ganz im Gegenteil! – und dass ich öfter und öfter erst nach der Sperrstunde (damals 22 Uhr) heimkam. So setzte sich mein Vater mit einem ehemaligen Prager Couleurbruder, dem Gynäkologen und Direktor des Rothschild-Spitals Dr. Carl Fleischmann, in Verbindung. Einige Drähte wurden gezogen, und schon wurde ich als Hilfsarzt auf die chirurgisch-urologische Abteilung von Professor Otto Zuckerkanndl abkommandiert. Aus war es bis auf weiteres mit der Heldenlaufbahn: »Zurück zur Medizin!« hieß die Losung.

Unterdessen hatte ich wieder etwas »ausgefressen«. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich vergessen hatte, zu salutieren oder wieder unvorschriftsmäßig adjustiert war – wenige Tage nach meiner Ankunft im Spital, wo ich meinem unvergessenen Lehrer Dr. Robert Bachrach zugeteilt wurde, wurde mir ein vierwöchiger Kasernarrest nachgeschickt! Das Rothschild-Spital war ein militärisches Hilfsspital geworden, Dr. Bachrach Regimentsarzt und Kommandant – aber ein Arrestlokal hatte es nicht. So wurde ich verurteilt, in seinem Arztzimmer die vier Wochen zuzubringen, soweit ich nicht Dienst in den Krankensälen verrichtete. Diese vier Wochen waren ein Segen! Ich arbeitete die Bibliothek des Chefs durch, so gut ich konnte; ich lernte bis in die späten Morgenstunden – ich büffelte wie noch nie zuvor, denn ich fühlte die Verantwortung für alle möglichen Zufälle. Nach ein paar Wochen musste ich schon Nachtdienste übernehmen, nach einigen Monaten auch auf der gynäkologischen Station. Immer weniger Ärzte blieben im Hinterland; Studentinnen wurden aufgenommen, um Studenten zu ersetzen; bald wurde mir die Ausbildung dieser jungen Mädchen übergeben. Ich lernte jetzt lehrend, wie es die Weisen empfahlen. Manchmal kam Zuckerkanndl, der Schöpfer der modernen Urologie, Oberstabsarzt I. Klasse, von der Front – und ich durfte ihm bei seinen Operationen assistieren. Heute bin ich der letzte Überlebende seiner Epoche.

Mit der Superarbitrierungskommission war kein ewiger Bund zu flechten. Eines schönen Tages wurden wir alle überprüft. Mein Chef Bachrach wurde an die italienische Front abkommandiert, meine Kameraden, Hilfsärzte, in Etappenspitäler. Ich wurde »ausgeheilt« zur Ersatzbatterie zurückgesandt, wo man mich freudig empfing:

»Sie haben uns gerade noch gefehlt; übermorgen geht Ihr Transport an die russische Front.« Ich wurde zum »Titularfeuerwerker-Kadettaspirant« befördert, verabschiedete mich von den Eltern. Vom Vater erhielt ich ein Päckchen mit zehn Goldmünzen: »falls du in Gefangenschaft fällst«, und gute Ratschläge: »Tue immer deine Pflicht, mache mir Ehre – aber melde dich nie freiwillig.« Und fort ging es, nach Galizien.

Diese sehr summarische Darstellung hat nicht Unwichtiges ausgelassen. Einiges davon sei nachgeholt. Bekanntlich verlief der Krieg gegen Russland (übrigens anfangs auch gegen Serbien) für Österreich ungünstig. Nach wenigen Wochen brachen russische Heere in Galizien ein, plünderten, schändeten, mordeten – vor allem Juden. Eine Massenflucht der galizischen, später auch der Bukowiner Juden setzte ein; die meisten suchten Zuflucht in Wien. Mit ihnen begann das Flüchtlingselend der neuesten Zeit, ein Elend, wie es – zumindest in diesem Umfang – in Europa bisher unbekannt war.

Die Wiener Juden, vor allem die Zionisten, organisierten Hilfsaktionen. Anitta Müller-Cohen (mit Gemeinderat Rudolf Schwarz-Hiller u. a.) begann damals ihre Laufbahn als die größte Philanthropin, die Wien (und seine jüdische Gemeinde) gekannt haben. Sie engagierte Freiwillige für Empfang, Registrierung, Beratung der Flüchtlinge. Ich meldete mich selbstverständlich für diese Arbeit, die ich noch fortsetzte, als ich schon an der Universität studierte. Meine Erlebnisse mit diesen Flüchtlingen, ihre panische Angst vor den Russen, die beglaubigten Berichte über deren Gräueltaten blieben in meinem Gedächtnis verankert. Als zwanzig Jahre später ein neuer Krieg im Osten drohte, waren es diese Erinnerungen, die mich zum Warner vor dem kommenden Unheil machten.

Einen zweiten mächtigen Eindruck gewann ich aus den militärischen Studien, die ich – zum »Privatvergnügen« und oft zum Amusement meiner Kameraden – während der Offiziersausbildung betrieb. Ich las ganz »überflüssige« Bücher über Napoleons Feldzüge mit Karten seiner Schlachten, über die Artillerie unter Friedrich dem Großen und dergleichen. Ein Buch aber, das ich damals mit dem gleichen Eifer studierte wie früher das *Kapital*, bildete nicht nur mein militärisches, sondern mein politisches Denken in solchem Maße aus, dass ich es für eines der wichtigsten Werke ansehe, die mich geformt haben. Es war der *Krieg* von Clausewitz.¹⁷⁰ Er heilte mich endgültig von Utopien, denen ich bis dahin nachgehinkt hatte. Vor allem von jener Utopie, dass »guter Wille zum Zusammenleben« genüge, um ewigen Frieden zu sichern. Ich war seither einer der Wenigen, die nicht daran glaubten, dieser Krieg werde der letzte aller Kriege sein. Von

¹⁷⁰ *Vom Kriege*: unvollendetes, postum 1831 erschienenes Hauptwerk von Carl von Clausewitz (1780–1831, preußischer Generalmajor, Militärwissenschaftler).

Clausewitz hatte ich gelernt, dass jedes Volk nur die Wahl habe, Hammer zu sein, der schlägt, oder Amboss, der geschlagen wird. Allerdings: So pessimistisch war ich nicht, dass ich schon 1914 erkannte, dass ein Jahrhundert unaufhörlicher Kriege begonnen hatte.¹⁷¹

Meine ersten Fronterfahrungen sammelte ich an der Boldurka, im nordöstlichsten Zipfel (und dem Kältepol!) Galiziens. Links von uns war (schon auf russischem Boden) eine deutsche Division, mit der wir spärlichen Verkehr hielten; ein etliche Kilometer breites Sumpfbgebiet trennte uns von ihr. Wir konnten durch dieses Niemandsland – über das unsere Telephondrähte liefen – in einer Stunde auf etliche Flaschen Wein hinüber oder herüber reiten. Am rechten Flügel schloss sich unserer 25. Infanterie-Division eine vorwiegend aus Ruthenen zusammengesetzte Truppe an; sie galt als unzuverlässig und erfüllte uns stets mit Sorge. Die vierte Batterie, der ich zugeteilt wurde, hatte ihre Stellung und ihre aus neuen Tannenbalken zusammengezimmerten Unterstände am Rand eines schönen Hochwalds: Tannen mit weißen Birken vermischt mit im Herbstlaub goldenen Buchen. Drei Viertelstunden östlich von unseren Unterständen verlief eine niedere Hügelkette, grauweiß am Horizont sichtbar. Dort war unsere Infanterie eingegraben, dort waren unsere »Aufklärer«, die Augen und Ohren der 36 Haubitzen der sechs Batterien des Regiments. Jenseits der Hügelkette floss die seichte Boldurka nach Norden durch ein mehrere hundert Meter breites Tal; an ihrem östlichen Ufer, stellenweise nur hundert Meter entfernt, waren die russischen Feldposten und weitere fünfzig oder hundert Meter östlich die Schützengräben. Brody, die letzte größere Stadt Galiziens, die damals noch in russischer Hand verblieben war, lag hinter diesen Linien.

Durch knöcheltiefen Sand stapfte ich (ohne Wegweiser) bei rasch einbrechender Dämmerung vom Regimentskommando vage in die Richtung, in der mir auf der Landkarte die Position der Batterie angezeigt worden war. Mein Gepäck sollte nachgeschickt werden, so dass ich nur Gewehr und Pistole zu schleppen hatte. Hermes, der Schutzgott der Touristen, führte mich glücklich durch den immer dunkleren Wald, ohne dass ich öfter als ein einziges Mal in eine knietiefe Latrine gefallen wäre. Aber es war eine Latrine der Vierten Batterie, und hinter ihr leuchteten Feuer und Lichter; es war also nur halb so schlimm. Kanoniere, die ich traf, bürsteten meine Kleider und Stiefel, und halbwegs menschlich machte ich meinen Einzug in die Offiziersmesse. Der Batteriekommandant, Hauptmann Rössler, den ich später lieben und verehren lernte und von dem ich alle die Anschauungen über Taktik erwarb, die mir später in Israel einiges Re-

171 Das im Originalmanuskript folgende neunte Kapitel, das – entgegen der Chronologie – bereits vom »heimkehrenden Krieger« handelt, wird hier in das siebte Kapitel eingefügt.

nommé verschafften, empfing mich fröhlich mit dem mir bis dahin ungewohnten kameradschaftlichen Du: »Du kommst gerade rechtzeitig zum Nachtmahl; setz dich und schenk dir ein. Auf deine Gesundheit, Kadett!« Die Schamröte stieg mir in die Schläfen – aber ich nahm allen Mut zusammen, verbeugte mich respektvoll und meldete »gehorsamst«: »Ich trinke nicht, Herr Hauptmann. Ich bin Antialkoholiker ...« (Der Leser erinnert sich: »Blau-Weiß«!). »Oh, das macht gar nichts«, sagte Rössler lachend. »Das werden wir gleich kurieren.« Er nahm sein halbvolles Bierglas, aus dem er mir zugetrunken hatte, goss Wein hinein, Kognak, etwas Helles – später erfuhr ich, dass es Wodka war –, rührte das mit einem Löffel um und winkte dem Oberleutnant. Der hielt mich fest, während ein Fähnrich auf des Hauptmanns Geheiß mir die schreckliche Mischung in den Mund goss. Ich schluckte und pustete und schluckte. Als etwa die Hälfte des Glases durch meine Kehle geflossen war, kommandierte Rössler: »Genug!«. Und entschied: »Ich glaube, du bist jetzt geheilt. Du bist kein Antialkoholiker mehr, nicht wahr?« – Ich blieb geheilt, bis auf den heutigen Tag. Aber doch nur teilweise. Ich muss vermelden, dass mein Magen stets weniger leistungsfähig war als mein Kopf. Wenn später bei Liebesmahlen die anderen Offiziere sich betrinken konnten, gelang mir das nie so recht. Mein Magen versagte vorzeitig – ich musste hinaus, angeblich »telefonieren«, wie der Dichter sagt. Ich kehrte dann halberrüchert wieder zum Mahl zurück. So konnte ich weiter trinken – aber froh wurde ich dessen nie. Das einzige, was ich von derartigen Feiern mitnahm, war ein unangenehmer Schwindel, sobald ich mich niederlegte. Ich war offenbar schon zu alt, um das Saufen zu erlernen.

Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, als ob ich das Opfer eines sadistischen Vorgesetzten geworden sei. Im Gegenteil: Rössler – wie übrigens alle Offiziere, mit denen ich in dieser Batterie nun bekannt wurde – war um das Wohl seiner Leute besorgt. Er kam fast ohne Strafen aus; er war hochgebildet, sehr musikalisch; nach dem Krieg wurde er Opernsänger. Er war der tapferste Offizier, den ich je kennen gelernt habe. Bei einem Durchbruch an dieser Front war der Befehl zum Rückzug der Artillerie gegeben worden, und alle fünf anderen Batterien unseres Regiments hatten tatsächlich aufgeprotzt und waren abgefahren. Rössler aber blieb auf seinem Aufklärerposten, schoss mit einer Maschinengewehr auf die Russen, dirigierte zugleich das Feuer auf den Graben, in dem er selbst stand, und brachte die Russen zum Stehen. Sofort sammelte er seine Patrouille und etliche Infanteristen und, die Pistole in der Hand, eroberte er Stück für Stück die verlorenen Gräben zurück, während seine Batterie weiter feuerte. Zwei Stunden später sah unsere »Vierte« lachend, wie die anderen Batterien wieder in ihre früheren Stellungen einzogen. Für diese Waffentat – »gegen Befehl handelnd« – erhielt er nach Kriegsende den Maria-Theresien-Orden¹⁷², den wirklich nur Helden bekommen

¹⁷² Maria-Theresien-Orden: höchste Tapferkeitsauszeichnung für österreichische Offiziere, gestiftet

haben. Aber ich will nicht von Kämpfen und Schlachten berichten; weder von Taten anderer noch von eigenen Erlebnissen. Wenn ich Rösslers Beispiel erwähnte, so deshalb, weil ich von ihm lernte, auch beim Militär, auch im Felde, dem eigenen Urteil mehr zu vertrauen als dem eines Vorgesetzten.

Ich blieb lange Monate in dieser Stellung. Ich hatte besondere Vorliebe für den Aufklärerposten und löste dort andere Offiziere ab, so oft nur möglich – nicht gerade aus Heldenmut, wie ich gestehe, sondern weil die Artillerieaufklärer doppelte Menage bekamen: einmal von der Infanteriekompagnie, der sie zugeteilt waren, und nachher von der Batterie, die das Essen für den Offizier und die drei Mann der Patrouille täglich mit der Post herüberschickte. Einmal war ich wieder im vordersten Graben, als der Regimentskommandant samt Stab inspizieren kam. Der Herr Oberst ließ sich von mir die Feindstellung erklären, dann sagte er unzufrieden: »Sie verraten mit Ihren blitzenden Brillengläsern dem Feind die ganze Stellung. Das geht nicht.«

Rössler hatte von dieser Befürchtung schon die Meldung erhalten, ehe ich abgelöst wurde. Er hatte vor dem Herrn Oberst keine besondere Furcht. Außerdem hatte er für mich keinen Ersatz. Er entschied also: »Lass dir von daheim etliche Monokel deiner Brillenstärke schicken. Wenn du Aufklärer bist, wirst du Monokel tragen. Dagegen wird der Oberst nichts einwenden.« Also geschah es. Da mein linkes Auge ohnedies schwächer war, gewöhnte ich mich leicht, mit Monokel zu sehen, zu lesen und, vor allem, zu schießen. Bei späteren Inspektionen war der »Chef« immer sehr nett zu mir. Na, was so ein Monokel vor zwei Menschenaltern ausgemacht hat.

Ich trug auch nach dem Krieg noch Monokel, abwechselnd mit Brille. Auch am Tage meiner Einwanderung in Palästina. Auf der Reise hatte ich Pech gehabt; Brille und Ersatzbrille waren zerbrochen, und nur das Monokel war heil geblieben. Ich war damals – aus »Überfluss an Geldmangel« – schäbiger Deckspassagier, und die Sanitätsvorschriften Israels sahen für diese Untermenschen Entlausung bei der Ankunft in Jaffa vor. Mit ähnlichen Subjekten marschierte ich daher, von zwei arabischen Polizisten bewacht, in die Quarantäne. Am Weg dorthin passierten wir eine Mauer, auf der Chaluzim saßen, ihre Beine baumeln ließen und die Neulinge betrachteten. Als sie mich erblickten, gab es ein Hallo: »Seht den an – er hat nur ein Augenglas!« Es war eines der Ereignisse, die damals im Heiligen Land »zum ersten Mal seit 2000 Jahren« verzeichnet wurden: mit Monokel in die Entlausung. Besagtem »feudalen Symbol« hat übrigens (zusammen mit meinen Reitstiefeln) mein Freund Arnold Zweig in seinem Palästina-Schlüsselroman *De Vriendt kehrt heim ...* (1932) ein literarisches Denkmal gesetzt.

von Kaiserin Maria Theresia nach der siegreichen Schlacht bei Kolin (1757) gegen die Preußen unter König Friedrich II.

Der Winter 1916/17 war vorbei. Die Batterie wurde zur »Retablierung« ins »Simmeringer Barackenlager« nach Wien geschickt, und ich bekam zwei Monate Studienurlaub, beendete ein drittes Semester samt Prüfungen – und wurde danach zu einem Kurs für »Artillerieschützen« abkommandiert, damals die hohe Schule der Schießkunst. Die Deutschen hatten an der Westfront ein System ausgearbeitet, Feindbatterien zu beschießen, indem von vier bis fünf »Messstellen« sowohl der »Schall« feindlicher Abschüsse als auch die Explosion eigener Granaten und zugleich das »Licht« der Mündungsfeuer sowie die Rauchwolken der Einschläge geprüft wurden. Die Angaben wurden in der Hauptstelle auf der Landkarte eingetragen, und nach diesen Berechnungen war ein äußerst exaktes Schießen möglich. Es war ein hochinteressanter Kurs. Wir lernten eine Menge Dinge, die für jeden zivilisierten Menschen einfach unentbehrlich sind, wie z. B. trigonometrische Aufnahmen wichtiger Terrainpunkte zwecks Korrektur ungenauer Landkarten, Berechnung der Schallgeschwindigkeit unter Berücksichtigung von Windstärke und Windrichtung und so weiter. Der Kurs hatte einen weiteren Reiz: Er wurde in der Nähe der Donau abgehalten, und ab vier Uhr nachmittags konnte ich bei Kritzendorf oder Klosterneuburg im Strom schwimmen und Damenbekanntschaften machen. Beides war herrlich.

Am Ende des Kurses wurde unsere »Artillerieschützenkompanie Nr. 25« zusammengestellt; ihr Kommandant war ein Sudetendeutscher namens Langer. Fast am gleichen Tag wurde ich zum Leutnant befördert – noch dazu mit rückdatiertem Rang (mein Dienst im Rothschild-Spital wurde plötzlich eingerechnet), so dass ich eine ganze Menge Geld auf einmal erhielt. Das musste gefeiert werden, entschied Langer, ließ alle vier »Herren« der Kompanie antreten und hielt an mich und einen zweiten neugebackenen Leutnant folgende feierliche Rede:

Meine Herren, solange Sie Fähnriche waren, sind Sie ein Zwitterding gewesen, nicht mehr Mannschaft, aber noch nicht Offizier, eigentlich nur Menschen unter Vorbehalt. Ihr Fähnrichdiplom war dementsprechend auch nur an Wohlgeborenen Herrn adressiert und nur von einem Minister unterschrieben. Jetzt erhielten Sie Ihre Ernennung von Seiner Majestät, an Sie als Hochwohlgeborenen adressiert. Jetzt erst tragen Sie das goldene Portebée, das auch der Kaiser trägt. Diese Würde erlegt Ihnen Pflichten auf. Sie müssen lernen, sich als Offiziere zu benehmen – und die erste Pflicht eines Offiziers ist, nie mehr zu trinken, als er mit aller Gewalt hinunterbringen kann.

In diesem Ton ging es weiter. Das Ende vom Lied war, dass wir zu Fünfter, unter Führung des Kompaniechefs, der unterdessen seine Freundin hatte kommen lassen, einen fröhlichen Abend verlebten, der in dem aus dem Schlager bekannten »kleinen Hotel in der

Wieden« endete.¹⁷³ Am nächsten Morgen, als sich die »Damen« verabschiedet hatten und wir wieder halbwegs nüchtern waren, hielt der Hauptmann eine Predigt: »Ihr habt Euch ziemlich daneben benommen – gestern! Wenn ein Vorgesetzter mit einer Hure ausgeht, ist sie eine Dame, und die Untergebenen haben sie als Dame zu behandeln und nicht sie in den Popo zu zwicken. Verstanden?« Langer war überzeugter Deutschnationaler – aber hatte (deshalb?) Verständnis für Jüdischnationale. Ich lebte mit ihm in schönster Harmonie und breitete vor ihm die Wiener »Jüdische Zeitung« aus, die ich mir nur der Demonstration halber schicken ließ. Sie war nämlich inhaltlich unter jeder Kritik, für die Flüchtlinge in Wien berechnet, die noch immer nicht Deutsch lesen gelernt hatten.

Es war der dritte Kriegssommer. Mein Bruder war (mit Notmatura, erst 17 Jahre alt) auch schon einberufen worden – zu einem Artillerieregiment, das in Ungarn (Ödenburg/Sopron) lag, und war im Feld, als ich jetzt, ein Wochenende benützend, die einsamen Eltern während eines Kurzurlaubs meines Vaters auf dem Semmering besuchen konnte. Es war ein eigentümliches Gefühl – sagen wir: zärtlichen Stolzes beiderseits –, als ich, neugebackener Leutnant, mit dem weißhaarigen, nun ebenfalls beförderten Vater auf der »Höhenstraße« promenieren konnte. Mein Vater war sehr abgemagert. Der Krieg machte sich im Hinterland fühlbar. Hatte man früher »Fresspakete« von daheim an die Front geschickt, so erwartete man jetzt von den Soldaten, dass sie zum Heimurlaub Lebensmittel mitbringen. Wer nicht auf dem »schwarzen« Markt (»Schleichhandel« hieß es damals) zu seinen »Lebensmittel-Rationen« dazu kaufen konnte, hatte es schwer, den Kalorienbedarf zu decken.

Mein Vater, Staatsanwalt am Obersten Militärgericht, hatte »selbstverständlich« aufs strengste verboten, mit Schleichhändlern etwas zu tun zu haben. »Er wollte lieber verhungern, als sich gegen ein Gesetz zu vergehen.«¹⁷⁴ Wir an der Front hatten trotz aller Einschränkungen doch reichlicheres Essen. Jedoch bekamen auch wir Sägespäne im Brot und noch mehr unsere armen Pferde in ihrem Futter. Sie magerten ab, immer wieder musste eines notgeschlachtet werden, was dann »Gulasch mit Hufeisen« für die Menage gab. Ein Gang durch die Stallungen war für mich herzzerberstend – zu sehen, wie die einst so schönen, glatten Hinterteile unserer Gäule eingefallen waren, mit struppigem Fell, vorstehenden Knochen. Nach dem Grundsatz: »Gut geputzt ist halb

173 »Ich weiß auf der Wieden ein kleines Hotel«: Verszeile aus dem Chanson *Ein Wiener Walzer* (1915) von Ralph Benatzky (1884–1957).

174 Das folgende aus GmF 209 ff. entnommene extensive Zitat über die im Krieg staatlich verordneten Lebensmittelrationen und deren Auswirkungen auf den alltäglichen Haushalt der Familie Weisl wurde hier gestrichen.

gefüttert«, putzten und rieben unsere Fahrkanoniere – fast alle Tschechen aus Südmähren – an ihren Pferden doppelt soviel als sonst, aber es konnte doch nicht den mangelnden Hafer ersetzen. So wurde denn »privat« in der Umgebung requiriert, was nur für Mensch und Tier aufzutreiben war. Im Niemandsland wurde – ohne auf russische Scharfschützen zu achten – Heu gemacht, Strohdächer leerstehender Bauernhütten wurden abgetragen und verfüttert. Den Offizieren wurde, um die Pferde zu schonen, streng verboten zu reiten, wo man zu Fuß gehen konnte. Das bedeutete, dass Inspektionen von zehn und mehr Kilometern zu Fuß absolviert werden mussten. Nur alkoholische Getränke gab es reichlichst, zum Unterschied von Tee, der weitgehend aus Himbeer- und Brombeerblättern gebraut wurde, und dem (übrigens ausgezeichneten) ärarischen Kaffee, der aus Gerste und Zucker bestand. Die Schwärze des Kaffees wurde durch Zugabe von Schuhwachs erzielt, behaupteten die Soldaten. Aber das war eine Verleumdung.

Unsere Messkompanie kehrte wieder an die Boldurka zurück. Wir waren jetzt Teil des Brigadestabes. Den Brigadier – einen älteren General – sahen wir nur bei Tisch; die Führung der zwei Feldartillerieregimenter und der zwei »schweren« (und damals schon motorisierten) 15 cm Batterien lag in den Händen eines Generalstabshauptmanns, der vor unserem mathematischen Wissen ungemein Respekt hatte.

Es war die Zeit der Russischen Revolution. Weihnachten kam – es gab Fraternalisierung über die Schützengräben hinweg. Zwei Tage später begannen aber die russischen Batterien auf der ganzen Front mit Trommelfeuer auf unsere Linien. (Mein liebster Kamerad, ein Siebenbürger namens Schwarz, wurde dabei getötet.) Bei unserer Gegenfeuer zeichneten wir uns so aus, dass – nach dem Zusammenbruch der russischen Front im Frühjahr 1918 – unsere Messkompanie an die italienische Front, in die Armee-Schießschule von Spilimbergo geschickt wurde. Wir sollten noch Artillerieoffiziere aller Grade in den neuen Methoden ausbilden.

Aus der galizischen Zeit seien zwei Eindrücke nachgeholt: Ich war (unter anderem) auch Telefon- und Gas-Offizier der Brigade. Als solcher erhielt ich eines schönen Tages vom Armeekommandanten ein »Zirkular«. Binnen soundsovieler Tage sei zu berichten, wie viel Meter blanker und wie viel Meter doppelter Telefondrähte ausgelegt seien: a) auf Stangen oder Bäumen, b) auf der Erde; wie viel Meter in Reserve; wie viel Kabel eingegraben etc. – Ich war ratlos. Wie sollte ich das messen? Wir hatten unsere Drähte nicht einmal auf der Landkarte eingezeichnet. Etliche Kilometer führten durch Niemandsland und Sümpfe. Ich bat den Generalstabsoffizier um Rat. Der sagte: »Das wer'n mir gleich hob'n. Welche Hausnummer hat deine Wohnung in Wien?« – »48«. »Alsdann schreib: 48.000 Meter blanker Draht. Wie alt bist du? 21? Alsdann schreib: 21.000 Meter doppelter Draht. Wann ist dein Geburtstag?? Am 27.? Dann sind die

Stangen 27.000 Meter ausgelegt. Er ist im März? Dann hast du 3000 Meter Kabel eingegraben. Nur Telefonrollen im Magazin lässt du zählen und gibst sie richtig an. Merk dir: Auf so blöde Anfragen gibt man Hausnummern als Antwort. Sollen die Großkopferten nachzählen, ob es stimmt.« Der Begriff »Hausnummern zählen« blieb seither meinem Sprachschatz einverleibt.

Die zweite Erinnerung war das Weihnachtsfest 1917. Die vierten Weihnachten im Felde wurden noch in siegessicherer Stimmung gefeiert. Die Russische Oktoberrevolution hatte die Hoffnung auf einen baldigen und siegreichen Frieden geweckt. Wie eine solche Feier im Brigadestab aussah, versuchte ich in einem Gedicht festzuhalten; ich verspreche dem geneigten Leser – das letzte Gedicht, das er vorgesetzt bekommt:

... und wieder klingt es »Stille Nacht, Heilige Nacht«.
Und wieder schimmern Kerzen in dem harzgen Grün,
umflimmert von den silberweißen Fäden, die den Baum durchsprüh'n,
wie Küsse, die zu Eis erstarrten ... »Einsam wacht« ...

Weihnacht im Felde. Volle Gläser klingeln froh.
Old Sherry, Heidesheimer, Schaumwein, Doppelkümmel.
[Auf diesen reimt sich zwanglos:] »Ehre sei dem Herrn im Himmel«.
[Zum Christfest passt ganz prächtig:] »Holdrio!«

Die Rede schwingt der Hauptmann heute Nacht.
Wie ein Kommando rollt er jedes Wort im Munde
und spuckt es höchst energisch aus. Die Tafelrunde
hört ihn bewundernd an und steht Habtacht.

»An uns hier draußen ... unsre Lieben ... fern daheim
drum die uns lieben: hoch!« Ein allgemeines Glucken,
auf seine Lieben muss man rasch ein Schnäpschen schlucken.
Natürlich bleibt es nicht bei einem Schnaps allein.

Der General hat sich gedrückt. Es ist gemein,
dass unser gottesjämmerlicher Hundemagen
nicht unbegrenzte Quantitäten kann vertragen.
Wie wird das gar erst an Silvester sein?

Doch deshalb schlafen gehn? So früh? Du lieber Gott,
wer nicht mehr Wein verträgt, spielt einfach Karten.

Bei einem Jeuchen kann man bis zum Frühstück warten.
 »Herz-Bub? Geraubt der Hund!« Das Spiel geht flott.

Halb sechs Uhr früh!!! Der Weihnachtsengel flieht
 aus diesem Zimmer. Wein und Schnaps verklebt die Schwingen.
 Verdreht und übernünftig ist auch er. Ich hör' ihn singen:
 Oj-oj-oj ... ein wohlbekanntes Lied.

Zur Erklärung: Ein jüdisches Spottlied sang »Oj-oj-oj, schicker ist der Goj«. Die Zionisten hatten daraus ein Spottlied auf die Assimilanten gemacht, es begann:

Es wollt' ein Jud einst kommen in'n deutschen Turnverein;
 Wollt ein echter rechter deutscher Turner sein.
 Oj-oj-oj, frisch fromm fröhlich frei
 's kann nichts Schöneres geb'n als deutsche Turnerei.¹⁷⁵

Und es endete traurig:

Von dem Geld da bauten sie ein Haus, bauten sie ein Haus,
 Schmissen dann das Jüdelach hinaus, Jüdelach hinaus.
 Oi-oi-oi, wär'ich doch ein Goj ...

Es bleibe dem Leser überlassen, zu entscheiden, welches Lied der Weihnachtsengel im Sinn hatte.

Die Monate in Spilimbergo bei der Armeeschießschule waren ein Genuss nach dem eiskalten Winter an der Boldurka. Wir kamen in die venezianische Tiefebene nach einer glücklichen Offensive österreichischer und deutscher Truppen Ende Oktober/Anfang November 1917. Die Italiener hatten damals nicht nur 300.000 Gefangene, sondern auch riesige Beute in den Händen der Sieger gelassen – und vor allem Lebensmittel, die wir seit langem nicht mehr gesehen hatten: Mehl, Reis, Zucker und besonders Obst und Gemüse in Massen. Die Gegend war vom Krieg nicht zerstört, der Vormarsch war zu rasch gewesen, als dass die Bevölkerung hätte fliehen oder die zurückweichenden Italiener in Dörfern und Städten hätten Widerstand leisten und dadurch über die Zivilbevölkerung Unheil heraufbeschwören können. So sahen wir Italien fast wie im Frieden; verkehrten mit den Einheimischen freundschaftlich und

¹⁷⁵ »Turnvater Jahn« (Anm. 108).

genossen unsere interessante Arbeit und unseren Dienstauftrag, Lehrer von Stabsoffizieren bis hinauf zum Obersten zu sein. Das stärkte unser Selbstgefühl! Die Stimmung im Heer war nach dem Zusammenbruch der russischen und dem Sieg an der italienischen Front glänzend.

Mir fällt eine Episode ein, die von unserer guten Laune zeugt: Bei unserer Kompanie war ein Fähnrich, ich glaube, er hieß Böhm, der war das Dummste, was Gott der Herr je in eine Offiziersuniform gesteckt hat. Wie er zu unserer »wissenschaftlichen« Elitetruppe gekommen sei – wer ihn protegiert habe –, wusste niemand. Er hatte die Aufsicht über unsere (auf ein Dutzend zusammengeschmolzene) Pferde-Bespannung bekommen. Da wir neben ihm einen ausgezeichneten Unteroffizier hatten, konnte er keinen Schaden anrichten. Aber er war hochnäsiger, schnauzte die Unteroffiziere an, als hätte er weiß Gott wie viel Dienstjahre hinter sich. Ich konnte ihn schon deshalb nicht leiden und zwirbelte ihn, wo sich Gelegenheit bot. Er war daher mir gegenüber höchst misstrauisch. Einmal zum Beispiel diskutierte ich mit einem fremden Hauptmann über Taschenspieler; der Böhm mischte sich nach seiner Gewohnheit ein. Ich rühmte mich daraufhin, ich könne einen Krug voll Bier über ihn ausschütten, ohne ihn nass zu machen! Er wollte das nicht glauben, ich schlug eine Wette vor – 100 Kronen, wenn ich ihn nass mache! Er lachte höhnisch: »Du wirst mich anschütten und dann die 100 Kronen zahlen, aber meine Uniform ist kaputt!« – »Bitte, wenn du mir nicht glaubst, kannst du dich ausziehen.« – Das leuchtete ihm ein; vor allen Offizieren der Messe legte er Stück für Stück seine Kleider ab, bis er in Unterhosen und Socken dastand. Ich nahte mich mit dem Bierkrug – hob ihn hoch, hoch, hoch – und sagte dann: »Ich habe es mir überlegt. Ich mache den Versuch doch lieber nicht.« Und Herr Böhm stand halb nackt im fröhlichen Kreis.

Wir pflegten in einem rasch fließenden, aber schmalen Gebirgsbach zu baden, der nahe unserer Quartiere vorbeifloss. Herrn Böhm war das nicht aufregend genug, und eines Tages meldete er, er sei im Tagliamento geschwommen. Es war das kein Kunststück: Der Fluss war breit, aber ziemlich seicht. Trotzdem machte ich ein besorgtes Gesicht: »Weißt du nicht, dass ein Divisionsbefehl vor dem Baden im Tagliamento gewarnt hat? Es gibt dort seit einiger Zeit Krokodile; sie sind durch die Unterseeboote im Mittelmeer verscheucht und nach Norden gewandert.« Böhm behauptete, das sei ein Blödsinn, ich wolle mich wieder über ihn lustig machen. Ein Oberleutnant mischte sich ein; es stimmt, auch er habe den Divisionsbefehl gelesen. Böhm weigerte sich, das zu glauben. »Weißt du was?« fragte ich, »wenn der General zum Essen kommt, kannst du ihn fragen; er wird es dir bestätigen; er hat den Befehl unterzeichnet.« Das machte den Trottler nachdenklich. Als der General kam, stellte er sich stramm vor ihn hin: »Herr General, ich bitte gehorsamst: Ist das Baden im Tagliamento wirklich wegen der Krokodile verboten?«

Auch sonst habe ich an Spilimbergo und die letzten Monate vor dem Zusammenbruch der Monarchie schöne Erinnerungen. Ich lernte dort eine Menge mehr oder weniger nützlicher Dinge. Erstens Italienisch – wenn auch in etwas verdorbener friaulischer Aussprache. Zweitens Kutschieren! Langer hatte einen zweisitzigen Wagen – ich glaube, man nennt ihn »Break« – aufgetrieben und führte damit seine Mutter, eine lungenkranke, gutmütige Dame, auf den schönen Straßen des Tales spazieren. Wenn er Dienst hatte, überließ er mir diese Aufgabe. Wenn dann die Pferde, die sich beim guten Futter Friauls erholt hatten, dahinsausten, hatte ich ein ganz eigentümliches Lustgefühl, das ich nie wieder erlebt hatte; schöner beinahe, als im Galopp reiten. Ich verstand das *Fiakerlied*, das vom Wiener Juden Gustav Pick gedichtet wurde: »Und wenn ich so dahinfahr, da spür ich's in mir drin, / Dass ich die rechte Prätzen hab ...«¹⁷⁶

Ich lehrte in der Artillerieschießschule soviel Mathematik, als nach den neuen Methoden notwendig geworden war. (Heute hat man Computer an der Front; damals musste man selbst rechnen können). Daneben war ich Messe-Offizier. Das verpflichtete, erstens, gutes und reichliches Essen für die Herren des Stabes zu besorgen; zweitens, musste ich die aufwartenden Soldaten abrichten. Wir hatten öfters hohe Generäle zu Gast, da durfte man sich nicht blamieren. Glücklicherweise hatte ich zu Hause von meiner Mutter gelernt, wie man zum Servieren abrichtet und konnte das nachmachen. Drittens war ich für die Gelder verantwortlich, die jeder Offizier für Einkäufe bei den Bauern der Umgebung zuschoss, als auch für die Materialien, die wir vom Korpskommando in Udine geliefert bekamen und die – wenn man nicht scharf aufpasste – mit Leichtigkeit »verdunsten« konnten. Ich erinnerte meines Vaters Mahnung, dass jemand, der nicht Buchhaltung verstehe, mit einem Fuß im Gefängnis stehe. Ich beschloss, Buchhaltung zu lernen, bestellte mir Lehrbücher und begann, Einnahmen und Ausgaben doppelt, in bar und in Waren, nach allen Regeln des Lehrbuches einzutragen. Das erregte zunächst einige Heiterkeit bei den Kameraden. Als aber zu Kaisers Geburtstag ich jedem Offizier einen Meter Apfelstrudel auf den Tisch stellte und außerdem den Messezuschuss kürzen konnte, war der Jubel groß.

Vier Jahre später kamen mir diese Kenntnisse zugute. Ich wurde vom »Joint« in Jerusalem als Revisor für die Bücher des Shaare-Zedek-Spitals angestellt, worüber ich noch

¹⁷⁶ *Fiakerlied* (1885): Text und Musik von Gustav Pick (1832–1921), berühmtes Wienerlied. Anm. WvWs: »Das Lied wurde zum ersten Mal vom genialen Alexander Girardi [1850–1918] am 27. April 1885 einem Kreis berühmter Fiaker vorgesungen, darunter dem »stärksten Mann Wiens«, Georg Rohrer, und dem späteren Leibfiaker des Kronprinzen Rudolf, namens Josef Bratfisch [1847–1892], der dem Dichter anerkennend auf die Schulter klopfte: »I hätt's Ihna nie zutraut, dass Sö unserans so gut versteh'n.«

erzählen werde. Die Arbeit, die »einfache« Buchhaltung der vom »Joint« unterstützten Anstalt zu verdoppeln, hielt mich etliche kritische Monate über Wasser. »Alles soll man können, nichts soll man brauchen«, heißt es in Herzls *Altneuland*.¹⁷⁷

Noch etwas lernte ich: dass ich kein Glück mit Spielkarten habe. Hauptmann Langer war ein leidenschaftlicher Spieler von Glücksspielen, als da waren: »Einundzwanzig«, »Meine Tante Deine Tante« u. dgl. Ich spielte mit ihm – und verlor regelmäßig eine ganze Monatsgage schon in der ersten Woche nach dem Zahltag. Das hatte Folgen auf kurze und auf lange Sicht, beide wohltuender Natur. Auf kurze Sicht: Langer genierte sich ein bisschen ob seines ständigen Glücks und revanchierte sich, indem er mich für alle möglichen Zwecke (z. B. zum Einkaufen von Tuschtinten für die Zeichner!) auf »Dienstreise« nach Wien schickte. Die long term reaction, um in der Sprache moderner Psychologie zu reden, war die tiefe Überzeugung, dass ich besser die Hände von Glücksspielen lasse. Ich habe nach dem Krieg nie wieder mein Glück im Kartenspiel oder beim Roulette versucht.

Wichtiger aber war, dass etliche Dutzend jüdischer Soldaten Spilimbergos allmählich zu mir gravitierten¹⁷⁸, darunter Fromme, die gern ein Minjan gehabt hätten. Ich requirierte daher in einem Palazzo einen schönen, hohen Saal, mit riesigen Fenstern auf das Flusstal, und installierte dort, mit Hilfe des katholischen Divisionspfarrers, der mit wahrer Begeisterung alle administrativen Schwierigkeiten aus dem Weg räumte und eigenhändig aus Wien eine Sefer Thora brachte, eine regelrechte Synagoge. Zum ersten Mal mit orthodoxen Juden in enger Berührung, lernte ich erst allmählich ihre Denkart kennen. Es war für mich, den engagierten Zionisten, eine Überraschung, dass auch sehr intelligente Menschen z. B. das Rauchen am Schabbat als schwere Gesetzesübertretung empfanden, schlimmer noch als das Essen von »trefenem« Fleisch. Anfänglich versuchte ich, vom Piedestal meiner »akademischen« Bildung und meines Offiziersranges, mit diesen »Mannschaftspersonen« zu diskutieren und ihnen zu »erklären«, dass das Verbot des Feuermachens am Samstag (als »sichtbare Arbeit«) »seinerzeit« begründet war, aber heute, wo man (gottlob!) Zündhölzer besitzt, auch keinen Grund mehr habe. Sehr bald drehte sich der Spieß um: Sie begannen, *mich* zu belehren und allmählich zu bekehren. Den langen Weg vom politischen Zionismus zum geistig-religiösen Judentum habe ich – das sehe ich erst heute – recht eigentlich in der Synagoge in Spilimbergo angetreten. An einen ungarischen Soldaten erinnere ich mich besonders genau. Wir

¹⁷⁷ Theodor Herzl: *Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen. Altneuland / Der Judenstaat*. Hg. und eingeleitet von Julius Schoeps. Kronberg/Ts.: Jüdischer Verlag 1978, S. 20, recte: »Alles soll man wissen, nichts soll man brauchen ...«

¹⁷⁸ Gravitieren: sich hingezogen fühlen.

hatten täglich Minjan, morgens pünktlich mit Sonnenaufgang, damit alle Mitglieder der kleinen Gemeinde rechtzeitig zum Dienst und zum Morgenkaffee antreten konnten. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich täglich am Gebet teilnahm, dass ich täglich die Tefillin anlegte – um das Zustandekommen des Minjan durch meine Person (»einer von Zehn«) und mein Beispiel zu sichern. In meiner Messkompagnie gab es zwei jüdische Unteroffiziere, die nur mitmachten, wenn sie mich sahen. Da traf ich öfters diesen ungarischen Juden, wie er am Tor des Palazzo wartete, manchmal zum Gebet erschien und manchmal wortlos verschwand, ehe wir noch begonnen hatten. Ich nahm ihn beiseite und fragte ihn aus. Zögernd erzählte er: es ist eine große Mizwa, ein Minjan zustande zu bringen; daher komme er zum Palazzo, um da zu sein, wenn der zehnte Mann fehlen sollte. Aber es ist ihm leid, mit Avarjanim, die den Schabbat entweihen; zusammen zu beten. Sieht er, dass die Zehn auch ohne ihn vollzählig sind, bete er lieber allein.

Der Ruf »meiner« Gemeinde verbreitete sich rasch. Zu den Hohen Feiertagen 1918 kamen Dutzende aus anderen Plätzen. Aus den Spenden bei diesem Anlass wurde meine Wenigkeit ins Goldene Buch des Nationalfonds eingetragen: »Für die Errichtung einer Synagoge in Spilimbergo.«

Ich muss meine Erzählung unterbrechen, um kurz von meiner Familie zu berichten. Meine Schwester war (mit dem Universitätsprofessor Karl Beth, damals Dekan der Evangelisch-theologischen Fakultät in Wien) verheiratet. Dass sie einen Nichtjuden zum Mann genommen hatte, war ein schwerer Schlag für beide Eltern.

Mein Bruder war Leutnant geworden und hatte sich eine Tapferkeitsmedaille geholt. Mein Vater war vom Kaiser Karl zum »Justizoffizier« ernannt worden. Er war, wie er selbst erzählte, »der erste Zivilist, der in der österreichischen Armee – ohne je gedient zu haben – Offizier geworden ist«. Er »wurde Stellvertreter des Generalmilitär-anwalts beim Obersten Landwehrgericht«. Als sein »Landsmann«, der böhmische Reichsrats- und Landtagsabgeordnete und Führer der »nationaldemokratischen Partei« Dr. Karl Kramar, 1917 wegen angeblichen »Hochverrats« vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt wurde, sprach sich mein Vater, der die Anklage führte, gegen dieses Urteil aus, und Kramar wurde daraufhin von Kaiser Karl begnadigt. Im November 1918 wurde Kramar der erste Ministerpräsident der tschechoslowakischen Republik.

Nach meines Vaters 60. Geburtstag (3. Mai 1917) wurde für ihn sowohl vom Justizminister¹⁷⁹ als auch vom Landesverteidigungsminister¹⁸⁰ ein Nobilitierungsantrag ein-

179 Josef Wilhelm Freiherr von Schenk (1858–1944): 1916/1917 K.-u.-k.-Justizminister.

180 General Karl Czapp Freiherr von Birkenstetten (1864–1952): 1917/1918 K.-u.-k.-Verteidigungsminister.

gereicht.¹⁸¹ Anlässlich einer Audienz bei Kaiser Karl im Hauptquartier in Reichenau (am 2. September 1918) brachte mein Vater persönlich unter anderem ein sogenanntes Immediatsgesuch¹⁸² zur Verleihung des Adelsprädikates »von Weislingen« ein. Es gab eine Legende, dass die Weisls aus dem Rheinland nach Böhmen gezogen seien und von einem Dorf Weislingen abstammten. Mein Vater hatte diese Legende (ich glaube, zu Unrecht) lieb gewonnen. Da solche Prädikate an Offiziere nur im Zusammenhang mit einer Waffentat verliehen wurden, wurde dieses Gesuch abgeschlagen. Die Familie musste sich mit dem bloßen »von« begnügen.

Das achte Kapitel

handelt von meiner Rückkehr ins Zivilleben nach verlorenem Krieg

Die Tage österreichischer Herrschaft in Friaul waren gezählt. Ich war gerade wieder auf einer der erwähnten Dienstreisen in Wien, als die Fronten in Süd und West zusammenbrachen. Über Nacht war das Chaos da – der Waffenstillstand brachte Hunderttausende österreichisch-ungarischer Soldaten, die nicht rechtzeitig aus Italien abtransportiert wurden, in Kriegsgefangenschaft. Über Nacht entstanden neue »nationale« Regierungen in den früheren Kronländern: vor allem in der Tschechoslowakei, die sich von dem deutschsprachigen Österreich feindselig abtrennte. Dann brach in Wien die »Revolution« aus.

Gegärt hatte es schon lange – zumindest seit Friedrich Adler, der Sekretär der österreichischen Sozialdemokratischen Partei und Führer ihres radikalen Flügels, im Speisesaal des Hotels Sacher (am 26. Oktober 1916) den Ministerpräsidenten Graf Stürgkh erschossen hatte.¹⁸³ Die einstige Hurrah-Stimmung (der Friedrich Adler nie verfallen war; er gehörte von Anfang an zu denen, die recht eigentlich den Bestand der Monarchie negierten) hatte wachsender Kriegsmüdigkeit Platz gemacht. Es war vor allem

181 Anm. WvWs: »Der Zufall wollte, dass ein Jude, Major Paul Goldenberg, der den Akt zu bearbeiten hatte, ein Menschenalter später, als Flüchtling in einem Altersheim in Gedera landete, wo er unser Freund wurde.«

182 Immediatsgesuch: Antrag, dessen Erledigung direkt der obersten Instanz (dem Staatsoberhaupt) vorgelegt werden soll.

183 Friedrich Adler (1879–1960): Sohn des Gründers und Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Victor Adler (1852–1918), erschoss am 21. Oktober 1916 den österreichischen Ministerpräsidenten Karl Graf Stürgkh (angeblich mit dem Ausruf: »Nieder mit dem Absolutismus, wir wollen den Frieden!«), zum Tode verurteilt, begnadigt, 1918 amnestiert, danach führende Rolle bei der Niederschlagung kommunistischer Putschversuche, 1923–1940 Generalsekretär der »Sozialistischen Arbeiterinternationale«.

die Knappheit des Speisezettels, die den Wiener verärgerte, weit mehr als die Million Frontsoldaten. »Kein Brot – kein Bier – kein Rauchtabak«, sangen die Soldaten. Und an den Hauswänden konnte man lesen: »Gleicher Lohn und gleiches Essen – und der Krieg wär' längst vergessen.« Die Wenigsten verstanden, dass der ersehnte Friede gerade ihnen, den Wienern, die grimmigste Not und das Ende ihrer Führerrolle in Mitteleuropa bescheren würden. Jetzt war der Krieg zu Ende – ein Ende mit Schrecken. Und jetzt entlud sich die jahrelange Spannung in »revolutionärem« Elan. Halbwüchsige Burschen zogen durch die Straßen und verlangten von jedem Offizier, den sie trafen, dass er ihnen die Kokarde ausliefere – den aus goldenen Fäden gewebten Knopf auf seiner Kappe, der den Buchstaben »K« (für Kaiser Karl I.) führte.

Ich war nicht vom Kriegsausbruch begeistert gewesen; ich war es noch weniger von Revolution und Republik. Als eine solche Bande mich aufhielt, zog ich die (ungeladene) Pistole und jagte sie auseinander. Aber ich war auch in dieser meiner Ehrauffassung ein Einzelgänger. Ich sah bald nur mehr Offiziere ohne Kokarde oder solche, die das »K« mit Nationalfarben überdeckt hatten: die Deutschen mit schwarzrotgoldenem Band, die Tschechen weiß-rot, die Ungarn rot-weiß-grün.

Am nächsten Tag kaufte ich daher etliche Meter blau-weißes Band und fuhr in den Ingenieur- und Architektenverein, wo der neukonstituierte »Jüdische Nationalrat« tagte – soviel ich erinnere: die vier zionistischen Abgeordneten des Parlaments, der Oberrabbiner Chajes, die Gemeinderäte Wiens usw. Uneingeladen ergriff ich das Wort, erklärte die Sicherheitslage, wie ich sie sah, forderte, dass die jüdischen Offiziere und Soldaten sich als Nationalität gleich den anderen nationalen Militärpersonen deklarieren, und verteilte unter den anwesenden Offizieren und Soldaten meine blau-weißen Bänder für ihre Kappen. Dann verlangte ich die Aufstellung einer jüdischen Militärmiliz, sowohl zum Schutz der jüdischen Stadtviertel als auch der Heimkehrer an den Bahnhöfen. Die jüdischen Soldaten aus der neuen Tschechoslowakei, dem neuen Polen, dem neuen Ungarn müssten nicht nur empfangen – sie müssten auch informiert werden, damit sie nicht hilflos dem revolutionären Sturm der neuen Staaten ausgeliefert würden. Zum ersten (und vielleicht letzten) Mal meines Lebens wurden meine Vorschläge trotz ihres abenteuerlichen Charakters ohne Diskussion akzeptiert. Am nächsten Tag sah man schon die ersten bewaffneten Soldaten mit blau-weißer Armbinde in den Straßen der Leopoldstadt und auf den Bahnhöfen Wiens patrouillieren.

Am 12. November 1918 wurde die »Republik Deutschösterreich« ausgerufen. Die Arbeiterschaft veranstaltete einen Demonstrationmarsch über die Ringstraße am Parlamentsgebäude vorbei, um die neue Regierung zu begrüßen. Ich fand einen Platz auf der Rampe des schönen, schmiedeeisernen Gitters des Volksgartens, gegenüber dem Parlamentsgebäude, um mitzuerleben, wie Wiener Massen jubelten, dass ihr Kaiser-

reich zerborsten und ihre Herrschaft über das Herz Europas ein jämmerliches Ende genommen hatte.

Mein Ekel ob dieser sinnlosen Kundgebung wurde noch übertroffen durch das Benehmen einer Gruppe von 100 bis 150 deutschnationalen Couleurstudenten, die – um zu beweisen, dass auch sie gegen die (katholischen) Habsburger seien – mit den Farben ihrer Korporationen über der Offiziersuniform und einer riesigen schwarz-rot-goldenen Fahne aufmarschierten. Als sie bis in die Nähe des Parlaments, gerade vor meinen Standort, gekommen waren, überfiel sie eine Rotte von Kommunisten, nicht viel zahlreicher als die Couleurstudenten. Es kam zu einem Handgemenge – und die Herren ließen ihre Fahne in den Händen der Kommunisten, die sie in Stücke rissen und mit Füßen traten. Für meine Ehrbegriffe war diese Feigheit unfassbar: Wenn du schon bewusst provozierend zu solcher Demonstration mit deiner Fahne teilnimmst, dann mußt du sie mit deinem Leben verteidigen – mußt dich für sie töten lassen, aber nicht sie ... hingeben.

Am nächsten Tag ging ich auf die Universität, mich zu inskribieren. Am Pissoir fand ich etwa ein Dutzend Inschriften: »Juden raus! Juden haben im deutschen Österreich nichts zu suchen! Ihr Saujuden verstinkt die Universität.« Beide Erlebnisse zusammen bestärkten meinen Entschluss: Aus diesem Österreich hinaus, so rasch ich nur meinen Doktor gemacht haben werde. Hier ist nicht mehr meine Heimat.¹⁸⁴

Der erste und stärkste Eindruck des besiegten Wien, des besiegten Österreich war: Hunger. Wirklicher Hunger nach Essen, aber auch Hunger nach allen möglichen Gebrauchsartikeln: Stoffe für Kleider, Leder für Schuhsohlen, Seife zum Rasieren waren Luxuswaren. Am schlimmsten aber war doch der Mangel an Kalorien: Brot, Kartoffeln, Fett gab es zu wenig, um arbeitende junge Menschen bei Kräften zu halten, zu wenig sogar für den Vater, der Zeit seines Lebens ein sehr mäßiger Esser gewesen war. So beschlossen wir, mein Bruder und ich, zunächst Kartoffeln und Mehl von einem Bauern zu holen, einem Klienten des Vaters, der ihm in solcher Form das Honorar zahlen konnte. Wir fuhren in einem Bummelzug ins Marchfeld. Alle Fensterriemen des Waggons waren abgeschnitten; man stahl das Leder für Schuhsohlen. Alle Aschenschalen waren von den Fenstern weggehackt – irgendwie wurden sie als Metall verwertet. Die Glühbirnen waren aus ihren Sockeln gestohlen. Die Fenster zum Teil zerschlagen. Die Abteile waren unsagbar schmutzig. Die wenigen Tage der Republik hatten schon ihre Spuren hinterlassen; auf meiner Heimreise von der Front waren die Waggons nicht entfernt so verwahrlost gewesen.

184 An dieser Stelle beginnt im Original – entgegen der Chronologie – bereits das ursprünglich zehnte Kapitel.

Im Dorf erhandelten wir einen 50 Kilo-Sack Mehl, zwei Säcke Kartoffeln und einen halben Sack Linsen oder Erbsen – ich erinnere mich nicht mehr genau. Der Bauer fuhr uns zur Bahn, half uns, die Säcke in einen offenen Frachtwagen zu laden. Mit unseren Pistolen in den Händen saßen wir auf den Kartoffeln, bereit, sie gegen Bahnräuber zu verteidigen. Am Wiener Bahnhof halfen uns Soldaten der jüdischen Heimgarde und holten uns einen zweirädrigen Karren, den wir Brüder dann gemeinsam mit dem Karrenbesitzer nach Hause schoben ... Damit war unsere Familie vor dem schlimmsten Hunger geschützt.

In Wien wurden Lebensmittelkarten verteilt. Die Brotration für Schwerarbeiter war doppelt oder dreimal – ich weiß es nicht mehr – so groß wie für »geistige Arbeiter«. Also beschloss ich, Schwerarbeiter zu werden. Die Stadt litt unter Kohlenmangel; die Hörsäle der Universität konnten nicht geheizt werden; wir saßen dort in unseren Militärmänteln, mit den warmen Handschuhen an den Händen. In der Nähe gab es ein Braunkohlenbergwerk, wo der kostbare Heizstoff im Tagbau gewonnen wurde. Die Zeitungen meldeten, dass dort Arbeitermangel herrsche – in Österreich gab es damals gleichzeitig Arbeitslosigkeit und unbefriedigte Nachfrage für körperlich anstrengende Aufgaben. (Damals entstand der Slogan, dass die Aufräumefrau des Hörsaals mehr Gehalt bekommen *müsse* als der Professor, denn sie arbeite ja wirklich!). So meldete ich mich denn für den Bergbau – wurde aber abgewiesen; die Arbeitsplätze seien für Niederösterreicher reserviert, und ich sei ja Wiener. Mehr Glück hatte ich bei der Rettungsgesellschaft, wo ich für drei Nächte und drei Nachmittage pro Woche angestellt wurde – natürlich ohne Gehalt, aber mit der Zulage für Schwerarbeiter! Nach zwei, drei Monaten wurde die Verpflegungslage besser; vor allem aus Italien kamen Lebensmittel, hauptsächlich das armselige »Johannisbrot«, »Bockshörndln« genannt. Irgendwie überlebte man.

Ein anderes Problem war die materielle Existenz der Eltern. Mein Vater hatte sofort, als ihn die Nachricht von der Abdankung Kaiser Karls I. erreichte, den Dienst quittiert – und damit sein Gehalt verloren. (Seine Advokaturskanzlei war seit seiner Mobilisierung geschlossen!).¹⁸⁵ Das bedeutete, dass mein Vater, 61 Jahre alt, seine Kanzlei neu aufbauen musste. Sein Vermögen hatte, wie erwähnt, aus dem Besitz mehrerer Zinshäuser, aus Aktien (und natürlich Kriegsanleihen) bestanden. Die Kriegsanleihen waren völlig wertlos; der Zinsertrag der Häuser war durch den seit August 1914 verfügten Mieterschutz und die rasch fortschreitende Entwertung der österreichischen Krone lächerlich gering und die Häuser selbst daher fast unverkäuflich geworden. Blieben die Aktien: Die waren nach wenigen Monaten um ein Drittel (in Schweizer Währung umgerech-

¹⁸⁵ Ein überlanges Zitat, in dem WvWs Vater seinen Abschied vom Militär schildert, wurde hier gestrichen.

net) gesunken. Mein Bruder und ich schlugen vor, all die Papiere in Rucksäcke zu packen, damit über die Grenze in die Schweiz zu gehen – wir beide kannten die Engadine ziemlich gut von unseren Ferienreisen – und dort alle Aktien zu verkaufen. Wenn auch nur die Hälfte des früheren Wertes erzielt werde, sei wenigstens die Hälfte gerettet.

Es war ein törichter Plan, wie ich heute ihn beurteile. Wir wären entweder im Schnee auf ungewissen Gebirgspfaden umgekommen oder von Zollbeamten angehalten worden. Aber für den Vater war nicht die Abenteuerlichkeit des Vorschlags ausschlaggebend; er protestierte dagegen, dass wir glaubten, die Entwertung der Krone habe den inneren Wert der Papiere – Petroleum, Eisenbahnen, Bergwerke, Industrien – angetastet. Im Gegenteil: Durch die Inflation müssten sie an Wert gewinnen. »Ich werde doch nicht so töricht sein und mich von der Panik der Anderen anstecken lassen«, entschied der sonst so kluge Mann. Er wollte nicht spekulieren. Zu spät erkannte er, dass in Krisenzeiten auch jene, die nichts tun, »spekulieren« – nämlich darauf rechnen, dass die alte Ordnung, die alten Werte erhalten bleiben.

So begann für uns Alle eine schwere Zeit. Man sparte an allen Ecken und Enden. Die Gesellschaftsräume wurden zugesperrt; man heizte nur die zwei Kanzleizimmer (mit einem eisernen Ofen, der an die schönen, aber nicht sparsamen Kachelöfen angeschlossen war). Dort arbeitete der Vater, dort speisten wir, dort saßen wir zusammen, um uns zu erwärmen. Die zwei Schlafzimmer, das der Eltern und das der beiden Söhne, wurden nicht geheizt. Mir, dem Ex-Hilfsarzt einer chirurgischen Abteilung, wurde das Talent zugetraut, dem Vater und dem Bruder die Haare zu schneiden, um den Friseur zu ersparen. Vom Leder, das der Vater noch vom Ärar bekommen hatte, schnitten wir uns selbst Sohlen zurecht und nagelten sie, so gut wir es vermochten, um den Schuster zu sparen. Die Kanzlei begann in Gang zu kommen – zunächst mit Übersetzungen aus dem Tschechischen ins Deutsche und umgekehrt, die mein Vater (als »gerichtlich beedeter Dolmetsch«) für Hunderte von Bürgern zu besorgen hatte, die plötzlich eine andere Staatsbürgerschaft, andere Heimatzuständigkeit haben sollten oder wollten. Und ich – auch ich begann zu arbeiten, neben meinem Studium. Ich war (zweiter) Sekretär beim Jüdischen Nationalfondsbüro geworden und Mitarbeiter der neugegründeten zionistischen »Wiener Morgenzeitung«. Es dauerte nicht lange, und ich wurde »Generalsekretär« des Jüdischen Nationalfonds. Ich engagierte erst zwei, dann drei Studenten als Mitarbeiter und stürzte mich mit ganzer Begeisterung in die Arbeit.

Es ist mir irgendwie peinlich, über diese meine Tätigkeit als Beamter zu sprechen – beinahe ebenso peinlich wie über die Kämpfe im Ersten Weltkrieg. Ich glaube, die Ursache analysieren zu können: Von meinen Frontkameraden lebt kaum einer mehr, oder wenn einer noch am Leben ist, so ist er durch Tausende von Meilen von mir getrennt. Es gibt also keine Zeugen mehr von gemeinsamem Erleben. Das gilt in fast gleichem

Maß für meine Nationalfondszeit; da und dort gibt es noch Freunde, die jene hektische Zeit erinnern – Dr. Karl Schwager und seine Schwester Paula aus Linz, jetzt in Tel-Aviv; Dr. Otto Hahn, einer meiner Sekretäre, jetzt in Ramat Gan; Käthe Unger, einst Sekretärin des Hauptbüros – aber wie wenige, wie wenige sind übrig geblieben! Ein halbes Jahrhundert, *mehr* als ein halbes Jahrhundert. Aber versuchen wir davon zu erzählen, was auch ohne Tatzeugen von Interesse sein mag.

Beginnen wir vom Anfang, nämlich von der Russischen Revolution und ihrer Einwirkung auf Österreichs Juden. Ich habe schon verraten, dass ich die glückliche Gabe hatte, marxistische Glaubensartikel mit zionistischer, also nationalistischer, also kleinbürgerlicher Ideologie einerseits und dem Respekt vor dem Streben meiner Eltern, Kapital zu bilden, andererseits unter einen Hut zu bringen. Nach der November-Revolution erwartete ich den Sieg des Sozialismus in allen Ländern Europas. Es schien mir nötig, die Juden so zu organisieren, dass sie den sozialistischen Zug mitmachen, ohne dabei ihr Zusammengehörigkeitsgefühl – das heißt: Nationalismus in seiner edlen Bedeutung – zu verlieren.

In Wien gab es nicht den »Bund«, der das Bestehen einer »Nation«, die Juden aller Zungen umfasst, leugnet und nur die jiddisch sprechenden (vor allem des Zarenreichs) als Volksgenossen anerkennt. Aber es gab in Wien die »linke« Poale Zion, die, stramm marxistisch, jede Zusammenarbeit mit bürgerlichen Zionisten ablehnte. Sie waren Klassenkämpfer reinsten Stils! Ich beschloss, ihnen entgegenzutreten, und hielt einen Vortrag über *Klassenkampf in der jüdischen Gasse*. Meine These war, Klassenkampf sei gut und notwendig für alle Völker – mit Ausnahme der Juden! Denn gemäß der marxistischen Definition seien Proletarier Menschen, die von der Hand in den Mund leben und durch jede gesellschaftliche, wirtschaftliche Katastrophe vor das Nichts gestellt werden. Demzufolge sei das jüdische Volk als Ganzes ein Proletariat. Denn der jüdische Bourgeois wie auch der jüdische Kapitalist reden sich nur ein, dass sie ökonomische Sicherheit besitzen; aber ein Windstoß könne ihr Haus umstürzen, sie zu Bettlern machen. Alle Juden – »Rothschild und der Bettler«, um Herzl zu zitieren¹⁸⁶ – seien von der Gnade nichtjüdischer Machthaber abhängig. Daher müssen alle Juden, Arbeiter und Bürger, eine gemeinsame Front bilden – im Golus und noch mehr in Palästina. Ein paar Leute schlossen sich diesem Programm an; ein Bankbeamter mit schönem braunen Vollbart, Hugo Rechnitzer, wurde Vorsitzender; unser Schriftführer war der stud. iur. Josef Michael Lamm, später Mapai-Abgeordneter in der ersten Knesset, sehr populärer Richter und Präsident des Israelischen Fußballverbands. Diese »jüdische sozialistische Partei« vegetierte einige Zeit dahin. Nach den ersten Wahlen zum deutsch-österreichi-

¹⁸⁶ Programmatischer Grundgedanke der »Jewish Company« in Herzls *Judenstaat* (Anm. 177).

schen Nationalrat, in denen die Zionisten einen Abgeordneten (Robert Stricker) zur allgemeinen Überraschung durchbrachten, schlief sie ein. An die Richtigkeit meiner These aber glaube ich bis heute, Hitler hat sie blutig bestätigt.

Ich blieb Sekretär des Nationalfonds bis Juni 1922, bis zu meiner Auswanderung nach Palästina. Zugleich studierte ich Medizin, in hektischem Tempo; absolvierte – bis auf eine Ausnahme, über die ich noch berichten werde – alle Prüfungen zum frühest möglichen Termin. Nebstbei hielt ich zahlreiche Vorträge – oft drei oder vier Abende in der Woche. Ich war Vertreter der jüdischen Mediziner in Hochschulfragen und hatte schließlich ein recht an- und aufregendes Privatleben. Wie ich das alles vereinen und körperlich aushalten konnte, ist mir heute ein Rätsel. Wenn ich unsere jetzige Jugend sehe ... »o quae mutatio rerum!«¹⁸⁷

Für die Kriegsmediziner gab es eine zweischneidige »Erleichterung«, um die beim Militär verlorenen Jahre einigermaßen ersetzen zu können: für sie hatte das Jahr statt zwei, drei Semester. Sie konnten daher um etliche Monate früher zu den Rigorosen antreten als andere Studenten. Das war Gewinn an Zeit, aber Verdopplung des in dieser Zeit zu bewältigenden Lehrstoffs. Wenn ein »werktätiger« Student, wie ich, keine Zeit hatte, Vorlesungen zu hören – von 9 bis 12 und von 4 bis 7 waren meine Bürostunden –, war das Lernen noch schwerer. Glücklicherweise gab es einen Ausweg: Statt der Vorlesungen des Professors hörte ich (freilich extra zu bezahlende) Kurse bei einem seiner Assistenten. Solche Kurse begannen manchmal um 6 oder 7 Uhr früh, manchmal – ich denke vor allem an einen Kurs in pathologischer Anatomie – um 10 Uhr nachts. Kam ich nachts nach solchem Kurs heim, fand ich in der Kochkiste (eine Erfindung jener Notjahre, die Heizgas sparen sollte) zwei oder drei Töpfe mit Suppe, Fleisch, Gemüse, die meine Mutter für mich aufgehoben hatte. Ich aß, mit dem Lehrbuch vor mir, und studierte, bis die Augen zufielen. Vor Prüfungen war es noch schlimmer; da nahm ich für zwei, drei Tage Urlaub und lernte bis zu zwanzig Stunden täglich. Nachts lag ich angezogen auf dem schwarzen Rosshaarkanapee im Arbeitszimmer des Vaters, mit einer Glühbirne über meinem Gesicht, etwa einen halben Meter von meinen Augen entfernt. Wenn ich einschlief, dann weckte mich das grelle Licht nach kurzer Zeit, und ich konnte weiter lernen.

Dass unter solchen Umständen jede Prüfung – und die Tage vor ihr – ein Alpdruck waren, möge ein Beispiel bildhaft machen: Es war Sommer, als ich zur Pharmakologie »antrat« – mit einer Bluse, die ich an einem Sommertag in einer der »heißesten« Schlachten getragen hatte, als ich kaum hoffte, lebend davonzukommen. Aber damals

187 O quae mutatio rerum (»Oh, welch Wandel der Verhältnisse«): Refrain des Studentenlieds *O alte Burschenherrlichkeit* (1825).

hatte ich, soweit ich erinnere, keine besondere Angst, während ich jetzt, im Vorraum des Prüfungssaals mit zwei Leidgenossen wartend, derart in Angstschweiß gebadet war, dass die Bluse mir wie aus dem Wasser gezogen am Rücken klebte. Der Professor machte darüber eine Bemerkung: ob es im Vorraum wirklich so heiß sei ...?

Nicht ganz so große Prüfungsangst hatte ich vor der Anatomie. Vielleicht fürchtete ich mich deshalb nicht so sehr, weil ich ziemlich entschlossen war, das Studium aufzugeben, falls ich durchfallen sollte. Ich hatte Glück! Der Anatom, Julius Tandler, soeben zum Unterstaatssekretär für Volksgesundheit ernannt, eilte zu seiner Beerdigung; nach zwei oder drei leichten Fragen entließ er mich gnädig.

Weil schon von Prüfungen die Rede ist, seien ein oder zwei Anekdoten »ohne Angst« erlaubt. Beim Rigorosum in Innerer Medizin war ich – ich weiß nicht, warum – dem Prüfer Professor Chvostek aufgefallen. Nach dem Examen fragte er in seiner unwirlichen Art, ob ich in seiner Privatsprechstunde aushelfen wolle; sein Privatassistent gehe auf Urlaub. Ich nahm begeistert an. Bei der Arbeit wurde er allmählich so menschlich, dass ich mir einmal den Mut nahm zu fragen: »Herr Hofrat, wieso haben Sie eigentlich mich angestellt? Sie sind doch – sagt man – Antisemit.« Chvostek protestierte:

Nur Trottel sind Antisemiten oder überhaupt »anti« etwas. Ich bin nur den jüdischen Ärzten feind. Die sind alle einfach Mörder! Erinnern Sie sich, wie am vorigen Freitag um 2 Uhr die Erzherzogin Josepha¹⁸⁸ anrief, sie wolle mich konsultieren? Was habe ich gesagt? Bedauere, Kaiserliche Hoheit, habe ich gesagt; aber Freitagnachmittag fahre ich immer auf die Jagd. Wenn es dringend ist, müssen Kaiserliche Hoheit sich an einen Kollegen wenden, habe ich gesagt. Nennen Sie mir einen einzigen jüdischen Arzt, der so gesprochen hätte! Die sterben ja vor Angst, dass gottbehüte ein Kollege einen ihrer Patienten bekommt. Die sitzen sonn- und feiertags am Telefon, um nur ja keine Visite zu versäumen – und damit bringen sie sich selbst um und ihre Kollegen, die es auch so machen müssen. Schauen's einmal nach, um wieviel mehr jüdische Ärzte an Herztod sterben als arische!

Ich habe das nicht nachgerechnet. Chvostek war ein blendender Diagnostiker, der meinem Vater einen großen Dienst geleistet hat. Im dritten Kriegsjahr begann er an unerträglichen Fußschmerzen beim Gehen zu leiden. Ein Orthopäde riet zu einer Operation beider Füße, hielt es aber für möglich, dass »außer« Gelenkentzündungen noch neurologische Störungen vorliegen. Als deshalb mein Vater den Professor konsultierte, lachte dieser ihn aus: »Sie san ja zum Skelett abgemagert; da marschiern's eben auf ihrer Beinhaut, und das tut höllisch weh. Essen's ordentlich und tragen's auch in der

¹⁸⁸ Maria Josepha Luise von Sachsen (1867–1944): verh. mit Erzherzog Otto Franz Josef von Österreich (1865–1906).

Stadt genagelte Bergschuh; dann werden Sie nicht auf Ihren Knochen gehen und keine Schmerzen haben.« Die »Genagelten« halfen in der Tat, und die komplizierte Fußoperation wurde überflüssig.

In Kinderheilkunde wurde ich vom genialen (und unglücklichen) Freiherrn von Pirquet geprüft. Es war die Zeit nach der Ermordung Joseph Trumpeldors in Tel Chai¹⁸⁹ und nach dem Pessach Pogrom in Jerusalem (1920).¹⁹⁰ Mir schien die Zukunft des Jischuw in Gefahr – jeder Mann, der Waffen tragen könne, schien mir dort vonnöten. Ich verlangte von Dr. Paul Bauer, dem Leiter des Wiener Palästina-Amtes, dringend ein Zertifikat; er versprach es mir – heute weiß ich, ohne die geringste Absicht, es mir wirklich zu verschaffen. (Ich sei in Wien wichtiger, hörte ich später).

Die Wartezeit nützte ich, so viele Prüfungen hinter mich zu bringen als möglich, darunter auch die in Kinderheilkunde. Pirquet – der geniale Entdecker der nach ihm benannten Tuberkulose-Diagnose, der Schöpfer des Allergie- und Immunbegriffes, der Entdecker der Serumkrankheit, der Erste, der (noch dazu im Wiener Klima) Freiluftbehandlung für tuberkulöse Kinder eingeführt hatte – war noch viel stolzer darauf, dass er eine neue Methode der Nährwertberechnung (anstelle der üblichen Kalorientabellen) erfunden hatte. Alle Nahrungsmittel sollten mit der »Einheit« NEM (Nährwert von einem Gramm Milch) gemessen werden. (Während des Weltkrieges konnte Pirquet seine Methode praktisch anwenden.) Mindestens ein paar Mal im Monat gab es bei den Rigorosen Fragen nach einer NEM-Berechnung. Also lernte ich vor dem Rigorosum die NEM-Tabelle. Da ich – wieder aus »Überfluss an Geldmangel« – vorhatte, auf Deck nach Palästina zu dampfen und sowohl während der Bahnfahrt als auch am Dampfer mich selbst zu verpflegen, stellte ich mir wirklich für den Eigenbedarf nach Pirquets Tabelle alle dauerhaften Lebensmittel zusammen, die ich für 14 Tage im Rucksack unterbringen konnte: Wurst, Schokolade, Zwieback, Konserven, Suppenwürfel und was sonst Touristen mitnehmen würden. Ich verband das Angenehme (Reisevorbereitung) mit dem Nützlichen (der NEM-Rechnung). Siehe da: Pirquets erste Frage lautete: »Proviant für einen Ausflug von 14 Tagen!« Leichten Herzens schrieb

189 Am 29. Februar/1. März 1920 wurden während der arabisch-jüdischen Kämpfe bei Tel Chai (Nordgaliläa) acht Juden getötet, unter ihnen Joseph Trumpeldor. Weisl behandelt diese Ereignisse in seinem ab 1932 verfassten Roman *Er macht sich Sorgen um die Juden*, der 2019 im Rahmen des Grazer Weisl-Forschungsprojekts ediert werden soll.

190 Pessach-Pogrom, Nabi-Musa-Unruhen: Bei Zusammenstößen zwischen Arabern und Juden in Jerusalem zwischen dem 4. und 7. April 1920 wurden fünf Juden getötet und über 200 verletzt, jüdische Geschäfte geplündert und jüdische Frauen vergewaltigt. Auf arabischer Seite fanden vier Menschen den Tod, darunter ein Kleinkind, ferner wurden 23 Araber und 17 britische Soldaten verletzt.

ich meine Einkaufstabelle auf die schwarze Tafel: Wurst, Schokolade, Milch- und Suppenkonserven – und zum glorreichen Ende: Paprika, Pfeffer, Salz, obwohl diese keinen Nährwert haben, aber zum Essen eben gehören. Der Hofrat war überrascht: »Sie sind der erste Mediziner, der weiß, dass man zum Essen auch Genussstoffe und nicht nur Kalorien braucht. Phänomenal!« Bescheiden sagte ich, zufällig hätte ich mir diesen Proviant für eine Palästina-reise zusammengestellt und dabei natürlich auch an Salz und Pfeffer gedacht ... Der große Gelehrte, übrigens jüdisch versippt – seine Mutter Flora Pirquet war eine geborene Pereira-Arnstein¹⁹¹ –, war sichtlich gerührt, dass ich für meinen Proviantbedarf seine Methode benützt hatte. Die zweite Frage war leicht – Blattern und Blatternimpfung. Wieder hatte ich Glück. Wenige Tage zuvor hatte ich bei einem Trödler, bei dem ich alte Bücher und Noten entdeckt hatte, einen Sonderdruck über Pockenimpfung durchblättert. Ich begann: »Am Hofe des Sultans hatte die Gattin des britischen Botschafters, Lady Montagu ...«¹⁹² – »Genug«, rief Pirquet. »Ausgezeichnet.« Und fragte: »Wollen Sie an meine Klinik kommen?« Das war eine unerhörte Auszeichnung; ein Raunen ging durch den Hörsaal, in dem dieses Rigorosum öffentlich stattfand. Es war ein unverzeihlicher Leichtsinn, diese Chance auszuschlagen – aber ich erwartete, wie gesagt, das Visum nach Palästina tagtäglich und erklärte dem Professor, warum mir dies nicht möglich sei. Viele Jahre später erzählte mein Freund, der große Röntgenologe des Rothschild-Spitals, Jonas Borak, der damals auf seine Prüfung wartete, ich hätte dem Pirquet geantwortet: »Ich muss nach Palästina fahren; mein Volk ruft mich!« Ich erkläre hiermit, dass dies eine Verleumdung ist; was immer ich damals gesagt haben mag – so geschmacklos war es sicher nicht.

Das allerletzte Rigorosum vor dem Doktorat betraf die Augenkrankheiten. Ich war damals sehr an eine Dame gebunden; es war eine große Liebe von einigen Jahren Dauer. Nach der Promotion sollte die Hochzeit stattfinden. Professor Ernst Fuchs war zufällig einer der wenigen Lehrer, deren Vorlesung ich trotz meiner Büroarbeit besuchen konnte. Er las zwischen ein und zwei Uhr nachmittags. Ich konnte bequem vom Büro hinkommen, war der Erste im Saal, konnte meinen Platz gerade dem Professor gegenüber einnehmen – aber ich schlief regelmäßig nach den ersten paar Minuten ein; sei es, dass ich so müde war, sei es, dass der Hofrat besonders eintönig vortrug. Das Ergebnis: Ich fiel durch. Wiederholte nach sechs Wochen und fiel wieder durch. Nach weiteren sechs Wochen abermals – und fiel zum dritten Mal durch! Das bedeutete, dass ich eigentlich das Studium hätte aufgeben müssen. Ein viertes Mal durfte man nur

191 Flora Pirquet (geb. Pereira-Arnstein, 1845–1912), nach dem Ahnherrn Heinrich von Pereira-Arnstein (1773–1835): Wiener Bankier.

192 Mary Wortley Montagu (1689–1762): englische Schriftstellerin, Frau von Edward Wortley M., dem seit 1716 amtierenden Botschafter am Osmanischen Hof in Istanbul.

mit besonderer Genehmigung des Dekanats antreten – und dann ein Semester später! Nun – ich bekam diese Erlaubnis, für das Wintersemester 1921 – aber drei Durchfälle hatten meine Freundin tief erschüttert. Sie fand, mein Versagen gerade bei dieser letzten Prüfung beweise, dass ich im Unterbewusstsein scheitern wolle, um nicht heiraten zu müssen. Sie hatte unterdessen einen (jüngeren) tüchtigen Fabrikanten der »Wiener Werkstätten« kennen gelernt und ... heiratete ihn statt meiner. Ich war sehr unglücklich, bestand aber die vierte Prüfung ... nach ihrer Hochzeit.

Ein Lehrer, der mir viel gegeben hat, war Assistent (des Nobelpreisträgers) Wagner-Jauregg auf dessen psychiatrischer Klinik, Professor Paul Schilder.¹⁹³ Wagner-Jauregg, ein blendend gescheiter Psychiater, war Gegner Freuds. Umso höher muss seine Objektivität geschätzt werden, dass er zu seinem Assistenten den Psychoanalytiker Schilder ernannt hat. Allerdings war dieser nicht nur nicht ein blinder Anbeter Freuds, sondern vielleicht der erste seiner Anhänger, der den Meister kritisierte und eigene Wege in der analytischen Krankenbehandlung ging. Es war mein Geschick, dass ich überall in meinem Leben nicht von den orthodoxen Lehrern begeistert wurde, sondern von originellen Außenseitern. Beim Militär war es ein Rössler gewesen, in der Gynäkologie war es der »Konstitutions-Theoretiker« Bernhard Aschner; Interne lernte ich später bei dem Schöpfer der Diättherapie Max Gerson¹⁹⁴; Krebstherapie bei Eduard Jacobs – und Psychiatrie, Psychoanalyse (richtiger: Tiefenpsychologie) lernte ich nicht bei Freud, sondern bei Schilder, dem »Ketzer«. Seine Ketzerei bestand darin, dass er die Methode Freuds ablehnte, weil jede Therapie, die jahrelang dauere, für die Massen der Kranken nicht in Betracht komme, also sozial wertlos sei. Es sei aber auch überflüssig, einen Neurotiker so lange zu behandeln, bis er »von selbst« die Wurzel seines Leidens erkenne. Nicht immer, aber meistens genüge es, wenn der *Arzt* sie erkenne und den Kranken dementsprechend beeinflusse, also *erziehe!* Dies sei fast immer in wenigen Monaten möglich. Ferner: Es sei Pflicht des Arztes, dem Kranken so weit als nur möglich zu helfen, seine Leiden zu verringern. Daher sei er berechtigt, auch gegen Symptome psychotischen Ursprungs – z. B. Magenkrämpfe – symptomatische Medikamente zu geben. War das alles für die strengen Freud-Schüler schon ganz entsetzlich, so schlug

193 Anm. WvWs: »Der zweite Assistent und Leiter der neurologischen Abteilung war damals Professor Otto Pötzl (Anm. 34), ein späterer Nazi, dem aber zugute geschrieben werden muss, dass er den von den Nationalsozialisten besonders gehassten greisen Professor Freud samt dessen gesamter Bibliothek aus Wien heraus und nach London gebracht hat.«

194 Siehe WvWs Artikelserien in der NFP: *Der Streit um die Gerson-Diät* (Nr. 23501, 16. Februar 1930), *Was Gerson erlaubt und verbietet* (Nr. 23508, 23. Februar 1930), *Meine Erfahrungen mit der Gerson-Diät* (Nr. 23514, 1. März 1930), *Die Erfolge der Gerson-Diät* (Nr. 23536, 23. März 1930) und in der VZ: *Gersons Kampf gegen die Tuberkulose* (Nr. 340, 21. Juli 1929), *Gersons Tuberkulose-Diät* (Nr. 352, 28. Juli 1929).

dem Fass den bekannten Boden aus, dass Schilder auch noch Heilhypnose lehrte, eine Todsünde gegen Sigmund Freud. »Ich werde doch nicht einen Tramwaychauffeur, der an Verstopfung leidet, zwei Jahre lang analysieren, wenn ich ihn in ein paar Hypnosebehandlungen kurieren kann, ohne ihn nach Kindheitserinnerungen zu befragen«, sagte mir Schilder.

Der erste Patient, den mir – damals noch Student – Schilder zur Behandlung überwies, ist mir bis heute in Erinnerung geblieben. Es war ein aus Jerusalem stammender Jude, Mathematiker, der eine Habilitationsschrift für eine Dozentur an einer deutschen Universität ausarbeiten sollte – und sie wegen seiner Neurose nicht zustande brachte. Er litt an allen möglichen Beschwerden: erstens an Schlaflosigkeit. Er schlief trotz aller Schlafmittel erst in den Morgenstunden ein, dämmerte aber dann bis in den Nachmittag hinein. Zweitens hatte er »schwerste Magenkrämpfe«, es war ihm »fast unmöglich«, feste Nahrung zu sich zu nehmen, er lebte von Milchspeisen. Und drittens – er war arbeitsunfähig, konnte sich nicht konzentrieren; träumte, statt zu schreiben. Schilder vermutete, dass ein »jüdisches« Problem hinter den Symptomen stecke; der Mann war in der Kindheit orthodox gewesen, im Cheder aufgezogen worden; seit seinen Universitätsjahren »selbstverständlich« atheistisch. Als Zionist würde ich für ihn besonderes Verständnis haben, meinte Schilder. Zunächst fand ich bei ihm einen Plätschermagen¹⁹⁵ und behandelte ihn (nach Aschner) mit dem Gegenteil seiner bisherigen Ernährung, nämlich mit konzentrierten, sogar gewürzten Speisen. Die Schlafmittel strich ich nach wenigen Tagen; verordnete ihm, statt am Morgen schlafen zu gehen, vor Sonnenaufgang aufzustehen und aus dem Haus zu gehen. Als ich aus seinen leidenschaftlichen, »entrüsteten« Erzählungen über seine Chedererlebnisse erkannte (dort habe man die Kinder »auf den nackten Popo geschlagen«, was ich ihm nicht glaubte), wie stark ihn diese religiöse Vergangenheit belastete, zog ich den Schluss, dass seine Irreligiosität nur äußerlich sei. So kombinierte ich nach fünf oder sechs Sitzungen die verschiedenen Vorschriften: »Nach dem Aufstehen, vor Sonnenaufgang – es war Sommer – musst du mit Tallit und Tefillin in die nächste Synagoge gehen und dort den Morgengottesdienst mitmachen. Du glaubst nicht? Gut, du musst nicht mitbeten, nur mit dabei sein.« Er protestierte wütend; es half ihm nichts. »Danach marschierst du rund um die Ringstraße, fünf Kilometer in fünf Viertelstunden. Danach gehst du in dein Hotel, nimmst eine kalte Dusche und frühstückst. Kaffee, Schwarzbrot, Butter, ein Ei ... Und dann setzt du dich zur Arbeit nieder.« Meine Überlegung war, dass jemand, der vor fünf Uhr früh aufsteht, am Abend müde sein werde und schlafen wolle; dass jemand, der am frühen Morgen einen Spaziergang von über einer Stunde absolviert, während die ganze

¹⁹⁵ Plätschermagen: in dem Speisen und Flüssigkeiten lange Zeit unverdaut zurückbleiben und Übelkeit hervorrufen.

Stadt noch schläft, ein Gefühl von Selbstzufriedenheit, ja Stolz entwickeln werde, das ihm aus seiner Depression heraushelfen müsste. Dass er auf dem langen Spaziergang sich mit seinen wissenschaftlichen Problemen beschäftigen werde, um sie dann zu Papier zu bringen. Und schließlich – dass die Teilnahme am Gottesdienst ihm seine zweifellosen Schuldgefühle erleichtern werde. Das Resultat gab mir recht: Nach elf Tagen hörten die Magenkrämpfe (beinahe) auf, er hatte ein Kilo zugenommen. Die Schlaflosigkeit verschwand ungefähr zur gleichen Zeit. Nach sechs Wochen wurde er von Schilder aus der Behandlung entlassen. Zwei Monate später war seine Habilitationsschrift gedruckt ... Soviel ich erinnere, teilte er etwa ein halbes Jahr später seine Ernennung zum Dozenten mit.

Das neunte Kapitel bringt den Autor endlich bis an Palästinas Schwelle

Als ich den Posten eines Sekretärs beim Jüdischen Nationalfonds (JNF) antrat, sah ich in ihm das wichtigste Instrument, um Palästina jüdisch zu machen: Ist erst einmal der Boden des Landes (durch Käufe aus diesem Fonds) in jüdischer Hand, dann ist die politische Zukunft der Nation gesichert. Zum Bodenerwerb gehört bekanntlich zunächst Geld. Die damals üblichen Sammelmethode des Fonds brachten nicht entfernt genug ein, also erfand ich neue: zunächst die »Bausteine für das Dritte Jüdische Reich«. ¹⁹⁶ Das war, wohlgemerkt, viele Jahre, ehe Goebbels vom »Dritten Reich« zu reden begann. ¹⁹⁷ Wenn jemand jemanden plagiiert hat, war dies Goebbels. Diese »Bausteine« erregten großes Aufsehen in der jüdischen Gasse. Die Einen waren von dem messianischen Klang des »Dritten Reichs« begeistert, wie zum Beispiel ein Industrieller, der einen Herzl-Film gesehen hatte und unter dessen Eindruck mir seinen Scheck schickte: »das Wenigste, was ich für das Werk dieses Großen tun kann«, schrieb er. Andere tadelten diese Losung als chauvinistisch und reaktionär. »Wir wollen doch kein jüdisches ›Reich‹ sondern nur eine – und zwar vorwiegend geistige, kulturelle – ›Heimstätte‹«, belehrte man mich.

¹⁹⁶ »Drei jüdische Reiche«: vgl. *Er macht sich Sorgen um die Juden* (SJ 170): »Nach dem Reiche Davids und nach dem Reiche der Makkabäer – das dritte Reich der jüdischen Massen!«, der jüdische Nationalstaat nach den Zielvorstellungen der revisionistischen Zionisten.

¹⁹⁷ Der Begriff des »Dritten Reichs« stammt von dem völkisch-nationalen Kulturhistoriker und Staatstheoretiker Arthur Moeller van den Bruck (1876–1925) aus dessen gleichnamiger Schrift (1923) und wurde von Joseph Goebbels (1897–1945, 1933–1945 Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Präsident der Reichskulturkammer) zur Vorbereitung eines totalitären Führerstaats übernommen.

Eine zweite Großaktion war die Planung eines »Österreichischen Waldes« durch den »Jüdischen Nationalfonds«. Baumpflanzungen waren eine alte, populäre Spende. Ein Baum »kostete« damals ungefähr zwei oder drei englische Schilling, weniger als deren Bemessung in den entwerteten österreichischen Kronen. Man »pflanzte« einen Baum anlässlich eines Geburtstags, fünf oder zehn Bäume bei einer Hochzeit und bekam dafür ein kleines oder größeres Diplom. Ich setzte durch, dass das Hauptbüro einen Berghang über der Kolonie von Kinnereth am Tiberiassee (See Genezareth) für einen »Österreichwald« von (mindestens) 10.000 Bäumen bestimmte – und ging mit Eifer daran, die dafür nötigen Gelder aufzutreiben. Im Zusammenhang mit dieser und anderen »Aktionen« – welch großklingendes Wort für so kleinliche Angelegenheiten wie Spendensammlungen! – bereiste ich die österreichischen Provinzen, hielt Lichtbildervorträge, Festreden, Ansprachen und entwickelte dabei eine ungeahnte Rednergabe. So jung ich war, gelang es mir, sofort Kontakt mit den biedereren, recht dickfelligen Bürgern und deren noch schwerer zu begeisternden Gattinnen zu finden. Es ging wie ein elektrischer Strom von mir zu den Hörern und wieder zurück. Sobald ich merkte, dass es mir fast immer gelang, meine kleineren oder größeren Hörschaften mitzureißen, beschloss ich, dieses Talent zu pflegen – reden zu lernen. Ich war schon vorher öfters an Sonntagen zur Messe in den Stephansdom gegangen, wenn dort ein Orgelkonzert von Mozart, Schubert oder einem Italiener angekündigt war. Jetzt ging ich hin, um von den Kanzelpredigern zu lernen (die ja die Aufgabe hatten, zugleich für die Frau Gräfin und für deren Köchin zu sprechen), wie man ernste und schwierige Themen so behandelt, dass auch der einfache Mensch interessiert folgen kann. Es fiel mir nicht schwer; das Prinzip war das des Doktor Faust: »Es trägt Verstand und rechter Sinn / Mit wenig Kunst sich selber vor.«¹⁹⁸

Vielleicht ist hier der Ort, über »Redekunst in unseren Tagen« zu sprechen. Ich habe die »großen« Redner – das heißt: die imstande waren, ihre Hörer zu faszinieren, sie stundenlang in Bann zu halten – auf das Geheimnis ihrer Wirkung untersucht. Von den zionistischen Rednern, vor allem den unter ihnen gewaltigsten: Jabotinsky; dann die Deos minores wie Schemarjahu Levin, Weizmann, (den jungen) Nahum Goldmann, (gelegentlich) Ben-Gurion. Von christlichen Rednern: Pater Friedrich Muckermann (der geistig höchststehende)¹⁹⁹ und (durch Radio) Hitler und Goebbels. Und schließlich hatte ich meine eigenen Erfahrungen. Der Leser nehme es nicht als Unbescheidenheit,

¹⁹⁸ Goethe: *Faust I*, Vers 530 f.

¹⁹⁹ Friedrich Muckermann (1883–1946): deutscher Jesuit und Publizist, engagierter Kämpfer gegen den Nationalsozialismus, 1934 Emigration nach Holland, 1938 nach Paris, 1943 Flucht vor der Gestapo in die Schweiz.

wenn ich mich als Redner zumindest den »kleineren Göttern« dieser Reihe zurechne, denn: »Das war einmal«. Wie ich gleich ausführen werde, kann ich schon seit vielen Jahren nicht mehr den Anspruch erheben, zu diesen zu gehören. Exit. Finitus est.

Um ein »faszinierender« Redner zu sein, braucht es mehr als »Verstand und rechten Sinn«, aber auch mehr als erlernbare Rhetorik. Freilich, es gibt ein paar Faustregeln, die heutzutage, zu unserem Unglück, vier Fünftel unserer Parlamentarier nicht beachten. Zum Beispiel, dass man desto langsamer sprechen muss, je größer der Raum ist – einfach deshalb, weil die Worte länger bis zur hintersten Reihe brauchen als bis zur vordersten. Oder dass der Redner seinen Mund auf die hintersten Reihen richtet, damit die Stimme dorthin reicht, und nicht, wie so häufig, zu den am nächsten Sitzenden. Noch wichtiger: dass der Redner »redet« und nicht etwa in ein Manuskript hineinspricht. Entweder gehört er zu denen, die aus dem Stegreif formvollendet sprechen – wie mein Vater es war, wie ich es noch immer bin –, oder er muss seine Rede ausarbeiten und auswendig lernen, wie dies Churchill und Jabotinsky taten. Aber ein Manuskript vorzulesen – pfui Teufel!

Zu meiner Zeit sprach man – sprach ich – auf öffentlichen Plätzen zu etlichen Tausend Menschen ohne Lautsprecher, einfach indem man den Mund richtig aufmachte. Heute steht ein solcher Sprachverderber auf dem Pult in einem Zimmerchen vor vierzig oder fünfzig Zuhörern. Aber die Beherrschung aller Regeln, der sorgfältigst gearbeitete Text machen nicht den *großen* Redner aus. Dazu gehört ein Fluidum – etwas, das mit dem (falschen) Ausdruck *Charisma* bezeichnet wird, das ich aber *Magnetismus*, im Sinne des alten Begriffes weiland Dr. Mesmers, nenne.²⁰⁰ Mehr als ein Jahrhundert lang hat man Mesmer ausgelacht und alle seine Nachfolger, die »magnetisierten«, als Scharlatane vor Gericht gestellt; hat behauptet, dass es so etwas wie »animalischen Magnetismus« überhaupt nicht gebe. Heute wissen wir, dass Magnetismus und Elektrizität (beinahe) gleichartig sind und dass jede Zelle des Körpers elektrisch geladen ist, mit messbarer Kraft. Wenn ich somit vom »Magnetismus« eines Redners rede, so meine ich genau das: etwas Messbares.

Ich will das zunächst vom Standpunkt des Zuhörers beschreiben: Wenn ein »magnetischer« Redner zu sprechen beginnt, ja, wenn er nur sagt »meine Herren, meine Damen«, fließt es kalt über das Rückgrat. Bei einem Redner wie Jabotinsky war das Kältegefühl stärker und dauerte länger als etwa bei Jabotinskys Freund und Rivalen Meir Grossmann. Diese Wirkung ist weitgehend unabhängig vom Inhalt der Rede. Ein Beispiel für Viele: 1953 feierte mein Dorf Gedera den 70. Jahrestag seiner Gründung

²⁰⁰ Franz Anton Mesmer (1734–1815): deutscher Arzt, Begründer des Animalischen Magnetismus (»Mesmerismus«) mit vielfältigsten Auswirkungen auf Somnambulismus, Psychoanalyse, Hypnose und Parapsychologie.

durch die legendären »Biluim«, eine Handvoll russischer Studenten, die gänzlich mittellos nach dem damals wilden Palästina gewandert waren, um die Grundlagen für einen jüdischen Staat zu schaffen.²⁰¹ Der Ort führte aus diesem Anlass ein Festspiel auf, bei dem auch ich eine »tragende Rolle« spielte. Abend für Abend kamen die Häupter der Nation und redeten nach dem Ende des Theaters über Gedera und die Biluim, bis uns diese Phrasen beim Hals herauswuchsen. Am letzten Abend der Festwoche erschien Ben-Gurion. Er trat auf die Bühne, begrüßte mich und die anderen Schauspieler und begann dann seine Rede; natürlich wieder über die Biluim! Aber wie er deren Schicksal, deren Haltung und Handlungen schilderte, klang das, als hätte er sie kommandiert. Ein Führer sprach, und nicht ein bloßer Politiker – und die alte Geschichte war plötzlich interessant geworden. Durch den Magnetismus des Redners. Von dieser Kraft kann zweierlei ausgesagt werden: Erstens – sie ist zu einem gewissen Grade durch Radio und sogar Lautsprecher übertragbar. Die Rundfunkreden eines Hitler oder Nasser²⁰² wirkten vom Tonband. Zweitens – diese Kraft ist von der physischen Gesundheit, der Lebenskraft des Redners abhängig. Ich gebe dafür zwei Beispiele – mein eigenes und das Jabotinskys.

Ich war in den Zwanziger- und Dreißigerjahren einer der erfolgreichsten Sprecher im zionistischen Lager. Wenn ich die Rednertribüne betrat, spürte ich – noch ehe ich den Mund aufgetan hatte – den Strom, der mir vom Publikum entgegenkam. Wenn ich die ersten zwei drei Sätze (das erwähnte »Meine Herren, meine Damen«) gesprochen hatte, war zwischen mir und den Hörern ein Band. Ich konnte zwei, sogar drei Stunden sprechen, ohne dass dieses Band abbrach. Diese Kraft begann (seit etwa 1939) abzunehmen, als ich an immer schwereren Schmerzen von einem Magendarmgeschwür zu leiden begann. 1948 wurde ich operiert, bin seither ganz beschwerdelos, aber – der *Magnetismus* ist futsch. Ich bin noch immer ein guter Redner, aber das Besondere – der *Magnetismus* – ist weg.

Das zweite Beispiel sei Jabotinsky. Ich sagte schon, dass er der größte Redner war, den ich je gehört habe. Mitte der Dreißigerjahre machte sich bei ihm sein Herzleiden bemerkbar (dem er 1940 erlag). Ich unternahm gemeinsam mit ihm eine kleine Vortragsreise durch die Schweiz. Während ich über die allgemeine politische Lage redete, sprach er hauptsächlich über den damals das ganze Judentum aufregenden Prozess gegen drei Revisionisten, die des Mordes an dem Arbeiterführer Chajim Arlosoroff an-

201 Die erste Gruppe der Biluim bestand aus 14 ehemaligen Universitätsstudenten aus Charkow (Ukraine), die 1882 nach Palästina ausgewandert waren und 1883 mit Hilfe von Baron Edmond James de Rothschild Land in Gedera erworben hatten. WvW (*Theologie des Zionismus und Antizionismus*, S. 41, Anm. 44, S. 171) bezeichnet die Einwanderung der Biluim als »die erste Alija«.

202 Gamal Abdel Nasser (1918–1970): 1952–1954 Minister-, 1954–1970 Staatspräsident Ägyptens.

geklagt waren²⁰³ – eine Blutlüge, wie sie schlimmer nicht gedacht werden konnte. Und siehe da: Jabotinsky inhaltlich meisterhaft, formvollendet wie immer, ließ die Massen kalt. Jabotinsky war damals schon krank, seine Lebenskraft erschöpft.

Meine Bekanntschaft mit Jabotinsky geht auf meine Zeit im Wiener Nationalfonds zurück, und somit kehre ich – nach der langen Ausschweifung über die Redekunst – zum Thema zurück. Eines schönen Tags erschien in meinem Büro ein Oberleutnant der Tiroler Kaiserschützen, eines der österreichischen Eliteregimenter, namens Siegfried Graubart. Er überbrachte eine Spende von etlichen Tausend japanischer Yen und einen Plan, in Transjordanien (das damals noch zum jüdischen Nationalheim gehörte) auf Nationalfondsböden – nach dem Muster der österreichischen Militärgrenze in Kroatien aus den Zeiten Maria Theresias und Josephs II. – eine Reihe von Grenzsiedlungen am Wüstenrand anzulegen. Graubart hatte sogar eine kleine Organisation für diesen Zweck gegründet, die »Cherut« hieß. Mir gefiel der Plan, mir gefiel der Mann. Ich bildete ein Komitee für diesen Gedanken – der Dritte im Bunde war Dr. Paul Diamant, der später eine gewisse Rolle in meinem Leben spielen sollte. Ich schrieb an Jabotinsky über diesen Plan und erhielt von ihm eine ermutigende Antwort.

Bald danach (ich glaube, Frühjahr 1921) wandte ich mich an Jabotinsky in einer anderen Angelegenheit. Die Einnahmen des österreichischen Nationalfonds waren vervielfacht dank meiner neuen Methoden – aber ich sah, wie die Notierung der Krone in Zürich von Woche zu Woche fiel, und wollte den Wert der von mir unter soviel Mühe und Liebe gesammelten Gelder erhalten. Devisen zu kaufen war mir verboten; also trat ich mit einem Waffenhändler in Verbindung und kaufte für das ganze Guthaben des Fonds 21 schwere Maschinengewehre samt 10.000 Schuss per Gewehr. Der Vorsitzende der österreichischen Nationalfondskommission und Verfasser einer ausgezeichneten Geschichte des Zionismus, Adolf Böhm²⁰⁴, war sofort, zu meiner Ehre sei es gesagt, trotz seines grundsätzlichen Pazifismus mit meinem Plan einverstanden. Jetzt wandte ich mich an Jabotinsky und bot ihm besagte Waffen zum Kauf durch den Keren Hayesod an, »Jabo« war einer seiner Direktoren. Er akzeptierte und kam sofort nach Wien, wo Diamant, Graubart und ich ihn aufnahmen. Der legendäre Gründer der »Jüdischen Legion«, der Kommandant der Selbstwehr Jerusalems, der deshalb von den Engländern ins Gefängnis von Akko gesperrt worden war – er war in Fleisch und Blut in unserer Mitte! Jabotinsky war klein, gedrunen, mit einem massiven Schädel und

203 Zwei der des Mordes an Arlosoroff Angeklagte wurden freigesprochen, einer, Avraham Stavsky, wurde zunächst verurteilt, doch das Urteil wurde später wieder aufgehoben. Zu dem Fall siehe WvWs Artikel in der NFP *Die Ermordung Doktor Arlosoroffs* (Nr. 24701, 20. Juni 1933).

204 Adolf Böhm: *Die zionistische Bewegung* (S. 55, Anm. 75).

einem an einen Bulldog erinnernden Unterkiefer. Er war alles andere als schön – aber er machte den Eindruck einer gewaltigen Entschlossenheit. Er war ein »Mann«.

Ein Beispiel von der Wirkung, die dieser Mensch ausübte, sah ich bei einem Besuch in der Rossauerkaserne, wo damals etliche Hundert Chaluzim auf der Durchreise nach Palästina untergebracht waren, bis man für sie die nötigen Zertifikate besorgte. Sie waren alle Sozialisten, feindlich dem Legionsgedanken, den Jabotinsky verkörperte. Er redete den Führer ihres Komitees an, erkundigte sich nach ihren Plänen, ihren Lebensbedingungen in Wien. Dabei saß der Chaluz am Rand eines kleinen Tisches, baumelte mit den Beinen und antwortete einsilbig auf Jabotinskys Fragen. Nach wenigen Minuten hörte er mit dem Baumeln der Beine auf, dann glitt er vom Tischrand herunter und stand vor dem Gast. Und nach noch ein paar Minuten hatte er Habtacht-Stellung angenommen und redete mit größtem Respekt. Den Abend verbrachten wir zuerst in einem Varieté, dem »Ronacher«, wo wir für uns eine Loge genommen hatten und wo Jabotinsky Wein bestellte. Als er mir einschenken wollte, hielt er an und fragte misstrauisch: »Sie sind doch nicht etwa Antialkoholiker?« Ich dachte an Hauptmann Rössler und antwortete lachend: »Schon lange nicht mehr.« – »Das ist recht«, sagte »Jabo«: »Ich kann Antialkoholiker, Vegetarianer, Pazifisten und Onanisten nicht leiden. Die sind an vielem Unheil auf dieser Welt schuldig.« – Wir wussten damals noch nicht, dass Hitler Antialkoholiker und Vegetarianer war. Pazifist allerdings war er nicht; die haben ihn nur an die Macht kommen lassen. Nachher waren wir in einem Nachtlokal, ich glaube, im »Tabarin«. »Jabo« rauchte eine Zigarette nach der andern – sie waren schließlich schuld an seinem frühen Tod – und betrachtete die Tänzerinnen. Dann sagte er unvermittelt: »Ich genieße diesen Abend mit Ihnen, meine Herren. Diese Atmosphäre erinnert mich an meine Jugend.« Wenn ich schon Anekdoten über Jabotinskys »Nachtleben« erzähle, noch eine dritte: 1925, in Paris, lud er mich ins »Moulin Rouge« ein. Eine Bauchtänzerin ließ mich an Ägypten denken, und ich begann über die britische Politik in Ägypten zu sprechen. Jabotinsky war verärgert: »Merken Sie sich, Herr Doktor, meine Regel: Von 6 Uhr früh bis 10 Uhr abends immer nur an Palästina denken. Von 10 Uhr abends bis 6 Uhr früh – nie! Diese Zeit gehört uns ...«

Um Missverständnisse zu vermeiden: Jabotinsky war einer der wenigen zionistischen Führer, deren Namen nie, aber auch nie mit Abenteuern auf ihren Vortragsreisen oder sonstigen Frauenaffären verbunden wurden. Er war – ich suche ein anderes Wort dafür, aber finde es nicht – ritterlich, in jeder Beziehung. Fügen wir hinzu, dass es auch objektive Gründe für besagte Sittenreinheit gab: Es gab überall fanatische Gegner, vor denen er beschützt werden musste. So wurden an allen Orten bei seinen Vortragsreisen Doppelposten von Jugendlichen (später von Betarim) vor seiner Hoteltüre postiert, die dort Tag und Nacht wachten. Später war das Gleiche auch bei meinen Reisen der Fall. Ich kann bezeugen, dass das ein trefflicher Ersatz für einen (männlichen) Keuschheits-

gürtel war. Andere zionistische Redner waren weniger angefeindet und konnten daher auf diesen Gürtel verzichten.

Das Waffengeschäft, das ich durch Jabotinsky mit dem Keren Hayesod (in Pfund Sterling!) »getätigt« hatte, wirkte sich für Palästina segensreich aus. Noch im Krieg von 1948 waren diese »Schwarzlose«²⁰⁵ über das ganze Land verteilt; sie waren ein Teil der 186 »mittleren« Maschinengewehre, über die Ben-Gurion am Tag der Unabhängigkeitserklärung verfügte. Der dabei erzielte Gewinn für meine Sammelstelle ermöglichte mir, die Jahresbilanz als Beilage zur »Wiener Morgenzeitung« zu veröffentlichen und aufzuzeigen, dass wir praktisch ohne Spesen gearbeitet hatten! Alle Spendengelder waren ohne Abzug an das Hauptbüro abgeführt worden! Das trug mir einen strengen »Tadel« besagten Hauptbüros ein; jetzt würden auch andere Länder von ihren Sekretären verlangen, ohne Spesen zu arbeiten, und das sei doch unmöglich ... Ich verdürbe durch meine Bilanz die Moral der Spender. Es sei hinzugefügt, dass mein Nachfolger im Amt, ein Mitglied der zionistischen Familie der Tartakower, diesen meinen Fehler rasch gutgemacht hat. Unter seiner Leitung hatte Österreich (wegen der galoppierenden Inflation) beinahe 100 Prozent Spesen, und das Hauptbüro beklagte sich nicht mehr.

Am 15. Dezember 1921 wurde ich in Wien zum Doktor der Gesamten Heilkunde promoviert. In jenen vorsintflutlichen Tagen erschien zu solchem Anlass noch der Rektor in seinem mit Hermelinkragen geschmückten Purpurmantel; der Pedell trug ihm das große goldene Szepter voran; der Dekan, in schwarzem, ebenfalls mit Hermelin besetztem Talar, stellte die festlich gekleideten Kandidaten vor. Reden wurden gehalten, die Diplome verteilt. Das war kein Massenaufmarsch von 800 und mehr Promovenden, wie dies heute der Fall ist. Soviel ich erinnere, waren wir zwei Mediziner, ein Jurist und drei oder vier Philosophen, die zugleich ihren Ehrentag erlebten. Aber selbst das war nur ein schwacher Abklang der Promotionen früherer Zeiten, zum Beispiel der meines Vaters. Damals fuhren alle Burschenschaften in zweispännigen Wagen mit ihren Fahnen vor der Universität vor; im ersten Wagen saß der Doktorand. Die ganze Stadt nahm an dieser Standeserhöhung teil. Heute protestieren »die« Studenten gegen jegliche Feierlichkeit; sie haben kein Verständnis mehr für leere Zeremonien, sagen sie. Wie heißt es doch bei Heine: »Nur wenn wir im Kot uns fanden / Da verstanden wir uns gleich.«²⁰⁶

205 Schwarzlose: von dem preußischen Waffenfabrikanten Andreas Wilhelm Schwarzlose (1867–1936) produziertes Standardmaschinengewehr »07/12«, mit dem auch WvW in der K.-u.-k.-Armee ausgebildet wurde.

206 Heinrich Heine (1797–1856): *Buch der Lieder, Die Heimkehr LXXVIII* (1827), recte: »Selten habt

Bald danach machte ich eine Propagandareise für den Nationalfonds in die Slowakei. Es war die erste von vielen solcher Reisen. Da ich nicht die Absicht habe, über diese späteren Lehr- und Wanderjahre viel zu berichten, sei meinen ersten Erfahrungen in der schönen Slowakei ein wenig mehr Raum belassen. Zuerst: Meine religiöse jüdische Erziehung, die in Spilimbergo begonnen hatte, wurde auf dieser Reise noch etliche Schritte weiter geführt. Ich erinnere meine damalige Am-haaretz noch heute mit einiger Scham. Es war Sitte, die zionistischen Vortragenden in Privathäusern aufzunehmen. Das erste dieser Häuser war das einer sehr netten und sehr frommen Familie in Pressburg. Nach der Begrüßung lud man mich zum Essen ein und – zum Händewaschen! Mit all meiner zionistischen Bildung wusste ich nicht, dass man nur mit soeben und eigens zu diesem Behufe gewaschenen Händen Brot brechen darf. Ich dankte, ich brauche nicht ins Badezimmer zu gehen, ich habe mich erst vor kurzem gewaschen. Die Hausleute lachten herzlich, und ich bekam eine Lektion in angewandtem Judentum. Nachher kam das Tischgebet. Daheim hatte der Vater freitagabends auch das Tischgebet gesprochen – aber nur den ersten der vier (bzw. fünf oder sechs) Absätze. Mehr hatte ich nicht gelernt. Jetzt las ich schön langsam den ganzen Text vor und brauchte dazu doppelt so lang als die Tafelgenossen, was wieder Heiterkeit hervorrief. Dann ging man zu einem Oneg Schabbat. Es war Winter, tiefer Schnee, und ich zog (stolz auf meine Voraussicht) eine elektrische Taschenlampe aus der Tasche, um unseren Weg zu beleuchten! Dritte Lektion: Am Schabbat trägt man erstens nichts in den Taschen und zweitens schon gar nicht eine Lampe, deren bloßes Anrühren ja verboten ist. Ich hatte guten Willen, zu lernen – und das fühlten die Leute und waren mit sichtlicher Freude bereit, mich zu belehren. Die Plakate in den Straßen, die zu meinen Vorträgen luden, kündeten an: *Professor Dr. Wolfgang von Weisl*. Ich protestierte: ich sei doch kein Professor. Und wurde wieder belehrt: »Wenn ein Student zu uns kommt, kündigen wir ihn als Doktor an. Nun sind Sie doch schon ein wirklicher Doktor, da müssen wir Sie als Professor vorstellen, damit man Ihnen den Doktor glaubt.«

Zwei Jahre später war ich wieder auf Tournee, diesmal zugunsten der »tschechoslowakischen landsmannschaftlichen Kolonie« in Nuris. Dabei mussten allerdings die Honoratioren zu Hause aufgesucht werden, um größere Spenden zu erhalten. Zu diesem Behuf wurde mir meistens eine der führenden Damen der Gesellschaft zugeteilt, mit der ich den »Schlachtplan« entwarf – wen zuerst, wen später zu besuchen, wieviel da und wieviel dort zu verlangen: »unter was wird nicht genommen ...?« Für diese Arbeit hatte ich etliche Schnorrerwitze vorbereitet, die mir guten Dienst taten und die ich der Nachwelt überliefern will.

ihr mich verstanden, / Selten auch verstand ich euch, / Nur wenn wir im Kot uns fanden, / So verstanden wir uns gleich.«

Zuerst, wenn ich ankam und am Bahnhof von den Vertrauensmännern empfangen wurde (mit Wagen und Pferd; die Bahnstationen lagen stets außerhalb der Ortschaften), begann einer der Herren: »Sie wissen, Herr Doktor ...« Ich unterbrach ihn sofort: »... dass mein Besuch in eine sehr ungünstige Zeit fällt. War jetzt gerade das Begräbnis eines bedeutenden Mitgliedes der Gemeinde? – Oder eine große Hochzeit?« – »Ja, woher wissen Sie das?« – »Weil das nämlich in jedem Ort passiert, in den ich komme. Immer ist jemand gestorben oder wurde jemand verheiratet, und immer ist die Zeit höchst ungünstig für eine Sammelaktion.«

Von fortschrittlichen Herren, die mich gnädig von oben herab behandelten, hörte ich oft gute Ratschläge: »Sagen Sie nicht, dass Sie für den Jüdischen Nationalfonds sammeln; wir haben das Wort ›national‹ nicht gern. Sagen Sie, für arme Leute in Palästina, für Kinder.« Daraufhin erzählte ich einen Witz vom Schnorrer, der bei einem Bankier, ohne anzuklopfen, in den Salon eintrat, mit schmierigen Stiefeln, den Stock in der Hand, und vor allen Gästen schreit: »Ich komm' um eine Nedoweh.« Der Hausherr, rot vor Zorn, zieht ihn ins Vorzimmer und schimpft: »So benimmt man sich nicht! Man schreit nicht: ›Ich komm' um eine Nedoweh!‹ Man klopft höflich an, nimmt den Hut ab und sagt: ›Herr Kommerzienrat, ich bin ein armer Mann, ich habe fünf Kinder – ich bitte höflichst um eine milde Gabe.« Der Bettler sieht den Kommerzienrat verächtlich an: »*Sie* wollen mich schnorren lehren? Also, Herr fortschrittlicher Antinationalist: Wollen Sie *mich* lehren, wie man für den JNF arbeitet?«

Wenn wir von jemandem eine Spende von, sagen wir, 2000 tschechischen Kronen erwartet hatten und der Betreffende sich entschuldigte, er könne nur die Hälfte geben, er hatte große Ausgaben – eine Hochzeit oder sonst was –, erzählte ich: »Ein Schnorrer erhielt Jahr um Jahr von einem Bankier stets 20 Gulden. Einmal, wie er wieder einkassieren kam, gibt dessen Sekretär nur zehn Gulden und erklärt ihm: ›Der Herr Kommerzienrat hat sein ältestes Töchterl verheiratet; sie war nicht die Schönste; er hat eine ganz große Mitgift geben müssen. Da muss er jetzt sparen‹. – Nu, wenn das so ist, Mazel und Broche für das junge Paar und alles Gute für den Herrn Papa, und sagen Sie, bitte, dem Herrn Kommerzienrat, wenn er das nächste Töchterl verheiratet, soll er es von seinem Geld tun und nicht von meinem!« Die Moral der Geschichte wurde immer verstanden.

Öfters passierte es, dass wir unser »Soll« schon überschritten hatten, ehe die Liste der Honoratioren erschöpft war. Dann sagte wohl die mich herumführende Dame: »Setzen wir uns jetzt in ein Kaffeehaus und ruhen uns aus. Schenken wir dem X und dem Y ihren Betrag.« Dann wurde die Geschichte von dem Schnorrer erzählt, der alljährlich, vor den Hohen Feiertagen, eine Runde bei seinen Gönnern machte und nach der Heimkehr die Ergebnisse sorgfältig in sein Kassabuch einzutragen pflegte. Diesmal war ein besonders gutes Jahr gewesen; er hatte mehr als erhofft bekommen – aber beim Kassama-

chen entdeckte er, dass er den reichen Pächter Morgenstern nicht besucht hatte! Er ist verzweifelt – der hätte ihm diesmal mindestens zwanzig Gulden gegeben; wie konnte er ihn nur vergessen! Seine Frau beruhigt ihn: »Mach dir nichts draus; du hast ganz schön verdient, schenk ihm das Geld!« – »Ich soll ihm schenken?« schreit der Schnorrer wütend: »Ich soll ihm schenken? Wer schenkt mir?« ... Also, schloss ich, schenken wir nicht dem X und dem Y. Ins Kaffeehaus gehen wir erst, wenn die Liste zu Ende ist.

In die Zeit zwischen der Beendigung meiner Prüfungen und der Vorbereitung der Reise nach Palästina fällt ein Erlebnis, das ein bisschen beschämend für mich ist, ein bisschen komisch – und, letzten Endes, von entscheidender Wichtigkeit für meine Zukunft wurde. Ich verkehrte in diesen Jahren ziemlich viel im Hause einer rumänischen Familie: Rottenstreich aus Jassy, wenn ich nicht irre, wo es zwei Töchter gab, Susanne und Marion. Susanne studierte Philosophie und war auch sonst von blendender Intelligenz. Die ganze Familie sprach (außer Rumänisch) Deutsch, Französisch und Englisch. Es wäre diesen Mädchen nicht eingefallen, dass ein Doktor wie meine Wenigkeit nicht (zumindest) diese Sprachen beherrsche. Ich habe dem Leser schon gestanden, dass ich ein fauler Schüler gewesen bin und mir meine Mutter nur mit großer Mühe die Anfangsgründe von Französisch und Englisch beibringen konnte. Es war gerade genug, um bei einem Gespräch, in dem jemand gewisse Redewendungen gebrauchte, nicht hilflos dazustehen.

Eines schönen Tages sagte mir Susanne ganz aufgeregt: »Ich habe einen herrlichen Roman; den müssen Sie unbedingt lesen.« Und gab mir ein Tauchnitzbändchen.²⁰⁷ Bis heute erinnere ich es – es war *Six Weeks* von Elinor Glyn.²⁰⁸ Ich genierte mich, zu stehen, dass mein Englisch nicht auf literarischer Höhe stand, dass ich noch nie einen englischen Zeitungsartikel, geschweige denn einen Roman bewältigt hatte. Nahm das Buch mit Dank und hoffte, dass die edle Spenderin darauf vergessen werde. Dem war nicht so: Beim nächsten Zusammensein fragte sie nach meinem Eindruck von diesen *Six Weeks*. Beim übernächsten Mal wieder. Schließlich wurde sie ernsthaft böse und beleidigt. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich hinzusetzen und – zu lesen. Mit einem Wörterbuch in der Hand brauchte ich ein paar Stunden für die ersten 30 Seiten. Am nächsten Tag musste ich nur selten eine Vokabel nachschlagen, die zweite Hälfte des Romans – ein herrlicher »Schmachtfetzen«; mir tut es leid, dass ich ihn nicht wieder lesen kann: Liebe eines wirklichen Königs (während sechs Wochen) zu einer Ferienbekanntschaft – verschlang ich schon ohne Wörterbuch. Und seit damals konnte ich

207 Tauchnitz: traditionsreicher Familienverlag in Leipzig, der preiswerte Buchreihen in Originalsprachen produzierte, Inhaber seit 1895 Christian Karl Bernhard Freiherr von Tauchnitz (1841–1921).

208 Elinor Glyn (1864–1943): *Six Weeks*. Roman. Leipzig: Tauchnitz 1907.

Englisch lesen – und sogar sprechen. Emsige Lektüre der besten Kriminalromane jener Zeit verschaffte mir einen ganz vortrefflichen literarischen Stil. Und das danke ich jener klugen Freundin. Sie heiratete später einen zionistischen Advokaten, der aber (wie viele Zionisten) sich von Wien nicht trennen konnte; soviel ich gehört habe, sind beide unter Hitler umgekommen.

Meine Auswanderung nach Palästina rückte immer näher. Ich hatte ein Visum bekommen; brauchte jetzt nur das Geld für die Fahrt. Mein Vater verweigerte mir jegliche Hilfe. Er hatte erreicht, dass sein alter Couleurbruder von der Prager »Carolina«, Dr. Fleischmann, mich als Sekundararzt einstellen wollte, und war (mit Recht) unzufrieden, dass ich diese Chance für eine glatte medizinische Karriere nicht ausnützen, sondern nach Palästina fahren wollte. Ich erinnerte ihn daran, dass ich ihm 200 Goldkronen nach Rückkehr von der Front zum Aufheben gegeben hatte; das hätte die Fahrtspesen gedeckt. Unter Berufung auf eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofs, wonach Krone – Krone bleibe, bot er mir spöttisch 200 Papierkronen an, nicht genug für eine Tramwaykarte. Ich verkaufte also meine schöne Notensammlung (Erstausgaben, Partituren – darunter eine von Mozarts Oper *Titus*)²⁰⁹ – und schaffte mir (als vermutlich Dringendstes!) einen Sattel an. Klüger war, dass ich in zwei dicken Bänden des *Lehmann Wiener Wohnungsanzeiger*²¹⁰ von einem Buchbinder eine Höhlung ausschneiden ließ, in die zwei Steyr-Pistolen samt Munition hineinpassten.²¹¹ Sattel, der *Lehmann*, etliche Kleider und Stiefel, medizinische Bücher und Instrumente und ein Feldbett wurden in eine große Kiste gepackt und nach Jaffa expediert. Ich selbst fuhr mit der Südbahn – ich glaube, am 8. Juni 1922 – nach ... Saloniki.²¹²

Die Kiste wartete auf mich, als ich zwei Monate später in Jaffas Hafenamt vorsprach. Der arabische Zollbeamte bestand darauf, alles auszupacken und nach Waffen zu untersuchen; der Sattel hatte sein Misstrauen erregt. Ich half dem Zollbeamten; nahm hilfsbereit zwei Adressbücher, in denen die Pistolen waren, eigenhändig aus der Kiste, legte sie zur Seite und setzte mich auf sie – wie unter anderen Umständen Ahnfrau Rahel es mit den Teraphim Labans getan hat.²¹³ Das Rezept half auch diesmal; die Pistolen

209 Wolfgang Amadeus Mozart: *La clemenza di Tito* (*Die Milde des Titus*), Oper in zwei Akten, 1791 (Libretto von Pietro Metastasio, 1734).

210 Adolph Lehmann (1828–1904): österreichischer Journalist, Gründer und Herausgeber des 1859 bis 1942 erschienenen Allgemeinen Wiener Adressbuchs.

211 Steyr-Pistole: seit 1893 von der »Österreichischen Waffenfabriksgesellschaft« in Steyr (Oberösterreich) produzierte Handfeuerwaffe.

212 Vgl. die beiden Artikel WvWs in der »Wiener Morgenzeitung« über *Saloniki* (Nr. 1228, 1239, 2., 13. Juli 1924).

213 Nach Genesis 31:19 versteckte Rachel die Teraphim (kleine Schutzgötterfiguren) ihres Vaters La-

wurden glücklich durchgeschmuggelt. Den Sattel habe ich nie benützt; er wurde bald zu Geld gemacht. Die eine Pistole verkaufte ich dem Augenarzt Dr. Abraham Ticho, mit dem (und dessen charmanter Gattin Anna, heute eine der bedeutendsten Malerinnen Israels) ich mich bald anfreundete. Die zweite Pistole gab ich der Hagana in Jerusalem »zum Aufheben«; ich habe sie nicht wiedergesehen.

Ich hatte vom Hauptbüro des Jüdischen Nationalfonds in Haag den Auftrag erhalten, die jüdischen Zentren am Balkan und in der Türkei zu besuchen. Seit Kriegsende war kein Delegierter mehr dort gewesen; ich würde sozusagen Neuland bearbeiten. Auf meine besorgte Anfrage wegen der Sprachen im Orient wurde ich informiert: »Alle Juden verstehen Deutsch!« Betreffs des puncto puncti²¹⁴ wurde mir die fürstliche Summe von fünfzig Pfund für Besuche in Saloniki, Konstantinopel, Philippopol/Plovdiv, Sofia, Smyrna und Rhodus zur Verfügung gestellt.²¹⁵ Dass ich damit auskam und sogar noch acht Pfund in der Tasche hatte, als ich in Jaffa an Land stieg, erscheint mir heute als ein Wunder. *Wie* ich das zustande brachte? Ich reiste Bahn nur dritter Klasse (was das in jenen Nachkriegsjahren im Balkan bedeutete, kann man sich vorstellen). Auf Schiffen fuhr ich an Deck und verproviantierte mich selbst; in meinem Schlafsack schlief ich unter freiem Himmel. Bei Tag allerdings duldeten mich alle Kapitäne mit meiner Schreibmaschine im »Salon«. All das deutet mich heute eine Wiederholung der Reisen meiner Urgroßväter. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, wie schon gesagt.

Was die deutschen Sprachkenntnisse in Nahost anbelangt, so war der Nachrichtendienst des Hauptbüros nicht auf der Höhe, die der Zahal heute erreicht hat. In der Regel gab es in jeder Stadt nur ein oder zwei Herren, nur ein oder zwei Damen, die Deutsch sprachen. Für Versammlungen kam ausschließlich Französisch in Betracht. Wie bitter leid tat es mir jetzt, nicht fleißiger bei den Lektionen meiner Mutter gewesen zu sein! Die Reue kam zu spät. Ich musste französische Reden halten. Also arbeitete ich einen Vortrag schriftlich aus, lernte ihn auswendig, ließ den deutschsprechenden Herrn neben mir am Rednertisch sitzen. Wenn mir ein Wort, ein Ausdruck, eine Redewendung fehlte, hatte dieser auszuhelfen. Nach den Vorträgen gab es aber immer Fragen und Antworten, wo keine Vorbereitung half; da musste ich extemporieren – und siehe da, irgendwie ging es. Ich blieb über eine Woche in Saloniki, damals die jüdischste Stadt der Welt, mit 55 Prozent jüdischen Einwohnern, die den Handel und sogar den Hafen beherrschten.

ban in einer Satteltasche. Als er diese sucht, setzt sich Rachel auf die Satteltasche und behauptet, sie könne sich nicht erheben, weil sie ihre Menstruation habe.

²¹⁴ Puncto puncti: »wichtigster Punkt«.

²¹⁵ Vgl. WvWs Artikelserie in der »Wiener Morgenzeitung« über *Konstantinopel, Philippopol, Smyrna und Rhodus* (Nr. 1246, 1249, 1253, 1259, 1260, 1262, 20., 23, 27. Juli, 2., 3., 5. August 1922).

Am Schabbat landete kein Schiff und fuhr keines ab, das Zollamt war geschlossen! Ich gewann dort Freunde, von denen manche – vor allem mein lieber Mentor Recanati – mir bis heute verbunden blieben. Nach dem dritten, vierten Vortrag fühlte ich mich schon viel sicherer. Ich las viel französische Zeitungen und Bücher und gewann bald eine gewisse Beredsamkeit. Damals verliebte ich mich in das sephardische Judentum ob seiner natürlichen Noblesse, seinem unaufdringlichen Benehmen, seinem jüdischen Stolz. Der Takt dieses Publikums zeigte sich auch darin, dass niemals jemand über einen meiner sicher zahlreichen Sprachschnitzer lachte. Ich hatte überall mehr Erfolg, als ich hatte erwarten dürfen.

In Rhodus, der herrlichen Inselstadt, in der 26 Jahre später die Delegierten eines siegreichen Israel die Waffenstillstandsverträge mit den vier arabischen Nachbarn aushandelten²¹⁶, lernte ich, wie bereit die Sephardim waren, sich mit dem Redner zu identifizieren. Rhodus hatte 1922 eine Gemeinde von etwa 5000 Juden, die sich interessanterweise als »in Eretz Israel lebend« betrachteten. Nach einer halachischen Entscheidung fällt Rhodus nämlich in die Grenzen des verheißenen Landes. Diese Juden sprachen Türkisch und Spaniolisch, nur eine kleine Oberschicht hatte (seit 1912 unter italienischer Besatzung lebend) Italienisch erlernt. Statt Französisch hatte ich diesmal Italienisch zu sprechen; der Vorsitzende, ein Arzt, sollte Abschnitt für Abschnitt ins Spaniolische übersetzen. Ich begann meine Rede mit einer Schilderung der Gräueltaten der Petljura-Morde in der Ukraine, wo die Weißrussen etwa 200.000 Juden ermordet hatten²¹⁷, und sah, wie die ganze Gemeinde, die den schönen Tempel bis auf den letzten Platz füllte, in Tränen und Seufzen ausbrach. Ich flüsterte dem Vorsitzenden zu: »Es scheint, dass die Leute doch Italienisch verstehen.« – »Kein Wort verstehen sie«, sagte dieser. »Sie verstehen nur, dass Sie von traurigen Dingen reden, und da weinen sie auf alle Fälle.«

Das letzte Mal, dass ich einen deutschsprechenden Adjutanten hatte, war in Smyrna. Es war dies die Vize-Vorsitzende der zionistischen Ortsgruppe, Rosa Zuckermann. Sie hatte mich vom Schiff abgeholt – das heißt: sie erwartete mich in einem Wagen vor dem Hafen, das direkte Abholen war einem Herrn des Komitees überlassen, da es sich für eine Dame nicht schickte, einen womöglich jüngeren Herrn an Bord eines Schiffes zu besuchen. Danach organisierte sie meinen ganzen Aufenthalt. In ihrem Haus empfing sie mich wie einen alten Freund – und dort lernte ich ihre reizenden Töchter

²¹⁶ Unter der Federführung der Vereinten Nationen wurden auf Rhodos von Februar bis Juli 1949 vier Waffenstillstandsverträge zwischen Israel und den arabischen Staaten Ägypten, Jordanien, Libanon und Syrien unterzeichnet.

²¹⁷ Petljura (siehe biographische Daten, S. 554).

kennen, die Ältere, Noemi, und die Jüngere, Dora. Noemi war damals 16 Jahre alt, das schönste Mädchen, das ich je gesehen hatte. Ich nahm mir Mühe, mich nicht in sie zu verlieben – ich war ja nicht imstande, ihr eine Zukunft zu versprechen. Als sich herausstellte, dass Mme Zuckermann aus Gedera stammte – dem »Katra« des *Talmudbauern* – und dass sie das Modell der Mirjam dieser Novelle gewesen war, da wurde ich noch heimischer in dieser Familie. Nur schweren Herzens riss ich mich von Smyrna los, um nach Palästina zu fahren. Ich glaubte damals nicht, dass ich Noemi je wiedersehen würde – bei ihrer Schönheit, ihrem Charme musste sie sofort weggeheiratet werden. Als ich sie vier Jahre später in Haifa, wider jede Hoffnung, unverheiratet wiederfand, war ich schon »jemand« geworden. Am Abend eben dieses Tages, an dem ich sie wieder gesehen hatte, machte ich ihr den Heiratsantrag. Noemi war der bleibende Gewinn meiner Nationalfondsarbeit.

Das zehnte Kapitel

handelt von meiner Ankunft im Heiligen Land

Ich habe schon erzählt²¹⁸, wie ich auf der Reede von Mersin – trotz der Haifische des Herrn Geller – zum italienischen Dampfer »Milano« geschwommen war, auf dem ich die letzte Etappe meiner Fahrt zum Heiligen Land glücklich beenden sollte. Auf der »Milano« fand ich »Olim«, jüdische Einwanderer, die in Konstantinopel an Bord gekommen waren. Es gab da ein paar Familien aus der Krim, die zu ihren Verwandten fuhren. Die Töchter (bildhübsch) flirteten mit den Schiffsoffizieren, unter dem Vorwand, ihre Französisch-Kenntnisse aufzufrischen. Ein Schuster aus dem Kaukasus erzählte mir, er wäre in der legendären, sibirischen Koltschak-Armee »beinahe« Offizier geworden, wenn er nicht rechtzeitig desertiert hätte.²¹⁹ Zu Fuß kam er nach Konstantinopel und hatte jetzt nur einen einzigen Gedanken – wo ist es am gefährlichsten? »Ich will nur in einer Kolonie sein, wo die Araber Überfälle machen. Wissen Sie keine solche Kolonie?«

Ein Jude aus Buchara sah wie ein Bettler aus, trug aber um den Körper Banknoten von über 2000 Pfund. »Ein bisschen Geld, das die Familie vor den Bolschewiken gerettet hat.« Er fahre voraus, um Boden zu kaufen; dann fahre er zurück, um Eltern und Geschwister nachzuholen. Er war ein fast zwei Meter hoher Riese mit eisernen Mus-

²¹⁸ Vgl. die beiden Artikel WvWs *Von Rhodus nach Jaffa* in der »Wiener Morgenzeitung« (Nr. 1263, 1266, 6., 9. August 1922), ferner das Kapitel »Vor den Toren Erez Israels« in *Der Kampf um das Heilige Land* (S. 41, Anm. 46), S. 141–145.

²¹⁹ Koltschak-Armee (siehe biographische Daten unter Koltschak, S. 552).

keln. Eine Russin aus Kiew mit ihrem zehnjährigen Jungen waren »Gerim«, Proselyten. Erschüttert durch den Massenmord an Juden waren sie zum Judentum übergetreten und zogen nun, ohne ein Wort Hebräisch oder Jiddisch zu verstehen, nach Palästina. Der Junge spielte mit den jüdischen Kindern; wenn diese ihn »Ruski« nannten, wurde er böse und schrie: »Iwri, iwri«. Das einzige hebräische Wort, das er gelernt hatte.

Einen jungen Perser aus Täbris liebte ich sehr, obwohl ich mich mit ihm nicht verständigen konnte. So oft wir uns sahen, lachte er vergnügt, schüttelte meine Hand und rief: »Schalom, Schalom!« Und wies mit der Hand nach Süden, lachte über das ganze Gesicht und sagte: »Eretz Israel«. Ich lachte auch und wir beide freuten uns. Nicht alle lachten, Entsetzliches lag, unvergessen, hinter etlichen der russischen Flüchtlinge. Ein Zahnarzt aus Sebastopol setzte sich zu mir und erzählte: »Es war schlimm. Der Hunger war groß. Es starben viele.« Ich nickte teilnehmend. Er sah mich an:

Sie verstehen nicht, was Hunger ist. Wenn Sie auf der Straße gingen, sahen Sie, wie Menschen niederfielen – vor Hunger niederfielen, und der nächste Passant stieg über sie hinweg, weil er nicht die Kraft hatte, die Gestürzten auch nur an die Hauswand zu lehnen. Man starb auf der Straße. Ich verkaufte, was ich hatte. Sechzig Dollar zahlte ich für die Erlaubnis der Sowjets, mit meiner Familie nach Batum zu fahren. Fünfzig Dollar kosteten weitere Bestechungen. Ein amerikanisches Schiff brachte uns dann nach Konstantinopel. Dort warteten wir neun Monate, bis ein Onkel, der in Haifa eine Tischlerei hat, uns das Visum für Palästina verschaffte. Die Engländer haben ja soviel Zeit. Unterdessen verkauften wir das letzte Kleid, den letzten Ring, um leben zu können. Aber was machte das: In Konstantinopel gab es ja zu essen! Brot und Fleisch und Gemüse und Schokolade – wie im Paradies. (*Er lächelte bitter*). Seit meiner Jugend war ich Zionist. Zehnmal hätte ich mir in Palästina eine Existenz gründen können, aber ich hatte es ja nicht nötig – mir ging es ja in Russland gut. Palästina, das war für die Armen, die sonst keinen Weg hatten. Jetzt bin ich selbst arm und habe keine andere Wahl. Und danke Gott, an den ich wieder glauben gelernt habe, dass ich und die Meinen der russischen Hölle entkommen sind und den Weg in unser Land doch noch rechtzeitig gefunden haben.

Der Libanon glitt an uns vorüber. Wir sahen kaum zu seinen Berghängen hinauf: unser aller Blicke wandten sich nach Süden, suchten das Vorgebirge Ras en Nakura, die Grenze Palästinas. Die Zwischendeckpassagiere waren jetzt aufs Promenadendeck gekommen, wollten von dort – und nicht vom hässlichen Zwischendeck aus – den ersten Anblick des Landes empfangen. Die Matrosen hatten den Versuch, sie zurückzuschicken, aufgegeben, und jetzt wanderten sie dahin, dorthin, erklärten den Passagieren die Geographie, nur um immer wieder zeigen zu können: »Dort beginnt unser Land ...« Ach Gott, diese Italiener – sie sind gar nicht erstaunt darüber, dass die Juden von »ih-

rem« Land sprechen. Für sie ist es nichts Besonderes, dass ein Mensch eine Heimat hat. Für die Juden aber war es ein ganz neues, ein unsagbar zärtliches Gefühl.²²⁰

In Jaffa wurden wir »ausgebootet«, der Dampfer warf weit vor der Küste Anker. Arabische Bootsleute, in weitbauschigen Pluderhosen, ruderten heran, nahmen schreiend und mit den Matrosen scheltend uns und unser Gepäck auf, brachten uns an Land. Dort – wie schon berichtet – wanderte ich mit den Passagieren dritter und vierter Klasse in die Entlausung. Das nahm kaum eine Viertelstunde in Anspruch – aber beinträchtigte die Romantik der Heiligen Erde. Ein Niederwerfen, ein Küssen des Vaterbodens gab es nicht. Und dann stand ich, mit acht Pfund Vermögen, auf der Straße und sollte mein neues Leben aufbauen.

Zwei oder drei Tage brachte ich in Tel Aviv zu, ließ mich von meinem »Blau-Weiß«-Kameraden Karl Schwager herumführen. Er war Sekretär im Spital des Dr. Stein, auch er ein früherer Nationalfondsmitarbeiter aus Wien. Leider hatte der Kollege für mich keine Verwendung. So sah ich mir das damals kleine, aber gemütliche Tel Aviv an, wanderte am (damals sehr saubereren und noch nicht von Teer verschmierten) Strand bis in den »wilden Norden« zum arabischen Friedhof und machte einen Ausflug (zu Fuß) nach Petach Tikwah, wo ich zwei Erlebnisse hatte, die mir unvergesslich wurden. Das erste: Ich sah dort Bäume voll Zitronen – Zitronen, das war für uns arme Wiener ein Luxus, von dem man kaum zu träumen wagte, und hier fielen sie überreif zur Erde, ohne dass man sie auch nur aufsammelte. Man erklärte mir, dass Verpackung und Transport teurer seien als der Preis für den Pflanze, deshalb ernte man nicht die Früchte. Ich verstand das nicht – und recht eigentlich verstehe ich das nicht bis heute, dass eine Ware in einem Land wertlos und in einem andern unerschwinglich teuer sein könne. Aber so war es damals mit den Zitrusfrüchten Palästinas, und so ist es in der großen Welt bis heute.

Mein zweites Erlebnis war persönlicher Art. Ich musste mich von der Gesellschaft absentieren, um der Stimme der Natur zu gehorchen. Ich stellte mich hinter einen mächtigen Eukalyptusstamm und hatte plötzlich das Gefühl: Jetzt tust du etwas für dieses Land; du düngst es! Und verstand: Was immer ich von jetzt an hier tun werde, nichts wird je gleichgültig sein! Alles, auch das Geringste, wird auf das Geschick des Landes einwirken – zum Guten oder zum Schlechten. Das ist es, was unter Heiligkeit dieser Erde verstanden wird.

Dann fuhr ich mit einem Scheruth-Auto²²¹ – einem klapprigen Ford – nach Jerusalem. Am »Tor des Tales«, dem Bab el Wad – 1948 durch die blutigen Kämpfe um die Straße und eines der schönsten Lieder jenes Krieges berühmt geworden –, hielt jedes

220 Vgl. WvW: *Vor den Toren Erez Israels*. In: Wiener Morgenzeitung, Nr. 1284, 27. August 1922.

221 Scheruth-Auto: Sammeltaxi.

Taxi an, um a) Kraft für die Weiterfahrt auf der steilen Straße zu schöpfen und b) den Passagieren Zeit zu lassen, den wirklich guten türkischen Kaffee in der arabischen Karawanserei zu verkosten. Wie viele Autos damals, ehe sie die letzte Steigung bewältigt hatten, kochte auch meines. Ich hielt an zum Abkühlen – und dann führen wir durch die wenig anziehenden Vorstadtsiedlungen, längs der Jaffastraße in die Heilige Stadt. Auch dieser mein Einzug war nicht so feierlich, wie ich recht eigentlich erwartet hatte. Der Taxichauffeur blieb nicht auf der letzten Höhe, von der aus man Jerusalem erblickte, stehen, um uns die Stadt zu zeigen. Auch keine Sendboten des Rabbinats waren zur Stelle, um die »Neuen« aufzufordern, die »Kriyeh«, das traditionelle Einreißen des Gewandes, vorzunehmen, zu dem jeder verpflichtet ist, der zum ersten Mal Jerusalem »in seiner Zerstörung« sieht. Nein, man kam in Jerusalem ganz so an wie in irgendeiner Stadt. Enttäuschend.

Ich suchte mir eine Bleibe, zuerst in einem »Hotel« fünften oder sechsten Ranges, wo ich ein (sauberes) Bett in einem Zimmer mit noch fünf anderen Passanten erhielt; dann in der amerikanischen Kolonie, beim hochgelehrten Philosophen und Direktor der Universitätsbibliothek, Dr. Hugo Bergmann. Ich zahlte sechzig Piaster (heute 60 Pfund)²²² monatlich für ein Kabinett. Dort gab es des Nachts so viele Moskitos, dass ich vorzog, meinen Schlafsack aus dem Weltkrieg unter einem Baum im sogenannten Garten des Hauses auszubreiten und die Nächte unter freiem Himmel zu verbringen – was mir sofort den Ruf eines Sonderlings verschaffte. Und dann zog ich aus, um Jerusalem kennenzulernen.

Ich begann mit der Altstadt und mit einem Besuch beim Führer der Aguda Israel, der »Trennungsothodoxie«, dem Rav Sonnenfeld. Er war eine Respekt gebietende, ehrwürdige Erscheinung, ungemein intelligent und ein größerer Patriot, als die – von ihm angefeindeten – Zionisten wahrhaben wollten. Als 1929 bittere Konflikte um das Recht der Juden, bei der Klagemauer zu beten, ausgebrochen waren, schlug ich dem Rav Sonnenfeld vor, gemeinsam mit dem Oberrabbiner Rav Kuk – der mit den Zionisten kooperierte und daher von der Aguda nicht anerkannt war – in einer Prozession zum Kotel zu ziehen und dort gemeinsam einen Gottesdienst abzuhalten. Rav Sonnenfeld erklärte sich sofort dazu bereit, Rav Kuk lehnte dies jedoch ab: »Wenn die Araber auf mich Steine werfen, wird die Ehre der Thora geschändet.«

Rav Sonnenfeld lebte in einer für unsere Begriffe erbärmlichen, ebenerdigen Vierzimmerwohnung, in der das größte Zimmer zugleich Synagoge, Lehrstube und Empfangsraum war. Heute würde kein Neueinwanderer eine solche Behausung akzeptieren:

²²² Das palästinensische Pfund war 1:1 an das britische gebunden und in tausend Piaster (Mils, lat. millesimum) unterteilt. Ein britisches Pfund im Jahre 1972 entspricht heute etwa einem Euro.

ohne Wasserleitung, ohne Wasserklosett und natürlich ohne elektrisches Licht. Elektrizität gab es im Jerusalem von 1922 allerdings überhaupt nur in drei Häusern: beim britischen High Commissioner, in der Druckerei des »Doar Hayom« und der »Palestine Post« sowie bei Dr. Ticho, der für sein Spital einen Generator angeschafft hatte.

Weil schon von Elektrizität die Rede ist: Wie lebte man vor fünfzig Jahren in der Hauptstadt des Heiligen Landes? Antwort: sehr einfach, aber sehr gut. Die Errungenschaften der Technik sind ja weitgehend entbehrlich – vorausgesetzt, dass man *seelisch bereit* ist, sich ohne sie zu behelfen. So z. B. gab es in Jerusalem damals keine Butter; man hatte die Wahl zwischen (sehr teurer) Mandelbutter und der (sehr schlechten, stark gesalzenen) australischen Konservenbutter. Sogar Margarine war schwer erhältlich. Nun, man kam eben ohne Butter aus. Man hatte keinen Frigidaire und nicht einmal Eisblöcke für Gefäße. (In Tel Aviv war man in dieser Beziehung schon moderner.) Man behalf sich ganz einfach, indem man Tonkrüge verschiedener Größe in der Wohnung aufstellte, mit Wasser füllte und feuchten Tüchern umwickelte. Die Feuchtigkeit dieser Tücher verdunstete und erzeugte dadurch eine so starke Abkühlung im Innern des Kruges, dass die darin enthaltenen Speisen sich tagelang vortrefflich hielten. Man hatte keine Dusche – aber in einem Kabinett konnte man eine am Boden durchlöchernte Tenne (einen Petroleum-Kanister von 16 Litern Fassungskraft) mit Wasser füllen, hochziehen und darunter stehend sich ganz genügend abduschen.

Was gab es sonst noch nicht? Zum Beispiel gab es keine Kartoffeln. Sie wurden in kleinen Mengen importiert; im Lande »gedeihen sie nicht«, behauptete man. Es gab kein genießbares Fleisch, in den jüdischen Häusern und Restaurants erhielt ich immer nur Huhn, Huhn, Huhn – natürlich in Wasser gekocht, fad, zäh. Sogar Gefrorenes (»gelidah«) gab es nur in etlichen »eleganten« Kaffeehäusern, zu denen man deshalb pilgerte.

Aber: das Leben war eben deshalb billig, billiger, am billigsten. Das Existenzminimum, das die Mandatsregierung von Einwanderern verlangte, waren vier Pfund per Monat. Ich schrieb begeistert nach Hause: für einen Piaster erhalte ich fünf bis sechs frische Eier oder anderthalb Kilo Weintrauben oder noch mehr Feigen. Zwei Eier, roh in eine »Pitta« (ein arabisches flaches Brot) geschlagen, zusammen mit etwa einem halben Kilo Trauben oder Feigen, machte mein Mittagessen aus, solange ich nicht einen Herd zum Kochen hatte – und kostete etwa einen bis anderthalb Piaster! In Wien, so schrieb ich, würde das ein Vermögen kosten; wie gut geht es mir in Jerusalem!

Mein nächster Besuch galt dem Oberrabbiner Kuk, der mich, den neuen Einwanderer, einlud, an Schabbat und Feiertagen in seinem Minjan zu beten. Sodann sprach ich beim Keren Kayemet-Büro vor, wo der spätere Direktor des Fonds (und damals Leiter der Aufforstung) Yosef Weitz mich unter seine Fittiche nahm. Zuerst sollte ich das Land kennen lernen, entschied er; einige Gegenden, wo er Aufforstungen zu inspizieren

habe – am Karmel oder bei Nahalal – wolle er mir selbst zeigen. Aber am Besten sei, wenn ich von einer Nationalfondssiedlung zur andern wandere und überall Arbeit annehme. Dadurch werde ich die Probleme der Urbarmachung am ehesten erfassen. Der Leiter der »literarischen Abteilung«, Nathan Bistrizky, bestellte über meine künftigen Erfahrungen eine Reihe von Artikeln ... und so zog ich von Kwuzah zu Kwuzah (»Kib-buzim« wurden erst später die größer gewordenen Siedlergruppen genannt). Meine ersten Schwielen erarbeitete ich beim Entsteinen der Terrassen von Kiryath Anawim; danach kam Hulda, Gan Shmuel, Degania und so weiter. Landarbeit war damals schwer. Es gab fast keine Maschinen, keine Traktoren, keine Shapers, keine Bulldozer. Alles musste mit der Hand gemacht werden: das Entsteinen, das Wegtragen in Körben, das Aufharken der Erde mit der Turiah. Der Rücken ist, nach einem ganzen Tag solcher Arbeit, als ob er nie wieder gerade werden wollte. Am schlimmsten war es in den Bananen-Pflanzungen von Degania. Es war August, die Hitze unter den Stauden war erstickend, nach den ersten drei Stunden Harken war ich beinahe ohnmächtig. Allmählich gewöhnte ich mich an die Landarbeit, an die Bananen aber gewöhnte ich mich nie.

Es herrschte eine eigentümlich xenophobe Stimmung in dieser Kwuzah. Jeder Fremde konnte in den Speisesaal eintreten – das heißt in die Holzbaracke, in der die Mahlzeiten eingenommen und die Versammlungen abgehalten wurden, sich an den Tisch setzen, Teller und Besteck nehmen und mitessen, so gut wie die Mitglieder der Gemeinschaft. Kein Mensch fragte nach seinem Namen, niemand erkundigte sich, was er wolle. Meldete er sich zur Arbeit, wie ich es tat, wurde ihm (meistens mürrisch) eine Aufgabe zugewiesen. Wollte er faulenzeln, so stellte ihn niemand zur Rede. Bei Tisch redete ihn keiner an, bei der Arbeit sprach man mit ihm nur das Allernötigste. Nein, freundlich waren die Chaluzim von anno 1922 nicht. Wer wollte, konnte in einer der Zrifim übernachten – den Holzbaracken, in denen eiserne Feldbetten standen, mit ganz dünnen Matratzen aus Seegras. Ich versuchte es einmal und nie wieder; es gab zuviele Wanzen, vor denen ich Reißaus nahm. Wieder blieb ich mit meinem Schlafsack unter freiem Himmel. Nach Beendigung dieser ersten Rundreise lieferte ich bei der »Wiener Morgenzeitung« meine Artikel ab²²³, erhielt ein unerwartet hohes Honorar – und ging auf die Suche nach Arbeit.

Einer meiner ersten Besuche in Jerusalem war – selbstverständlich – beim Schöpfer des lebenden Hebräisch gewesen, bei Elieser Ben-Jehuda²²⁴, der sich nicht besonders

223 Siehe WvWs in der »Wiener Morgenzeitung« von September bis November 1922 erschienene Artikelserie *Quer durch Palästina. Auf den Böden des Jüdischen Nationalfonds*.

224 Zu Elieser Ben-Jehuda vgl. WvW: *Wie ein Schwärmer eine Sprache schuf*. In: NFP, Nr. 21732, 15. März 1925, und das entsprechende Kapitel in *Der Kampf um das Heilige Land* (S. 41, Anm. 46), S. 239–248.

für mich interessierte. Er gab mir den Rat, meinen Namen zu hebräisieren – »Uziel« würde dem »Weisl« entsprechen –, was ich höflich ablehnte. Daraufhin kehrte er zu seiner Arbeit am Schreibtisch zurück und richtete fortan nur selten das Wort an mich. Die Damen des Hauses, vor allem die Hausfrau Hemda, aber auch die Töchter Jemina, Ata und Dola waren desto liebenswürdiger. Sie luden mich oft zu den (stets einfachen, nur aus Eierspeisen, Brot, Weißkäse mit Oliven und Tomaten bestehenden) Nachtmahlen ein, und danach blieb ich stets bei dem abendlichen Empfang der Haute volée der Jerusalemer Gesellschaft. Alles, was Geist und Rang hatte, kam mindestens einmal in der Woche zu den Ben-Jehudas, wo – trotz des hebräischen Fanatismus des Hausherrn – man Englisch, Französisch, Italienisch, ja sogar Deutsch parlierte, je nach Bedarf des *christlichen* Gastes. Nur mit Juden wurden keine Ausnahmen gemacht: diese mussten Hebräisch reden, und wenn sie sich dabei die Zunge zerbrachen! Die Bewirtung bei diesen Anlässen war denkbar bescheiden: Tee und Biskuits, manchmal gab es noch Früchte und Wassermelonen. Aber die Stimmung war wie in einem französischen Salon. Ich fühlte mich dort wie zu Hause – und wurde auch so behandelt.

Die älteste Tochter, Jemina – sie heiratete später einen britischen Beamten –, kümmerte sich besonders um mich. Ich hatte ihr, als Scherz, von meinen buchhalterischen Errungenschaften als Messe-Offizier erzählt. Tags darauf brachte sie mir eine Einladung zu ihrem Chef, einem Amerikaner, dem Leiter des »Joint«, der einen Buchhalter benötigte. Ich legte eine Prüfung ab – Aufstellung einer Bilanz – und wurde ins Shaare-Zedek-Spital entsandt, mit ganzen acht Pfund monatlichem Gehalt. Das war (beinahe) ein Reichtum. Von bleibender Bedeutung aber war, dass ich dort einen dritten Schritt in meiner Erziehung zum Judentum machte. Der Arzt des Spitals, der sehr tüchtige Dr. Mosche Wallach, lehrte mich Samson ben Raphael Hirschs Werke kennen.²²⁵ Damit erst begann ich die jüdischen Gesetze zu verstehen.

Dr. Wallach war Agudist, also theoretisch Gegner des weltlichen Zionismus, aber weder als Arzt noch als Mensch trug er diese Gegnerschaft zur Schau. Er war skrupelhaft auf Erfüllung aller Mizwot bedacht – er »genoss« es, sie zu erfüllen, beschrieb mir einmal seine Freude am Pessach-Fest: »Wenn ich bei Tisch meine Mazza breche und dabei denke, dass ich alle dazu gehörigen Mizwot selbst erfüllt habe – das Getreide auf dem Grundstück gesät und geerntet habe, wo ich das Sabbatjahr beachtet, wo die Ecken

²²⁵ Siehe vor allem Hirschs »trennungorthodoxe« Schriften *Neunzehn Briefe über Judentum* (1936), *Choreb, oder Versuche über Jisroels Pflichten in der Zerstreuung* (1837). Unter dem Einfluss Wallachs schloss sich WvW kurzfristig der Misrachi-Bewegung an, »in der Hoffnung, ein Bündnis zwischen dem Großzionismus eines Jabotinsky und den religiösen Massen zustande zu bringen«: »Als ich erkannte, dass diese Hoffnung nicht verwirklicht würde und ich vor der Wahl stand: Misrachi oder Revisionismus, optierte ich für den letzteren« (*Skizze zu einer Autobiographie*, S. 35, Anm. 29, S. 40).

und die Abfälle der Garben stehen gelassen werden, wo das Getreide unter meiner Aufsicht gedroschen und gemahlen, das Mehl unter meiner Aufsicht mit reinem Wasser zum Teig geknetet und unter Psalmensprüchen gebacken wurde – dann bin ich restlos glücklich.«

Ich hatte die Wohnung bei Dr. Bergmann aufgegeben und war in die Stadt übersiedelt. Eine meiner neuen Freundinnen, Clemy Meyer, eine in Jerusalem berühmte Kindergärtnerin (später Gattin meines teuren Freundes, des Malers Ludwig Blum), war nach Europa gereist und hatte mir ihre Wohnung überlassen. So war ich wenigstens vor Obdachlosigkeit geschützt, als die Revision der Bücher des Spitals abgeschlossen war und ich wieder brotlos wurde. Nun, mein Existenzminimum hatte ich. Zwei Amerikanerinnen nahmen bei mir zweimal in der Woche Französisch-Stunden (solche Fortschritte hatte ich in dieser Sprache gemacht), sie zahlten (gemeinsam) fünf Schilling per Lektion und gaben außerdem eine Jause, die mir ein Nachtmahl ersparte, so reichlich war sie. Das machte zwei Pfund per Monat. Außerdem bekam ich von der »Wiener Morgenzeitung« ein ganzes Pfund Honorar per Artikel, meist vier Artikel per Monat, wenn ich recht erinnere. Aber: »chaluzische Arbeit« war das nicht!

Da kam zu mir ein österreichischer »Blau-Weißer«, Max Schwarz mit Namen, und schlug mir vor, in eine von ihm geführte Kooperative einzutreten, die beim Bau der ersten zwei Häuser in Talpioth Arbeit angenommen hatte. 25 Piaster Tageslohn sei zugesagt. Ich schlug ein und wurde Bauarbeiter. Zunächst schaffte ich mir kurze Khaki-Hosen und ein kurzärmeliges Khaki-Hemd als Arbeitskleidung an. Dann fuhr ich am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang in einem rattligen Autobus-Ersatz (für den horrenden Preis von einem Piaster) zur Baustelle, wo meine Kollegen meine mit schöner Bügelfalte versehene Hose misstrauisch musterten. Ich war ihnen zu elegant.

Das dachte offenbar auch der Bauherr, Vizedirektor der Anglo-Palästinebank, Elieser Dan Slonim. Er nahm mich zur Seite und hielt eine väterliche Ansprache. »Du musst wissen, dass ich dir 25 Piaster bezahle, für acht Stunden Arbeit, weil du ein Aschkenasi bist. Der Junge dort ist aus Tunis, dem zahle ich für neun Stunden Arbeit nur zwanzig Piaster. Also erwarte ich von deinem Ehrgefühl (»regesch hakavod«, sagte er), dass du durch Fleiß den Verlust hereinbringst, den ich durch dich erleide.« So komisch es klingt: Trotz meiner klassenkämpferischen Theorien war ich von der Berechtigung seines Arguments überzeugt. Wenn meine Arbeit mehr als drei Piaster die Stunde kostet und die des Tunesiers nur etwas mehr als zwei Piaster, dann muss der Unterschied irgendwie wettgemacht werden. Der Tunesier und ich hatten zunächst eine sehr »ungerlernte« Aufgabe. Araber brachten auf Kamelen roh behauene Bausteine, jeder etwa zwanzig Kilo schwer. Die wurden per Laufmeter bezahlt, mussten also in Reihen ausgelegt werden, damit man sie messen konnte. Unsere Arbeit war somit, die Steine von dem Haufen, auf den sie

beim Abladen der Kamele gefallen waren, zur besagten Reihe zu tragen – etwa fünfzehn bis zwanzig Schritte weit. Ich wollte dieses Tragen rationalisieren. Ich warf die Steine ein paar Meter weit, hob sie auf und warf sie neuerlich. Es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe mich mein Arbeitskamerad davon überzeugte, dass diese Methode der klassischen – die Steine wie ein Wickelkind im Arm zu tragen – entschieden unterlegen sei. In der Frühstückspause erhielt dann meine sozialistisch-zionistische Weltanschauung den ersten Schlag, von dem sie sich recht eigentlich nie wieder erholt hat. Der Tunesier arbeitete hier am Bau, weil sein Beruf überfüllt sei. Er war der erste wirkliche jüdische Proletarier, den ich kennengelernt hatte. Bis dahin hatte ich, ohne weiter nachzudenken, im Glauben gelebt, dass alle Juden entweder Händler und als solche zum Untergang verurteilt seien oder geistige Arbeiter, deren nationale Aufgabe darin bestehe, zur produktiven, körperlichen Arbeit zurückzukehren. Jetzt erfuhr ich, dass es wirkliche Proletarier gab, die keine andere Möglichkeit zum Broterwerb hatten, als körperliche, »schwere« Arbeit zu verrichten. Langsam dämmerte mir, dass es keine besonders patriotische – d.h. den Aufbau des nationalen Heimes fördernde – Leistung sei, wenn ich, der Junggeselle und Intellektuelle, für gleiche Arbeit um 50 Prozent höher bezahlt werde als der Familienvater zu meiner Seite. Aber der Wunsch, mir (und der Welt) zu beweisen, dass ein Doktor ein ebenso guter Bauarbeiter sein könne wie ein »richtiger« Proletarier, war zu stark, als dass ich daraus die Konsequenz gezogen hätte, die Arbeit aufzugeben.

Einen zweiten Schlag erhielt meine Ideologie einen Monat später. Eines schönen Morgens erschien Freund Max Schwarz, ehe ich den Weg zum Bus angetreten hatte, in meinem (bzw. Clemys) Zimmer. Ich »müsse« ihm vier Pfund borgen – er habe eine neue Arbeitsstelle für unsere Kwuzoth gefunden, bei einem dritten Neubau in Talpioth, und brauche Geld für Arbeitsgeräte: Turiah, Harken, Schubkarren. Ich habe doch immer Geld, von meinen Französisch-Stunden, von meinen Artikeln. Ich gab ihm ohne weiteres die geforderte Summe. Am Mittag desselben Tages versammelten wir uns, wie immer, im geräumigen Zimmer eines benachbarten arabischen Hauses zum Mittagessen. Siehe da – statt der üblichen Gemüse mit Suppe und Brot gab es diesmal echtes Rindfleisch, und noch dazu in riesigen Portionen. Woher? Womit wurde das bezahlt? Schwarz bekannte fröhlich: von den Pfunden, die ich ihm gegeben hatte. Ich: »Aber die waren doch für Arbeitsgeräte bestimmt und nicht für Essen.« Darauf Freund Schwarz: »Wolf, du warst, du bist und wirst immer bleiben – ein Bourgeois.« Dieser Schimpf traf mich ins tiefste Herz; irgendetwas wusste ich, dass der Kamerad Recht hatte. Mir fehlte die sozialistische Verachtung von Geld und Geldeswert.

Um diese Zeit fand die Übersiedlung des Hauptbüros des Keren Kayemet von Haag nach Jerusalem statt. Der neue Direktor – an Stelle des von Weizmann abgesetzten Nehemia de Lieme – war der »eiserne« Menachem Ussishkin. Er hatte mich offensichtlich

gern und lud mich häufig ein. (Kennzeichnend für die damalige idyllische Stimmung im Jischuw war die Tatsache, dass ich als Bauarbeiter von fünf Schilling per Tag lebte – wovon ungefähr ein Schilling für Busfahrt und Mittagessen abging –, aber das machte keinen Unterschied in meiner sozialen Stellung. Ein Chaluz war per definitionem Idealist und daher gesellschaftsfähig. Ich diskutierte mit Ussishkin über die Ideologie des Nationalfonds; überreichte ihm ein Memorandum, das zum Teil schon in Wien ausgearbeitet worden war. So war ich nicht sehr überrascht, als er eines schönen Tages (Anfang Dezember 1922) mir eine dringende Mission übertrug. Ich hatte in besagter Denkschrift unter anderem (nicht nur zur Erhöhung der Einnahmen des KKL) vorgeschlagen, landsmannschaftliche Kolonien zu gründen und dafür spezielle Sammlungen in ihren Heimatländern zu veranstalten. Ussischkin sagte mir: »Wir haben jetzt eine Gruppe von Tschechoslowaken (es war dies die »Kwuzoth«, die in Arthur Koestlers Roman *Diebe in der Nacht*, 1946, verewigt wurde)²²⁶ in Beth Alfa, im Nuris-Distrikt, angesiedelt; fahre nach der Tschechoslowakei und bringe dort 5000 Pfund für diese Kolonie auf. Es ist das ja dein Plan.« – »5000 Pfund kann ich nie und nimmer aufbringen«, erwiderte ich. »Allerhöchstens 10.000 Pfund. Zu kleine Summen wirken unernst.« Ussischkin gab mir freundlichst die Erlaubnis, 10.000 statt 5000 Pfund zu sammeln. Und so fuhr ich zu einem Intermezzo, das über ein Jahr dauern sollte, nach Europa zurück.

Vorher hatte ich noch einen entscheidenden Schritt getan. Ich hatte die österreichische Staatsbürgerschaft aufgegeben und war »palästinensischer Staatsbürger unter Artikel V« geworden – das heißt: gesetzlich den im Lande geborenen ottomanischen Bürgern gleichgestellt. Mein Zertifikat und mein palästinensischer Reisepass trugen die stolze Nummer A 15 und bezeugen, dass ich (in Jerusalem) der fünfzehnte Jude gewesen war, der von dieser »Hitesrachuth« Gebrauch gemacht hat. Fügen wir hinzu, dass, erstens, dieser britische Pass nur Nachteile mit sich brachte: »Zuhälterpass« nannten ihn die deutschen Juden, weil man beim Vorzeigen gern das »Great Britain« an seiner oberen Hälfte sehen ließ, das untenstehende »Palestine« aber »zuhielt«. Nirgendwohin konnte ein Palästinenser ohne spezielles Visum reisen, vor allem nicht nach England selbst. Auch das Versprechen, den im Lande Geborenen »gleichgestellt« zu sein, war eine Fiktion. Als ich 1940 mich zum Dienst in der britischen Armee gegen Hitler meldete – entweder als Artillerieoffizier oder als Militärarzt –, wurde ich abgelehnt. Ich sei »Deutscher«, und als solcher käme ich nicht für eine Offizierscharge, auch nicht als Arzt, in Betracht. Meine Proteste unter Berufung auf Artikel V des Staatsbürgergesetzes, aber auch darauf, dass ich vor der Einbürgerung Österreicher gewesen, als Österreich nicht

226 Arthur Koestler: *Diebe in der Nacht. Roman*. Wien: Europa 1946 (Neuausgabe. Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein 1983).

von Deutschland okkupiert war, blieben vergeblich. Churchill musste seinen Krieg gegen Hitler ohne aktive Hilfe meinerseits gewinnen.

Das elfte Kapitel

beschreibt ein Intermezzo zwischen Palästina und Galut Revisita

Der Leser verzeihe die folgende Exkursion ins Gebiet zionistischer Kolonisationstheorie.²²⁷ Wen solche Erörterungen langweilen, kann die nächsten zwei Seiten unbesorgt überschlagen.

Das erwähnte Memorandum an Ussischkin bestand aus zwei Teilen: Der eine handelte von Verbesserungen der Sammelmethode, um die Einnahmen des Fonds zu erhöhen – soweit dies angesichts der immer fühlbarer werdenden Konkurrenz des Keren Hayesod möglich und (seitens der Zionistischen Exekutive) erlaubt war. Eine der vorgeschlagenen Methoden war, wie erwähnt, die Schaffung landsmannschaftlicher Kolonien, was übrigens den Ideen Herzls entsprach. Der zweite und entscheidende Teil handelte davon, dass es – auch bei Vervielfachung der Spendeneinnahmen – bei den voraussichtlichen Bodenpreisen in Palästina Jahrhunderte dauern würde, ehe auch nur die Hälfte des Landes in jüdischen Besitz käme. Dies sei unvereinbar mit der politisch gefährlichen Lage im Lande und mit der Judennot in der Galut. Es gäbe aber zwei Möglichkeiten, das Tempo der Landnahme zu vervielfachen: erstens, indem man die Bodenpreise senkt; zweitens, indem man Boden nicht mehr ausschließlich an gänzlich mittellose Chaluzim vergibt, sondern zunächst an Siedler gegen Barzahlung als »ewiges Eigentum«, unter gewissen Vorbehalten, verkauft und dadurch Kapital in weit größerem Ausmaß aufbringt, als bloße Spenden ermöglichen.

Ad Eins: Senkung der Bodenpreise sei möglich, indem der Fonds grundsätzlich während mehrerer Jahre nur die (weniger guten) Regierungsböden erwerbe. Der Einwand der KKL-Fachleute (vor allem gegen Nehemia de Liemes Kritik an den sehr kostspieligen Käufen im Emek Yesreel) war, dass diese billigen und sogar Gratis-Böden von der Regierung ebensoviel Geld für Urbarmachung erfordern wie der Kaufpreis für gute Böden aus arabischem Privatbesitz. Mein Gegenargument war: Das Geld dafür fließe zum größten Teil in jüdische Taschen, schaffe Arbeit und damit die Möglichkeit für zusätzliche Einwanderung auf »Arbeitszertifikaten«. Noch wichtiger aber sei, dass die Araber, wenn sie sehen, dass die Juden lieber zehn Pfund per Dunam für Urbarmachung von Regierungsland als acht Pfund für Privatboden zahlen, ihre Böden billiger verkaufen. Je länger man keine privaten Böden kaufe, desto billiger werden sie.

²²⁷ Galut revisita: erneute Erkundung des erzwungenen Exils der Juden.

Ad Zwei: Wichtiger noch schien mir, Boden an Siedler zu *verkaufen*. Die Ideologie des Nationalfonds beruhte bekanntlich auf der Bestimmung der Thora, wonach landwirtschaftlicher Boden nie »für ewig« verkauft werden dürfe. »Im Jubeljahr«, also spätestens nach 49 Jahren, musste das Land wieder in den Besitz der Familie zurückfallen, die ihn ursprünglich (d.h. bei der Landverteilung im Buch Josua 14–19) besessen hatte. Dieses Prinzip hätte eine Bauernaristokratie, d.h. »Erbbauern«, geschaffen und die Familien ewig vor Proletarisierung geschützt. Der ärmste Bauernspross sollte wissen, dass in errechenbarer Zukunft – nach so und so vielen Jahren – die Posaune durchs Land hallen und ihm die Rückkehr auf seiner Väter Gut befehlen werde. Der Jude des Thora-Gesetzes konnte ein Bettler werden – selbst dann hörte er nie auf, ein freier, bodenständiger Bauer zu sein. Dieser Schutz des Familieneigentumes, eines Fideikommisses, wurde von den Gründern des Nationalfonds ins Gegenteil verkehrt. Der Landnehmer war nicht die jüdische Person, die sich ansiedelt, sondern der unpersönliche Keren Kayemet. Nie und nimmer könne der Siedler Erbbauer werden, er bleibe Pächter, und sein Vertrag laufe nach 49 Jahren ab.

Mein Vorschlag ging dahin, die biblische Gesetzgebung in gewissem Maß zu erneuern: Der KKL sollte weiter Boden kaufen, sollte Privatspekulation möglichst ausschalten – dann aber (in Annoncen in der Weltpresse) diese Böden zum Verkauf an Privatpersonen anbieten, wobei 20 bis 30 Prozent (bei kinderreichen Familien mehr, bei kinderarmen weniger) als ewige, unkündbare Hypothek belassen und mit einem nach Kinderzahl abgestuften Prozentsatz verzinst werden sollten. Der Fonds solle zusätzlich garantieren, dass der Boden nie »dauernd«, sondern nur bis zum Jubeljahr von der Familie des Käufers veräußert werden dürfe. Nachher müsse er wieder an dessen Nachkommen zurückgegeben werden. Aus den Erträgen dieser Verkäufe sollte neuerlich Boden für Siedler mit eigenem Kapital und vom Ertrag dieser zweiten Veräußerungen Boden für mittellose Chaluzim wie bisher angekauft werden.

Unnötig zu sagen, dass Ussishkin und seine Mitarbeiter beide Vorschläge ablehnten. Ussishkin sagte, er sei nicht daran interessiert, Geld zu sammeln, damit Privatleute Boden erwerben. Die Stimmung in der zionistischen Leitung war damals (und blieb es weitgehend bis heute) feindlich gegenüber der Einwanderung »bürgerlicher« Mittelständler.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu meinen Erlebnissen zurück. Stolzer Besitzer besagten Passes, noch stolzerer Besitzer ausreichenden Reisegeldes und zusätzlicher Ersparnisse, die ich (Sprosse böhmischer Vorfahren) trotz allem zurückgelegt hatte, fuhr ich im Jahre 1922 via Kairo und Alexandrien wieder nach Europa zurück. Ich war damals – trotz meiner schon 27 Jahre und trotz meiner Beschäftigung mit ökonomischen Problemen – das »grünste Greenhorn«, das der Nahe Osten je gesehen hatte. Ich wollte

Kairo sehen, die Pyramiden, die Sphinx. Statt einen Baedeker²²⁸ zur Hand zu nehmen, ja, statt auch nur eine Landkarte anzusehen, beschloss ich, mit »eigenen Augen« Kairo zu durchwandern. Ein Guide sprach mich an: Ausflug zu den Pyramiden? Gizeh? – Soviel glaubte ich zu wissen, dass man im Orient nur die Hälfte des Verlangten bezahle. Er verlangte fünf Pfund, nahm zwei Pfund und versprach, alle Kosten für Hin- und Rückreise zu tragen, inklusive der Kamele! Ich wurde rasch enttäuscht. Der Fremdenführer war ein Nubier. – Wie geht doch das Gedicht? »Es ging ein Mann aus Nubierland, / Führt ein Kamel am Halfterband ...«²²⁹ Das Kamel war ich, und besagter Nubier führte mich zur nächsten Haltestelle der Elektrischen, setzte mich auf eine Bank und fuhr mit mir »in die Wüste«, das heißt, bis etliche hundert Meter vor den sagenhaften Pyramiden. Dort heuerte er versprochenermaßen ein Kamel für den romantischen, etwa zehnminütigen Ritt zur Cheopspyramide an. Er zahlte dem Besitzer ganze fünf Piaster. »Die Kamele sind sehr schön zum Photographieren«, erklärte der Führer. Dann erbot er sich, gegen Extrazahlung von ein paar Schillingen auf die Pyramide hinaufzuklettern und stellvertretend die Aussicht zu genießen. So dumm war ich doch nicht – »Avodah azmith«, »eigene Arbeit«, war die Losung des jungen Palästina! Ich werde allein hinaufklettern, entschied ich. Gesagt getan. Die rund 150 Stufen bis zur Spitze erkletterte ich in allmählich erlahmendem Elan. Die letzten Terrassen bestanden aus besonders großen Blöcken – etwas über einen Meter hoch. Ich schwang kühn das Bein – und, krach, platzte meine Hose an der heikelsten Naht. Die schöne Aussicht auf die Wüste im Abendsonnenschein war nur ein halber Trost. Auf dem Rückweg begegnete ich einer Schar englischer Touristinnen. Ich hielt den Tropenhelm, den ich damals noch trug, vor die delikate – nein, *hinter* die delikate Stelle und wanderte so zur Tramway zurück.

Dieses Abenteuer, das ich den Lesern der »Wiener Morgenzeitung« mitteilte²³⁰, hatte ein Nachspiel. Monate später, auf der Tour durch die Tschechoslowakei, sprach ich in einer Jungmädchenversammlung in Pressburg über die Rolle der jüdischen Frau in der nationalen Bewegung. Der Vorsitzende lud, nach obligatem Dank, die Damen zu Fragen ein. Tiefes Schweigen. Schließlich erhob sich ein zierliches Fräulein: »Bitte, Herr Doktor, was ist mit Ihrer Hose geschehen, die auf der Pyramide geplatzt ist?«

Eine noch größere Torheit beging ich an Bord eines kleinen (und sehr billigen) griechischen Dampfers, der mich nach Athen bringen sollte. Ich fiel dort einem Bauern-

228 Baedeker: Reiseführer, seit 1832 benannt nach Karl Baedeker (1801–1859).

229 Siehe Friedrich Rückerts (1788–1866) *Parabel* (1823): »Es ging ein Mann im Syrerland, / Führt ein Kamel am Halfterband. / Das Thier mit grimmigen Geberden / Urplötzlich anfang schein werden, / Und that so ganz entsetzlich schnaufen, / Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.«

230 Siehe die beiden Artikel WvWs *Im Land der Pyramiden* in der »Wiener Morgenzeitung« (Nr. 1422, Nr. 1478, 28. Januar, 25. März 1923).

fänger zum Opfer, ich schäme mich dessen bis heute. An Bord waren alle möglichen Hausierer mit den üblichen Andenken. Ich lehnte alle Angebote ab, bis einer der Händler, sich scheu umblickend, mir eine goldene Taschenuhr für fünf Pfund anbot – eine ungeheure Summe, die etwa 600 ILS (Israelische Schekel von heute, 1972) entsprechen würde. Ich bekam Lust, ein unehrliches Geschäft zu machen; die Uhr musste geschmuggelt sein, dachte ich. Ich bot einen Tausch an: meine goldene Armbanduhr, die ohnedies nicht genau ging – und ein Pfund bar. Der Kerl akzeptierte sofort, nahm meine Uhr und die Banknote und verschwand. Erst jetzt inspizierte ich die Taschenuhr genauer und sah, dass sie aus Messing war, ganz schwach vergoldet. Sie war nicht einmal ein paar Schilling wert.

Die Fahrt auf dem kleinen Schiff war recht traurig. In Kreta nahmen wir etliche hundert griechischer Flüchtlinge an Bord, die dem Brand von Smyrna²³¹ entkommen waren. Die Meisten hatten nur Lumpen an, gar nicht wenige nur die Hosen, und lagerten mit nacktem Oberkörper im kalten Dezemberwind auf dem Deck. Zum Glück regnete es nicht. Ich fragte sie aus, so gut es ging – hörte Geschichten von dem Massaker, das die siegreichen Türken an den Christen verübt hatten, und hatte nur einen Gedanken: was wohl mit der Familie Zuckermann, was mit Noemi geschehen sei? Zögernd fragte ich nach dem Schicksal der Juden Smyrnas. Nein, den Fremden und den Juden sei nichts geschehen – nur die Griechen waren die Opfer, sagte man mir (zufälligerweise stimmte es). Es war das erste Mal, dass ich Opfer des mohammedanischen Fanatismus gesehen hatte; Opfer des christlichen waren mir besser bekannt.

Von meiner Arbeit in der Tschechoslowakei sei nur berichtet, dass ich die 10.000 Pfund-Grenze sogar überschritt, dass ich bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft mit Großmutter Popper erneuerte und die mit Kusine Edith begann. Einige Erlebnisse jener Tage seien der Vergessenheit entrissen.

Ich war bei Nacht, in ungeheiztem Waggon mit einer zerbrochenen Fensterscheibe, nach dem Gebirgsstädtchen Ružomberok in den Karpaten gefahren. In finsterner Morgenstunde kam ich an – mit wahnsinnigen Ohrenscherzen! Ich hatte nie gewusst, dass Ohrenscherzen so schrecklich sein können (einem Arzt tun die Organe seiner Patienten merkwürdig wenig weh!). Im Hotel wandte ich verschiedene Hausmittel an – nichts half. Die Diagnose war klar: Mittelohrentzündung! Ein Arzt wurde geholt – ein Jude. Ein alter Praktiker – er machte einen guten Eindruck. Ich dachte, so musste mein Großvater seine Patienten behandelt haben. Er sagte nach einer Untersuchung, die

231 Brand von Smyrna (Izmir) am 13. September 1922: Die Katastrophe in der von den Türken am Ende des Kriegs gegen die Griechen eroberten Stadt vernichtete die christlichen und levantinischen Viertel und war begleitet von Massakern an der christlichen Zivilbevölkerung.

keine Minute gedauert hat: »Herr Kollege, entweder lasse ich Sie ins Spital bringen, damit man Sie operiert – oder ich verordne Ihnen, was ich einem meiner Bauern geben würde: 16 Gramm Aspirin während einer Stunde einzunehmen. Sie sind jung und stark, Sie werden diese ›Rosskur‹ überleben – und heute Abend ihren Vortrag halten können!« 16 Gramm! 32 Pillen! Mir graute davor, aber einerseits hatte ich eine Schwäche für unorthodoxe Medizin, und andererseits war die Alternative, mich in ein slowakisches Spital zu legen, noch unerfreulicher. Ich akzeptierte – und war binnen weniger Stunden geheilt. Das Rezept ist heute überholt, mit Penicillin kommt man leichter zum gleichen Resultat – es sei dennoch der ärztlichen Welt verraten.²³²

Ein interessantes Erlebnis hatte ich mit dem Führer der antizionistischen Orthodoxie, Rabbi Koloman Weber. Ich hatte von seinem Ruf als einem der »Größen der Thora« und als einem unserer entschiedensten Gegner gehört und wollte versuchen, ihn für eine neutrale Haltung gegenüber »meiner« Aktion für die tschechoslowakische Kolonie zu gewinnen. Die armen Burschen in Beth Alfa hatten nicht einmal das Geld, ihren zusammengefallenen Backofen wieder herzustellen. Ich fuhr mit zwei oder drei der gewichtigsten Herren des Kurorts – der beliebte Badearzt Dr. Rosner an ihrer Spitze – zum Rabbi in sein nahes Dorf. Der Besuch war ergebnislos – außer, dass er mir die tiefe Feindschaft der Ultrae gegen die Palästina-Sehnsucht der Massen deutlich machte. Meine Argumente – z. B. dass der Zionismus immerhin den Abfall vom Judentum, die früher grassierende Taufsucht der assimilierten Westjuden ganz wesentlich verringert habe – machten keinen Eindruck. Der Rabbi, dessen Gemeinde ja nie von dieser Gefahr bedroht war, zuckte die Achseln. »Schmad (Abfall) ist Übertretung eines Gebots der Thora, aber Entweihung des Schabbat oder Essen von Unreinem sind ebensolche Übertretungen. Was hilft es, wenn die Zionisten nur jenes beobachten und diese mit Füßen treten?« Schließlich ging er zur Gegenoffensive über und fragte: »Dem Antisemitismus in Europa wollt ihr entgehen, aber in Palästina werdet ihr einem noch viel gefährlicheren begegnen: dem der Araber.« Einer meiner Begleiter, den ich kürzlich in Jerusalem traf, erinnerte sich an meine Antwort, die ich selbst schon vergessen hatte. Ihm zufolge hätte ich gefragt: »Rabbi, haben Sie schon einen kleinen Hund gesehen, den ein großer Hund angreift? Was tut der kleinere?« – »Er läuft davon«, sagte der Agudist. »Aber wenn der kleine auf seinem eigenen Hof ist und der große Hund kommt herein und der Kleine geht auf ihn

²³² Anm. WvWs: »Der französische Minister – und große Mathematiker – Paul Painlevé (1863–1933), hatte ein schwaches Herz. Er wollte einen Fieberanfall überwinden, um in Genf beim Völkerbund eine Rede über Abrüstung halten zu können. Gegen das Verbot Max Gersons [siehe S. 211], mit dem ich damals zusammenarbeitete und der ihn behandelte, nahm er 1 Gramm Aspirin, und starb daran.« P. P.: Präsident der Französischen Akademie der Wissenschaften, Minister mehrerer Ressorts, Premierminister der Dritten Französischen Republik.

los – was geschieht dann? Dann flüchtet der große Hund. Das wird der Unterschied sein zwischen dem Verhalten der Judenfeinde in der Galut und dem in Palästina. Dort werden wir die kleinen Hunde geblieben sein – aber auf dem Boden, der uns gehört.«

Noch eine Erfahrung machte ich damals: wie wenig Bibelkenntnisse diese »Größen der Thora« besaßen – weniger als irgendein englischer oder amerikanischer Pfarrer. Ich zitiere Verse aus den Büchern Esra und Nehemia, worauf der Rabbi seelenruhig antwortete, er kenne diese Stellen nicht; er habe *niemals* diese Bücher der Bibel gelesen! Sein Interesse beschränkte sich auf den Talmud und die späteren Kommentare, auf das, was »praktisches Gesetz« war, nicht »bloße Historie«.

Überhaupt: wie weltweit waren vor fünfzig Jahren die Juden von Palästina! Als ich 1922 mit der Südbahn nach Wien zurückfuhr, stieg in Judenburg (ausgerechnet so hieß die Station!) ein Viehhändler in mein Abteil zu. Wir kamen ins Gespräch; es stellte sich heraus, dass er ein Jude aus Graz war. »Und woher kommen Sie?« – »Aus Jerusalem«. – »Hohoho«, lachte der Biedere, »das ist ein Witz. Jerusalem gibt es doch gar nicht.« Mein Hinweis auf die Bibel half wenig. »Vielleicht hat es damals ein Jerusalem gegeben, und vielleicht auch schon damals nicht. Aber dass es heute nicht existiert, weiß ich sicher.«

Die Orthodoxen der Slowakei waren nicht viel besser informiert, trotzdem sie täglich sechsmal um den Wiederaufbau Jerusalems beteten. Mehrmals wurde ich gefragt: »Wie ist das eigentlich: Auf dem Plakat steht, dass Sie aus Jerusalem sind, und in Ihrem Vortrag sagten Sie, dass Sie aus Palästina kommen. Von wo sind Sie wirklich?« Oder, etwas klüger: »Ist Jerusalem in Eretz Israel, oder liegt Eretz Israel in Jerusalem?«

Natürlich gab es in der Slowakei auch Juden, deren Verwandte oder Bekannte nach Palästina ausgewandert waren. Die waren besser informiert, aber nicht besser auf den Zionismus zu sprechen. In Košice, Prešov, Munkács wurde mir voll Entrüstung geklagt: »Einer (oder zwei oder drei) Burschen aus unserer Stadt sind nach Jerusalem (oder Haifa oder sonst wohin in Palästina) gezogen und haben ihre Photographien geschickt: ohne Hut! ohne Kopfbedeckung im Heiligen Land! Das hat der Zionismus aus diesen braven Jungen gemacht.«

Der geistige Führer der Ostslowakei und Karpatorusslands hatte seinen Sitz in Munkács. Selbstredend war schon lange vor meiner Ankunft dort verkündet worden, dass jeder Jeschiwa-Bocher, der bei einem meiner Vorträge gesehen würde, nicht mehr dort lernen, nicht mehr mit den Jüngern des Rebbe gemeinsam werde beten dürfen. Der Rebbe selbst wurde mir als hochintelligent und belesen geschildert; er erhalte alle »modernen« (und auch zionistischen) Zeitungen, aber er lese sie nur am Abort; seine Wohnung wolle er nicht mit ihnen verunreinigen.

Hatte ich nicht viel Glück mit den Extrem-Orthodoxen, so glückte es mir nicht viel besser mit den zionistischen Führern der tschechoslowakischen Republik. Sie hatten

durchgesetzt, dass die ganz überwiegende Mehrheit der Juden, von Böhmen bis Karpatorussland weder deutsche noch tschechische noch ungarische, sondern jüdischnationale Abgeordnete ins Prager Parlament, jüdischnationale Gemeinderäte in die Stadtvertretungen wählte. Das war erfreulich, auch von meinem Standpunkt aus. Aber dass als Ergebnis dieser Wahlsiege (und gefördert durch die Sympathien des Präsidenten Masaryk) die neuen Mandatare ihren ganzen zionistischen Eifer auf ihre Wahlbezirke konzentrierten statt auf Palästina, machte mich sehr um die Zukunft besorgt. Ich sagte und schrieb immer wieder: Man könne Palästina nicht mit dem kleinen Finger der linken Hand aufbauen, während die neun anderen sich an der Galut festklammern. »Nur eine starke Galut kann ein starkes Palästina bauen«, wurde ich belehrt. Die Geschichte hat zwischen uns gerichtet, heute leben in der ganzen Tschechoslowakei kaum noch 6000 Juden.

Meine Chaluz-Erfahrungen einerseits und die Erlebnisse meiner Tour durch die Tschechoslowakei andererseits hatten mich ernüchert. Ich beschloss, zum Arztberuf zurückzukehren, mich in der Chirurgie, die ich auf der Abteilung Zuckerkandls lieb gewonnen hatte, zu vervollkommen.

Ich hatte schon früher auf der ersten Chirurgischen Abteilung des Allgemeinen Wiener Krankenhauses bei Hofrat Konrad Büdinger hospitiert, meldete mich bei ihm und wurde außertourlich auf der Stelle angenommen. Büdinger, mit einer schwer katholischen Adeligen aus Tiroler Geschlecht verheiratet, hatte – so schien es mir – eine geheime Liebe für das Judentum. Ich bilde mir ein, dass er jüdischer Abstammung, vielleicht sogar mit jüdischer Vergangenheit gewesen sein muss. Wie dem auch war: dass ich aus Palästina kam, verlieh mir eine gewisse Aureole, und er protegierte mich auf jegliche Weise, zerbrach sich sogar den Kopf, welche wissenschaftlichen Arbeiten ich veröffentlichen könne, um mir eine »Karriere« zu sichern. An die letzte dieser Publikationen erinnere ich mich noch: eine von mir »entdeckte« Methode zur quantitativen Bestimmung der gelben Farbe des Gallenflusses nach operativer Entfernung der Gallenblase, so ziemlich die nutzloseste Arbeit, die ich je publiziert habe.²³³ Für Büdinger, einen blendenden Gallenblasen-Operateur, war sie nicht ganz nutzlos. Er veröffentlichte viele Arbeiten über diese Operationen. Unter anderem hat er ein genial-einfaches Instrument gefunden, das verhütete, dass auch nur ein Tropfen der gefährlichen Flüssigkeit ins Operationsfeld gelange: ein großer silberner *Suppenlöffel* wurde unter die Blase gehalten, die darin stets Platz fand. Besagter Suppenlöffel war weit und breit bekannt, wurde aber, soviel ich weiß, aus Oppositionsgeist von anderen nicht angewendet.

Büdinger war nicht nur ein Chirurg; er war auch ärztlicher Philosoph, der gegen Vorurteile und unbegründete Ansichten kämpfte. Er war gegen die Operationsübungen

233 Nicht ermittelt.

an Leichen. »Ein toter Mensch ist kein Mensch«, pflegte er zu sagen und erweiterte diese (zweifelloso richtige) Aussage: »Als Menschen soll man überhaupt nur jemanden bezeichnen, der völlig gesund ist. Wer eine Krankheit hat, ist eben ein Kranker, aber kein Mensch. Er reagiert anders als ein Gesunder. Ja, wenn jemand starke Zahnschmerzen hat, ist er nicht mehr der, der er früher gewesen ist: er ist jetzt ein Mensch mit Zahnschmerzen. Für Liebe, zum Beispiel, oder für ein lyrisches Gedicht ist er nicht mehr zugänglich.«

Ich hatte Gelegenheit, als Sachverständiger in einem Erbschaftsprozess, bei dem die Testierfähigkeit eines Parkinson-Kranken angefochten wurde, vor einem Jerusalemer Gericht die Theorie Büdingers zu vertreten. Der Verstorbene war eine interessante Persönlichkeit gewesen, ein jemenitischer Jude, der es unter dem Regime des fanatisch-mohammedanischen Imam Yahya zu solchem Ansehen gebracht hatte, dass er 1935 als Gesandter zu Waffenkäufen nach Hitler-Deutschland geschickt worden war! Später war er mit seiner großen Familie nach Israel ausgewandert, war reich geworden oder reich geblieben. Vor etlichen Jahren hatte er sein ganzes Vermögen dem ältesten Sohn als Alleinerben vermacht. Damals waren schon die ersten Zeichen seiner Parkinson-Erkrankung aufgetreten. Ein oder zwei Jahre später erfuhr besagter liebevoller Sohn offenbar, dass sein Vater sein Testament bereue, und ließ sich flugs von einem Psychiater ein Zeugnis ausstellen, aus dem hervorging, dass der alte Herr geistig nicht mehr »normal« sei. Vier Jahre später wurde er mein Patient. Ich war von seinem Humor und seinem Gedächtnis so stark beeindruckt, dass ich dies in meiner Krankengeschichte vermerkte, zu meinem Glück als späterer Gutachter. Sein Zustand verschlimmerte sich im Laufe der Monate – und eines schönen Tages, gerade als ich auf Urlaub war, machte er vor Zeugen ein mündliches Testament, in welchem er das frühere widerrief und sein Vermögen zu gleichen Teilen unter seine vier Kinder verteilte. Unter Berufung auf den Befund jenes Psychiaters focht der älteste Sohn diese Änderung an: Wenn der Vater schon vor so und so viel Jahren geistig nicht »normal« gewesen sei – um wieviel sicherer sei es, dass nach fortschreitender Krankheit er noch weniger »normal« war. Er wusste nicht, was er sagte. Ich konnte nicht das frühere Gutachten anfechten, denn ich hatte damals den Jemeniten nicht gekannt. Es wäre auch »unkollegial« gewesen, wie man die Tatsache umschreibt, dass eine Krähe einer andern die Augen aushackt. Andererseits war ich über die Habgier des Ältesten empört, der wider besseres Wissen diese Behauptung aufstellte. So griff ich auf Büdingers Definition zurück und erklärte dem verständnisvollen Richter: Sicher ist jeder chronisch Kranke, und somit auch ein Parkinson-Patient, nicht »normal« in dem Sinne, in dem er »normal« war, ehe er erkrankte. Er denkt anders, fühlt anders und interessiert sich für andere Dinge. Ich gab das Beispiel des Menschen mit Zahnschmerzen und erweiterte es: »Wenn Sie, Herr Richter, mit zu engen Schuhen zu einem Ball gehen und Hühneraugen haben, werden Sie sich anders benehmen, je-

den überflüssigen Schritt vermeiden, als wenn Sie keine Hühneraugen hätten. Sie sind also nicht ›normal‹. Der alte Patient z. B. wäre wahrscheinlich nicht imstande gewesen, richtig zu urteilen, ob man Gold kaufen oder verkaufen solle. Aber zu entscheiden, ob er sein Vermögen einem einzigen Kind lassen solle oder – was eigentlich das ›Normale‹ war, allen Kindern, dazu reichte sein Urteilsvermögen ohne Zweifel.« – Dank Büdinger gewannen die drei anderen Erben den Prozess.

Büdinger hatte noch andere Eigenheiten. Wenn wir jungen Ärzte ihm die »Erfolge« einer eben veröffentlichten Methode anpriesen, nickte er bedächtig: »Ja, ja, es ist selbst für große Ärzte schwer, ihre Patienten umzubringen. Die überleben die allerneuesten Methoden!« Und erläuterte: »Von hundert Kranken werden neunzig gesund, was immer man mit ihnen vornimmt. Drei oder vier sterben, was immer man unternimmt. Der gute Arzt unterscheidet sich vom Stümper bei den sechs oder sieben Prozent, die zwischen hoffnungslos krank und ›hoffnungslos gesund‹ erscheinen. Was besagt da schon eine Statistik von ein paar Dutzend Fällen?« Hauptfeind der Patienten war, nach seiner Überzeugung, die ärztliche *Familie!* »Lassen Sie einen Kranken im Bett liegen und sich langweilen«, erklärte Büdinger,

wecken Sie ihn um 4 Uhr früh, wenn er schlafen will, um ihn zu waschen, und löschen Sie das Licht aus um 7 Uhr, wenn er noch Karten spielen möchte. Geben Sie ihm fade, lauwarme Speisen zu essen – und er wird gesund: unter einer Bedingung, dass die Familie ihn nicht besuchen darf! Das ist die Erklärung, warum meine armen Patienten im Spital besser abschneiden als die reichen, die ich im Sanatorium behandle, wo den ganzen Tag Besuche erlaubt sind, oder gar die, die sich leisten können, Krankenschwestern zu Hause zu haben. Dort kann ich sie nicht vor den liebevollen Verwandten beschützen. (*Er gab ein Beispiel*): Wenn ein Kind Angina hat, müsst Ihr Gurgelwasser verordnen. Warum? Nur ein medizinischer Trottel kann glauben, dass diese Flüssigkeit die entzündeten Mandeln bspüle. Wenn sie nur in die Nähe käme, würde der Schluckreflex eintreten und sie hinabgeschluckt werden. Aber trotzdem müsst Ihr »Gurgeln« verordnen, nur damit die Mutter den Patienten alle paar Stunden wecken und ihn behandeln darf. Wehe euch, wenn ihr das nicht in Betracht zieht!

Ich hatte viel Freude an meiner Arbeit bei diesem Weisen, aber das hinderte mich nicht, à chasser plusieurs lièvres, oder auf Deutsch: mehrere Hasen gleichzeitig zu jagen. Büdingers Assistent missbilligte meine Nebenbeschäftigungen. Er klagte einmal dem Chef: »Weisl sagt, der Tag hat 24 Stunden, die Nacht 12 – zusammen macht das 36 Stunden. Wenn er täglich eine Stunde früher aufsteht, glaubt er, 37 Stunden zur Verfügung zu haben!« Etwas Wahres war daran; ich kam wieder mit vier oder fünf Stunden Schlaf aus; eigentlich nur wenn ich Nachtdienst im Spital hatte – jede vierte Nacht –, schlief ich annähernd genug.

Meine Schwester war im Begriff, nach ihrem ersten Doktorat in Orientalistik ihr zweites in Jus zu machen – trotz ihren zwei Kindern und trotz der gar nicht so gelinden Eifersucht ihres Gatten Karl Beth, der zwar auch zwei Doktorate (in Theologie und Philosophie) besaß, aber seine Frau lieber etwas kleiner gesehen hätte. Ich wurde ebenfalls eifersüchtig. Vater, Bruder, Schwester sind Juris Doctores und ich nicht? Lächerlich! So inskribierte ich auf der juristischen Fakultät, erhielt drei Semester (als Doktor) gutgeschrieben und verließ mich darauf, dass ich die Prüfungen am Jahresende ebenso wie seinerzeit die medizinischen bestehen würde, ohne auch nur den Fuß in einen Hörsaal gesetzt zu haben.²³⁴ Durch besagte Inskription kam ich wieder in Berührung mit der zionistischen Studentenschaft Wiens, das sollte nicht unwichtige Folgen haben.

Ich war seit 1921 in loser Verbindung mit Jabotinsky geblieben, hatte ihn auf dem Zionistenkongress in Karlsbad²³⁵ wiedergesehen und war von ihm und für ihn begeistert. Er brauchte mich nicht für seinen Legionsgedanken zu »bekehren«: d.h. für das Prinzip, dass der Jischuw nicht (nur) durch illegale Selbstwehr, sondern durch eine stehende Truppe geschützt werden müsse. Davon war ich schon überzeugt, noch ehe Jabotinsky diesen Gedanken ausgearbeitet hatte. Ebensowenig brauchte er mich dafür zu gewinnen, dass Churchills *Weißbuch* von 1922 unannehmbar sei: nämlich, dass unter »Jüdischem Nationalheim« *nicht* zu verstehen sei, »dass Palästina so jüdisch sein werde (oder solle), wie England englisch«²³⁶ – im krassen Gegensatz zu Weizmanns berühmter und richtiger Definition auf der Pariser Friedenskonferenz 1919 (in Antwort auf die Frage des amerikanischen Staatssekretärs des Äußeren, Robert Lansing, was er unter »Jewish National Home« verstehe).²³⁷ Auch für mich war dies und *nur* dies ein Ziel,

234 Anm. WvWs: »So verstand man damals in Mitteleuropa das Prinzip der Studierfreiheit. Wie und wann du lernst, ist gleichgültig. Du bist kein kleines Kind, das man an der Hand führen muss – wie es die Amerikaner tun. Entsprichst du bei den Prüfungen, ist es gut, auch wenn du Vorlesungen »geschwänzt« hast. Fällst du durch, ist es deine Sache, nicht die der Universitätsbehörden. Rückblickend – und nach meinen Erfahrungen mit vier »akademisch gebildeten« Kindern und zwei Schwiegersöhnen, die in Israel nach amerikanischem Muster durch eine geistige Presse gedreht wurden, ehe sie ihre Diplome bekamen – scheint mir das österreichische System nicht nur unvergleichlich billiger, sondern auch besser; die Tüchtigsten überlebten, die Unfähigen fielen ab.«

235 12. Zionistenkongress vom 1. bis 14. September 1921 in Karlsbad unter Vorsitz Nachum Sokolows.

236 Als Churchill Palästina 1922 besuchte, räumte er dem Emir Abdallah von Transjordanien etliche Zugeständnisse ein, die in Churchills *Weißbuch* von 1922 aufgenommen wurden. An der Balfour-Deklaration wurde zwar festgehalten, allerdings mit der Einschränkung, Palästina nicht »so jüdisch werden zu lassen, wie England englisch ist«.

237 Pariser Friedenskonferenz (18. Januar 1919 bis 21. Januar 1920): Weizmann beantragte von den Alliierten die Förderung der Zuwanderung und Ansiedlung der Juden in Palästina und die Anerkennung einer offiziellen Vertretung der Juden als Voraussetzung für die Gründung eines jüdischen Staats: Er wolle »Palästina so jüdisch machen, wie Amerika amerikanisch oder England englisch« sei.

wert, dafür zu leben und, wenn nötig, dafür zu sterben oder auch, wenn nötig, dafür zu töten. Wie Jabotinsky gehörte auch ich zu der militärischen Schule, die im idealen Soldaten einen Kämpfer sieht, der den Gegner für *dessen* Ideale sterben lässt. Jabotinsky hatte eine kindlich einfache Beschreibung für den Unterschied zwischen »Legion« und »Hagana«, die er als »Selbstwehr« verstand:

Wenn ein arabischer Mob sich sammelt, um eine jüdische Siedlung anzugreifen, und ihnen ein paar Dutzend Haganah-Leute gegenüberstehen, muss es zu einem Kampf kommen, ehe die Araber ihre Absichten aufgeben. Wenn aber ebensoviele Soldaten ihnen gegenüber aufmarschieren und auf das Kommando »Habtacht!« die paar Dutzend Stiefelabsätze mit einem einzigen Knall zusammenklappen, dann laufen die Feinde davon, ohne auch nur einen Angriff zu versuchen.

So naiv diese Auffassung war – sie hat sich, allerdings erst nach langen, langen Jahren, als real erwiesen, ebenso wie Weizmanns Definition vom »Nationalheim der Juden«. Israel ist heute (1972) in der Tat »so jüdisch wie England englisch«. Auch in England leben Minoritäten – heute sogar hunderttausende afrikanische Neger, Pakistanis, Inder, Westinder, aber alle sprechen Englisch, »gehören« dazu. Und wie sehr ein tüchtiges Militär feindliche Angriffsabsichten abschreckt, sehen wir seit dem Sechstagekrieg (oder zumindest seit dem letzten Waffenstillstand vom 7. August 1970).²³⁸ Die Absicht, anzugreifen, fehlt den Arabern von Heute nicht. Der Respekt vor der militärischen Stärke des Zahal hält sie jedoch vor dem Versuch zurück, diese Absicht zu verwirklichen.

Ich predigte diese Lehren, wo man mich nur hören wollte. Eines Tages nahm mich ein Freund, der »ewige Student« Puttel (im bürgerlichen Leben protokollierter Kaufmann Shimshon Rauchwerger) zur Seite und hielt mir einen Vortrag über die Rolle des jüdischen Couleurstudenten im akademischen Leben. Ich hatte, wie viele andere auch, bis dahin die farbentragenden jüdischen Studenten geringgeschätzt. Sie schienen mir deutsche Nationalisten unernst zu kopieren. Säbel-Mensuren und Duelle schienen doch überlebt! »Puttel«, mit Leib und Seele Couleurstudent, versuchte gar nicht, diese Ansichten zu diskutieren. Er zeigte mir die pragmatische Seite des Verbindungswezens:

²³⁸ Nach dem sogenannten »Abnützungskrieg« (»Ermüdungskrieg«) vom Juli 1967 bis August 1970 zwischen Israel, Ägypten und der PLO (Palestine Liberation Organization) mit Unterstützung der UDSSR wurde am 7. August 1970 ein Waffenstillstand geschlossen, demzufolge die Fronten unverändert blieben.

Wenn du, Weisl, auf die Wiener Studenten oder überhaupt auf Studenten in der ehemaligen Monarchie, Einfluss nehmen willst, musst du zu ihnen gehören. Du kannst nicht als Außenstehender zu ihnen kommen und wie ein Professor vom Vortragspult aus ihnen deine überlegene Weisheit verzapfen. Das lehnen sie instinktiv ab. Wenn du aber in eine Couleur ein springst, wenn du als Student zu Studenten, als Kamerad zu Kameraden sprichst, dann wirst du ungeheure Wirkung haben. Dann werden sie sich mit dir gegen deine ideologischen Gegner schon aus Korporationsgeist verbünden. Warum gerade eine farbentragende Verbindung? Aus zwei Gründen: Erstens – weil nur diese wirklich organisiert sind, wirklich zusammenhalten. Die anderen zionistischen Studentenvereine kommen und gehen; ihre Mitglieder sind – vielleicht mit Ausnahme der »Bar Kochba« in Prag²³⁹, die zusammenhält, eine Herde ohne Hirten. Und zweitens – weil bei den Verbindungen ein Mitglied zeitlebens »Student« bleibt; auch als »Alter Herr« gehörst du noch zur Jugend; bei den akademischen Vereinen scheidest du aus dem Kreis aus, sobald du nicht mehr inskribierst.

Ich ließ mich überzeugen. Ein unfeierlicher Vertrag wurde zwischen mir und »Puttel« geschlossen: Ich werde in seine »Unitas« eintreten; werde sofort (das »Fuchs«-Stadium überspringend) als »Bursch« rezipiert²⁴⁰, werde dort Vorträge über meine zionistischen Anschauungen und jene Jabotinskys halten, und binnen weniger Monate »verpflichtet« sich Puttel, im Burschenkonvent eine Statutenänderung vorzunehmen, ohne die »Alten Herren« zu befragen: Statt der »Jüdischen Heimstätte in Palästina«, wie es in ihrem 40 Jahre alten Programm heißt, wird als Ziel der »Unitas« die Schaffung eines jüdischen *Staates* ins Programm geschrieben werden.

Das wirklich fröhliche Studentenleben in der »Unitas« hat Arthur Koestler in seiner brillanten Autobiographie *Arrow in the Blue* so schön geschildert, dass ich meine Leser lieber auf jenes Kapitel verweise²⁴¹, als zu wiederholen, was Koestler zum ewigen Ruhm jener Zeit und jener Kameradschaft ausgesagt hat. Es war ein unvergesslich heiteres Intermezzo mit »Wein, Weib und Gesang« (richtiger: Bier und nicht Wein, dann »Gesang« und erst an dritter Stelle auch »Weib«). Es gab ziemlich harte Paukübungen – glücklicherweise hatte ich noch am Gymnasium Fechten geübt, allerdings vorwiegend das italienische und nur nebenbei das deutsche Säbelfechten. Es fiel mir leicht, mit den jüngeren und geübteren Burschen der »Unitas« und auch den Gästen anderer Couleurs mitzuhalten. Heute, wenn ich als unzweifelhaft »alter« Herr bei einer Kneipe zu Gast bin, singe ich wehmütig mit: »Ich war zu Wien ein flotter Student / Hab' meine Klinge

239 »Bar Kochba«: zionistische Studentenverbindung in Prag, gegründet 1899 aus der »Maccabaea«; zu den ersten Mitgliedern zählten Hugo Bergmann, Robert Weltsch, Max Brod, Hans Kohn u. a.

240 »Fuchs«, »Leibfuchs«: Neuling einer Burschenschaft auf Probe, »Bursch«: Vollmitglied.

241 Koestler: *Pfeil ins Blaue* (Anm. 103), Kapitel »Uns ist ganz kannibalisch wohl«, S. 99–112.

geschwungen ... / Und wenn so Säbel an Säbel geklirrt / Da hab' ich gesungen und jubiliert! / Das war des Lebens Mai! / Heissa juchei / Vorbei, vorbei ...«²⁴² Vorbei – so ganz und gar vorbei, dass meine Kinder, geschweige denn Enkel, gar nicht verstehen, wie schön diese Zeit war, »wie frei, wie ungebunden. / Vergebens spähe ich umher, ich finde ihre Spur nicht mehr. / O jerum, jerum, jerum, / o quae mutatio rerum!«²⁴³

Am Abend nach meinem ersten Vortrag in der »Unitas« trat schüchtern ein junger Fuchs, ob seinem zierlichen Körperbau »Perkeo« (nach dem Zwerg im Heidelberger Schloss)²⁴⁴ benannt, auf mich zu und bat höflich und ob seiner Kühnheit etwas verlegen, ihn als meinen Leibfuchs anzunehmen. Ich gab gnädig meine Zustimmung. So wurde Arthur Koestler, seither einer der geistigen Führer der freien Welt, mein Kamerad und Freund. Sein Zionismus war, ebenso wie später sein Kommunismus und schließlich sein Antizionismus, durch die gleiche Eigenschaft bestimmt: Koestler war durch und durch ritterlich. Solange er an die Möglichkeit des Sieges des Zionismus glaubte, kämpfte er für den »Judenstaat«. Als er (1928/29) den Zionismus in bürokratisch-philanthropische Kleinarbeit versanden sah, reihte er sich in die Armee der Weltrevolution ein: Diese sollte den unterdrückten Millionen Freiheit und Gleichheit bringen. Als er allmählich, vor allem im Spanischen Bürgerkrieg, die Lügen der Machthaber durchschaute, zog er daraus rückhaltlos die Konsequenz, prangerte sie in seinen Schriften an, »aere perennius«, unvergänglicher als Erz²⁴⁵, und arbeitete im Zweiten Weltkrieg im Anglo-America-Palestine Committee mit Weizmann zusammen. Arthur Koestler hat in meinem, und ich glaube auch: ich in seinem Leben, eine wichtige Rolle gespielt. Er hat mich recht eigentlich verheiratet; ohne ihn hätte ich vielleicht nie erfahren, dass die Familie Zuckermann nach Haifa eingewandert war. Nach alter Studentensitte schleppte er mich in ein Haus, wo ich »die zwei schönsten Mädchen Haifas« finden würde – und das waren Noemi und Dora. Wir werden Koestler noch öfters in unserer Erzählung begegnen.

»Puttel« hielt sein Versprechen: Nach etlichen Monaten, ich glaube, Ende November 1923, nahm die »Unitas« als erste Studentenverbindung die Forderung nach »Schaffung eines jüdischen *Staates*« in ihr Programm auf. Etliche »Alte Herren«, darob erbost,

242 *Ich war zu Wien ein flotter Student*: Lied von Karl Fochler (1898–1982) aus dem Singspiel *Die Briganten* (1892).

243 Erste Strophe des Studentenlieds *O alte Burschenherrlichkeit* (Anm. 187).

244 Perkeo (1702–1735): kleinwüchsiger, trinkfester Hofzwerg des Kurfürsten Karl III. Philipp von der Pfalz (1661–1742) und Hüter des Großen Fasses im Heidelberger Schloss.

245 Nach Horaz: *Carmina* 3, 30, 1: »Exegi monumentum aere perennius.«

drohten mit Austritt. Aber andere, darunter der bedeutende Rassenforscher Ignaz Zollschan, mit dem ich seit Karlsbad 1921 befreundet war, unterstützten die Forderung – und es blieb bei dem Beschluss. Bald danach wurde Jabotinsky von der »Unitas« als »Ehrenbursch« aufgenommen, ich glaube, er war der dritte nach Herzl und Nordau. Die »Unitas« blieb Kerntrupp des (späteren) Revisionismus in Wien.

Ich war in diesen Monaten auch schriftstellerisch tätig. Meine Gedichte wollte die »Wiener Morgenzeitung« nicht abdrucken. »Wenn überhaupt Gedichte, dann nur von Ernst Toller!« belehrte mich Herr Geller, ein Schwager Robert Strickers. (Toller, ob seiner kommunistischen Tätigkeit in der Münchner Räterepublik von der – damals – »neuen Linken« hochgelobt, war meines Erachtens ein jämmerlicher Versefäx). Aber meine Artikel über Palästina brachte Geller gern. Wenn ich sie meinem Vater zum Lesen gab, brummte dieser: »Na ja, na ja. Aber warum schreibst du nicht für eine ernste Zeitung, sagen wir: für die »Neue Freie Presse«?«

Die »Neue Freie Presse« war (aller Kritik von Karl Kraus ungeachtet) *mit Recht* die beste Zeitung Österreichs und wurde von Basel bis Czernowitz und Belgrad von allen Gebildeten (und daher von allen Juden) gelesen. Vor dem Zusammenbruch [1938] war sie eine politische Macht in Zentraleuropa. Eines Tages war ich dieser spöttischen Frage des Vaters überdrüssig. Als ich gerade in der Nähe der Fichtegasse, der Redaktion besagter Zeitung, zu tun hatte, ging ich kurz entschlossen in das altmodische Gebäude. Über schmale, halbdunkle Treppen wurde ich zu Herrn Carl Nowak, dem Redaktionssekretär, geschickt – ich glaube, dem einzigen Nichtjuden in der Schriftleitung. Ich erzählte ihm meine Geschichte – aus Palästina gekommen, beabsichtige, bald dorthin zurückzukehren, bisher Korrespondent der »Morgenzeitung«, möchte gerne in Palästina für die »Neue Freie Presse« als Korrespondent arbeiten. Zu meiner grenzenlosen Überraschung war Herr Nowak »prinzipiell« sofort dazu bereit. Man machte drei Probeartikel aus, um zu sehen, ob ich »dem speziellen Charakter des Blattes« entsprechen werde: einen Artikel über die *Frau in Palästina*, für die holde Weiblichkeit unter den Lesern, den zweiten über die »politische Lage«, den dritten über ökonomische Probleme – um darzutun, dass ich auch davon etwas verstehe. Am Weihnachtsabend erschien der erste Artikel.²⁴⁶ Stolz über diesen Erfolg ging ich ins Café Raimund, gegenüber dem Volkstheater, wo der Vater nach Kanzleischluss die Zeitungen las, bis ihn Mama, von einer Bridgepartie kommend, zum abendlichen Spaziergang abholte. Ich ließ mir vom Kellner die »Neue Freie« reichen, schlug besagten Artikel auf: »Schau, Papa, die Presse hat heute einen Artikel von mir!« – und gab ihm das Blatt. Papa las, las noch einmal, legte die Zeitung aus der Hand, sah mich an und sprach die geflügelten Worte: »Ja, ja, die »Neue Freie Presse« ist auch nicht mehr das, was sie einmal gewesen ist.«

²⁴⁶ WvW: *Frauenleben in Palästina*. In: NFP, Nr. 21296, 24. Dezember 1923.

Ein paar Wochen später, nach dem Besuch bei einem Patienten, traf ich den schon erwähnten Dr. Diamant. Er hatte mir »schrecklich Wichtiges« mitzuteilen. Er habe nur in seinem Haus ein paar Minuten zu tun, ich möge auf ihn warten. Ich las gelangweilt die Firmenschilder im Hausflur – und fand: »Ullstein-Verlag/Vossische Zeitung/Wiener Redaktion«. »Probieren wir es«, sagte ich zu mir, ging die paar Stufen zu besagter Redaktion, traf dort einen Dr. Alexander Redlich, der mich schon von den ersten Artikeln in der »Neuen Freien Presse« her kannte und mir, dem kompletten Laien in europäischer Zeitungspolitik, mitteilte, dass diese Zeitung ohnedies dem Ullstein-Nachrichtendienst angeschlossen sei. Es dauerte keine zehn Minuten, bis ich Palästina-Korrespondent dieses, damals weitaus größten europäischen Zeitungskonzerns geworden war. Über die Bedingungen werde man sich einigen, sobald ich nach Palästina zurückkehre, versprach mir Dr. Redlich.

Jetzt saß ich im Sattel. Jetzt musste ich nur zeigen, dass ich reiten könne. Es dauerte nicht sehr lange, bis ich tatsächlich auf einem arabischen Vollblut diesen Beweis erbringen konnte (wobei ich meine Briefftasche mit 76 guten englischen Pfund aus der Hosentasche verlor, aber das ist eine andere Geschichte).

Ein paar Worte über das Schicksal meiner Familie in jenen Jahren. Österreich hatte 1919–1921 recht eigentlich von den Gnadengeschenken Englands und Amerikas gelebt, ohne die es buchstäblich verhungert wäre. Die Regierung der Republik war in den Händen der Christlichsozialen, im Wesentlichen der Bauern, die für Wien, den »Wasserkopf« Österreichs, keine Sympathien hatten. Vorarlberg und Tirol hatten sogar versucht, sich vom Rumpf-Deutschösterreich loszulösen und sich der Schweiz bzw. Deutschland anzuschließen.²⁴⁷ Wien als eigenes »Bundesland« anerkannt, hatte eine starke sozialdemokratische Mehrheit, was auch nicht gerade zu guten Beziehungen mit der Provinz beitrug. Es ging schlechter und schlechter, bis im Herbst 1922 das finanzielle Debakel da war. Ein katholischer Prälat, Dr. Ignaz Seipel²⁴⁸, machte schließlich Ordnung: Die Krone wurde durch eine neue Währung ersetzt, für 10.000 alte Kronen erhielt man einen Schilling. Das war nicht ganz so schlimm wie in Deutschland, wo das Porto für

²⁴⁷ Am 11. Mai 1919 hatte in Vorarlberg eine Volksabstimmung über den Beitritt des Landes zur Schweiz stattgefunden, die mit 81 % befürwortet, von den Siegermächten jedoch ebenso abgelehnt wurde wie auch von Seiten der Schweiz, weil sich durch einen Beitritt Vorarlbergs eine katholische Konfessionsmehrheit ergeben hätte und das deutschsprachige Übergewicht verstärkt worden wäre. Ebenso politisch folgenlos blieben die im April und Mai 1921 in Tirol und in Salzburg abgehaltenen Volksabstimmungen, die mit großer Mehrheit den »Anschluss an das Deutsche Reich« befürworteten.

²⁴⁸ Ignaz Seipel (1876–1932): 1922–1924, 1926–1929 österreichischer Bundeskanzler.

einen Brief Millionen Mark kostete – aber für meine Eltern war das der Ruin. Von den sieben Millionen Kronen anno 1913 war nichts, gar nichts mehr übrig geblieben.

Es wurde schon erwähnt, dass mein Vater, 61 Jahre alt, begonnen hatte, seine Kanzlei wieder aufzubauen. Er tat dies mit denselben angeblich veralteten Methoden, mit denen er 1886 seine Anwaltslaufbahn in Wien begonnen hatte: mit Sparsamkeit! Klienten kamen, sein Ruf als großer Jurist war unvergessen geblieben. Er war auch Präsident des Internationalen Anwaltsverbandes. Die finanzielle Lage wurde schon im ersten Jahr nach Seipels Sanierung erträglicher. Aber die Lebensführung blieb mehr oder weniger, wie sie in der schlimmsten Krisenzeit gewesen war. Erspartes Geld wurde auf die Seite gelegt, und jeden Sommer fuhren die Eltern mit ihren Ersparnissen nach Zürich, legten sie in einen Safe in einer Schweizer Bank. Genauer gesagt: in zwei Safes in zwei Banken – in einem waren die Mäntel der Aktien, im zweiten Safe die Coupons. Denn auch den Schweizern trauten die Eltern nicht mehr restlos. »Noch einmal erwischen ›sie‹ uns nicht«, versprachen sie uns Kindern. »Sie« – das waren die Regierungen, die – frei nach Goethe – »stets das Böse wollen und auch das Böse tun.«²⁴⁹ In der Tat, als Hitler Österreich überrannte, hatte ich in Wien nur ein Konto von zehn Schilling in der Prager Živnostenská Banka, das in seine Hände fiel, und meine Mutter nicht viel mehr. Alles Barvermögen war Hitlers Zugriff entzogen, also gerettet.

Am 8. März 1924 las ich in der Zeitung: »König Hussein ist zum Kalifen von Transjordanien, Hedschas und Irak proklamiert worden«, und hatte die Empfindung, dies werde das Ende des Zionismus sein. Hatte schon bisher Großbritannien dem schwachen König des Hedschas mit kaum 800.000 Untertanen so viel nachgegeben, um wieviel mehr dann künftig dem *Kalifen Arabiens*. Zwischen seiner Bundesgenossenschaft und der einer zionistischen Organisation würde England die erstere wählen: Liquidation des zionistischen »Experiments«.

Vier Tage später rief mich im Spital meine Schwester zum Telefon: Dr. Redlich hatte Auftrag von Berlin, mich sofort zum neuen Kalifen zu schicken. Wann ich abreisen könne? Legitimationen und Reisegeld seien in seinem Büro.

Büdinger war sehr gekränkt; er habe mich als nächsten Assistenten (in Wien heißt »Assistent« der Stellvertreter des Professors) vorgesehen. Er könne mir einen kurzen Urlaub geben; wenn ich dann nicht zurück sei, würde er Dorian Eisenklamm dazu erziehen. In zwei Jahren werde der Posten frei ... Ich konnte nichts versprechen. Nicht nur Palästina rief mich mit aller Macht – auch die Erwartung, dass jetzt ein ganz neues Tätigkeitsfeld vor mir geöffnet sein werde, Brücken zu schlagen zwischen Juden und

²⁴⁹ Vgl. Mephistopheles in Goethes *Faust I* (Verse 1336 f.), er sei »ein Teil von jener Kraft, / Die stets das Böse will und stets das Gute schafft«.

Mohammedanern, Zionisten und Arabern. Wenn der Zionismus wirklich in Gefahr stand, dann war mein Platz dort und nicht im Spital an der Alserstraße.

Ich hatte an der Konsularakademie Arabisch-Kurse absolviert und fühlte mich gerüstet, mit dem neuen Beherrscher (zwar nicht aller, aber doch vieler) der Gläubigen zu verhandeln. Am Abend des nächsten Tags, des 13. März 1924, saß ich, zusammen mit meinem Freund, Bundesbruder der »Unitas« und Arzt Dr. Otto Hahn, einem meiner ehemaligen Sekretäre im Nationalfondsbüro, im Zug nach Triest und betete inbrünstig, König Hussein möge in Transjordanien bleiben, bis ich dort ankäme. Meine zweite Palästina-Zeit sollte beginnen.

Das zwölfte Kapitel

handelt von Königen, Emiren, Paschas und Juden

Am 19. März 1924 war ich in Jerusalem.²⁵⁰ Die Briten wussten nichts über die Pläne des Königs Hussein. Der »Agent« der transjordanischen Regierung²⁵¹ glaubte, Hussein werde noch zwei Tage in Amman bleiben. Ich mietete großzügig ein Auto – jetzt hatte ich ja Reisespesen bewilligt! –, und im schärfsten Tempo ging es ins Nachbarland der Ammoniter zur Allenby-Brücke über den Jordan: einer unansehnlichen Brücke über den unansehnlichen grünen Fluss. Am Westufer ein englischer Gendarm; am Ostufer Soldaten von Emir Abdallah ibn al-Hussain, dem transjordanischen Herrscher und Sohn des neuen Kalifen. Auf dem Sockel der Brücke ist ein Name eingegraben – nicht der Josua ben Nuns, der hier vor 3200 (oder 3400) Jahren den Jordan überschritten und damit Weltgeschichte gemacht hat, und auch nicht der Johannes des Täufers, der nicht weit von hier, vor 1900 Jahren Weltgeschichte gemacht hat, sondern der des britischen Generals Edmund Allenby, der 1918 diese Brücke bauen ließ. 1967 hat sie ein jüdischer Kriegsminister, Moshe Dayan, sprengen lassen – um seine unternehmungslustigen Offiziere zu hindern, den Jordan zu überschreiten und Transjordanien zu erobern.

²⁵⁰ Vgl. WvWs Artikelserien in der NFP: *Eine Reise zum neuen Kalifen I, II* (Nr. 21407/21408, 15./16. April 1924), *Das Kalifat von Mekka und der neue Orient III* (Nr. 2141, 19. April 1924), *Am Hofe des neuen Kalifen* (Nr. 21415, 24. April 1924) und in der VZ: *Am Hofe des neuen Kalifen* (Nr. 186, 18. April 1924), *Das Programm des neuen Kalifen* (Nr. 189, 20. April 1924), *Die Audienz beim neuen Kalifen* (Nr. 194, 24. April 1924); ferner das Kapitel »Das arabische Kalifat« in *Der Kampf um das Heilige Land* (S. 41, Anm. 46), S. 65–100.

²⁵¹ Anm. WvWs zu diesem Agenten: »typisch für die romantischen Verhältnisse jener Tage: ein christlicher englischer Buchhändler namens Kenyon, bei dem ich mir das Visum für Transjordanien holen musste«.

Jenseits des Jordans: in Schuni, der Winterresidenz Abdallahs, lagern am Ufer des gleichnamigen Baches ein Dutzend Beduinenfamilien in rauchgeschwärzten Hütten aus Schilf: König und Emir hatten hier vor einer Woche ihr Zeltlager aufgeschlagen, jetzt sind sie längst wieder fort in Amman. Ich verspreche Bakschisch, noch mehr Bakschisch, falls wir den König in Amman erreichen. Der Chauffeur Hassan ed-Dursi (er wurde später mein ständiger Begleiter auf meinen Reisen) fährt wie der Teufel, längs des tief eingeschnittenen Wadi Scha'eb, vorbei am hübschen Städtchen Es Salt. Um elf Uhr kommen wir in der Reichshaupt- und Residenzstadt Amman an – der König ist am Bahnhof; wenn ich mich beeile, kann ich ihn erreichen! »Zum Bahnhof«, rufe ich – und im selben Augenblick platzt ein Pneu. Also, statt zum König zum Premierminister Pascha Hasan Khalid Abdul Huda.

Der Hauptplatz der Stadt, die damals schon 20.000 Einwohner hatte (heute hat sie mehr als Tel-Aviv!) wird beherrscht von den gewaltigen Ruinen eines römischen Amphitheaters. Ihm gegenüber – das »Serail« des Emirs, neben dem Amphitheater das sehr bescheidene Ministerium. Der Pascha, Sohn eines Würdenträgers am Hofe Abdul Hamids, spricht das glatte Französisch von Péra. Während ich mit ihm berate, erledigt er ununterbrochen Telefonate. Er rät ab, dem Kalifen nachzureisen: »Sie fahren auf eigene Verantwortung. Ma'an gehört zum Hedschas, dort habe ich keine Autorität. Wenn Sie hier auf die Rückkehr Seiner Hoheit des Emirs warten, genügt es vollständig; er wird Ihnen genau das sagen, was der Kalif gesagt hätte.«

Ich war davon überzeugt, erklärte aber, ich sehe keinen Unterschied zwischen Tod auf eigene oder fremde Verantwortung. Der Pascha gab nach und übergab mir einen Brief an Husseins Außenminister, den arabischen Dichter Scheich Fuad el Khatib. So fuhr ich denn per Auto auf der Pilgerstraße nach Mekka die 250 Kilometer bis Ma'an. Das erste Drittel führte durch die Frühlingssteppe; es gab Gras; Kamele, Schafe, die weideten, da und dort sogar geackerte Erde. Aber dann, etwa bei Djize, verschwindet jede Spur von Leben. Schwarz ist der Boden, soweit das Auge reicht – von Basaltsteinen übersät. Stunden und Stunden fahren wir; über uns der blaue Himmel, um uns die selbst jetzt, im Frühling, dürre schwarze Landschaft, ohne Grashalm, ohne Vögel, ohne Menschen.

Gegen zehn Uhr, neun Tage nach meiner Abreise aus Wien, komme ich in Ma'an an; der Kalif ist noch hier, aber nicht in der – durch ihre drei Wasserquellen »hochberühmten« – Stadt, sondern draußen, bei der Bahnstation, eine Wegstunde entfernt. Die Station ist festlich geschmückt. Eine Triumphpforte steht vor dem Hauptgebäude, wo der König und der Außenminister wohnen – aber die Holzstangen, die Fahnen und Wimpel tragen, sind ungleich lang und alles andere als gerade. Ein Posten steht vor dem Haus; sein Gewehrriemen ist durch eine Schnur ersetzt, seine Schuhriemen durch Bindfäden. Das »heilige Land« Hedschas war damals sehr arm (König Hussein hin-

gegen war sehr reich, derartige Gegensätze sollen auch heute noch im Orient vorkommen).

Scheich Fuad empfängt mich sofort, lässt den ungezuckerten bitteren Beduinenkaffee bringen und ... spricht über sich selbst! »Ich hasse Politik«, erklärt mir der Außenminister, »ich bin Poet. Ich bemühe mich, die arabische Nation durch meine Gedichte zu neuem Leben zu erwecken. Da ich dadurch in arabischen Ländern einigermaßen berühmt geworden bin, hat man mich zum Minister gemacht. Aber von Politik verstehe ich nichts.« Dann erhebt er sich, um mich dem König vorzustellen, führt mich durch einen Vorraum, wo ein langer Neger, mit silberbeschlagenem Dolch im Gürtel, Wache über ein Dutzend Wartende hält, zum »Audienzsaal« des Bahnhofs, zum König Hussein ibn Ali, der mich, auf einem Lehnstuhl sitzend, empfängt. Er reicht mir die Hand, weist mir den Platz zu seiner Rechten und zieht gleich die Beine unter sich. Diese Art orientalischen Sitzens hat übrigens ästhetische Vorteile: Das europäische Fauteuil wirkt dadurch wie ein Thron.

Die Audienz dauerte zwei Stunden und vierzig Minuten, ohne dass der 70 Jahre alte König eine Spur von Müdigkeit gezeigt hätte. Wer wirklich müde war, das war ich. Nachher gab es eine Sitzung mit Emir Abdallah, dem poetischen Außenminister, und dem hedschasischen Botschafter in Rom, der sich mir als Emir Lutfallah²⁵² vorstellte und eine herrlich geschneiderte Generalsuniform trug. Lutfallah, ein schwerreicher ägyptischer Kaufmann, hatte dem König Hussein viel Geld vorgeschossen. Zum Entgelt hatte dieser ihm den Titel eines Emirs verliehen und ihn zum General und Ambassadeur ernannt. Mir war unklar, wie ich diesen Herrn titulieren sollte, und – da ich kein Parzival sein wollte²⁵³ – fragte ich gerade heraus. Lutfallah sah nachdenklich gen Himmel und sagte: »Als Botschafter wäre ich als ›Exzellenz‹ anzusprechen; als Emir bin ich Altesse.²⁵⁴ Aber sagen Sie mir einfach Monseigneur!«²⁵⁵ Lutfallah half das Communiqué in Französisch, das er ganz gut sprach, zu redigieren. Er übersetzte für Abdallah und Scheich Fuad Satz für Satz ins Arabische. Nach ihrer Billigung ging es in die weite Welt. Es war das erste Interview des letzten Kalifen. Seine Hoffnung, anerkannt zu werden, ging nicht in Erfüllung. Selbst die Palästinenser wollten nichts von ihm wissen. König Ibn Saud vollends sah in Husseins Kalifat einen casus belli. Als

252 Michel Lutfallah, Emir, syrisch-libanesischer Aristokrat, wohnhaft in Kairo, Bankier und Berater Husseins ibn Ali.

253 Parzival: Protagonist in Wolfram von Eschenbachs *Versepos* (1200–1210), der durch sein Versäumnis, an den Burgherrn Anfortas die Frage nach dessen schwerer Erkrankung zu stellen, Schuld auf sich lädt, da diese »Mitleidsfrage« den Kranken hätte heilen können.

254 Altesse (franz.): Hoheit, Durchlaucht.

255 Anm. WvWs: »Monseigneur nannte man in Frankreich königliche Prinzen und Kardinäle, die ja auch Purpur trugen und ›Prinzen der Kirche‹ hießen.«

ich ein Jahr später Hussein in Akaba wiedersah, wartete er, ein armer Flüchtling, darauf, an Bord eines britischen Kriegsschiffes geholt zu werden. 1927 besuchte ich ihn, zum letzten Mal, auf meiner Hochzeitsreise in Zypern. Er war damals nur mehr ein Schatten des energischen und ehrgeizigen Mannes, den ich in Ma'an kennengelernt hatte.

Wer für arabische Diplomatie Interesse hat, kann jenes Communiqué und meinen Bericht über Husseins Ansichten und Pläne in meinem Buch *Der Kampf um das heilige Land. Palästina von heute* nachlesen.²⁵⁶ Hier seien nur seine und seiner Umgebung Stellungnahme zum Zionismus erinnert. Der König-Kalif erklärte:

Für mich gibt es keine Balfour-Deklaration. Verhandlungen mit den Juden über Palästina sind erst möglich, wenn sie auf diese Deklaration verzichten. Die Juden beanspruchen Palästina, weil es ihnen mit Gewalt genommen wurde. Dann mögen sie es von den Rumi verlangen. Wir Araber haben die Rumi²⁵⁷, aber nicht die Juden, aus Palästina vertrieben. Warum verlangen sie also das Land von uns?

Ich erwähnte die Judennot, die Massaker in der Ukraine, und dass die Juden deshalb eine Heimstätte in Palästina benötigen. »Warum nur in Palästina?« fragte Hussein. »Alle Länder meines Reiches stehen ihnen offen«, und wies auf sein Herz:

Mögen sie kommen! Sie sollen an mein Herz kommen – ich will sie aufnehmen; überall, selbst im Hedschas, selbst in Dschidda. Aber als treue Untertanen des arabischen Staates, und nicht in einem Land, in Palästina, konzentriert. Aber auch nach Palästina können sie kommen, natürlich nicht in Massen. Gegen eine Einwanderung von 400 bis 500 Familien im Jahre hätten wir nichts einzuwenden.

Ich sprach davon, dass die Juden nicht nur als Einzelpersonen Zuflucht suchen, sondern eine Heimat, in der sie ihre hebräische Sprache, ihre nationale Kultur erneuern könnten. »Sie mögen das tun – in ganz Arabien. Ich verbürge mich dafür, dass kein Araber sie daran hindern wird. Aber eine Bedingung: Verzicht auf die Balfour-Deklaration.« Prinz Lutfallah unterstrich das noch: »Morgen oder übermorgen werden die Engländer diese Deklaration ohnehin preisgeben; sie ist schon heute inhaltlos, wertlos. Warum klammern die Juden sich daran und machen uns zu ihren Feinden?«

Im Grunde wiederholte der »Eintags«-Kalif nur, was der letzte große Kalif, Abdul Hamid, zwanzig Jahre früher Herzl geantwortet hatte: Einwanderung der Juden – ja,

²⁵⁶ Vgl. *Der Kampf um das Heilige Land* (S. 41, Anm. 46).

²⁵⁷ Rumi (arab.): Römer, Christen. Mit der Eroberung Palästinas durch muslimische Araber (638 n. Chr.) wurde die oströmische (byzantinische) Herrschaft über das Land faktisch beendet.

Konzentration in Palästina – nein! Es hatte sich nichts geändert – außer eben jener Balfour-Deklaration! So durchlöchert sie 1924 schon war – nach Abtrennung Transjordanien von der »Heimstätte«, nach Beschränkung der Einwanderung, nach allen möglichen Deuteleien: Sie blieb doch und trotz allem der granitene Block, an dem alle arabischen Angriffe zerschellten, bis die Zeit reif war und aus der »Heimstätte« der Judenstaat wurde.

Als »Gast des Königs« war mir ein Zimmer im Haus des Defterdar in der Stadt Ma'an zugewiesen worden. Sein Hauptschmuck war ein palästinensischer Teppich mit dem Bild des Juden und gegenwärtigen britischen Hochkommissärs in Palästina, Herbert Samuel – sinnig und wirkungsvoll von Aktphotographien üppig gebauter Schönheiten umgeben. Der Teppich war lediglich Zeugnis des ästhetischen Empfindens meines Wirtes, keineswegs seiner politischen Gesinnung, denn weder er noch jemand anderer in Ma'an wusste, wen das Bild darstellt; so wenig wie man wusste, wer in Palästina regiert. Das panarabische Empfinden war in jener Zeit, da es noch keine Transistoren gab, auf eine kleine Oberschicht beschränkt ... *aber gegen den Zionismus und die Engländer* waren alle, ohne Ausnahmen. Dass England sie von den Türken befreit hatte, dafür dankte niemand. Wer immer, in Ma'an oder Amman und später in Dschidda, darüber mit mir sprach, behauptete im Gegenteil, sie, die Araber, hätten England geholfen! Ohne die Kamelreiter der Söhne Husseins hätten die Inglesi nie, nie die Türken besiegt ... Was die Yahud, die Zayuni anbelangt: sie lieferten England einfach den Vorwand, Palästina besetzt zu halten.

Am nächsten Morgen saß ich über meinem französischen Artikel für »Monseigneur« Lutfallah, als der mir zugeteilte Soldat atemlos ins Zimmer stürzte: »Du sollst sofort kommen, Herr. Sid' Ali²⁵⁸ erwartet dich.« Sid' Ali, der älteste Sohn des Königs. (Später, nach der Abdankung seines Vaters, ein paar Monate lang König in Dschidda, bis ihn Ibn Saud auch von dort verjagte.) Vor der Tür warteten drei prächtige arabische Pferde und zwei Offiziere. Das schönste Pferd war für mich bestimmt. »Rascher, rascher, Sid' Ali wartet!« Gut, rascher! Ich gab meinem Tier den Kopf frei – und jetzt ging es in einer Karriere vorwärts, wie ich sie nie gesehen, geschweige geritten hatte. Was war das für ein Renner im Vergleich zu meinem braven »Wechsel« seligen Angedenkens oder selbst zu dem schnellen Lipizzaner Höpflingens! Der Boden verschwand buchstäblich unter seinen Beinen; ein Automobil auf dem Weg zum Bahnhof holte ich ein und ließ es weit hinter mir zurück. Ich bog um die letzte Ecke – vor mir ein von Menschen wimmelndes Feld, eine Militärkapelle spielte gerade einen Marsch –, und ich hatte nur

²⁵⁸ Ali bin Hussein (siehe biographische Daten, S. 544).

einen Gedanken: Wenn mein Pferd nur ein bisschen musikalisch ist, scheut es und wirft mich ab, das wäre eine große Blamage! Das Ross war glücklicherweise unmusikalisch. Ich sprang ab, eilte zu Sid' Ali, der mit dem ganzen Hofstaat neben dem König stand. Hussein, in schneeweißem Burnus, saß auf seinem Fauteuil mit untergeschlagenen Beinen, neben ihm ein indischer Fürst auf Pilgerfahrt nach Mekka. Alle andern standen; Emir Ali in braunem, Abdallah in weißem Mantel, beide mit goldenen Krummdolchen im Gürtel.²⁵⁹ Ferner waren dort Colonel Heron, der von Amman gekommen war und auch Einsicht in mein Communiqué nahm, sowie ein dänischer Film-Mann namens Gunnar Sommerfeld, der einen Palästinafilm drehte und sich stolz »Leiter der dänischen Palästina-Expedition« nannte. (Mit ihm machte ich später etliche Ausflüge im Heiligen Land und versuchte, ihn weniger antijüdisch zu machen.)²⁶⁰ Dann begann eine »Parade« in der Wüste.²⁶¹

Dem König gegenüber waren vier Gebirgskanonen und vier Maschinengewehre aufgebaut. Neben ihnen marschierte ziemlich stramm die Musikkapelle auf, die von nun an bis zum Schluss der Veranstaltung ununterbrochen ein und dasselbe Stück zum Besten gab. Dann defilierten 40 bis 50 Reiter, nach diesen ein Infanterieregiment von etwa 500 bis 600 Mann. Alle Offiziere semitischer Typus, die Soldaten aber überwiegend negroid, viele schwarz, mit wulstigen Lippen, Kraushaar, oft eingedrückter Nase, fast alle ohne Wadenmuskulatur. Wenn man den König und seine Söhne mit diesen verglich, welch Unterschied! Die Scherifenfamilie: Sprossen ältesten semitischen Adels, seit mehr als einem Jahrtausend hochgezüchtet, mit kleinen Füßen, edlen Händen, Edel-exemplare arabischer Rasse; dagegen die Soldaten: unheilvolles Produkt des Handels mit schwarzen Sklaven und Sklavinnen. Kaum ein Drittel der Soldaten, die ich sah, gehörten ihrem Äußeren nach zum arabischen Stamm. Viel besser sahen die Beduinen der Umgebung aus, die nun am König vorbeizogen, um ihm zu huldigen. Schöne, oft hohe Gestalten, die Flinte über der Schulter: etwa 800 oder 900 waren gekommen, Greise mit weißem Bart, einige Buben, deren Flinten fast länger waren als sie selbst. Und ein kleines Kerlchen von höchstens fünf Jahren, das eine mächtige Pistole umgehängt hatte. Der König und die Europäer lachten. Mir imponierte der Kleine. Nach den Fußgängern defilierten etwa 200 Kamelreiter. Vom malerischen Standpunkt aus war diese Truppe

259 Anm. WvWs: »Lawrence von Arabien [siehe biographische Daten, S. 553] erlaubte seinem Biographen zu schreiben, solch goldener Dolch sei Abzeichen der Scherifen von Mekka, durch dessen Verleihung Lawrence »Emir von Mekka« geworden sei. Das ist eine Dummheit. Wer will, konnte und kann noch heute solche Dolche in jedem Geschäft für orientalische Luxusartikel kaufen.«

260 Vgl. WvW: *Die dänische Palästinaexpedition. Ein Gespräch mit Gunnar Sommerfeld.* In: NFP, Nr. 21428, 7. Mai 1924 (VZ, Nr. 216, 7. Mai 1924).

261 Vgl. WvW: *Eine Parade in der Wüste.* In: VZ, Nr. 200, 27. April 1924 (NFP, Nr. 21420, 29. April 1924).

offenbar höher einzuschätzen als vom militärischen, es war mehr ein Festzug als eine Parade. Den Abschluss machte eine Einzeldefilierung der paar Dutzend Kavalleristen, die den Zug eröffnet hatten; einer nach dem andern jagte im Galopp am König vorbei; die Mehrzahl hielt dabei mit beiden Händen die Zügel und machte nur die Kopfwendung zum Herrscher, und rief: »Wir sind die Sklaven unseres Herrn.« Einer warf dabei die Flinte hoch und fing sie wieder auf. Das war der Clou des Ganzen.

Auf dem Heimritt nach Ma'an – wieder im Galopp, mit dem Gesäß vorschriftsmäßig »wischend« – hatte ich plötzlich das Gefühl, als ob etwas an meiner Sattelgegend nicht in Ordnung sei. Ich hielt an, griff nach hinten: Der Knopf meiner rückwärtigen Hosentasche war abgesprungen und meine Brieftasche, wie schon erwähnt – weg! In ihr war mein ganzes Vermögen, 76 englische Pfund – früher hätte ich davon ein Jahr leben können. Das war bitter. Ich ritt, diesmal im Schritt, den Weg zurück, suchte – fand nichts. In Ma'an meldete ich den Verlust dem Defterdar, der holte den Polizeikommandanten. Dieser durchsuchte mein Gepäck, meine Kleider: verdächtigte mich offenbar, dass ich das Geld versteckt habe, um auf diese Weise ein Geschenk vom König zu erhandeln! Dann zuckte er die Achseln, tröstete mich, dass man, wenn Allah es wolle, die Brieftasche finden werde, und verließ mich. Wieder ritt ich, in meinen Spuren von früher. Das Auto des Dänen kam mir entgegen und hielt an. Ich schilderte ihm meine peinliche Lage und erhielt von ihm ein Darlehen von, ich glaube, zehn Pfund. »Bis aufs Wiedersehen in Jerusalem.« Mir war bedeutend wohler.

Die nächsten zwei Tage verbrachte ich fast ausschließlich in Gesellschaft des Emirs Abdallah und des »Emirs« Lutfallah. Lutfallah politisierte ohne Aufhören; er war – so sagte er wenigstens – zum Botschafter in Moskau designiert und würde dort daran arbeiten, die Unterstützung der Sowjets gegen England zu erlangen. Das würde leicht sein; die Russen seien ja auch gegen den Zionismus; sie würden sich sicher mit dem Kalifen verständigen können.

Abdallah verstand kein Französisch und fragte nicht einmal, was der Ägypter redete. Er ließ sich auch nicht in Gespräche über England, Frankreich, Juden und das Kalifat ein. Wenn ich ihn zum Reden bringen wollte, lachte er und verwies mich an Scheich Fuad oder sagte: »Sid' Hussein sagt« oder »El Malik der König denkt darüber ...«, ohne je seine eigene Meinung zu verraten. Lieber spielte er Schach mit mir; er galt (bei den Engländern) als besonders guter Spieler und ich war mäßige Mittelklasse. Dazu kam, dass das arabische Schach etwas andere Spielregeln hat: Der König steht der feindlichen Königin gegenüber, d.h. beide Könige auf schwarzem Feld, zur Herstellung »völliger Gleichheit«. Die Eröffnung wird dadurch verzögert, dass der Bauer auch beim ersten Zug nur über ein Feld vorrücken darf; die Rochade ist etwas anders, aber sonst sind die Regeln gleich. Trotzdem hatte ich beim ersten Spiel – vor Abdallahs Zelt, auf

Klapptisch mit Klappsesseln – einen deutlichen Vorteil. Auf einmal rief Seine königliche Hoheit: »Was kommen dort für Reiter?« – Ich wandte mich um, sah tatsächlich eine Kavalkade von etlichen Berittenen am Horizont auftauchen. Als ich mich dann übers Schachbrett beugte, hatte ich ein Ross weniger. Es musste sich offenbar jenen Berittenen angeschlossen haben. Seither habe ich – vor allem ein Jahr später – viele Partien mit Abdallah gespielt, aber stets Sorge getragen, es höchstens zu einem Patt kommen zu lassen. Sein Ruf als Schachmeister Arabiens sollte nicht durch die Schuld eines Zionisten beeinträchtigt werden.

Der König war nach Akaba abgereist; der Salonwagen Abdallahs sollte mich und ein Dutzend arabischer Notabeln nach Amman bringen.²⁶² Die Scheichs im Waggon waren alles andere als freundlich. Der Chef der mächtigen Bani Sakhr begann das Gespräch: »Wer bist du, woher kommst du, was suchst du hier?« – Ich sagte, ich sei gekommen, den Kalifen zu begrüßen. Der Beduinenhäuptling, der auch den Titel eines Emirs führte, wurde grob: »Nur Scheichs und Emire begrüßen einen König. Bist du ein Emir?« Eisiges Schweigen im ganzen Waggon. Die Araber warteten gespannt auf meine Antwort. Ich erinnerte ähnliche Gespräche des »Kara ben Nemsî« in Karl Mays Abenteuerromanen²⁶³ und antwortete nach dessen Muster: »Ich bin kein Fürst, aber was ich über den König schreibe, wird von vielen Millionen Menschen in Europa und Amerika gelesen. Wenn ich über ihn Gutes schreibe, kann das ihm mehr nützen als ein Scheich von tausend Kriegern.« Danach begann die politische Diskussion, diesmal eingeleitet von einem syrischen Scheich, dem die Engländer lieber waren als die Franzosen. Emir Abdallah kam gerade zu uns, als die Debatte wieder bei der Balfour-Deklaration angelangt war, und auch er sagte: »Die Juden sollten direkt mit uns Arabern verhandeln, ohne englische Zwischenträger. Dann könnten wir uns rasch einigen.« Das war es, worauf ich gewartet, das, was ich erhofft hatte. Rasch fragte ich: »Was würde seine Hoheit den Juden in solchem Fall anbieten?« »Unser Herz«, erwiderte er lachend – und meine Hoffnung, etwas Greifbares zu erfahren und zu erreichen, war erledigt.

Nach Jerusalem zurückgekehrt, suchte ich zunächst Kontakte mit arabischen Journalisten, hoffte auf sie durch meine »Beziehungen« zu Hussein, Abdallah u. Cie. Eindruck

262 Anm. WvWs: »Ma'an war die Endstation der Hedschasbahn; Lawrence hatte ihre Fortsetzung nach Medina zerstört; die Beduinen hatten seither ihre Holzschwellen zum Kaffeekochen benützt.«

263 Karl May (1842–1912): Verfasser orientalischer und nordamerikanisch-indianischer Abenteuer- und Reiseromane; Kara Ben Nemsî (türk. kara: schwarz, phonetische Anlehnung an Karl; Ben Nemsî: Sohn der Deutschen) nennt sich der Ich-Erzähler in Mays Orient-Romanen; vgl. die beiden Artikel *Karl May im Orient* und *Karl May und der Islam* (S. 58, Anm. 87).

zu machen. Ich erhielt sofort eine Lektion in arabischer Solidarität. Der (christliche) Herausgeber des Jaffaer »Palestin« wunderte sich, dass ich auf den Bluff dieser »Halbwilden«, wie er sagte, hereingefallen sei. Was Hussein oder Abdallah über Palästina reden, sei »Geplapper«, sei »Wasser und Dunst«. Kein palästinensischer Araber werde sich um deren Meinungen kümmern. Die mohammedanischen Zeitungsschreiber waren weniger feindlich, aber auch sie hielten nichts von Hussein – »ein aufgeblasener Scheich« – und nicht viel mehr von Abdallah. »Er ist klug«, räumte man ein, »er hat eine gute politische Schule im türkischen Parlament durchgemacht. Vor allem: er liebt arabische Dichtung! Aber er ist eine Puppe in der Hand der Engländer und wird nie etwas gegen deren Willen tun. Er braucht die 150.000 Pfund, die sie ihm jährlich an Subvention zahlen. Ohne dieses Geld ist er verloren.« Es gab keine Hoffnung, über die haschemitischen Prinzen auf die palästinensischen Nationalisten einzuwirken ... Schade.

Dann begann ich mein neues Leben in Jerusalem aufzubauen. Eine meiner ersten Handlungen, die diesem Gefühl entsprossen, war, beim besten »Londoner« Schneider der Stadt mir einen morning coat (in Wien damals Cutaway geheißen) und einen Frack anzuschaffen. Der Schneider, ein sephardischer Jude, nahm den Auftrag sehr ernst. Die beiden Anzüge wurden Meisterstücke der Bekleidungskunst; nie wieder habe ich einen Rock bekommen, der so tadellos gesessen hätte. Bei der Schlussprobe belehrte er mich, wie ein Herr seine Röcke und Hosen zu tragen habe: Erstes Gebot – nichts, aber auch gar nichts in die Taschen stecken. Die Taschen sind zum Ansehen da, nicht zum Vollstopfen. Ein Portemonnaie – trägt kein Gentleman; etwas Kleingeld, ja in der Hosentasche, ansonsten gefaltet in der Brusttasche – aber kein Portefeuille, Gott behüte, das verdirbt die Silhouette. Taschentuch? Zusammengelegt im linken (nicht im rechten!) Rockärmel. Visitenkarten, in einem Couvert in der linken inneren Brusttasche, Handschuhe zieht man an oder trägt sie in der Hand, aber nie, nie in einer Tasche! Die gestreifte Hose lebt noch heute; ich kann sie sogar noch bei Empfängen tragen. Für Frack und Morgenrock ist aber mein Leibesumfang zu groß geraten; sie gingen den Weg allen Fettes.

Ich wollte das Schreiben mit meinem Arztberuf vereinen, wollte nicht nur Journalist sein. So befreundete ich mich auch mit Dr. Arye Beham, der in die zionistische Geschichte als Gründer des Pasteur-Instituts in Jerusalem eingegangen war und der viele gute Beziehungen zu den Arabern geknüpft hatte. Er räumte mir ein Ordinationszimmer (gratis!) in seinem Institut ein und bezog mich in seinen Familienkreis mit ein. Er war damals sehr verbittert; die Mandatsregierung begann ihm Konkurrenz zu machen. »Sie sehen es nicht gern, dass Araber zu einem jüdischen Arzt kommen«, behauptete er. Das Health Office in Jerusalem produzierte seinen eigenen Impfstoff gegen Tollwut, die Amtsärzte gaben die Injektionen kostenlos – und Behams Existenz war bedroht. Er sah darin eines der vielen Beispiele, wie die Briten die jüdischen Petitionen untergraben.

Bei ihm lernte ich ein nettes Mädchen kennen, eine Nichte, die eben aus Russland gekommen und von Palästina alles andere als begeistert war. Ich diskutierte mit ihr über Philosophie, Sozialismus und Literatur. Einmal kam das Gespräch auf Dostojewski. Ich rühmte seine *Memoiren aus einem Totenhaus*²⁶⁴, war aber weniger begeistert von seinen Romanen: »Es schaudert mich, wenn ich mir vorstelle, dass ich mit solchen Menschen, wie er sie zeichnet, zusammen leben sollte. Alle sind krank.« – »Und Sie sind unerträglich gesund«, rief die Russin, stand auf und verließ das Zimmer. Sie hat mir meine Gesundheit nie verziehen.

Ich verhandelte um einen Posten als Arzt. Der Arbeiterführer Avraham Herzfeld, bis zu seinem Tod (1973) mein guter Freund, fünfzig Jahre lang der Vater aller neuen Siedlungen, bot mir eine Arztstelle in Degania Bet an; sechs Pfund monatliches Gehalt, freie Station und Möglichkeit zur Privatpraxis bei den Arabern der Umgebung. Hätte ich die Stelle angetreten, wäre wohl meine Laufbahn eine ganz andere gewesen, ich wäre dann am alleinseligmachenden Busen der »Mapai« geblieben. Aber als Arzt in eine Kwuzah von sage und schreibe sechzehn Mitgliedern zu gehen – das schien mir unter meiner Würde.

Statt dessen mietete ich eine Wohnung in dem sefardischen Viertel von Mahane Jehuda, nahm einen jemenitischen Familienvater als Diener – drei Pfund Gehalt und Essen frei – und wartete auf Patienten. Sie kamen auch, tropfenweise. An einem Schabbat brachte mir ein Vater sein Kind; eine Gräte war in der Speiseröhre stecken geblieben. Ich zog die Gräte heraus; als der Vater zahlen wollte, lehnte ich ab. Am Schabbat nehme ich kein Geld. Nächsten Schabbat waren es drei oder vier Patienten, die mich »dringend« nötig hatten; wieder nahm ich kein Geld. Die folgende Woche war die Sprechstunde fast leer, am Schabbat aber warteten zwei Dutzend Patienten. Das wurde mir zu dumm; den folgenden Samstag verbrachte ich bei den Ben-Jehudas. Als ich abends zurückkam, begegnete ich dem kleinen Dr. Neumann, einem jener Ärzte, über die Chvostek sein Urteil gefällt hatte. »Ja, lieber Herr Kollege, so werden Sie auf keinen grünen Zweig kommen; Sie vernachlässigen Ihre Praxis! Ich bin dort vorübergegangen: die ganze Straße war voll Patienten, die auf Sie gewartet haben, und Sie waren nicht da ...«

Im arabischen Kaffeehaus an der Stadtmauer, neben dem Jaffator – Teddy Kollek hat es 1967 mit allen anderen an die schöne Mauer geklebten Gebäuden abtragen lassen²⁶⁵ –

264 *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus*, Prosawerk (1861/62), in dem Fjodor Michailowitsch Dostojewski (1821–1881) das Leben in einem sibirischen Gefängnislager nach eigenen Erfahrungen während seiner Verbannung (Katorga) von 1849 bis 1853 schildert (siehe auch WL 459).

265 Nach der Eroberung Ostjerusalems im Jahre 1967 ließ die israelische Regierung das marokkani-

hatte ich einmal mit dem Rektor der Hebräischen Universität, »Rabbi« Dr. Magnes, ein Rendezvous. Ich löffelte Eis, er bestellte sich zu meinem gelinden Entsetzen Ham and Eggs. Während wir über Universitätsfragen diskutierten, kam eine kleine, unhübsche, energisch auftretende Arbeiterin an unseren Tisch. Magnes stellte mich ihr vor: »das ist die berühmte Manja Schochat, und das ist Doktor Weisl, ein ehemaliger österreichischer Offizier«. Manja, ebenso wie ihr Gatte, der Advokat Israel Schochat, arbeitete seit eh und je aufs engste für die Hagana und alle Unternehmungen, die mit der Wehrhaftmachung des Jischuws zusammenhingen. Im Ersten Weltkrieg hatte Israel Schochat eine jüdische Miliz »Mischmar Ezrachi« organisiert. Mit Zustimmung des Haifaer türkischen Militärkommandanten war er auf Betreiben von Hassan Bek²⁶⁶, dem judenfeindlichen Bürgermeister von Jaffa, der Israel Schochats Tendenzen besser kannte, samt seiner Gefährtin Mania nach Bursa verbannt worden. Er war, glaube ich, der erste, der um 1920 den Gedanken des Gdud Avoda, der »Legion der Arbeit«, formuliert hat: einer halb militärischen Organisation von Arbeitern in Stadt und Land, die alle ihre persönlichen Einnahmen (er z. B. als Advokat) in die gemeinsame Kasse schütten und dadurch kolonialisatorische Experimente ermöglichen. Auch jetzt war das Ehepaar mit dem Gdud verbunden, von dem es in Jerusalem eine Kwuzah von Bauarbeitern gab und in Nuris (westlich von Beth Shan) die große Siedlung von Tel Yosef, nicht weit von Beth Alfa, »meiner« tschechoslowakischen Kolonie.

Manja interessierte sich brennend für meine militärische Vergangenheit. Nach etlichen Wochen schloss ich auf ihr Drängen meine Praxis und ging, zusammen mit Freund Otto Hahn, nach Tel Yosef, wo ich den »ersten Offizierskurs der Hagana« eröffnete und leitete. Hahn konnte als Leiter des Maschinengewehrkurses eines der von mir seinerzeit angekauften »Schwarzlose« benutzen. Ich lehrte im Wesentlichen das österreichische Exerzierreglement für Gefecht (das Handbuch für Taktik kannte ich fast auswendig). Schwierigkeiten machte das Hebräisch; für manche Begriffe gab es keinen hebräischen Ausdruck, für viele gab es einen, aber ich kannte ihn nicht. Dieses Problem wurde derart gelöst, dass der Kurs in zwei Gruppen geteilt wurde: Bei der einen machte ich sozusagen einen Probevortrag, wobei man die hebräische Terminologie ausarbeitete; bei der zweiten wiederholte ich, was ich am Vormittag selbst gelernt hatte. Dann wurde der Text niedergeschrieben, und so entstand das erste Lehrbuch militärischer Taktik in hebräischer Sprache. Nach russisch-konspiratorischen Grundsätzen wurde mein Name und der Hahns geheim gehalten; ich hieß Wolf und meine Schüler

sche Viertel zerstören, um den Juden einen Zugang zur Klagemauer zu eröffnen. Der in Wien aufgewachsene Jerusalemer Bürgermeister Teddy Kollek war Hauptverantwortlicher für die Räumung der Häuser (siehe S. 20f.).

266 Hassan Bek: 1914 türkischer Bürgermeister von Jaffa.

erzählten Besuchern: »husch-husch, wir haben einen deutschen Baron als Lehrer; er ist nehedar.«²⁶⁷

Für die Mentalität der Hagana ist eine Episode kennzeichnend. Israel Schochat hatte mir aufgegeben, einen Plan für die Verteidigung des Beth-Schean-Beckens auszuarbeiten. Die Annahme war: Etwa 3000 Beduinen überschreiten den Jordan; können entweder über Beth Schean nach Westen vorstoßen in Richtung Haifa oder im Jordantal nach Norden, Richtung Tiberias. Wir müssen sie mindestens zwei, womöglich drei Tage aufhalten, bis englisches Militär eingreift. Wie macht man das? Ich verschaffte mir Unterlagen über Zahl der Kämpfer und der Gewehre, Pistolen, Munition in den verschiedenen Siedlungen. Als die Sitzung stattfand, an der außer Mania und Israel Schochat noch vier oder fünf Führer der Hagana teilnahmen, entwickelte ich meinen Schlachtplan. Der Plan war, wie man in Wien sagen würde, »einfach wie a Watschn«: Wir räumen die Kolonie Gescher am Jordanübergang, ziehen diese fünfzig Gewehre an die hundert anderer aus kleinen Siedlungen in Südgäliläa südlich von Kinnereth zusammen, zum Schutz von Tiberias. Beth Alfa, Tel Yosef, En Harod und andere Siedlungen bilden eine ähnliche Straßensperre im Nurisgebiet. Falls die Beduinen nach Norden ziehen, fallen die Nuris-Truppen über Beth-Schean her, vernichten ihren Tross, greifen sie im Rücken an. Ziehen die Araber nach Westen, so besorgen die Kämpfer von Kinnereth die gleiche Aufgabe, greifen sie im Rücken an. Die Hagana-Leute sahen sich an. Mania nahm das Wort, fast entschuldigend: Er ist eben doch ein Jecke; versteht noch nicht unsere Mentalität. Und Israel erklärte: Du hast die Räumung von Gescher und anderen Punkten vorgesehen; das kommt nicht in Frage. Unter keinen Umständen wird eine jüdische Siedlung geräumt. Das ist ehernes Prinzip. Meine militärische Schulung sträubte sich gegen solche Irrationalität. »Aber eure Annahme war, dass 5000 Beduinen angreifen; in Gescher sind 50 Mann.« – »Trotzdem; kein Ort wird preisgegeben. Und überdies: Warum nimmst du an, dass fünfzig Juden nicht mit 3000 Beduinen fertig werden?« An diesem Tage sprachen wir nicht weiter, wie es bei Dante ungefähr so heißt.²⁶⁸

Damals war das Leben in einem großen Kibbuz sehr hart, fast ohne jede Annehmlichkeit. In den vier Jahren seiner Existenz hatte der Gdud Avoda manchmal vierhundert, manchmal achthundert Mitglieder. Viele neue Einwanderer blieben nur so lange, bis sie anderswo bessere Arbeitsbedingungen gefunden hatten; andere, begeisterte Ideologen, erwarteten, dass der Gdud die ganze Ökonomie Palästinas revolutionieren würde. In

²⁶⁷ Nehedar: großartig.

²⁶⁸ Dante Alighieri: *Die Göttliche Komödie, Die Hölle*, fünfter Gesang, recte: »An jenem Tage lasen wir nicht weiter.«

Tel Yosef lebten damals hundertzwanzig Männer, hundert Frauen. Die wenigen Kinder wurden nach Jerusalem geschickt; Klimaanlagen gab es noch nicht, und der Sommer in der Jordansenke ist sehr schwer, sehr heiß. Die Genossen wohnten größtenteils in Holzbaracken, wenige in Zelten. Jede Baracke mit drei Zimmern, jedes Zimmer mit zwei bis vier Eisenbetten, einem selbstgezimmerten Tischchen, einem Bücherbrett und – neueste Errungenschaft – bis 11 Uhr nachts elektrisches Licht von einem Dieselmotor. Kommt ein Gast (wie ich), so legt man ihn in ein freies Bett, ohne Rücksicht darauf, ob im Nachbarbett ein Mädchen oder ein Bursch schläft. Auch in der Miklachat, dem gemeinsamen Duschaum, waschen sich beide Geschlechter gemeinsam. Women Liberation hatte damals begonnen – führte auch dazu, dass in der Küche ebenso wie im Stall abwechselnd Männer und Frauen arbeiteten. Ich schrieb damals²⁶⁹: Schonungslos wird ausgestoßen, was die Harmonie im Kibbutz stören könnte. Abenteuer duldet man ebensowenig wie Abenteurer. Dann: Burschen und Mädchen, beide oft mit kurzer Hose und offenem Hemd bekleidet, beide mit nackten Beinen und Armen, nie allein, stets zusammen arbeitend, schwitzend, essend, immer unter Vielen – für Erotik ist da wenig Raum. Schließlich: die Arbeit ist schwer, und die Kost reicht gerade aus, die Arbeitsfähigkeit zu erhalten. Sine Baccho et Cerere friget Venus, sagte der Lateiner; ohne Wein und Brot friert die Liebe ein. Von Bacchus ist schon gar nichts zu erblicken; aber auch mit der Ceres ist es schlecht bestellt. Die Kost hat zu wenig Eiweiß. Frühstück: Tee, Brot, Tomaten, manchmal etwas Weißkäse, am Schabbatmorgen Tee mit Milch. – Mittags: Suppe, Tomaten oder Eierfrüchte, Oliven, Brot. – Jause: Tee, Brot, Tomaten. – Nachtmahl: Suppe, Brot, Tomaten, Oliven oder Eierfrüchte. Dann und wann, wenn im Gdud oder der Nachbarschaft ein Rind geschlachtet werden muss, Fleisch: 200 Gramm per Kopf. – Allmählich lernt man, Brot zu essen. In der ersten Woche brachte ich es auf ein halbes Kilo, dann auf dreiviertel, schließlich auf über ein Kilo per Tag. Aber nicht alle vertragen diese Kost. So hat der Gdud, außer den Kranken, etwa zehn Prozent der Mitglieder, gewöhnlich Malariarezidive oder eiternde Wunden, ebenso viele »Schwache« meistens Diarrhöen, Leute, die nicht arbeiten können. Die »Schwachen« haben eine besondere Küche, angeblich besser und leichter verdaulich.

In Wirklichkeit litt der Kibbutz damals, überall und nicht nur in Tel Yosef, an dem Prinzip der Rotation der Arbeit und der Gleichstellung der Frau. Es gab niemanden, der kochen konnte, der auch nur versucht hätte, mit den vorhandenen Lebensmitteln etwas Besseres, Nahrhafteres, auf den Tisch zu bringen als diese eintönige, einfalllose Kost. Dass ich damals zum ersten Mal in meinem Leben rohe Tomaten aß – in Wien kannte ich sie nur in Form von Paradeissauce – und ebenso zum ersten Mal Oliven, sei zur Vollständigkeit meines Bildes als (noch immer) »Greenhorn« gestanden.

²⁶⁹ *Der Kampf um das Heilige Land* (S. 41, Anm. 46), S. 176–178.

Nach Ende des Kurses kehrten wir wieder nach Jerusalem zurück. Ich bekam einen Antrag, der mein Herz erfreute: als Assistent eines russischen Professors – der Name ist mir entfallen – in die Chirurgische Abteilung des Bikur Cholim Spitals einzutreten. Das war mein Traum; dafür war ich bereit, alles andere aufzugeben. Wochen vergingen, dann wurde mir mitgeteilt, es werde nicht gehen. Der schon erwähnte Dr. Neumann habe sich mit dem Chef der internen Abteilung zerzankt und »müsse« deshalb auf die Chirurgie transferiert werden; für mich sei somit nur die freiwerdende Stelle auf der Internen zu Verfügung. Vergebens bot ich meine ganze Beredsamkeit auf: Chirurg war ich, Chirurg sei ich, und jener Kollege verstehe nichts davon; hingegen verstehe ich blutwenig von Innerer Medizin. Es sei doch sinnlos, den Posten, für den ich geeignet sei, mir wegzunehmen und mir einen zu geben, für den ich keine Vorbildung habe. Heute weiß ich, dass ich damals den biedereren Vorständen des Bikur Cholim-Spitals Unrecht getan habe; dass es gar keine schlechte Politik ist, Ärzte von Abteilung zu Abteilung zu versetzen. Die Ironie meines Lebens wollte, dass ich schließlich doch in der Internen gelandet bin. Aber damals war ich in meinem Stolz – als ehemaliger Kandidat für den Assistenzposten bei Büdinger – tief gekränkt und lehnte ab.

Ich arbeitete noch weiter mit dem Gdud Avoda zusammen. In meiner Wohnung in Mahane Jehuda wurde ein Judo-Kurs eingerichtet. Einmal wöchentlich wurden Terrainmärsche von mir organisiert – ca. 30–35 Kilometer in sieben Stunden, mit strengem Rauch- und Trinkverbot. Das Tempo gab ich vor, und die Burschen lernten, zum ersten Mal in ihrem Leben, dass sie – gehen konnten. Nach dem Ende des Marsches ließ ich noch zehn Minuten exerzieren, um ihnen zu beweisen, dass sie, todmüde wie sie waren, noch immer Kraftreserven besaßen. »Am Ende eines Marsches müsst ihr eventuell kämpfen«, erklärte ich ihnen, »der Marsch selbst ist nur die Vorbereitung zum Gefecht.« Diese Märsche hatten den Vorteil, dass meine ersten Kenntnisse der Umgebung Jerusalems, die ich zwei Jahre früher unter Führung der Clemy Meier erworben hatte – ich war damals sogar in den Hiskija-Tunnel gekrochen –, wesentlich erweitert wurden. Ich lernte »die Berge rund um Jerusalem«, wie der 125. Psalm sie nennt, kennen und lieben, die wunderbare Abendstimmung, wenn der Himmel von Purpurblau zu Purpurrot überfließt und das Gebirge von scharlachrot über violett zu tintenblauen Schatten verwandelt, »so als ob sie Ludwig Blum gemalt hätte«, wie einmal ein Kritiker sich äußerte, dem diese Landschaft zu romantisch war.

Herbst in Jerusalem²⁷⁰ ... Das Widderhorn, der Schofar, hallt in der Heiligen Stadt. In allen Straßen tönt er – Übung und Mahnung für das nahende Neujahrsfest, den Tag

270 Vgl. WvW: *Herbst in Jerusalem*. In: NFP, Nr. 21583. 12. Oktober 1924 und das Kapitel »Herbst in Jerusalem« in *Der Kampf um das Heilige Land* (S. 41, Anm. 46), S. 206–210.

des Gerichts über alles Lebende. Ankündigung des Herbsts. Anders ist diese Zeit als in Europa. Die Mittage sind heiß und bleiben es bis in den November. Aber die Hitze ist nicht konstant, plötzlich fahren kühle Windstöße durch die Straßen, rütteln an den jungen Eukalyptus- und Pinienbäumen, die Ronald Storrs' Stadtverwaltung mitten in die schmalen Gehsteige setzen ließ. Früher wird es Abend, nach fünf Uhr wird es herrlich kühl; angenehm ist es jetzt, auf dem flachen Dach zu liegen und die sehr nahen Sternbilder des Jerusalemer Himmels an den tagesmüden Augen vorbeiziehen zu lassen. Wolkenbänke ziehen immer neu von Südwesten her, von Ägyptens Überschwemmungen gespeist. Umhüllen die schon ganz schmale Sichel des abnehmenden Mondes, verdecken die Sterne. Merkwürdig, nur der Krieg verkündende Mars bleibt frei; sein rötliches Licht bricht durch die dünnen Wolken, die immer tiefer herabsinken: Nebel wandern. An den Zinnen der Stadtmauer Solimans des Prächtigen²⁷¹ klettern sie empor, machen ihre schönen Linien noch edler, noch unwirklicher. Weiß durch grau – Märchen uralter Zeiten – ragt der Davidsturm wie durch einen Schleier. Turm und Wall und Burg im Herbstnebel; ein Traum ist es, und ich, was suche ich in diesem Zauber? Zion – das gibt es doch gar nicht, hat jener Jude aus Graz behauptet. Ist nur ein Name in frommen Büchern, heilig-unwahre Legende. Was suche ich, der ich lebe, in dieser Traumwelt? Wieder stößt ein Widderhorn in nächster Nachbarschaft in die Luft. Kündet es nur das nächste Jahr an – oder eine neue Zeit?

Das dreizehnte Kapitel

beschreibt ein zweites Intermezzo: Berlin – Ullsteinverlag – Paris

Für mich war es eine neue Zeit, denn der Ullstein-Nachrichtendienst rief mich überraschenderweise nach Berlin. Ich sollte – in der Wilhelmstraße im Außenamt, und in Paris am Quai d'Orsay – als »Korrespondent für den Nahen Osten« (und nicht mehr nur für Palästina) »vorgestellt« und instruiert werden. Ich sperrte meine bescheidene Wohnung zu, verabschiedete mich von Manja Schochat, die – trotz ihrer Liebe für den Gdud Avoda – Verständnis dafür hatte, dass ich ihm Ade sagte. Die politischen Möglichkeiten meines neuen Berufs waren unvergleichlich anziehender als meine höchst beschränkte Tätigkeit eines militärischen Instructors. Innerhalb des Gdud begann übrigens schon damals der Konflikt zwischen dem nach Russland tendierenden radikalen Flügel und dem Palästina-zentrischen. Die Differenzen wurden immer schärfer, vor allem nachdem die Sowjets im Sommer 1927 die Errichtung »einer autonomen jüdischen Republik« in der Heimat (so wenigstens verstand man das in Palästina) angekündigt (oder sogar versprochen) hatten.

²⁷¹ Süleyman I. (Soliman »der Prchtige«, 1494–1566): seit 1520 Sultan des Osmanischen Reiches.

Kameraden, für die der Sozialismus die Hauptsache war und die historisch-sentimentalen Bande zu Palästina die Nebensache, predigten die Rückkehr nach Russland. In der Krim werde man einen jüdischnationalen Staat, vielleicht sogar mit hebräischer Sprache, verwirklichen können, ohne vom imperialistischen England abhängig oder gar dessen Helfershelfer zu sein. Ich gehörte von Anfang an zu den erbitterten Gegnern des Krim-Projekts. Gemeinsam mit Dr. Jacob Weinshall griff ich es in Massenversammlungen an – wirkliche Massen, wie ich betonen möchte. Die größten Kinosäle jener Zeit, mit etlichen Hundert Plätzen, waren stets überfüllt. Ich denunzierte das Krim-Projekt als schäbigen Versuch, Geld jüdischer Philanthropen von Palästina ab- und in ihre damals sehr leeren Kassen hinüberzuziehen. Mein Hebräisch, ebenso wie das meines Kollegen Weinshall, war recht dürftig und noch nicht für öffentliche Diskussionen geeignet. (Die Geschichte meines Französisch-Selbstunterrichts durch Vorträge wiederholte sich). Aber wir rechneten damit, dass die kommunistische Opposition uns ohnedies nicht zu Ende sprechen lassen werde, so dass wir nur unsere vorbereiteten Texte aufsagen müssten. So war es auch; es gab stets Prügeleien, ehe Jacob oder (abwechselnd) ich als Erster viel mehr sagen konnten, als dass die Sowjets die jüdischen Massen betrügen und den Jischuw seiner Geldquellen berauben würden.

Das hatte mich im Gdud nicht populär gemacht; ich nahm an internen Diskussionen nicht teil. Der Abschied fiel mir daher nicht schwer. Das Ende der Geschichte ist bekannt: Unter Führung Menachem Elkind's ging ein guter Teil der Kameraden nach Russland zurück. Keiner von ihnen gelangte in die Krim, die ja nie ein jüdisches Kolonisationszentrum wurde.²⁷² Alle verschwanden bei den verschiedenen »Reinigungen« des stalinistischen Regimes. Der Schaden, den die Sowjets mit ihrem Krimprojekt Palästina zugefügt haben, war sehr groß, nicht nur durch den Verlust etlicher Hundert prachtvoller Idealisten, deren Einfluss auf den Jischuw weitaus größer war, als es ihrer Zahl entsprach. Amerikanische Millionäre schenkten den Russen Riesensummen – in Jerusalem sprach man von 25 Millionen Dollar, 5 Millionen Goldpfund, für jüdische Kolonisation in der Ukraine und der Krim, und der »Joint« 15 Millionen Dollar: Was hätten wir mit diesen Riesensummen in Palästina ausrichten können! Sie entsprachen damals etwa 15 Jahren Einkünften aller Fonds zusammen. Hunderttausende Juden aus Europa wären wohl gerettet worden, wenn die Sowjets nicht damals (und später mit dem noch größeren Bluff der »Jüdischen Republik Birobidschan«) soviel jüdisches Geld und Interesse von Palästina abgelenkt hätten.

²⁷² WvWs Behauptung, dass keiner der Elkind-Genossen die Krim erreicht hätte, entspricht nicht den Tatsachen (siehe S. 44 f.).

Mein Besuch im Ullsteinhaus in Berlin verlief erfreulich. Ich wurde herumgereicht, vorgestellt, eingeladen als eine Art Wundertier. Mein Freund Sigmund Blau, Herausgeber des »Prager Tagblattes«, das auch dem Ullstein-Nachrichtendienst angeschlossen war, beschrieb mich präzise: der »Weisl von Zion«. ²⁷³ Meine Popularität war so zu verstehen: Alle »großen« Zeitungen – inklusive der »Vossischen« – hatten einen ausschließlich intellektuellen Leserkreis. Unter den Intellektuellen war ein großer Prozentsatz (manchmal die Mehrheit) Juden, einschließlich der »Getauften und Baldgetauften« Bedas. ²⁷⁴ Diese Juden und Ex-Juden waren himmelweit vom Zionismus entfernt, aber neugierig zu lesen, was »die« Juden in Palästina machen, inwieweit dieses »Experiment« ernst zu nehmen sei, inwiefern gebildete Menschen daran Interesse nehmen dürfen.

Ich hatte diese Neugier befriedigt, Palästina salonfähig gemacht. Ich schrieb darüber als Teil der Weltpolitik: Auseinandersetzung zwischen britischem und russischem Imperialismus, Kalifatsbewegung, Sozialismus. Das Alles in einem Plauderton, Erbteil der Wiener Feuilletonschule, die mit Ferdinand Kürnberger ²⁷⁵ begonnen hatte und zu deren letzten Überlebenden ich wohl heute gehöre. Was war dieses Feuilleton, das unsterbliche Meister wie Daniel Spitzer (*Wiener Spaziergänge*) ²⁷⁶, Theodor Herzl, Max Nordau und, zu meiner Zeit, die weniger Unsterblichen wie »die« Schalek ²⁷⁷, wie Felix Salten ²⁷⁸ hervorgebracht hat? Es war eine Mischung von Ernst (der Gesinnung), Gefühl – oder Gefühlsligkeit, wie beim Heurigen, Ironie und Humor (in der Form).

Berlin kannte das nicht. Alfred Kerr ²⁷⁹, Maximilian Harden ²⁸⁰, Kurt Tucholsky ²⁸¹ schrieben anders, härter. Statt mit der Feder zu stechen, schlugen sie mit dem Knüppel zu. Georg Bernhard, der Chefredakteur der »Vossischen Zeitung«, Reichstagsabgeordneter, Mitbegründer der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei (und später ihr letzter und einziger Abgeordneter), beschrieb den Eindruck, den meine Artikel

273 Ironische Anspielung auf die *Protokolle der Weisen von Zion*, die eine jüdische Weltverschwörung suggerieren und so dem Antisemitismus ein Motiv liefern.

274 Vgl. Löhner (Anm. 110).

275 Ferdinand Kürnberger (1821–1879): Wiener Feuilletonist und Erzähler (*Der Amerika-Müde*, Roman über Nikolaus Lenau (1802–1850)).

276 Daniel Spitzer (1835–1893): Feuilletonist der Wiener NFP.

277 Alice Schalek (1874–1956): Journalistin der NFP, entfernte Verwandte WvWs (siehe Charlotte von Weisls Familiengeschichte, GmF 63).

278 Felix Salten (1869–1945): aus Budapest stammender »Jungwiener« Schriftsteller, Journalist, Mitarbeiter der NFP, gemäßigter Zionist.

279 Alfred Kerr (1867–1948): Berliner Literaturkritiker, Schriftsteller.

280 Maximilian Harden (1861–1927): Berliner Schauspieler, Journalist, Literaturkritiker, Herausgeber der Wochenschrift »Die Zukunft«.

281 Kurt Tucholsky (1890–1935, Suizid): Berliner Schriftsteller und Publizist, 1929 Emigration nach Schweden.

auf die Redaktion gemacht haben: »Zuerst wussten wir nicht, wo wir sie unterbringen konnten. Fürs Feuilleton waren sie zu politisch; für den politischen Teil waren sie zu feuilletonistisch; wir steckten sie daher auf die letzte Seite des Blattes und beschlossen, Ihnen zu schreiben, Sie sollten Ihren Stil ändern. Aber nach ein paar Wochen sprach man in Berlin schon von der ›Weisl-Seite‹, und so blieb es dabei.«

Der Ullstein-Buchverlag bestellte bei mir ein Buch über Palästina, das ich sofort, im Dezember 1924, in vierzehn Tagen schrieb, das aber leider erst im Spätherbst 1925 erschien²⁸², unterdessen vermehrt und verbessert, wie es in den Annoncen heißt. Die Hauptsache: Ullstein zahlte mir 700 Mark Vorschuss. Für meine Artikel erhielt ich von der »Vossischen« monatlich 40 Pfund (800 Mark) Gehalt, von der Wiener »Neuen Freien Presse« weitere 10 Pfund, dazu Bürospesen, Reiseausgaben, Repräsentation. Ich war über Nacht gleichsam Millionär geworden. Allerdings schärfte man mir ein: Sie müssen wirklich repräsentieren: Sie dürfen Erste Klasse Schlafwagen verrechnen, müssen aber wirklich so reisen. Sie sind für uns von nun an eine Art Botschafter. Theaterkarten müssen Sie *kaufen*, Freikarten dürfen Sie keine verlangen. (Später gab mir mein Sekretär »seine« Freikarten).

Anfang Januar 1925 fuhr ich nach Paris. Dr. Redlich – der mich dort im Außenministerium einführte – erklärte mir bei diesem Anlass die Politik des Ullsteinhauses. Dieser Konzern, von den fünf Brüdern Ullstein regiert, war auf dem Papier eine politische Macht: die »Berliner Morgenpost«, die »B.[erliner] Z.[eitung] am Mittag«, die »Berliner Illustrierte«, die »Grüne Woche« (für Landwirte) und die »Dame« für die elegante Frau, der »Querschnitt« für Ästheten – um nur einige aufzuzählen, gehörten diesem Haus. Sie alle warben für Völkerversöhnung, Frieden und Fortschritt, Demokratie. Die Ullstein-Blätter hatten die weitaus größte Auflage in Deutschland. Dass sie ihre Leser aber politisch *nicht* beeinflussen konnten, dass die Zahl der demokratischen Wähler viel kleiner blieb als die der Abonnenten: das wussten wir anno 1924 noch nicht.

In der Außenpolitik war die »Linie« des Hauses europäisch. »Europa« war, vor allem, Westeuropa – Frankreich plus Deutschland. Nach Osten war Deutschland an guten Beziehungen zu dem Sanitätskordon²⁸³ gegenüber dem asiatischen Kommunismus interessiert, umsomehr als Polen und Litauen Schützlinge Frankreichs waren und unfreundliche Haltung zu diesen die anzustrebende Entente zwischen Paris und Berlin stören müsste. Also: gutwilliger Verzicht auf die deutschen Minderheiten in Memel und die (viel wichtigeren) in den an Polen abgetretenen Gebieten. Förderung ihrer kulturellen Bestrebungen – ja; Berichtigung der neuen Grenzen – nein. Das Wichtigste aber ist:

²⁸² *Der Kampf um das Heilige Land* (S. 41, Anm. 46).

²⁸³ Sanitätskordon: seit 1919 Schutzwall der Entente zwischen England und Frankreich gegen den Bolschewismus.

England will keine deutsch-französische Freundschaft; spielt sein altes Spiel gegen eine Einigung des Kontinents weiter. Daher: profranzösisch heißt in Europa antibritisch sein; aber in Asien ist England heute der Damm gegen die kommunistische Flut. »Daher hat Weisl freie Hand in seiner Berichterstattung in Nahost.« Wenn ich heute niederschreibe, wie diese liberalen jüdischen Journalisten Georg Bernhard und Alexander Redlich die Linie Adenauers, zwanzig Jahre früher, festgelegt hatten ... es war zu schön, um wahr zu werden.

»Ich bin des trock'nen Tones satt«²⁸⁴ – zu lange habe ich über Politik geredet und meine diplomatische Rolle. Ich hatte aber auch eine andere, weniger weltmännische und sehr provinzielle Seite. Diese sehr wahren Memoiren wären zu einseitig, wenn ich darüber den Schleier der Selbstliebe breiten würde. Ich hatte 1925 (und noch später) sehr reaktionäre Vorstellungen von dem, was gesellschaftlich (und daher für Damen) passe und nicht passe. Diese Vorstellungen überlebten die sexuelle Revolution, die zum Teil schon vor, hauptsächlich nach dem Ersten Weltkrieg die Kultur des Westens verändert hatte. Die zionistische Jugend war davon mitgerissen worden. Die (von Deutschland ausgehende) Nacktkultur beeinflusste sogar den »Blau-Weiß« einigermassen; man badete »ohne« – aber wenn einmal ausnahmsweise ein Burschen- und ein Mädchenzug zusammen badeten, war das sehr harmlos; kaum dass ein genierter Blick herüber oder hinüber geworfen wurde. Man blieb »schrecklich« sauber, trotz der Revolution. Denn eine unvorstellbare Revolution war es, Gliedmaßen (dem andern Geschlecht) nackt zu zeigen. Man bedenke, dass vor nicht allzulanger Zeit der Anblick eines nackten Fußes (etwa einer Tänzerin) eine Sensation war, dass eine Damenwade – »Wad...« punktierte man dieses »unaussprechlich obszöne« Wort! – mit lüsternen Augen betrachtet wurde, wenn sie etwa bei einem Regenguss durch Hochraffen der Röcke enthüllt wurde. In Wien erzählte man in meiner Jugend beifällig, welche Lektion Kaiser Franz Joseph diesbezüglich der französischen Kaiserin Eugénie erteilt hätte. Bei seinem Besuch in Paris (ich glaube, bei der Weltausstellung 1867) fuhren die beiden Kaiserpaare in einer Karosse zusammen.²⁸⁵ Der Wagen hielt, die »allerhöchsten Herren« stiegen als erste aus, dann folgte Kaiserin Eugénie und zeigte dabei den Wadenansatz über dem Stiefelchen. Schockiert mahnte mit lauter Stimme Franz Joseph seine Gattin: »Geben Sie Acht, dass man nicht Ihre Füße sieht ...« Das war vor hundert Jahren. Aber noch vor dem

284 Vgl. Mephisto in Goethes *Faust I* (Verse 2009 f.): »Ich bin des trocknen Tons nun satt, / Muß wieder recht den Teufel spielen.«

285 Kaiserpaare: Napoleon III. (1808–1873): 1852–1870 »Kaiser der Franzosen« + Eugénie de Montijo (1826–1920), Franz Joseph I. (1830–1916), seit 1848 österreichischer Kaiser + Elisabeth von Bayern (1837–1898, ermordet).

Weltkrieg waren nackte Beine und Arme »sehenswert«. In die Wände von Damenbädern wurden Löcher gebohrt, um diese Naturschätze besichtigen zu können. In Palästina hatten die Chaluzim und Chaluzoth mit ihrer Gleichberechtigung der Geschlechter auch die der Tracht eingeführt – sehr zum Entsetzen nicht nur der konservativen und vor allem orthodoxen Elemente des Jischuw, sondern noch mehr zum Entsetzen und Abscheu der Araber. War für sie schon schamlos, wenn eine Frau ihr Gesicht nackt zeigt, um wieviel mehr die neue Mode der Arbeiterinnen, die mit ganz kurzen Höschen (»Hotpants« hieß man das ein halbes Jahrhundert später) und Ärmeln, die die Haare der Achseln sehen ließen, über die Straße gingen. Rückblickend kann man sagen, dass vielleicht dieses – von den Arabern als provokativ empfundene – Benehmen von Anfang an die Chancen auf Verständigung der beiden Kulturen untergrub. Die Juden sprachen zwar begeistert von Rückkehr nach Asien und über Abkehr von der europäischen Kultur, aber mit ihrer Zurschaustellung der Gleichberechtigung beider Geschlechter im Benehmen wie der Kleidung überzeugten sie die Palästinenser, dass sie die morgenländische Kultur vernichten und durch ihre »Unkultur« ersetzen wollten. Aber: im Jischuw war die sexuelle Revolution weitgehend äußerlich. Zwar gab es freie Liebe unter den neuen Einwanderern, wenigstens viel mehr als bei der älteren Generation, aber das war meistens wirkliche Liebe, die gewöhnlich in der Ehe endete.

Anders war das Bild, das mir die Wiener, Prager, Berliner Gesellschaft bot. Ich erinnere mein gelindes Entsetzen, als ich einst mit der Tochter eines meiner Redakteure ausging. Wir waren in ein Kaffee geraten, wo getanzt wurde, und plötzlich erschien an unserem Tisch ein Eintänzer – »mein Gott, was muss das für ein Mann sein, der sich zu solchem Beruf hergibt!«, dachte ich – und forderte meine Gefährtin zum Tanz auf. Noch unfassbarer: Sie nahm das als das Natürlichste von der Welt, stand auf und schmiegte sich in die Arme dieses Unbekannten, dieses Professionellen! Mir schien das schamlos – und ich war dumm genug, meiner Begleiterin einen Vortrag über passendes und unpassendes Benehmen zu halten. Sie gähnte, steckte sich eine Zigarette an, und der Abend war verkracht. Genügt diese Geschichte, um zu zeigen, was für ein »Prig«²⁸⁶ ich damals war? Oder soll ich noch eine andere Geschichte erzählen, als abschreckendes Beispiel?

Ich war Festredner bei einer großen Chanukka-Akademie, die in Berlin unter Vorsitz des (litauischen) Ministers Max Soloweitschik stattfand. Auf der Einladung war vorgeschrieben: »Festkleidung«, und ich – naiv – freute mich, endlich meinen schönen Frack anziehen zu können. Natürlich war ich overdressed, der Einzige mit weißer Binde, alle anderen in Smoking oder Nicht-einmal-Smoking. Ich war gerade bei meinen ersten Worten, als mir gegenüber die Tür aufging und eine unwahrscheinlich schöne Frau, in tief dekolletiertem stahlblauen Samtkleid, erschien und mich anstarrte. Ich starrte zu-

²⁸⁶ Prig (engl.): Schnösel.

rück – blieb im Satz stecken, musste tief Atem schöpfen, ehe ich fortfahren konnte. Der aus den besten Romanen bekannte elektrische Funke war hinüber-herüber gesprungen. Wir waren von da an nur für uns beide im Saal und auf der Welt. Natürlich bot ich ihr an, sie nach Hause zu bringen; natürlich nahm ich einen Einspänner und fuhr mit ihr stundenlang im Tiergarten hin und her, ehe ich mich verabschiedete. Sie hieß Ina T., war Ballerina (Primaballerina? ich weiß es nicht mehr) an der Moskauer Staatsoper, Mutter eines fünfjährigen Bubens, der als Geisel in Russland zurückgehalten wurde. Sie selbst hatte eine künstlerische Mission in Paris, wohin sie am nächsten Tag abreisen musste. In Wahrheit wollte sie dort Bilder und etwas Schmuck verkaufen – das Leben in Russland war sehr, sehr arm. »Ich war verliebt / Bis über beide Ohren«, singt man im *Grafen von Luxemburg*.²⁸⁷ Ich verabredete sofort ein Wiedersehen in Paris ... und eine Woche später war ich dort, eilte in ihre Arme.

Es waren herrliche Tage, Wochen. Wir besuchten zusammen die Oper – sie hatte natürlich Freikarten –, und ich konnte mich wieder in besagtem Frack neben dieser Schönheit im Foyer zeigen, war stolz darauf, wie alle sie (und sie behauptete, stolz gewesen zu sein, wie alle mich) anschauten. Sie war geistreich, temperamentvoll, die ideale Geliebte – und ich dachte allen Ernstes, sie zu heiraten. Wie sie aus Russland loskommen – was mit ihrem Kind sein würde –, all das waren Sorgen für später! Ich lebte in einem Taumel, der nur durch die offiziellen Besuche unterbrochen wurde, die ich mit Dr. Redlich machen musste, und durch meine Begegnungen mit Jabotinsky, der damals in sehr gedrückter Stimmung und – im Vergleich zu meinem neuen Reichtum – in ärmlichen Verhältnissen lebte. Nur eine schlechte Eigenschaft hatte Ina: sie gebrauchte Puder und – man denke – Lippenstift. So taktvoll als möglich trug ich ihr die (von meinen Eltern überlieferte) Ansicht über damenhaftes Auftreten vor: Puder – das ist für eine Schauspielerin erlaubt; sie darf und muss zugestandenermaßen ihren Teint pflegen. Aber Schminke für Wangen oder Augen oder Lippen – das ist Kennzeichen der Kokotten. Darauf muss sie verzichten. Ina muss mich wirklich geliebt haben – denn sie, die Tänzerin, ging darauf ein. Wenn sie mit mir ausging, war kein Rouge auf ihren Wangen, kein Lippenstift auf ihrem Mund. Einmal begleitete sie mich zu einer Sitzung mit Jabotinsky und anderen Russen in ein Kaffeehaus, brav, ohne Kosmetika. Ich musste zu einem Abendessen mit Dr. Redlich, verabschiedete mich, ließ sie mit ihren Landsleuten, die von ihr entzückt waren. Ich ging am Fenster des Cafés vorbei – und was sah ich? Ina, wie sie den Lippenstift zückte, sich vor ihrem Taschenspiegel bemalte.

So lächerlich das klingen mag: das machte meinen Zukunftsplänen ein Ende. Das ist keine Frau für mich, beschloss ich. Ich verließ Paris. Monate später erhielt ich einen

²⁸⁷ *Der Graf von Luxemburg* (1909): Operette von Franz Lehár (1870–1948): »Ich bin verliebt bis über beide Ohren«.

Brief. Ina brauchte dringend zweitausend Franken, könne sonst nicht nach Moskau zurück. Ich schickte ihr das Geld und habe seither nichts mehr von ihr, oder über sie, gehört. Letzten Endes, wenn ich recht bedenke, haben meine Eltern mit ihren altmodischen Ansichten doch das Richtige gewusst. Ohne meinen Snobismus in puncto Lippenstift hätte ich nicht die Frau gefunden, die ich recht eigentlich seit Smyrna erhofft, erwartet hatte. Aber ein Snob war ich doch gewesen!

Ein Epilog zu diesem Ausflug auf das Gebiet der Sittengeschichte von anno dazumal sei gestattet. Diese – wie gesagt verhältnismäßig bescheidene – Revolution der Zwanziger Jahre wurde von Dichtern und Denkern als Anbruch einer messianischen Zeit gefeiert. Jetzt, wo der Körper des Menschen und vor allem der der Mädchen »Sonne und Luft« genieße – »wo sich die Geschlechter frei begegnen können« –, würde all der Schmutz, all die Lüsterheit der Vorkriegszeit verschwinden! So schreibt der arme Stefan Zweig jubelnd: »Ganze Industrien (sind) heute durch die Vernatürlichung der Sitten längst zugrunde gegangen«, »vor allem die jener Akt- und Nacktphotographien« oder »die der pornographischen Literatur«, die »Zeitschriften ›pikanter Art‹, wie sie ähnlich widerlich und lüstern heute nicht mehr zu finden sind.«²⁸⁸ Oder: »Während heute auf den Großstadtstraßen Prostituierte so selten anzutreffen sind wie Pferde auf der Fahrbahn, waren damals die Gehsteige ... durchsprinkelt mit käuflichen Frauen ... Es kostete einen Mann eigentlich ebensowenig Zeit und Mühe, sich eine Frau für eine Viertelstunde, eine Stunde oder Nacht zu kaufen wie ein Paket Zigaretten ... Nichts scheint mir die größere Ehrlichkeit und Natürlichkeit der gegenwärtigen Lebens- und Liebesformen so sehr zu bekräftigen, wie daß es der Jugend von heute ... fast selbstverständlich ist, diese einst unentbehrliche Institution zu entbehren«, die sich »bis auf spärliche Reste durch verminderte Nachfrage selbst erledigt hat.«²⁸⁹

Dies wurde 1940 geschrieben, für Europa war das schon nicht mehr wahr, zumindest seit Hitlers Krieg waren die Bordelle wieder in Mode gekommen. Aber für den Jischuw in Palästina stimmte es – auch noch für die Zeit ab 1940, als Palästina von englischen, französischen, australischen Truppen überschwemmt wurde. Lediglich in der Hafencity Haifa gab es ein (unsagbar schmutziges) Bordellviertel mit etlichen Dutzend Negerinnen und Araberinnen und, wie die arabischen Zutreiber behaupteten, auch zwei Jüdinnen! In Jaffa machten sich zur Kriegszeit einige Professionelle bemerkbar, etwa fifty fifty Araberinnen und Jüdinnen – hauptsächlich Flüchtlinge, die mit den englischen Offizieren gingen, um warmes Essen im Magen und ein gutes Bett bei Nacht zu haben. Aber im Großen und Ganzen blieb der Jischuw von dieser Erscheinung ver-

²⁸⁸ Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern* (S. 28, Anm. 16), S. 96.

²⁸⁹ Ebda, S. 104.

schont: kein frommer Jude und kein selbstbewusster Sozialist, kein Chaluz und kein »Blau-Weißer« hätten käufliche Liebe gesucht.

Aber heute – was blieb von den Träumen einer neuen, freien Sittlichkeit übrig?! Die Titelseiten der größten (auch sozialistischen) Illustrierten bieten solche Nacktphotos in Farbe dem Publikum als Anreiz, wie sie früher von Hausierern unter dem Tisch Touristen in den Hafenzustädten angeboten wurden. Pornographie, weit entfernt, »ähnlich widerlich und lüstern nicht mehr zu finden zu sein«, wurde das ganz große Geschäft; vor den Pornofilmen stehen in Amerika in langen Reihen angestellt gerade die Jugendlichen, und was die Prostitution anbelangt – sie feierte fröhliche Urständ, lieber Zweig. Nicht nur britische Minister und Lords ziehen den weniger begabten Damen der Gesellschaft die Professionellen vor, die es – wie schon Karl Kraus vermutet hat²⁹⁰ – offenbar besser verstehen als die Amateure. Nie zuvor betrieben Berufsliebhaberinnen ihre Geschäfte so offen – und nie zuvor war ihr Lebensstandard so hoch wie im letzten Drittel des Jahrhunderts der sexuellen Revolution.

Auch in dem, dank seiner sozialistischen Parlamentsmehrheit, vorurteilslos gewordenen Israel grassiert diese Pest, vor allem seit dem siegreichen Krieg von 1967. Es ist ein mäßiger Trost, dass sie von den Hippies und amerikanischen Freiwilligen eingeschleppt wurde, die das »größere Israel« angelockt hat. Es ist auch kein Trost, dass es nicht die Not, sondern im Gegenteil der rasch zunehmende Wohlstand und der dadurch gesteigerte Drang nach Luxus sind, der Hunderte blutjunge Mädchen auf die Straße treibt. Europas und Amerikas Degeneration hat auf das »heilig« sein wollende Land übergreifen. Die »Heilige Sprache« wurde von dem stinkenden Auswurf europäischer Bühnenstücke und pornographischer Romane infiziert. Israels junge Literaten demonstrieren ihre Modernität, indem sie schockieren!!! Das vergiftet. Hohe Löhne, die auch die einfachsten Arbeiter, Lastträger, Matrosen, in jugendlichem Alter verdienen, verführen dazu, das Geld beim Fenster hinauszwerfen – und Mädchen, die von den Wochenschriften der extremen Linken (mit vielen Nacktbildern bereichert) gelernt haben, dass freier Geschlechtsverkehr modern, fortschrittlich sei, machen die einfache Rechnung, dass es praktisch sei, für das, was man bisher gratis getan hat, gute Bezahlung anzunehmen.

Ein jugendlicher Arbeitsscheuer, der der pseudorevolutionären Gruppe der »Schwarzen Panther« angehört (der zweiten Generation oft analphabetischer marokkanischer Einwanderer, mit Zuschuss von Kommunisten und »neuer Linken« verstärkt), wurde kürzlich interviewt, warum er nicht eine regelmäßige Arbeit annehme – in Israel besteht solche Not an Arbeitskräften, dass man schon Bauarbeiter aus Jugoslawien importiert. Der Jüngling erklärte wörtlich: »Was verdiene ich schon in acht Stunden Arbeit?

²⁹⁰ Siehe von Karl Kraus vor allem den Band *Sittlichkeit und Kriminalität* (1908).

Wenn es hoch geht, vierzig Pfund, und dann bin ich todmüde. Ich brauche mehr; ich bin ein Mensch, der gern mit Freunden ausgeht, um mit Mädchen zu tanzen. Wenn dann die Musik mir gefällt, liegt nichts mehr daran, den Spielern einen ›Herzk‹ (Hundertpfund-Note) hinzuwerfen. Soviel trägt keine Arbeit.« Das sind die Produkte der neuen Sittlichkeit, der Befreiung der Geschlechter. Armer, armer Zweig.

Lieber Leser, bitte verzeihe die Abschweifung. Ich komme zum Ausgangspunkt zurück: zu den »Konventionen«, von denen man sich befreit hat, weil sie lächerlich erschienen – feierliche Kleidung für feierliche Anlässe; damenhaftes Benehmen und damit die Scheu, durch Make up oder auffallende Kleidung zu provozieren. Zugestanden: die Konventionen waren Bremsen – aber ohne sie rollt die Zivilisation einen Abhang hinunter, immer schneller. Ich hatte mit aller meiner Jugendbewegten Revolutionären Gesinnung (alles groß geschrieben!) eben doch an den Konventionen festgehalten. (Es hat mir nicht zu viel geschadet).

Das vierzehnte Kapitel führt über Ankara und einen gebrochenen Arm zur Hebräischen Universität

Ich verbrachte die letzten Tage meines Europurlaubes in Wien, als ich telephonisch von Dr. Erwin Honig, dem Leiter des Ullstein-Nachrichtendienstes, die Weisung erhielt, »sofort« in die Türkei abzureisen.²⁹¹ Die Kurden rebellierten – hatten anscheinend Anfangserfolge –, ich möge hinfahren und herausfinden, wer hinter diesem Aufstand stecke. Zunächst nach Ankara ...

Wenn ich heute davon berichte, darf ich nicht annehmen, dass meine Leser auch nur oberflächliche Kenntnis von den Umwälzungen haben, die Anfang der Zwanziger Jahre die Türkei zu einem politischen Zentrum ersten Ranges gemacht haben. Eigentlich hätte ich darüber berichten müssen, als von der Proklamation König Husseins zum Kalifen die Rede war. Ich hätte dabei schon ordentlich vermerken müssen, dass dies die Folge der Absetzung des letzten türkischen Kalifen Abdulmejid II. war (eines Schattenkalifen), und zwar durch den Diktator der Nachkriegstürkei, Mustafa Kemal Pascha, der diesen Vetter des letzten Sultans Mehmed VI. am 3. März 1924 verhaften und über die bulgarische Grenze abschieben ließ, wodurch das Kalifenamt vakant wurde. Theoretisch konnte jeder Muslim, der imstande war, die Gläubigen zu verteidigen, darauf Anspruch

²⁹¹ Vgl. WvW: *Türkische Reise*. In: NFP, Nr. 21801, 24. Mai 1925; »Die Eröffnung der Hebräischen Universität« in *Der Kampf um das Heilige Land* (S. 41, Anm. 46), S. 249–260.

erheben. König Hussein versuchte das und scheiterte. König Fuad von Ägypten hatte anscheinend etliche Jahre lang diese Ambition, musste sie aber aufgeben. Die indischen Führer träumten von einem demokratisierten Kalifatskongress – und einem gewählten Kalifen – und scheiterten am Veto Ibn Sauds. So hatte in der Tat Kemal Pascha mit der Absetzung des türkischen Kalifen dieser dreizehn Jahrhunderte alten Institution den Garaus gemacht.²⁹²

Auch beim Bericht über meine Unterhaltung mit den griechischen Flüchtlingen an Bord des Dampfers wären einige Worte über den griechisch-türkischen Konflikt am Platze gewesen. Dies sei hier nachgeholt. Kenntnis dieser Epoche vorderasiatischer Geschichte hilft für das Verständnis der britischen Politik in Palästina. Nach dem Waffenstillstand von Moudros, November 1918²⁹³, war die Türkei etwa so entmachtet wie das Hitlerdeutschland im Mai 1945. In Konstantinopel war der Sultan ein machtloser Regent. Seine Hauptstadt war von englischem, französischem, italienischem und griechischem Heer besetzt, ebenso der Bosphorus und die Dardanellen. Der Osten der asiatischen Türkei sollte an einen zu gründenden armenischen Staat abgetreten werden, der Süden bis zum Taurusgebirge an die Franzosen beziehungsweise an ihr syrisches Mandatsgebiet. Adalia (Antalya), der wichtigste Hafen an der Südküste, wurde den Italienern zugeteilt – die damit aber nicht zufrieden waren. Die Westküste Anatoliens, mit Smyrna als Hauptstadt und mehr als anderthalb Millionen griechischer Christen, wurde dem König Konstantin I. von Griechenland überlassen. Das osmanische Kaiserreich, das noch vor zehn Jahren sich von Tunis bis zur abessinischen Grenze und zum persischen Golf ausgedehnt hatte, war auf Anatolien zusammengeschmolzen. In dieser verzweifelten Lage rebellierte ein General, Kemal Pascha, gegen den machtlosen Sultan und führte Krieg auf eigene Faust: zuerst gegen den schwächsten Gegner, die Armenier. Weder die Vereinigten Staaten, die für das Projekt eines großen Armeniens verantwortlich waren, noch die Europäer rührten einen Finger, um diesem Volk zu helfen. Im Handumdrehen

292 Der Historiker Dan Diner, der als einer der besten Kenner der nahöstlichen Konfliktlage gilt, bezeichnet in seinem Standardwerk *Versiegelte Zeit* (S. 58, Anm. 86, S. 72) das Jahr 1924 als »Schlüsseljahr zum Verständnis der Krise der islamischen Welt«: »Es ist das Jahr der von Mustafa Kemal Pascha (1881–1938), dem Republikgründer Atatürk, in der Türkei veranlassten einschneidenden Reformen für sein Modernisierungsprojekt. Diesem Projekt fielen zentrale islamische Institutionen zum Opfer: das Kalifat wie das Amt des obersten islamischen Rechtsprechers und Rechtsinterpreten, des *sheikh-ul-islam*, das für die sunnitischen Muslime in aller Welt entscheidend war. Damit war die symbolische Verbindung zwischen der Herrschaft Gottes und dieser Welt gekappt worden.«

293 Waffenstillstand von Moudros (30. Oktober 1918) zwischen dem Osmanischen Reich und den Alliierten (Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan): Rückzug der Osmanen aus dem Hedschas, Jemen, Syrien, Mesopotamien, Tripolitanien und Cyrene, Kontrolle der Alliierten über den Bosphorus und die Hauptstadt Konstantinopel.

standen die Türken an der russischen Grenze, und die Sowjets beeilten sich, mit Kemal ein Abkommen zu treffen. Auf russischem Gebiet wurde eine armenische Sowjetrepublik gegründet – die Armenier der Türkei wanderten dorthin aus –, und Kemal hatte nicht nur die Ostgrenze wiedergewonnen, sondern bekam auch von den Russen Waffen und Munition geliefert, zum Kampf gegen die »kapitalistischen Imperialisten«.

Als zweiter Gegner fiel bald Italien aus. Adalia war nicht verlockend genug, um deshalb Krieg gegen Kemal zu führen. So bekam die neue Türkei schon einen Ausgang zum Mittelmeer. Dann begann der Kampf gegen die Franzosen; diese hatten genug Sorgen mit den syrischen Arabern, die von Frankreichs Herrschaft keineswegs begeistert waren. Sie gaben an Kemal ein strategisch wichtiges Gebiet südlich des Anti-Taurusgebirges zurück, mit Adana und dem Hafen von Mersin, und was nicht weniger wichtig war, sie lieferten ihm Waffen und Munition.

Jetzt waren England und Griechenland als Feinde Kemal Paschas allein geblieben. Die Griechen griffen an, schlugen einige Male die Türken und rückten 1922 bis an den Fluss Sakaria vor, die letzte Barriere vor Kemals Hauptstadt Ankara. Dort lagen sich die beiden Armeen untätig gegenüber. Kemals Generalstabschef und späterer (1923–1937) Ministerpräsident Ismet Pascha İnönü beschrieb mir, als ich ihn in Ankara besuchte, die damals verzweifelte Lage der Türken:

Unsere Truppen waren durch Hunger und Krankheiten dezimiert und demoralisiert. Ich meldete Kemal Pascha, dass wir nicht länger aushalten können. Wenn die Griechen angreifen, würden wir vernichtet werden. Ich schlug einen sofortigen Rückzug vor. Kemal sagte: »Warten wir noch ein paar Tage. Bei den Griechen wird die Lage – Hunger und Krankheiten – nicht viel besser sein als bei uns.« Wir warteten – und siehe da: am Morgen nach diesem Gespräch räumten die Griechen ihre Stellungen am Flussufer – traten ihrerseits den Rückzug an. Und das war der Sieg, der Endsieg.

Woraus ich lernte, dass man niemals früher Verzicht leisten soll, leisten darf, als unbedingt nötig. Wer länger hartnäckig bleibt, hat die Chance, dass der Gegner früher aufgibt. Auf die Lage Israels nach dem Sechstagekrieg angewendet: Zur Preisgabe eroberter Gebiete ist immer noch Zeit; darüber zu reden, ehe unausweichliche Notwendigkeit vorliegt, ist ein Fehler, den Kemal Pascha nie gemacht hätte. Die Türken verfolgten die Griechen, ließen ihnen keine Zeit mehr, sich neu zu sammeln. Sie eroberten ganz Kleinasien, eroberten Smyrna, brannten Städte und Dörfer mit christlicher Bevölkerung nieder, massakrierten Männer, Frauen, Kinder. Über eine Million Griechen, die seit Menschengedenken – und oft in freundschaftlicher Nachbarschaft mit den Mohammedanern – in Kleinasien gelebt hatten, mussten auswandern (aus der ganzen Türkei insgesamt 1.400.000).

Lloyd George, Sieger im Ersten Weltkrieg, wollte nicht seine Verbündeten im Stich lassen und verlangte militärische Intervention Englands. Aber die Dominions, die britischen Kolonien und Protektorate, weigerten sich, einen neuen Krieg zu beginnen. Lloyd George verlor das Vertrauen der konservativen Partner in seiner Koalition; Neuwahlen stürzten ihn – und sein Nachfolger Andrew Bonar Law schloss Frieden mit Kemal (in Lausanne, 24. Juli 1923), der unterdessen den Sultan abgesetzt hatte und Präsident der neuen Republik geworden war. Dieser Friede von Lausanne unterschied sich von dem vorherigen Frieden von Sèvres (August 1920), den die siegreichen Alliierten mit den Delegierten des Sultans geschlossen hatten, nebst vielen anderen Punkten auch dadurch, dass die Schaffung und Anerkennung eines *kurdischen Staates* vorgesehen war – wovon in Lausanne dann keine Rede mehr war. Die Engländer hatten auch diese Verbündeten preisgegeben.

Die Türken begannen zu nationalisieren. Armenier und Griechen gab es kaum mehr in nennenswerter Anzahl. Die etwa 100.000 Juden boten kein Problem. Aber anders war es mit den Kurden, die in einem großen Bogen, von der armenischen Grenze bis zur syrischen beiderseits des Euphrat siedelten. Sie waren Nomaden, reaktionär, hingen am Sultan und waren mit Kemals Neuerungen nicht einverstanden. Noch weniger damit, dass die Regierung ihnen sogar ihre Nationalität mit dem Argument streitig machte: es gäbe in Anatolien keine Kurden, nur »Bergtürken«. Es half nicht einmal, dass der »Ghazi« (»der Siegreiche«, Kemal Paschas neuer Ehrentitel) ihren Militärdienst auf 18 Monate kürzte und den Zehent abschaffte. Im Februar 1925 erhoben sie sich, unter Führung ihres Scheichs Said²⁹⁴, verweigerten Militärdienst und Steuern und forderten Autonomie. Die wichtige osttürkische Stadt Harput wurde erobert, die südostanatolische Großstadt Diyarbekir belagert. Ein gefährlicher Krieg drohte zu entbrennen – desto gefährlicher, als die Möglichkeit bestand, dass kommunistische Agitatoren ihre Hand im Spiele hätten, dass die Sowjets diesen Aufstand nicht ungerne sahen. So fuhr ich denn in die Türkei, entschlossen, den Aufstand von der Nähe zu beobachten.

In jenen guten, alten Tagen flog man noch nicht, sondern fuhr mit der Eisenbahn. Also zunächst mit dem Orient-Express nach Konstantinopel, wo ich mich vom dortigen Korrespondenten des Ullsteindienstes und den uns angeschlossenen Reportern der »Chicago Tribune« und des »Christian Science Monitor« informieren ließ. Die drei Kollegen luden mich in diverse Nachtlokale ein – jeder in ein anderes, besonders gemütliches – und stellten mich diversen Bardamen vor, alles russische Emigrantinnen, die ihren Kummer um den Sturz des Zarenreiches in Champagner ertränkten. (Die Kollegen zahlten, nicht ich). Und alle drei sagten mir, es sei schade um die Fahrkarte.

294 Said (1865–1925): Scheich, geistliches (sunnitisches) und politisches Oberhaupt der Kurden.

Ich könnte leichter auf den Himalaya gelangen als auch nur in die Nähe des kurdischen Kriegsschauplatzes. Was dort geschehe, und noch mehr: was dort nach Niederwerfung des Aufstands geschehen werde, sei nicht für europäische Beobachter bestimmt. Auf alle Fälle: ohne Empfehlungsbriefe an Kemal Pascha und an Ismet Pascha lohne es nicht einmal, nach Ankara zu fahren. Es dauerte drei, vier Tage, bis dort die Briefe ankamen. Unterdessen erneuerte ich meine Bekanntschaft mit der einzigartigen, herrlichen Stadt Istanbul, wanderte längs der byzantinischen Stadtmauer – zum Entsetzen meiner Kollegen zu Fuß –, besuchte die Moscheen, tat etwas für meine Bildung. Dann fuhr ich nach Ankara, zur neuen – d.h. in Bau befindlichen – Hauptstadt. Ich will nicht Landschafts- oder Städteschilderungen dem Leser vorsetzen – sowohl aus Gründen der hochzuschätzenden Einheit der Handlung als auch, weil meine Artikel mit getreuer Beschreibung des damals trostlosen Ankara mir verloren gegangen sind.

Meine Mission war ein ziemlicher Reinform. Der Ministerpräsident Ismet Pascha – den Namen İnönü nahm er erst später an – empfing mich zwar sehr, sehr freundlich, aber erzählte mit höflichem Lächeln die größten Lügen. Erstens, gäbe es eigentlich gar keine Kurden; zweitens, handle es sich in »Ostanatolien« um ganz unbedeutende Unruhen von Bauern und Nomaden; von Kämpfen sei keine Rede. Es gäbe nur ganz gewöhnliche Gendarmeriereaktionen gegen ein paar Dörfer, die von etlichen Banditen besetzt seien. Drittens, seien dort die Gebirgsstraßen jetzt im Frühling in sehr schlechtem Zustand; es sei ungewiss, ob ich in die Nähe besagter Dörfer gelangen könne, ehe die Ruhe dort wiederhergestellt sei. Kurz, ich solle mir Ankara anschauen, Sitzungen des Parlaments beiwohnen. Wenn etwas Interessantes aus Ostanatolien zu berichten sei, werde man mir dies sofort mitteilen.

Nun wusste ich, dass nicht weniger als zwei Armeekorps aufgeboden waren, um die »Gendarmerieaktionen« durchzuführen. Ich hätte fürs Leben gern türkische Truppen im Kampf gesehen. Ich verlor daher etliche Tage mit Vorsprachen bei Generälen, die mich einer zum andern schickten. Der Monat März ging zu Ende, ohne dass ich etwas anderes erfahren hätte, als dass die Türken entschlossen waren, die Kurden mit eiserner Faust niederzuschlagen. Und das wusste ich schon in Konstantinopel.

Da erhielt ich neue Weisung aus Berlin, sofort nach Jerusalem zu fahren und über die für 1. April 1925 angesagte Eröffnung der Hebräischen Universität zu berichten. Frohen Herzens machte ich meine Abschiedsbesuche, sah nochmals Ismet Pascha, der bedauerte, dass Kemal Pascha mich noch nicht empfangen hatte – es werde dem Herrn Präsidenten sicher leid tun. Davon fest überzeugt, fuhr ich per Bahn nach Konya, der Stadt der traumhaft schönen Kutaya- und Damaskus-Fayence-Fliesen auf ihren Moscheen. Ich wollte dort zwei berühmte Derwischklöster besuchen – aber, ach, sie waren vom gottlosen Kemal Pascha als Brutstätten monarchistischer Intrigen geschlossen worden. Nur zwei oder drei Ex-Derwische kauerten noch in den Moscheen; sie verstanden

ein paar Worte Deutsch (vom Weltkrieg her), aber redeten weniger, als dass sie seufzten. Ich dachte an den Witz von den zwei russischen Juden, die stumm neben einander gehen. Der eine fängt zu seufzen an: »Ach, mein lieber Gott!« – Sagt der andere: »Ich bitte dich, rede nicht von Politik.« Das war Konya anno 1925.

Die Bahn fuhr damals, ich weiß nicht mehr weshalb, nur bis Ereğli, am Eingang zur berühmten »Cilicischen Pforte«²⁹⁵, durch die soviele Reste von Kreuzfahrerheeren über das Taurusgebirge in die Ebene von Adana gezogen sind. Ich mietete dort einen Fordwagen, so und so viel per Tag bis Jerusalem! Mit Bakschisch, wenn wir bis 27. März, vier Tage vor Eröffnung der Universität (und meinem Geburtstag) dort eintreffen. Der Chauffeur sprach ein paar Dutzend Worte Englisch und etwas mehr Arabisch; ich hatte auch schon vierzig oder fünfzig Worte Türkisch erlernt, so dass das Verständnis klaglos funktionierte. Wir fuhren los, über Straßen, die kilometerlang kurz zuvor geschottert worden waren, über andere, die kilometerlang gerade repariert wurden und wieder andere, die kilometerlang nahezu unbefahrbar waren. Es war die herrliche Gebirgslandschaft des Amanus, die ich jetzt hätte kennen lernen können – nach einer Überlieferung die Nordgrenze des »Verheißenen Landes« –, aber ich hatte kaum ein Auge für die hohen Waldungen und steilen Felsen. Ich sah wie gebannt auf die Fahrstraße, ob nicht wieder ein Hindernis auftauche.

Es war überdies im muslimischen Fastenmonat Ramadan. Mein Chauffeur war fromm und aß und trank nicht, von Sonnenaufgang bis sinkende Nacht. Ich genierte mich, vor ihm zu essen – und das verdarb auch ein bisschen meine Empfänglichkeit für Naturschönheiten. Wir erreichten in finsterner Nacht Adana. Nächsten Tag übernachteten wir in Aleppo, den dritten Tag wollte ich durchfahren bis Jerusalem. Am späten Nachmittag näherten wir uns dem Jordan; mein Herz klopfte vor Aufregung, die palästinensische Landschaft, den palästinensischen Himmel wieder zu erleben, von dem ich fest glaubte, er leuchte ganz anders als der syrische. Wir überquerten auf der Brücke der »Töchter Jakobs«²⁹⁶ den Grenzfluss und fuhren weiter nach Süden. Die Straßen wurden besser, das Tempo des übermüdeten Fahrers immer schneller. Vor Dschenin kamen wir nach einer scharfen Kurve zu einer Brücke über einen trockenen Wadi mit einer derart hohen Geschwindigkeit, dass unser Fahrzeug über den Brückenrand in das Flussbett flog – ich voraus, das (glücklicherweise leichte) Auto kam mit einem Hinterrad auf meiner Brust zu stehen.

295 Ereğli: Stadt in der Provinz Konya am Fuße des Taurusgebirges; Cilicische Pforte: Schlucht, durch die der einzige Weg nach Mesopotamien und Palästina führt (die auch schon Alexander der Große passierte).

296 Brücke der »Töchter Jakobs«: wichtigster Übergang über den Jordan zu den Golanhöhen nach Syrien.

Ich wachte in der Polizeistation von Dschenin auf, wohin man mich und den fast unverletzten Türken gebracht hatte. Mein linker Arm war gebrochen, am Schädel hatte ich ein paar Rissquetschwunden. Der arabische Polizeiarzt legte um meinen Arm einen Gipsverband an und klebte einen Pflasterverband auf meine Stirn – am nächsten Morgen fuhren wir weiter nach Jerusalem. Übrigens: Mein linker Arm ist ausgesprochen für Unfälle prädestiniert. Als Kind hatte ich ihn beim Bockspringen gebrochen; jetzt war es das zweite Mal; später fuhr mir ein Lastauto in den linken Ellbogen, der aus dem Fenster eines Autobusses vorschriftswidrig herausgeschaut hatte. Vier Wochen später, just an dem Tag, wo man den Gipsverband abgenommen hatte, stürzte ich und brach das eben geheilte Ellenbogengelenk neuerlich. Es waren die einzigen Knochenbrüche, die ich (bisher!) erlitten habe – alle am linken Arm. (Nur astrologisch zu erklären).²⁹⁷

Der Zionismus hatte schwere Jahre hinter sich. Die Araber hatten drei Jahre lang mit allen Mitteln ihrer Propaganda – bei der auch antizionistische Juden, wie z. B. der hyperorthodoxe holländische Schriftsteller Jacob Israël de Haan mithalfen – den Zusammenbruch des zionistischen Experiments in die Welt hinausposaunt. Aber seit einigen Monaten hatte sich die Lage geändert. War die jüdische Einwanderung 1923 unter 10.000 gelegen, 1924 etwas über 17.000, so hatte sie sich in den ersten Monaten 1925 verdoppelt. Das hatte auch ökonomische Gründe: In Polen hatte der Premierminister

297 »Medizinische Abschweifung« WvWs »auf Kosten der Einheit der Handlung«: »Die beiden letzt-erwähnten Frakturen des Ellbogengelenkes erlitt ich 1952, als ich 56 Jahre alt war. Für den jungen Kollegen, der mich behandelte, war das ein Methusalemisches Alter; er bereitete mich aufs Schlimmste vor: »Ja, Doktor, in Ihrem Alter müssen Sie damit rechnen, dass der Ellbogen versteift bleibt.« Am selben Tag begann ich meine Aktentasche ausschließlich in der linken (gegipsten) Hand zu tragen. Jeden Tag gab ich mehr Bücher hinein, so dass die Armmuskeln eine immer schwerere Last tragen mussten – und als der Gips abgenommen wurde, war der Arm zwar um zwei cm verkürzt, aber das Gelenk so beweglich wie früher. Nach dem Sturz und dem zweiten Bruch begann das gleiche Training aufs Neue, mit gleich gutem Ergebnis. Ein paar Monate später, in Brooklyn, stellte man mir einen Augenarzt vor, der – auf Glatteis ausgerutscht – ebenfalls seinen linken Ellbogen frakturiert hatte. Er war todunglücklich; er könne seine Hand nicht gebrauchen; nicht mehr operieren. Der Kollege war noch nicht fünfzig Jahre alt! Ich riet ihm meine Methode an – aber »er konnte die Schmerzen nicht ertragen«. Ich gestand, dass auch mir der Bruch weh genug getan hatte, aber die Alternative – versteiftes Gelenk – wäre noch unerfreulicher gewesen. Der Kollege wollte nicht die Schmerzen ertragen; Physiotherapie half aber auch nicht. Er gab zuerst das Operieren auf, und ein paar Monate später machte er seinem Leben ein Ende. Andererseits hatte ich (in Gedera) einen 82-jährigen Patienten, der, von einem Auto niedergestoßen, die Knie-scheibe, den rechten Oberarm und dreifach das Becken frakturiert hatte. Ich heilte ihn (mitleidslos, wie ich nun einmal bin) so aus, dass er heute, 87 Jahre alt, dreimal die Woche nach Tel-Aviv fährt, um im Meerwasser zu schwimmen. All dies zum Trost für ältere Herren und Damen unter meinen Lesern.«

Władysław Grabski eine antisemitische Politik begonnen, die Zehntausende Juden zur Auswanderung reif machte, und in Amerika hatte Präsident John Calvin Coolidges Immigrationsgesetz die Zuwanderung aus Osteuropa praktisch unmöglich gemacht. Aus Not wurden die polnischen Massen zionistisch und kamen in bis dahin ungeahnten Massen, vor allem nach Tel-Aviv, das erst jetzt zu einer richtigen Stadt wurde.

Jede jüdische Einwanderung bringt Wohlstand, bringt einen »Boom« ins Land, so war es auch damals. Das ganze Land war wie verjüngt. In dieser Situation lud Chaim Weizmann – als Gelehrter Gelehrte, als Professor Professoren, Rektoren und Dekane, als Politiker Staatsmänner und Generäle – am 1. April 1925 nach Jerusalem zur Eröffnung »seines« Lieblingskindes, der Hebräischen Universität. Und sie kamen, alle, alle – an ihrer Spitze Lord Arthur Balfour und Feldmarschall Lord Edmund Allenby, unter dessen Auspizien, noch während der Kämpfe gegen die Türken in Palästina, Weizmann im Juli 1918 den Grundstein zur Universität gelegt hatte.

Ich war 1913 (als Korrespondent des neuen »Wiener Handelsblatts«) bei der Sitzung des XI. Zionistenkongresses in Wien anwesend, als Weizmann ein Referat über die Notwendigkeit und die Möglichkeit einer hebräischen Universität hielt. Die Begeisterung, die damals im Saale geherrscht hat, ist mir unvergesslich geblieben. Die Debattenredner nach Weizmann benahmen sich so, als sei, erstens, das Entstehen dieser Hochschule schon eine unwiderrufliche Tatsache und, zweitens, als sei dies der Beginn einer messianischen Zeit. Spenden von bis dahin in zionistischen Kreisen unerhörter Höhe wurden angesagt. Ein Redner meldete: »Ich spende 75.000 Franken für mich und weitere 25.000 Franken für meinen Schwiegersohn, der aus Dorpat nach Bern übersiedelte, weil er sich nicht taufen lassen wollte, um Dozent zu werden.«

Von da an war es schrecklich langsam vorwärts gegangen. 1923 wollte das lateinische Patriarchat den Juden den Vorrang streitig machen und verkündete die Gründung einer »arabischen Universität« in Jerusalem. Auf Wienerisch hätte man gesagt: »Schön wär's scho, aber spüln tut man's net.« Trotz aller Geldmittel der katholischen Kirche, trotz der Anwesenheit einer Reihe erstklassiger katholischer Gelehrter (vor allem Archäologen) waren die Araber Palästinas nicht fähig, eine Universität zu beschicken. Erst 1973 redet man wieder von einem Plan für eine »palästinensische arabische Universität«, während die Juden schon längst nicht nur die in Jerusalem, sondern noch sechs andere Hochschulen und Forschungsanstalten aufgebaut haben.

Für die Araber war Balfours Besuch eine Provokation. Sie drohten mit Streik – und in Jerusalem waren am Tag seiner Ankunft wirklich viele Läden geschlossen. Als aber die Händler sahen, dass sehr viele Touristen durch die Straßen der Altstadt wanderten, war ihnen leid, das Geschäft zu verlieren. Am Nachmittag waren alle Buden geöffnet. Die arabischen Zeitungen erschienen mit Trauerrändern. Am Haus der »Arabischen Exeku-

tive« war eine schwarze Fahne gehisst – aber sonst gab es keine Demonstration. Schon gar nicht, als die Stunde der Feier herannahte, als die – für das winzige Palästina von 1925 – gewaltige Menge von viertausend Geladenen zum Skopusberge (die Meisten zu Fuß) hinaufzog und auf dem Betonboden des Theaters Platz nahm, als dann, von einem halben Dutzend Lanzenritter geführt, die Träger der drei Hauptrollen auftraten – in der Scharlachrobe eines Kanzlers der Universität Edinburgh der Earl of Balfour, im mit weißer Seide verbrämten Purpur der Universität Manchester Professor Weizmann und als letzter der High Commissioner Sir Herbert Samuel. Von links kamen dann die Delegierten der fremden Hochschulen: der Rektor der arabischen Universität in Kairo – so änderten sich seit damals die Zeiten! Aus Genf kam Professor William Rappard²⁹⁸, Mitglied der Mandatskommission des Völkerbunds (und später ein guter Freund), André Gide aus Paris²⁹⁹, der Städtebauer Patrick Geddes³⁰⁰ von Edinburgh. Ferner kamen Gäste aus Groningen, Athen u. a.; insgesamt waren fünfzig Hochschulen vertreten, um »die erste westliche Universität in einem orientalischen Land mit einer orientalischen Unterrichtssprache« zu eröffnen, wie Balfour in seiner Rede sagte. Der alte Staatsmann sprach fröhlich beschwingt, trotz seiner 77 Jahre: »Alle Männer der Wissenschaft bilden eine Familie. Hass kann nur durch Wissen überwunden werden. Diese Universität wird Hebräisch sein, aber dem Wohl der Araber ebenso dienen wie dem Wohl der ganzen Menschheit. Im Vertrauen darauf erkläre ich die Universität für eröffnet.« Ich saß, im Morning Coat, mit Zylinder über meinem Stirnverband, mit dem weißen dreieckigen Tuch für den eingegipsten Arm über dem schwarzen Kammgarn: zweifellos eine zwar nicht malerische, aber auffallende Erscheinung im festlichen Rund der Feiernden. Ich war sehr gerührt. Sentimental, wie ich von Natur aus bin, kommen mir leicht Tränen, und ich schämte mich nicht, dass meine Augen feucht wurden, als der Großrabbiner Kuk mit weithin hallender Stimme (es gab damals keine Lautsprecher) in die Berglandschaft rief: »Kommen wird der Erlöser für Israel – dies ist der Tag, den Gott gemacht hat; lasst uns an ihm jubeln und uns freuen.« Neben mir saß ein anglikanischer Reverend. Auch er war gerührt. Er legte seine Hand auf meine Schulter und sagte: »Wundern Sie sich nicht, Doktor. So ist es verkündet: Die Juden kehren nach Palästina zurück, jetzt beginnt bald das Tausendjährige Reich. Das Ende der Zeiten ist gekommen.«

Das Leben in Jerusalem war damals ganz eigenartig. Es war Großstadt in Taschenformat. Die neue Universität bestand eigentlich nur aus a) der Bibliothek, b) dem Bioche-

298 William Emmanuel Rappard (1883–1958): Professor für Nationalökonomie in Genf.

299 André Gide (1869–1951): französischer Schriftsteller, 1947 Literaturnobelpreis.

300 Patrick Geddes (1854–1932): schottischer Biologe, Botaniker, Soziologe, Städteplaner, 1925 Entwurf für Tel Aviv als Gartenstadt.

mischen Institut des Hallenser Professors Andor Fodor, eines gebürtigen Ungarn, der das historische Verdienst hat, als erster Vorlesungen über Chemie in (sehr holperigem) Hebräisch gehalten zu haben, c) drei Dozenten für Jüdische Wissenschaft und d) ein paar blutjungen Akademikern mit »Hobbies« wie Geologie, Botanik, Numismatik und dergleichen mehr. Diese Menschen bildeten eine Schicht »fröhlicher Wissenschaft«. ³⁰¹ Dazu kam das diplomatische Korps, zwar »nur« Konsuln (vom General- bis zum Vizekonsul), aber mit all der Würde und Wichtigkeit heutiger Botschafter. In der Tat: fast jeder von ihnen war eine Persönlichkeit, nahm brennendes Interesse an allem, was in diesem altneuen Land ³⁰² vorgeing, und war »Intellektueller« hohen Grades. Das dritte Element bildete die Geistlichkeit; vor allem die Engländer und die Franzosen waren – auch wenn sie Mönchshabit trugen – Weltmänner und/oder Gelehrte, und ihre Konversation war stets interessant. Dazu die »distinguierten Fremden«, wie man hundert Jahre früher die Reisenden genannt hätte, die erschienen, um Eindrücke zu sammeln. Es war eine bunte, anregende Gesellschaft im Jerusalem anno 1925.

Anders in Tel-Aviv, das allmählich den Rang einer zweiten Hauptstadt erhielt. Man baute in Jerusalem schön und dauerhaft. Der Gouverneur Sir Ronald Storrs hatte beschlossen: alle Häuser müssen die Außenfronten aus Jerusalemer Stein haben. Das machte das Bauen wesentlich teurer und langsamer als den Bau mit Silikatziegeln (aus der Fabrik des Wieners Johann Kremenetzky, eines Freundes meiner Familie) oder gar mit Betonblöcken. Während in den Vorstädten Jerusalems – dem eleganten Talpioth und dem kleinbürgerlichen Beth Ha-Kerem – ein oder zwei Dutzend neuer Häuser jährlich gebaut wurden, wuchsen in Tel-Aviv ebensoviele Häuser in der Woche aus dem Boden. Zum ersten Mal wurde 1925 in Tel-Aviv ein Haus abgerissen, weil es dem amerikanischen Käufer nicht gefiel – eine Sensation für das ganze Land, ein Symbol, um wieviel der Bodenwert dieser auf Sand gebauten »ersten jüdischen Stadt der Welt« in den sechzehn Jahren ihrer neuen Existenz gestiegen war. Und der Grundstein zu einem »neuen Rathaus« wurde (in der Bialikstraße) gelegt, das erste war schon zu klein geworden.

Tel-Aviv schäumte von jugendlichem Leben – und das gefiel keineswegs allen. Meine Freunde Egon Erwin Kisch (»der rasende Reporter«) und Arnold Höllriegel ³⁰³ (»ich bin Herr und Frau Höllriegel«, pflegte er sich vorzustellen) waren enttäuscht von dem geschäftigen (und geschäftlichen) Blühen dieser Stadt. Die Kwuzoth, wo der sprichwörtlich gewordene »Universitätsdozent« Schuhe repariert und der Philosophie-

³⁰¹ Vgl. Nietzsches Aphorismen-Sammlung *Die fröhliche Wissenschaft* (1882).

³⁰² Anspielung auf Herzls Roman *Altneuland* (1902).

³⁰³ Arnold Höllriegel (Pseud. für Richard Arnold Bermann, 1883–1939): Wiener Journalist und Reischriftsteller.

doktor Kühe melkt, hatte ihre sozialistische Phantasie beflügelt: ja, das war die Erlösung der (anderen!) Intellektuellen durch körperliche Arbeit; wie schön konnte man darüber schreiben. Aber jetzt, in diesem Tel-Aviv, wo neben (romantischen) Zelten für Neueinwanderer schon drei-, ja vierstöckige Häuser stehen, wo an jeder Straßenecke eine »Gasos«-Bude steht³⁰⁴ – dieses Tel-Aviv macht nicht mehr den Eindruck einer sozialen Revolution! Was soll ein Kaffeehaus-Revolutionär vom Stile eines Egon Erwin Kisch damit anfangen: Aber nicht nur er, auch Chaim Weizmann, dem man mehr Verständnis hätte zutrauen sollen.

Ich hatte in den Tagen nach Balfours Abreise zwei kürzere und eine längere Unterredung mit Weizmann, die letzte vor allem war für mich eine schwere Enttäuschung. Viele große Männer seiner Zeit rühmten den ungemeinen Charme, der von ihm ausstrahlte. Sei es, dass ich ihm nicht wichtig genug war, ihn wirken zu lassen, sei es, dass wir nicht kongenial waren – ich spürte nicht den Magnetismus, den ich erwartet hatte. Auch seine Rede bei der Eröffnung der Hebräischen Universität Jerusalem war uninteressant gewesen, nicht begeistert und nicht begeisternd. Ich war ihm schon öfters begegnet (1921, 1923 auf den beiden Zionistenkongressen in Karlsbad), hatte ihn im kleinen Kreis (in der Politischen Kommission des Kongresses, der ich als Gast beiwohnte) gehört und war auch damals nicht von ihm bezaubert gewesen. Jetzt, unter vier Augen, wirkte er noch weniger. Ich hatte für ihn Statistiken vorbereitet, die das rasche Wachstum des Jischuw zeigten³⁰⁵: von Ende 1918 – als es in Palästina nur neun Prozent Juden gegeben hat – waren sie in vier Jahren um zwei auf elf Prozent gestiegen; in den nächsten zwei Jahren gleichfalls um zwei auf fünfzehn Prozent, aber in den ersten sechs Monaten dieses Jahres 1925 allein um weitere zwei auf fünfzehn Prozent!!! Meiner Meinung nach war das ein politisches Argument höchster Wichtigkeit, umsomehr als dieses rasche Wachstum von keiner Arbeitslosigkeit begleitet war. Weizmann steckte die Blätter mit den Statistiken, die ich im Health Office (dem Gesundheitsministerium) mühsam zusammengerechnet hatte, in die Tasche, ohne davon beeindruckt zu sein. Er erwähnte zwar die »zwei Prozent Wachstum« in einer Rede in Tel-Aviv, aber die Konsequenzen, die er daraus zog, waren den von mir erwarteten diametral entgegengesetzt. Weizmann war von diesem Wachstum beunruhigt, von Tel-Aviv entsetzt. »Wir wollen kein Nalewki in Eretz Israel«, sagte er mir, noch bevor er diese ominösen Worte in jener Massenversammlung in Tel-Aviv wiederholte. Ich war wie vom Donner gerührt; mit al-

304 Anm. WvWs: »Gasos, vom französischen gazeuse abgeleitet, ist Sodawasser mit Fruchtsaftzusatz; ein Glas Sodawasser kostete damals 1 Mil. mit Fruchtsaft, 2 Gläser für 5 Mil; da es keine Münze für einen halben Mil. gab, hatten die Budenbesitzer Papiergeld für diesen Zweck drucken lassen.«

305 Siehe die ausführlichen demographischen Statistiken in *Der Kampf um das Heilige Land* (S. 41, Anm. 46), S. 271–277.

lem Respekt, den ich dem Fabrikanten der Balfour-Deklaration entgegenbrachte, sagte ich: »Herr Professor, ist nicht ein Nalewki hier tausendmal besser als ein Nalewki in Warschau? Dort wollen wir es liquidieren – das ist der Sinn des Zionismus. Hier kann es nicht schaden.« Weizmann machte eine wegwerfende Handbewegung: »Wir wollen hier einen neuen Menschen, einen neuen Typ Juden schaffen, nicht einfach die Golutjuden hierher transportieren. Für Herzl war der Zionismus ein glorifiziertes Transportunternehmen, Herzl war naiv und kannte nicht die Juden. Er wusste nicht, wie unfähig sie sind, ein Land aufzubauen. Ich will nicht diese Luftmenschen hier haben, mit ihren Gasosbuden.« Ich wandte ein: »Aber diese Gasosbuden sind ja wichtig; in dieser Hitze wollen und müssen die Menschen kalte Getränke haben – müssen sie allerorten finden. Wo ist das Übel daran, dass ein alter Mann, eine junge Frau ihnen Sodawasser billig verkauft?« Weizmann wurde noch ungeduldiger: »Sehen Sie nicht, welch schlechten Eindruck diese Menschen auf jeden Besucher, auf jeden Christen machen? Das sind die Juden, wie er sie aus den hässlichen Judenvierteln Europas kennt. Nicht der Chaluz, den wir ihm zeigen wollen.« Und auf einen neuerlichen Einwand erwiderte er: »Ich bin nicht an raschem Tempo der Einwanderung interessiert; langsam aber sicher.« Es war ein Glaubensbekenntnis, mit dem er ein paar Monate später (19. August 1925) seine Eröffnungsrede am 14. Zionistenkongress in Wien schloss: »Wir legen Stein auf Stein in Palästina ... eine kleine, aber gesunde, ehrliche, wertvolle Arbeit ... Verlangt nicht rasche Erfolge, die später als Bumerang gegen eure Arbeit zurückkommen. Ich kann nur auf diesem einen Weg gehen, den mein Glaube und meine Erfahrung mich gelehrt haben.« Weizmanns Opposition zum »Nalewki« in Palästina blieb nicht auf bloße Worte beschränkt. Er gab seinen Leuten in der Zionistischen Exekutive den Auftrag, praktische Schritte dagegen zu tun. Die »Grabski«-Einwanderung sollte gestoppt werden.³⁰⁶

Ein paar Wochen nach Weizmanns Abreise aus Palästina kamen ein junger Freund, subalternen Beamter im Chief Secretariate der Mandatsregierung, und ein Neffe Weiz-

306 »Grabski-Alijah« (Władysław Dominik Grabski, siehe biographische Daten, S. 549). Mitte 1924 verringerte sich einerseits die Immigration jüdischer Pioniere in Palästina vor allem wegen der Auswanderungsbeschränkungen in der Sowjetunion, andererseits gab es einen Anstieg der Einwanderung von Geschäftsleuten und Handwerkern aus Polen, bedingt durch die dortige Wirtschaftskrise und die strenge Beschränkung der Auswanderung nach Amerika. Die meisten polnischen Neuankömmlinge in Palästina ließen sich in den Städten, vor allem in Tel-Aviv, nieder. Von 1924 bis 1928 kamen 67.000 Immigranten nach Palästina, die Hälfte von ihnen aus Polen. 1926 stagnierte die Einwanderung infolge der Wirtschaftskrise in Palästina; von den 13.000 Immigranten dieses Jahres verließ mehr als die Hälfte wieder das Land. 1927 emigrierten mehr als 5000 aus Palästina, nur 2300 wanderten ein. 1928 hielt sich die Zahl der Ein- und Auswanderer die Waage: ungefähr 2000. Dank eines beginnenden Wirtschaftsaufschwungs stiegen ab 1929 wieder die Einwanderungszahlen.

manns, um mit mir Tee zu trinken und Neuigkeiten auszutauschen. Diesmal war er es, der die große Neuigkeit brachte: »Die Kapitalisten-Einwanderung wird endlich gestoppt«, erzählte er fröhlich, fast triumphierend. »Statt 500 Pfund Sterling muss ein Kapitalist jetzt 1000 Pfund vorzeigen, und auch der Unfug, dass hier im Lande seine Bekannten für ihn das Geld einzahlen, wird jetzt gesteuert. Die ›Would-be-immigrants‹ müssen ihre tausend Pfund bei Einreichung ihrer Bitte um ein Visum dem britischen Konsul ihres Wohnortes vorlegen.« »Das ist ja ein Todesstreich«, erwiderte ich. »Wie kann ein polnischer Jude sein Geschäft liquidieren, alles verkaufen, Möbel, Hausrat, um dann, wenn er die 1000 Pfund aufgebracht hat, weiß Gott wie lange zu warten, bis er das Visum wirklich bekommt?« – »Das ist eben die Absicht«, erklärte der junge Diplomat, »wenn schon Kapitalisten, dann wirkliche Kapitalisten, für die 1000 Pfund keine Rolle spielen.«

Es war das Ende des »Wirtschaftswunders« des jungen Palästina. 1925 waren 33.801 Juden eingewandert (nebst 840 Nichtjuden), 2151 Juden und 1949 Nichtjuden waren ausgewandert. 1926, im Jahr nach diesem neuen Gesetz, kamen nur 13.081 Juden ins Land – aber 7.365 wanderten aus! Eine beispiellose Wirtschaftskrise brach aus, dank dem Kampf gegen das »Nalewki« in Palästina, die mehr als zwei Jahre dauerte. 1927 kamen nur 2713 Juden ins Land – aber 5071, fast doppelt so viele, verließen es. 1928 kamen 2178, und 2168 wanderten aus; Weizmann hatte dem Jischuw einen Schlag versetzt, von dem er sich viele Jahre nicht erholen konnte – in seinem Hass gegen den jüdischen »Händler«. Noch zwei Jahre später beharrte Weizmann auf diesem Standpunkt. In Berlin erklärte er am 4. Juli 1927, bei einem höchst feierlichen Treffen des Pro-Palästinakomitees unter dem Vorsitz Johannes Heinrich Graf von Bernstorffs³⁰⁷ mit Staatssekretär Carl von Schubert³⁰⁸, Kultusminister Carl Heinrich Becker³⁰⁹ und anderen Teilnehmern, die »gegenwärtige Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit« seien durch die »übergroße« Einwanderung der vorangegangenen Jahre »verschuldet«.³¹⁰

307 Johannes Heinrich Graf von Bernstorff (1862–1939): deutscher Diplomat, Engagement für die Errichtung einer »Heimstätte« auswanderungswilliger europäischer Juden in Palästina.

308 Carl von Schubert (1882–1947): 1924–1930 Staatssekretär im Deutschen Auswärtigen Amt.

309 Carl Heinrich Becker (1876–1933): Orientalist, 1925–1930 preußischer Kultusminister.

310 Der im Original folgende Bericht über die Gründung der Revisionistischen Union in Paris und der Revisionistischen Partei Palästinas sowie über WvWs wohnliche Einrichtung in Jerusalem wurde hier chronologisch nach unten verschoben (LWV 298).

Das fünfzehnte Kapitel

handelt vom Abschiedsbesuch beim letzten Kalifen

Ich saß am 12. Juni 1925 mit meinem arabischen Sekretär über dem »Mokattam«, dem damals größten (von einem libanesischen Christen herausgegebenen) Blatt Kairos, als ich dort las, England habe an König Hussein ein Ultimatum gerichtet: Er müsse Akaba, wohin er sich vor Ibn Sauds Wahhabiten zurückgezogen hatte, sofort verlassen.³¹¹ Es war nicht die erste Meldung ähnlicher Art; die arabische Presse brachte gern Nachrichten, die Hussein unangenehm sein sollten. Aber der sechste Sinn des Reporters sagte mir, diesmal sei etwas daran. Ich beschloss, nach Akaba zu fahren und den alten Fürsten zu fragen, was eigentlich los sei. Ich rief meinen Freund Gerschon Agron an und lud ihn ein, mich zu begleiten – Kosten geteilt. Er war nicht begeistert und machte nicht mit. So lief ich zu meinem erprobten Chauffeur, dem Drusen Hassan. Auf dem Weg zum Damaskustor, wo sein Standplatz war, traf ich den Maler Ludwig Blum, mit dem ich seit seiner Heirat mit Clemy befreundet war. Halb im Scherz fragte ich: »Willst Du mitkommen? Ich fahre nach Akaba.« »Selbstverständlich«, sagte der Wackere, »warte auf mich, ich hole nur meine Malsachen.« Alle Kollegen, die von meiner Absicht gehört hatten, missbilligten sie. »In deinem Kostenanschlag für die Reise sind deine Begräbniskosten offenbar inbegriffen?« fragte einer von ihnen. Am nächsten Morgen, um vier Uhr früh, fuhren wir los.

Über Amman ging es zum zweiten Mal auf der Pilgerstraße längs der Hedschasbahn nach Ma'an, wo wir bei Sonnenuntergang ankamen. Holpernd rollte der Dodge über die türkische Brücke, die über den seichten Wasserlauf vor der Stadtmauer zum Tor führt. Vor dem Haus meines ehemaligen Gastfreundes, des Defterdar, hielten wir. Pech! Er war nach Transjordanien ausgewandert, ein fremder Araber wohnte dort. Zögernd, sehr zögernd ließ er einige Worte fallen, die man allenfalls als Einladung auffassen konnte. Ich musste wohl oder übel sie so verstehen; sonst hätte ich den Gouverneur Ghalib Pascha, den ich zwar vom Vorjahr her kannte, um Gastfreundschaft bitten müssen. Der Gouverneur war übrigens recht freundlich, gab uns einen mordslangen Bengel, der sich »Scheich« Abdallah nannte, als Eskorte (oder zu unserer Überwachung) mit, begleitete uns sogar höchst persönlich bis zu dem Haus, in dem unser Gepäck lag. Etliche hundert Gaffer, die sich unterdessen angesammelt hatten, zogen hinter ihm mit.

311 Vgl. WvWs Artikelserien in der NFP: *Im Reiche des Kalifen* (Nr. 21848, 12. Juli 1925), *Der Abschied des Kalifen Hussein* (Nr. 21851, 15. Juli 1925), *Eine Nacht am Golf von Akaba* (Nr. 21853, 17. Juli 1925); *Fahrt durch die Wüste* (Nr. 21858, 22. Juli 1925); in der VZ: *Im Reiche des Kalifen* (Nr. 314, 5. Juli 1925), *Im Gebiet des ewigen Durstes. Fahrt durch die Wüste* (Nr. 350, 26. Juli 1925); *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (S. 59, Anm. 92), S. 15–61.

Unser Wirt machte keine Miene, uns Speisen anzubieten. Unter Vernachlässigung aller arabischen Etikette kochten wir selbst uns ein Nachtmahl auf unserem Spiritusbrenner und luden den Hausherrn und dessen Brüder ein, zuzugreifen. Wenn ein Araber mit dir Salz und Brot geteilt hat, bist du dreimal vierundzwanzig Stunden lang sein Gast – solange als sich etwas von der gemeinsam genossenen Nahrung noch in deinem Körper befinden kann. Die drei Ma'aniten nahmen von unserem Käse, unserer Schokolade, tranken von unserem Tee – aber aßen nicht von unserem Brot, unserem Salz. Beides wiesen sie höflich zurück. Die Stimmung wurde ungemütlich.

Nachbarn, Gewehre in der Hand, Dolche und Pistolen am Pistolengurt, kamen auf »Besuch«. Begannen zu fragen: »Ihr seid Engländer? Was wollt ihr hier?« Wir schworen, wir seien Österreicher, wollten den Kalifen begrüßen, weil wir ihn lieben. »Nein, das wollt ihr nicht. Ihr seid englische Offiziere. Wir wissen es genau. Ihr wollt Ma'an dem Kalifen wegnehmen«, sagte der Hausherr mit bösen Augen. Die Maske war gefallen. Mir wurde recht, recht heiß. Da knallten plötzlich Schüsse durch die Nacht. Die Araber um uns herum prüften die Verschlüsse ihrer Flinten. Scheich Abdallah schaltete, verschwand durch das schmal geöffnete Tor; der Wirt verschloss es hinter ihm, legte die Riegel vor. Erst am nächsten Morgen erfuhr ich, was vorgegangen war.

England hatte tatsächlich von König Hussein verlangt, dass er Ma'an (und auch Akaba) an seinen Sohn Abdallah, d.h. an das britische Mandatsgebiet von Transjordanien abtrete. Die Notabeln beider Städte hatten Hussein bestürmt, dies nicht zu tun. Sie hatten geschworen, jeden Briten zu töten, der nach Ma'an oder Akaba kommen würde, und wir waren die ersten Europäer, die zwei Tage nach diesem feierlichen Eid in Ma'an auftauchten. Ein idiotischer Offizier, auch Hussein geheißen, »entdeckte«, dass der Gouverneur im Einverständnis mit diesen verkleideten Engländern sei und die Übergabe der Stadt an Abdallah vorbereite. Er alarmierte seine Freunde; schreiend und schießend zogen sie vor das Serail und verlangten unsere Auslieferung.

Im Kleinen spielte sich ein Gegenstück zum Angriff der Sodomiten auf die Gäste Lots ab – ohne uns mit den Engeln zu vergleichen, denen damals die bösen Absichten der Bewohner Sodoms galten.³¹² Auch war der Pascha, den Städtern ohnedies durch seine Freundschaft für Abdallah verdächtig, weniger mutig als der Stammvater Transjordanien, Lot, der Vetter Abrahams. Er gab nämlich den Anführern den Rat, uns doch selbst zu befragen!! Die Menge zog vorsichtshalber erst zu unserem Auto, das vor dem Hause des Bruders unseres Chauffeurs stand, des königlich hedschasischen Oberleutnants Said. Dort erwartete sie Hassan mit Said und einem Vetter, Pistolen in der Faust. Drei Drusen wiegen gut und gern sechzig, siebzig Hedschas-Araber auf, sogar wenn

312 Zur Geschichte des frommen, von Gott mit seinen beiden Töchtern geretteten Lot in Sodom siehe Genesis 18 f.

diese Uniform tragen. Said war ein gefürchteter Raufbold, hatte außerdem zur Feier von Hassans Besuch reichlich getrunken. Vor seinem Revolver zogen sich die Patrioten zurück. Eine Woche später schloss ich mit ihm Blutsbrüderschaft auf Leben und Tod, seine Freunde sind die meinen, und meine Feinde sind die seinen.

Es wurde ruhig in Ma'an. Blum und ich legten uns im Hof in unseren Schlafsäcken schlafen – die Drusen in ihrem Haus. Da erschien, leise und vorsichtig, Leutnant Hussein mit einem Chauffeur bei unserem Auto. Angeblich mit Husseins Pistole an der Schläfe – wenn ich es nicht glaube, glaubt's ein anderer –, schraubte dieser Fachmann den Vergaser auf und tat Zucker hinein. In den Distributor tat er Sand. Dann schraubte er alles wieder zu. Der Motor war »betriebsfertig«.

Um fünf Uhr fahren wir ab. Unser Wirt küsste mich auf beide Wangen, auch ich küsste ihn auf beide Wangen und gab ihm zwei osmanische Medjidie-Medaillen als Geschenk, er war sehr gerührt, und ich war auch sehr gerührt, und wir fahren los. Fünf, zehn, fünfzehn Minuten – dann stoppt der Motor. Hassan verflucht die Einwohner von Ma'an bis in die tiefste Hölle, zerlegt den Motor, findet nichts – setzt zusammen, zerlegt wieder, setzt wieder zusammen; nichts zu machen, wir sitzen fest. Scheich Abdallah läuft nach Ma'an, Hilfe holen. Acht Stunden warten wir in der Wüste, bis ein jämmerlicher Fordwagen ankommt und uns nach Ma'an zurückschleppt.

Der Gouverneur kümmerte sich so gut wie gar nicht um uns, was höchst begreiflich war. Er riet, beim Herrn Stationschef dessen Auto zu mieten. In der Station, die König Husseins und Lawrences Heerscharen bekanntlich erst dann erobern konnten, nachdem die türkisch-deutsch-österreichische Armee die Waffen vor Allenby gestreckt hatte, verhandelte der Bahnvorstand mit uns. Für ein Fordauto, das im zweiten oder dritten Jahr des Napoleonischen Kaiserreichs konstruiert war – ohne Lampen, mit gebrochener Federung –, verlangte der Mann fünfzehn Pfund (330 Mark) für die Fahrt nach Akaba und zurück!!! Ich war in meinen heiligsten Gefühlen verletzt. Ich biete, erstens, nur zwölf Pfund, zweitens, Zahlung in Scheck auf die Anglo-Palästina-Bank, Jerusalem. Seit meinem unglücklichen Galopp nehme ich so wenig Bargeld als möglich nach Ma'an mit. Der Bahnvorstand will Bargeld und besteht auf fünfzehn Pfund. Da klingelt das Telefon. Ich verstehe, dass er mit dem Pascha spricht, aber höre sonst nur immer, »naam, naam«, jawohl, jawohl. Dann wendet er sich zu mir: »Du kannst das Auto haben, sagt Ghalib Pascha. Also stelle den Scheck aus.« Ich schreibe zwölf Pfund, glücklich, soweit zu sein, fahre los – und werde von einem Soldaten zum Pascha gerufen. Der empfängt uns in voller Uniform, übers ganze Gesicht lachend: »Soeben kam ein Telegramm von seiner Majestät. Sie werden mit Ungeduld erwartet. Der König befahl – falls Sie kein Auto in Akaba auftreiben –, Ihnen das meine zur Verfügung zu stellen. Von jetzt an sind Sie Gäste des Kalifen, und ich bitte Sie, Seiner Majestät auszurichten, dass ich Alles getan habe, Ihnen zu helfen.«

Der schäbige Ford lief besser, als ich erwartet hatte. Die Straße – das heißt: Radspuren von etlichen Autos, die hier gefahren sind – war ganz gut bis Abu l'Lissan, wo Lawrence »of Arabia« vor acht Jahren angeblich ein türkisches Bataillon überrascht und niedergemetzelt hatte.³¹³ Neben dem Brunnen weiden zwei Esel das bisschen Gras ab, Stacheldraht liegt neben dem Brunnenrand. Es war der erste militärische Erfolg der »arabischen Revolution«. Hinter Abu l'Lissan kamen wir schwerer vorwärts. Die dünnen und schmalen Drahtnetze, die vor einem Jahr gelegt wurden, um König Husseins Auto heil über die Stellen mit tiefem Sand zu bringen, waren seither zerfetzt. Immer wieder mussten wir das Auto schieben, bis wir oben waren auf dem herrlichen Felsenpass Nakb el Schar, 1540 Meter hoch – so hoch wie die Bergstation der Rax in Niederösterreich, mit womöglich noch phantastischerer Aussicht, bis fern zum Sinaigebirge hin. Nun geht es 1500 Meter bergab, in steilen Windungen ... nach ein paar Tagen mussten wir diese Windungen wieder hinanklettern und unseren Wagen schieben. Dann aber ging es glatt; durch den Wadi Schar, ins Tal des Wadi Ytem, der in die Araba führt, die große Senke vom Toten Meer, zum Golf von Akaba, in deren Mitte die Grenze zwischen Palästina und dem Hedschas verläuft. Kein Haus, kein Mensch ist zu sehen. Ruinen alter Kastelle an der Römerstraße erinnern daran, dass es hier einmal Leben und Kultur gab. Erst der Islam, Araber und Türken in schöner Gemeinsamkeit, hat hier den Tod der Wüste bewirkt. Vor uns der Golf, in Staubmassen gehüllt, fast unsichtbar. Und jetzt Palmen, Palmen, kleine Gemüsegärtchen, niedere Lehmhäuser. Nach einer scharfen Kurve gelangen wir zum dunklen Gemäuer der einst türkischen Festung; vor uns weiße Zelte unter grünblauen Palmen, bewaffnete Neger, die uns erwarten und zum alten König bringen, der ungeduldig unser harrt. Denn – vor dem Hafen liegt der britische Kreuzer »Cornflower«, der ihn in die Verbannung bringen soll. Noch drei Tage bleiben ihm – am Abend des dritten Tags hat er aufgehört, König zu sein.

Ich wurde Zeuge eines historischen Akts, der für die Zukunft des Nahen Orients (und daher auch des künftigen Jordanstaats) eine entscheidende Änderung brachte: Ma'an und Akaba, bis dahin zum Hedschas gehörig, wurden von Austen Chamberlain, Außenminister Seiner Britischen Majestät, durch ein Ultimatum dem alten König weggenommen und zu Transjordanien geschlagen, das nun einen Meereshafen erhielt und erst dadurch recht eigentlich lebensfähig wurde.

Der König empfing mich in seinem Zelt, wieder in einem Lehnstuhl sitzend, vor einem mächtigen europäischen Schreibtisch, zu seiner Rechten der Emir Abdallah, dessen Adjutant Arif Pascha und ein General Husseins, Dschemal Pascha. Zu seiner Lin-

313 Thomas Edward Lawrence nahm mit einer arabischen Truppe am 8. Juli 1917 die Hafenstadt Akaba von den Türken nicht heldenhaft, sondern *kampfflos* ein.

ken saßen Blum und ich, neben uns Zaki Effendi, des Königs Dragoman, in zerrissenen Hosen und abgetretenen Tennisschuhen, Zeuge der zerrütteten hedschasischen Staatsfinanzen. Der Kalif wartet, bis wir den Kaffee getrunken hatten, dann erhebt er sich etwas und sagt feierlich: »Ich weiß, du bist imstande, die Wahrheit zu erzählen – also erzähle der Welt, was hier geschah und wie es geschah. Die Welt soll dann entscheiden, wo Recht und wo Unrecht ...« Lange klang durch das Zelt die müde Stimme des alten Mannes, des Nachkommen und (für kurze Monate) Stellvertreters des Propheten Mohammed – und ich war Zeuge, wie der letzte Kalif das Totenlied des Kalifats anstimmte. Er zeigte mir zuerst die letzte Note Chamberlains:

Wir erhalten die Nachricht, dass Sultan Ibn Saud einen Angriff auf Akaba vorbereitet, das auf dem Wege nach Transjordanien und somit zum Herzen des Mittleren Ostens führt. Da Transjordanien unter britischem Mandat steht, ist die britische Regierung verpflichtet, ihr Möglichstes zu tun, um Feindseligkeiten von dessen Grenzen fernzuhalten. Sie ersucht daher den Exkönig Hussein, Akaba und Ma'an unter britisches Mandat zu stellen und Akaba innerhalb dreier Wochen, vom 28. Mai an gerechnet, zu verlassen. Falls der Exkönig diese Forderungen nicht erfüllt, müsste H.[er] M.[ajesty's] government, zu seinem Bedauern, Akaba und Ma'an mit Gewalt nehmen. Großbritannien kann einem weiteren Verbleiben des Ex-Königs nicht zustimmen, da er von Akaba aus Truppen dem König Ali geschickt hat, die gegen den Sultan von Nedschd, unseren Verbündeten, fechten ... König Ali und Emir Abdallah sind vom Inhalt dieser Note in Kenntnis gesetzt.

Und dann erzählte derjenige, den Chamberlain unhöflich den »former King« nannte, die Geschichte seines Bündnisses mit England – wie er bei Ausbruch des Weltkrieges sich für »neutral« erklärt hatte, wie aber die »Lage der beiden heiligen Städte« immer schlimmer wurde, weil aus Ägypten kein Geld mehr für Getreide kam, weil keine Pilger mehr kamen und so auch ihre Gelder ausblieben, so dass die Beduinen vor Hunger die Stoppeln des Getreides aßen – und wie da die Engländer »alles versprochen, was ich nur verlangen konnte, nur damit ich nicht die Türken, sondern sie unterstütze. Übrigens: ich werde dir den Brief Sir Arthur MacMahons zeigen³¹⁴, damit du selbst entscheiden mögest, ... damals sprach man mich als König und Kalif an, und heute ...« Hussein ibn Ali klatscht erregt in die Hände. Der Neger bringt eine abgegriffene, himmelblaue Ledertasche. Der Kalif öffnet sie hastig, sucht ein Papier heraus: »Niemand kennt den Text dieses Briefes, den ich dir als Erstem zeige. Die Engländer haben nur Teile daraus

³¹⁴ Siehe die sogenannte *Hussein-McMahon-Korrespondenz* (1915/16) über die politische Zukunft der arabischen Länder sowie das Bestreben Großbritanniens, einen Aufstand gegen die osmanische Herrschaft anzufachen.

veröffentlicht, und ich selbst habe zu niemandem darüber gesprochen, weil ich mich für die Engländer schäme, die mich so getäuscht haben.« Das Dokument, ein Blatt Ministerialpapier, arabischer Text, mit der englischen Unterschrift: »Yours sincerely ... Arthur MacMahon«, wurde von mir seinerzeit in den Blättern des Ullsteinkonzerns veröffentlicht und später in *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (1928) wiederabgedruckt.³¹⁵ Es war vom 15. Juli 1915 datiert, und das einzig Überraschende daran war, dass nichts von dem, was der König mir ankündigte, darin stand. Er wurde nicht als »König« angesprochen, sondern als »hochgeborener Herr«, als »Exzellenz« und »Emir von Mekka«. Es werden »Wünsche zugunsten der Unabhängigkeit der arabischen Länder« ausgesprochen, und es ist von der »Zustimmung« zur »Proklamation eines arabischen Kalifats« die Rede, aber nicht etwa von der Anerkennung des Scherifen als Kalif, sondern davon, dass »das Kalifat zurückgegeben werde in die Hände eines wahren Arabers, eines Zweiges von jenem großen, prophetischen Baum«. Was gar über die »Grenzfragen« gesagt wurde, weigerte sich MacMahon, mitzuteilen: »es sei nutzlose Zeitvergeudung, da die Türken noch immer die ... Gebiete beherrschen ... unterstützt von einem Teil der Araber«. Das Einzige, was dieses vorsichtige Papier bindend versprach, war die Sendung von Getreide und Geld als »Spende der ägyptischen Regierung für das Heilige Land Arabiens«.

Wie gebannt starrte der alte Mann auf das Papier in meinen Händen. »Es schmerzt mich tief, dass wir dir nicht auch die anderen Noten zeigen können; sie sind schon in den Kisten verpackt, die jetzt eben auf das Schiff gebracht werden.« Und zeigt auf Matrosen, die zweihundert Schritte vom Zelt entfernt, Gepäck in ein Boot laden:

Gib mir deine Adresse, mein Sohn. Ich werde dir später die Noten in Abschrift schicken. (Ich erhielt sie nie.) Du sollst die Wahrheit wissen und die Wahrheit schreiben. Siehe, ich bin nicht ehrgeizig. Ich verlange keine Königskrone oder Präsidentenwürde über die Araber. Als vor einem Jahre die arabischen Edlen in Kuwait zusammentraten, schickte ich einen Gesandten mit einer einzigen Forderung: dass jeder arabische Prinz auf den Wegen seines Vaters wandle und keine Neuerungen suche. Das verlangte ich von den Arabern. Nichts für mich. Alles, was die Briten *mir* versprochen haben, mögen sie nehmen. Aber auf das, was sie den *Arabern* versprochen haben, kann ich *nicht* verzichten. Es wäre gegen meine Ehre.

Jetzt kam er auf das Thema, das mir das Wichtigste war – Palästina und Syrien:

³¹⁵ WvW: *Der Kalif Hussein über seine Vertreibung. Erste Veröffentlichung amtlicher Schriftstücke*. In: NFP, Nr. 21852, 16. Juli 1925; *König Husseins Anklage*. In: VZ, Nr. 320, 9. Juli 1925; *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (S. 59, Anm. 92), S. 37 f.

England sagt, Palästina und Syrien seien nicht in den Verträgen mit mir enthalten gewesen. Ich erwiderte: »Vielleicht verstehe ich nicht den Sinn eurer Verträge, dann erklärt ihn mir. Setzen wir eine gemeinsame Kommission ein – ihr will ich eure Briefe an mich übergeben, und sie soll entscheiden.« Auch darauf wollte England nicht eingehen. Sie sprechen vom Sykes-Picot-Vertrag.³¹⁶ Ich habe ihn nie zu Gesicht bekommen. Wohl aber erinnere ich mich, dass Sir Mark Sykes und Herr Picot uns in Dschidda besuchten. Während wir sie als meine besten Freunde aufnahmen, schlossen sie – meine Gäste – einen Vertrag, in dem sie Palästina, Syrien und Irak zwischen England und Frankreich aufteilten. Meine Gäste haben mich verraten ... Und jetzt, nachdem ich Mekka verlassen und mich in diese kleine Stadt Akaba begeben habe, um hier in Ruhe zu sterben, kommen die Engländer und verlangen, ich solle ihnen die Stadt übergeben und mein Land verlassen. Glaubst du, mein Sohn, wirklich, dass Ibn Saud Akaba angreifen kann? Und wenn er kommt, dann werden wir mit unseren Beduinen das Land verteidigen. Ich bin zu alt, um Politik zu treiben – nur die Interessen des Glaubens verteidige ich, wie ich als Kalif verpflichtet bin. Dass ich die Heiligen Städte verteidige, macht mir England zum Vorwurf. Sage selbst, mein Sohn, ist das nicht schamlos von England, mich, seinen Verbündeten, der ihm treu war, in die Verbannung zu schicken?

Die Stunde des Gebets nahte. Der König erhob sich, und wir zogen uns in das Nachbarzelt zurück, das uns angewiesen worden war. Vieles von dem, was der alte Scherif gesagt hatte, war nur bedingt richtig, vieles unbedingt falsch. Er rühmte sich, »die Beduinen und Araber der Halbinsel zum Krieg aufgerufen und ihnen die Freiheit versprochen zu haben« – aber die Mehrheit der Beduinen waren Ibn Saud oder dem Emir der Schammar untergeben und nicht ihm; und was die Araber Palästinas, Syriens und des Irak anbelangt: sie blieben den Türken treu, kämpften in ihren Reihen. Husseins Sohn Faisal hatte, von Englands Gnaden, die Krone Syriens bekommen. Als er sie durch seine Schuld verlor, wurde er mit der Krone des Irak entschädigt. Husseins anderer Sohn Abdallah war Emir von Transjordanien geworden, er selbst König des Heedschas. Seine Schuld war es, dass sein maßloser Geiz ihn in der ganzen Welt des Islam verhasst gemacht und sein Ehrgeiz ihn in den hoffnungslosen Krieg mit Ibn Saud verwickelt hatte. Für die Sache des Zionismus war sein Sturz zweifellos ein Gewinn – ein Feind weniger auf der orientalischen Bühne. Trotzdem rührte mich der Schmerz des alten Mannes; mir war, als wäre ich Statist in einem Königsdrama Shakespeares und

³¹⁶ Sykes-Picot-Abkommen (16. Mai 1916): geheime Übereinkunft zwischen Großbritannien und Frankreich zur Regelung beider kolonialer Einflussphären in den arabischen Provinzen des zerfallenden Osmanischen Reichs. Großbritannien erhielt die Herrschaft über Jordanien, Irak und das Gebiet um Haifa, Frankreich über die Südosttürkei, Nordirak, Syrien und Libanon. Palästina wurde unter internationale Verwaltung gestellt.

hörte den Monolog eines gestürzten, gesalbten Monarchen. Armer Hussein, der Kalif sein wollte ...

In schlechtem Französisch lädt uns General Dschemal ein, mit dem Kalifen zu Abend zu speisen – eine seltene Auszeichnung; nur wenige Nichtmohammedaner wurden bisher an seine Tafel geladen. Der General meint leise: »Es wird vielleicht gut sein, wenn Sie arabische Tracht anlegen, solange Sie in Akaba sind. Vom Kriegsschiff aus kann man die Küste überblicken. Die Engländer brauchen nicht zu sehen, dass Europäer beim König sind.« – Armer Hussein.

Vor dem rechteckigen Zelt des Königs stand, im Schatten von vier, fünf hohen Palmen der festlich gedeckte Tisch. Wir waren die letzten Gäste. Der König, Emir Abdallah und dessen jüngster Sohn sowie der Adjudant saßen bereits, als wir ankamen. Hussein erhob sich grüßend, sah uns prüfend an und lächelte höflich: »Es ist gut, dass ihr nicht in seidenen Gewändern kommt, sondern wie einfache Araber. Wir hätten uns schämen müssen, wenn ihr kostbarer angetan gewesen wäret als wir.« Der König wies die Plätze an. Ich saß zu seiner Linken, neben mir der Maler Blum, zur Rechten Abdallah und sein Sohn, der vom Großvater Abschied nehmen sollte. Uns beide Giaurs musterte das hübsche, drollige Kind höchst feindselig, als könne es nicht begreifen, warum der Beherrscher der Gläubigen uns die Ehre erwies, mit ihm zusammen zu speisen. (Später, in Amman, als Freund Blum mit ihm zusammen turnte und ihm einen Handstand vormachte, errang er die des Kleinen).

Solange das Mahl dauerte, starrte der alte Fürst mit gerunzelten Brauen in das Dunkel der Nacht, aus der sich die undeutlichen Umrisse des britischen Kreuzers abhoben. Von Zeit zu Zeit unterbrach er das Schweigen durch freundliche Worte zu Abdallah oder zu mir, aber immer hatte er Zeit für den Enkel an seiner Rechten. Von jedem der vierzehn Gänge, die (den Gästen zu Ehren?) serviert wurden, legte er selbst dem Knaben zärtlich etwas auf den Teller. Nahm das Kind ein zweites Mal von einem Gericht, glitt ein gerührtes Lächeln über die Wangen des Verbannten. Ein Beduine, bewaffnet, trug als ersten Gang eine mächtige Schüssel voll gedämpftem Reis auf – das einzige Gericht beinahe, von dem der König wirklich aß. Jeder griff in die Schüssel, die in die Mitte des Tisches gestellt war. Der einzige Unterschied von der Beduinensitte war nur, dass wir nicht auf »Pitta«, dem flachen orientalischen Brot, sondern auf Tellern speisten und nicht mit den Händen, sondern mit Löffeln in die gemeinsame Schüssel langten. Bei jedem der vielen Gänge, die der Koch – »der beste Koch Arabiens«, wurde uns später erklärt – sandte, wiederholte der Kalif sein »Tfaddall« und erklärte mir: »Bei uns Arabern ist der Gast der Herr; wir müssen warten, bis *du* genommen hast.« Hinter meines Gefährten Stuhl stand ein Neger, weiß gekleidet, statuenhaft ruhig eine Laterne zum Tisch haltend. Hinter dem König stand ein zweiter Diener, auch er mit einer Laterne in der Hand. Unbeweglich standen die zwei Sklaven, wie Säulen aus dunklem

Marmor, wie Geister in einem Feenmärchen. Wie Geister, die ein Zauberspruch nur für wenige Uhrschläge zum Leben erweckt hat, erschienen auch die Tischgenossen des Kalifen, die lässig ihre Hände nach den Speisen streckten, die Schaugerichten gleich, fast unberührt weggetragen wurden. Die Traurigkeit des Hofes, die Tragik des Schicksals, das in fünfzehn Monaten von der höchsten Würde des Islam an den Rand elender Verbannung geführt hatte, ergriffen auch mich, der für den Kreislauf eines Tags und einer Nacht hier zu Gast war.

Heiß war es und schwül, trotzdem wir im Freien und am Meeresufer saßen. Draußen auf der Reede flammte grelles Hell auf: Die Scheinwerfer des Kreuzers »Delhi« suchten den Golf ab, glitten von Maraschasch – dem einzigen und damals höchst unbekanntesten Küstenplatz Palästinas am Roten Meer, wo heute Elat steht – südwärts zur Telegraphenstation und Husseins Jacht »Racmatein« und strahlte dann scharf zum Zelt des Herrschers. Unbewegt blieb das Antlitz des Fürsten, als der Brite nach ihm mit Blinklicht lugte. Nur die schmale Hand des Greises presste sich zur Faust – für kurze Zeit. Dann öffnete sie sich wieder, müde, machtlos. Schwach lächelnd wandte sich der König uns zu und reichte mir und meinem Gefährten je eine Frucht, die er sorgsam ausgewählt hatte. Leise plätscherten die Wellen gegen den Strand. Leise bewegten sich die Palmen über uns, und ihre violetten Schatten zitterten über unseren Tisch, über die schweigsamen Fürsten. Mir war, als sei ich herausgerissen aus der wirklichen, der lebenden Welt. Zurückversetzt in eines jener Märchen ... »Und der Kalif lud ihn zu sich und setzte ihn an seine Tafel und reichte ihm mit eigener Hand die besten Speisen, und schwarze Sklaven standen hinter ihm, ihn zu bedienen ...«, hieß es in jenen Geschichten, die ich als Junge einst mit flammenden Wangen gelesen hatte. War das wirklich ich, der hier, im arabischen Land, diese Zaubernacht erlebte? Da flammte wieder der Scheinwerfer des »Delhi« gierig durch die Nacht, zerriss mit scharfem, gelbweißem Dreieck das blausamtene Dunkel des Märchens.

Ich erwachte wie aus einem Rausch. Wohl saß ich neben einem Kalifen – aß von seiner Hand –, sollte in seines Sohnes Zelt schlafen, aber dieser war nicht ein Kalif von Tausend und Einer Nacht; kein Beherrscher der Gläubigen, dem Millionen Schwertgehorsam leisteten. Der neben mir saß war ein unglücklicher Vasall, dessen Lehensherr mit ihm unzufrieden war. König und Kalif nur für die Handvoll Menschen an seinem Hof – gekrönt von Alter und Schmerz. Sein Reich hatte recht eigentlich in Akaba begonnen, als Lawrence von Arabien diese Stadt den Türken entriss. Und jetzt endete es hier, am Golf von Akaba.

Trotz der Hitze fiel mir der Abschied von der armseligen Stadt (damals mit kaum 900 Einwohnern) schwer, der König sollte sich erst am nächsten Tag einschiffen. Ich wollte aber schon früher als Reuters den wahren Sachverhalt berichten, und »blutenden

Herzens«, wie ich damals notierte, gab ich dem Chauffeur Turki Auftrag zur Heimreise. Der Kalif stand vor seinem Zelt, hob die Hand zum letzten Gruß. Die Wache präsentierte das Gewehr. Die Städter riefen uns Grüße nach – und, in Begleitung des Dolmetschers Zaki, der heilfroh war, kostenlosen Transport zu haben, fuhren wir den Steilweg bergan. Unser jämmerlicher Wagen konnte gleich die erste Steigung nicht überwinden, das Benzin floss in den Behälter zurück. Es war scheußlich: Blum, Scheich Abdallah und (symbolisch) Zaki Effendi drückten von hinten, ich griff von vorn in die Radspeichen, Es wurde dunkel, aber ich beharrte darauf, weiter zu fahren; wenigstens war es jetzt kühler. Meter um Meter ging es bergauf – der Schweiß floss in Strömen, das Herz schlug zum Zerspringen. Zehnmals rollte zuweilen der Wagen eine Strecke bergab, um neuen Anlauf zu nehmen; zehnmals griffen wir zu, um ihn über den immer wieder »letzten« Anstieg hinwegzurollen. War eine derartige Stelle endlich überwunden, fuhr Turki im Schwung – bis zum nächsten Hindernis. Von Aufspringen war längst keine Rede, wir liefen hinter dem Ford, um ihn möglichst rasch über eine Steile zu stoßen, ehe der Motor streikte. Dies Bergaufrennen war schlimm. Man sah in der Finsternis nicht mehr, wohin man den Fuß setzte. Halt! Völlig erschöpft rasteten wir. Als letzter wankte Zaki heran, fiel zu Boden, ohnmächtig: »Wasser her!« – es gab kein anderes mehr als in meiner Feldflasche. Ich schüttete davon auf meine Hohlhand, machte Herzmassage. Endlich beginnt der Puls wieder fühlbar zu werden, der arme Kerl erholt sich, trinkt die letzten Tropfen aus der Flasche. Dann geht es weiter. Nach neuerlichem Dauerlauf klappe ich zusammen, bald danach der Scheich. Was wir beide von da an als »Schieber« leisteten, war nicht nennenswert. Der Turner Blum hielt oft als Einziger das Auto, wenn es wieder zurückrollen wollte. Bis wir endlich, gegen Mitternacht, oben waren, dort, von wo wir etliche Tage zuvor zum erstenmal das Märchenland des Roten Meeres, das Land Midian, zu unseren Füßen gesehen hatten. Auf der Passhöhe. Dort lagerten wir.

Um drei Uhr morgens brachen wir auf. Der Motor sprang an; wir flogen durch den frischen Morgenwind, bergab, bergauf, an Felsen und Geröll vorbei. Aufgehende Sonne zur Rechten, die plötzlich Gras, wirkliches, wahrhaftiges Gras vergoldet; Abu l'Lissan, Abu l'Lissan – der Brunnen. Wir stiegen zum Quell hinab, füllten die Flaschen, tranken, tranken. Blum sagte aufgeregt: »So ein gutes Wasser gibt es in der ganzen Welt nicht mehr.« Und ich dankte inbrünstig dem lieben Gott, der so frisches, eiskaltes Wasser uns beschert hatte, wo wir doch sogar mit einem schlammigen Tümpel zufrieden gewesen wären.

Am nächsten Morgen, um fünf Uhr früh ging mein Kabel ab. Am selben Tag, an dem mein Bericht in der »Vossischen Zeitung« und der »Neuen Freien Presse« erschien, meldete Reuters, England habe »die Bitte König Husseins um Asyl in Zypern gewährt«.

Postskriptum: Unser schöner Dodge, der in Ma'an zurückgeblieben war, war endgültig kaputt. Als alle meine Begleiter zuhörten, wie ich mit dem Stationschef verhandelte,

ergriff ein Ma'anite die Gelegenheit, um meinen Feldstecher aus dem Auto zu stehlen. Offenbar wollte er ein Andenken an meinen Besuch in seiner Heimat behalten. Ein liebliches Städtchen, Ma'an. Wie sang doch Heinrich Heine?

Denk' ich an Ma'an in der Nacht,
So bin ich um den Schlaf gebracht.³¹⁷

Brrr ...

Das sechzehnte Kapitel spielt wieder in Jerusalem

In Paris war unterdessen, ohne meine Beteiligung, im Café du Panthéon (am 25. April 1925) die »Revisionistische Union« gegründet worden. Dr. Jacob Weinshall, ein Arzt aus Tel-Aviv, war der einzige Delegierte aus Palästina. Nach seiner Rückkehr planten wir zu dritt, Jacob in Tel-Aviv, sein Bruder Abraham in Haifa und ich in Jerusalem, die Gründung der Revisionistischen Partei Palästinas. Zu uns stießen der Jerusalemer Advokat Dr. Efraim Waschitz, die Schauspielerin Miriam Bernstein-Cohen u. a. Elf Mann stark, beschlossen wir in feierlicher Stunde, im Hinterzimmer der Ordination Jacob Weinshalls in der Allenbystraße 106, nach harten Kämpfen die Plattform der neuen Bewegung! Es ist meine feste Überzeugung, dass ohne sie es keinen jüdischen Staat geben würde, dass wir paar Enthusiasten damals den Staatsgedanken lebendig erhalten und die Jugend gelehrt haben, dass »Zionismus mit Schießen-Lernen *beginnt*«, während die anderen Zionisten höchstens sich damit abfanden, dass man manchmal nicht ohne Gewehre überleben könne. Über die nächste Taktik waren wir drei uns einig: Wir müssen an den Wahlen zum kommenden Zionistenkongress (18.–31. August 1925 in Wien) teilnehmen. Das hatte seine Schwierigkeiten: Jabotinsky war aus der Zionistischen Organisation 1923 ausgetreten – er hätte einen »Schekel« kaufen müssen, um Mitglied und wählbar zu werden. Ferner wurden nur Kandidaten registriert, die »ihre Pflicht« gegenüber dem Keren Kayemet erfüllt hatten. Es schien ausgeschlossen, von Jabotinsky diese beiden Dokumente zu erhalten. So gingen wir denn hin, kauften den Schekel für Jabo, zahlten in seinem Namen die vorgeschriebene Mindestspende für den Keren Hayesod und meldeten seine Kandidatur für den Kongress an. Jabotinsky war darüber wütend und telegraphierte: »Ich habe Ihnen verboten, mich zu kandidieren« stop

³¹⁷ Vgl. Heinrich Heine: *Nachtgedanken* (1844): »Denk ich an Deutschland in der Nacht, / Dann bin ich um den Schlaf gebracht.«

»Sie haben mein Verbot nicht beachtet« stop »Bravo«. Er erwartete, bei den Wahlen durchzufallen; das wäre ein kaum wieder gutzumachender Schlag für die junge Partei gewesen. Wir agitierten aber wie die Teufel und erhielten für unsere Liste die Unterstützung der Sephardim, die für Jabotinsky (und auch für mich) Sympathie hatten, weil sie wussten, wie sehr wir sie schätzten. Freund Recanati war übrigens, als Vertreter Salonikis, bei der Gründung der »Revisionistischen Union« im Pariser Café dabei gewesen. Das Ergebnis war, dass außer Jabotinsky noch drei weitere Revisionisten aus Palästina und Recanati aus Saloniki am Wiener Zionistenkongress 1925 teilnahmen! Der Kampf um die zionistische Zielsetzung hatte begonnen – und wir drei Männer, die Brüder Weinshall und ich, waren es, die die neue Fahne erhoben hatten. *Ex minimis magna*.³¹⁸

In Jerusalem hatte ich mich – für damalige Verhältnisse recht bequem – etabliert. Ich hatte ein Haus »mit Garten« (bestehend aus drei Oleanderbüschen und vier Zypressen) im Musraraviertel gemietet, einen arabischen, gutgebauten, kühlen Steinbau. Im Garten waren auch die »Bequemlichkeiten«, bestehend aus dem Waschraum mit dem schon geschilderten Gasolin-Blech zum Duschen über dem Eingang aufgehängt, daneben ein schönes, ovales Loch im Fußboden, für sonstige Bedürfnisse. Wasser wurde täglich auf einem Eselwagen antransportiert; man konnte kaufen, soviel man wollte! Mein jemenitischer Diener war unterdessen Hausbesitzer geworden – er, seine Frau und drei erwachsene Kinder hatten in den Abendstunden selbst Stein um Stein zusammengetragen, zwei Zimmer gebaut und gleich vermietet und lebten jetzt in einer Baracke daneben, während sie zwei weitere Zimmer bauten. Ich nahm eine Breslauer Jüdin aus religiösem Haus als Sekretärin und Mädchen für Alles, dazu einen mohammedanischen und einen griechisch-orthodoxen Araber als Sprachlehrer offiziell und als Nachrichtenagenten inoffiziell. Die Hälfte der Wohnung vermietete ich weiter an eine orthodoxe slowakische Familie – und begann, ein gastliches Haus in Jerusalem zu führen.

Für die Wahlen zum Wiener Zionistenkongress hatte die Arbeiterpartei einen neuen Census ihrer Gewerkschaftsmitglieder vorbereitet. Ich war (natürlich) organisiert, besaß die Mitgliedskarte der Histadrut seit 1922 und hatte sie auch nach meinen Erfahrungen mit der Baukooperative in Talpioth und dem Gdud Avoda nicht aufgegeben. So erschien bei mir der Chawer der Histadrut, nahm meine Personalien auf: »Arzt? Gut. Schriftsteller? Sehr gut.« Meine Sekretärin-Haushälterin tritt ein, bringt ihm eine Tasse Kaffee und das obligate Glas Wasser. »Wer ist die Genossin?« Ich stelle sie vor. »Was tut sie hier?« – »Sie ist meine Sekretärin.« Der Beamte steht auf. Entrüstung malt sich auf seinem jugenhaften Antlitz: »Sekretärin? Du beschäftigst fremde Arbeitskraft? Du Ausnützer.« Verächtlich zerreißt er meine Mitgliedskarte. Und damit endete eine Etappe

318 *Ex minimis magna*: »Aus Kleinem entsteht Großes.«

meines Lebens; ich war ausgestoßen aus der Gemeinschaft arbeitender Menschen. Seither habe ich mich nur vom Schweiß meiner Mitmenschen genährt – wie unappetitlich.

Ich schrieb damals, dass die »politische Situation durch den Bankrott des Kalifen Hussein, seine Verbannung nach Zypern und die gebesserte materielle Machtstellung der Juden in Palästina grundlegend geändert worden« sei:

Der Keren Hayesod – der 1923 in manchen Monaten kaum 10.000 Pfund überweisen, kein Saatgetreide für die landwirtschaftlichen Versuchsstationen, kein Futter für Zuchthühner, keine Moskitonetze für Arbeiter im Sumpfgelände anschaffen, ja nicht einmal, aus Mangel von 50 oder 100 Pfund, Einwanderer aus der Quarantäne befreien konnte – hat 1925 einen Monatsdurchschnitt von 40.000 bis 50.000 Pfund, der bodenkaufende Keren Kayemet statt weniger als 6000 Pfund mehr als 20.000.

So gering auch diese Beiträge sind, wenn man einen Staat aufbauen will – der Kongress wird nicht, wie die früheren, ein Notprogramm aufzustellen haben, sondern über Budgetfragen hinweg Fragen der Welt- und Asienpolitik behandeln. Die Oppositionellen glauben, dass Englands und Europas Interesse an einem raschen und erfolgreichen Aufbau des jüdischen Staats als eines europäischen Bollwerks am Kreuzweg zwischen Kapstadt und Nordkap, zwischen Tanger und Bombay, zwischen Mekka und Moskau klar sei. Die Partei des genialen Chefs der Weltorganisation, Professor Weizmann, glaubt, dass die Situation der Juden noch zu schwach sei, um eine politische Offensive zu erlauben. Man brauche neue Menschen, die neues Geld herbeischaffen, ohne dass sie sich mit dem politischen Endziel des Zionismus, dem Judenstaat identifizieren.

Dies ist letzten Endes die Ursache des Meinungskampfes: Die anderen sind, wenigstens vorläufig, mit einer geistigen Heimstätte für das jüdische Volk zufrieden. Beide Parteien aber fühlen nicht, dass ihre Debatten nicht in Wien und nicht in Jerusalem entschieden werden, sondern in Shanghai (!) und Fez und Moskau. Dass nicht der Kongress und nicht die Araber die jüdische Siedlung bestimmen werden, sondern die Not Europas, dessen Einfall- und Ausfallstor wieder einmal das Land zwischen Wüste und Suezkanal ist: Palästina.³¹⁹

Wenn ich heute diese Sätze niederschreibe, die damals phantastisch klangen – wenn ich damals von »Shanghai« sprach (heute ist es Peking), von Fez (als damaliger Hauptstadt

³¹⁹ Die von WvW in dem Artikel *Die weltpolitische Bedeutung des Zionismus. Aufgaben und Schwierigkeiten des Wiener Kongresses* (NFP, Nr. 21884. 18. August 1925) geäußerte Erwartung, dass der »geniale Professor« Weizmann – das Prädikat »genial« kann in Anbetracht der grundlegenden Meinungsdivergenzen zwischen Weisl und Weizmann (siehe S. 46 f.) nur ironisch gemeint sein – »wohl auf diesem Kongress aus privaten Ursachen zurücktreten« werde, hat Weisl hier gestrichen, da Weizmann nicht zurückgetreten ist.

des mohammedanischen Nordafrika) und von Moskau, das damals außenpolitisch noch ziemlich ohnmächtig war, so geht es mir weniger darum, mich meiner politischen Fernsicht zu rühmen, als verständlicher zu machen, wie isoliert ich mit diesen Anschauungen – »Phantastereien« nannten sie meine Kollegen – im Jerusalem von 1925 (und 1935 und sogar 1945) gewesen sein musste.

Das siebzehnte Kapitel

handelt von Drusen und anderen Abenteuern

Ich wäre leidenschaftlich gern selbst zum Kongress nach Wien gefahren – der, angesichts wilder Demonstrationen der antisemitischen Parteien, unter starkem Polizeischutz stattfand –, aber meine Pflicht rief mich anderswohin, auf den »Berg der Drusen«, wo ein Aufstand gegen die Franzosen ausgebrochen war – ein Aufstand, der fast zwei Jahre dauern sollte und dessen politische Folgen unabsehbar waren.³²⁰

Die Drusen waren damals nur ganz wenigen Spezialisten unter den Orientalisten bekannt. Von den Juden Palästinas kannten sie nur ganz wenige – vor allem von höchst unangenehmer Seite als Räuber und Mörder: Bei den Unruhen im Frühling 1920 in Nord-Galiläa hatten sie zusammen mit arabischen Banden die kleinen und isolierten Kolonien in dem nördlichsten Streifen Palästinas angegriffen, der damals zwischen Frankreich und England strittig geblieben war. Ich besaß etwas bessere Kenntnisse von diesem kleinen, merkwürdigen Volk. Ich hatte meinen Chauffeur, den Drusen Hassan, als mutigen und ehrlichen Mann schätzen gelernt. Der Leser erinnert sich vielleicht, dass ich »Blutsbruder« eines anderen Drusen geworden war (LWV 290). Das hatte mein Interesse an diesem Stamm erweckt, so dass ich Bücher über ihre Geheim-Religion erwarb – darunter eines, das »bewies«, dass ihr Kult eine Abart der »uralten«, auf König Salomon zurückgehenden *Freimaurer-Lehren* sei. Ich hatte daraus gelernt, dass die Drusen die alten persischen Tugenden, vor allem die unbedingter Wahrheitsliebe und persönlichen Muts am höchsten schätzen, dass sie »die Letzten Ritter« unserer unromantischen Zeit seien.

Als in Jerusalem ungewisse Nachrichten über einen *Aufstand* im Dschebel Drus ankamen – der weltentlegenen Provinz Südsyriens, am Wüstenrand gelegen, nicht viel

320 Vgl. WvWs Artikel in der NFP: *Meine Reise ins Hauptquartier der Drusen* (Nr. 21901, 4. September 1925), *Der Drusenkrieg gegen Frankreich* (Nr. 21903, 6. September 1925), *Bei den Drusen* (Nr. 21905, 8. September 1925), *Im Stammschloß der Atrasch* (Nr. 21910, 13. September 1925), *Im Feldlager der Drusen* (Nr. 21913, 16. September 1925), *Der Kriegsrat in Medjel* (Nr. 21914, 17. September 1925) und in der VZ: *Im Hauptquartier der Drusen* (Nr. 394, 21. August 1925).

größer als das österreichische Burgenland (ca. 4000 km²) mit kaum 60.000 Einwohnern –, schien das kaum glaubhaft. Was konnten diese paar Tausend gegen die französische Mandatsmacht ausrichten, die wenige Jahre vorher im Handumdrehn den viel mächtigeren König Faisal aus dem Land verjagt hatte? Als dann gar Gerüchte über eine schwere *Niederlage* der Franzosen eintrafen, man sprach von Tausenden französischen Verlusten, schienen sie ganz und gar unverständlich. Das Schlachtfeld, von dem man sprach – bei Suweida, dem Hauptort des Drusengebirges –, lag ja gemäß der Landkarte auf offener, baumloser Ebene, an einer gut befahrbaren Straße. Wie konnten die Franzosen sich dort vom zahlenmäßig sicher nicht überlegenen, taktisch sicher wenig gefährlichen Feind schlagen lassen?

Ich packte meine sieben Sachen in meinen Rucksack und Schlafsack und ging zum Damaskustor, zum Standplatz meines Hassan: »Willst Du mit mir in den Dschebel Drus fahren, sehen, was dort los ist?« Nichts, was Hassan lieber getan hätte – er brannte vor Neugierde, seine Stammesgenossen zu besuchen, von deren Heldentaten er nur Ungewisses gehört hatte. (Sie sprachen von 5000 getöteten französischen Feinden.) Aber die Engländer hatten die Grenze zwischen Transjordanien und Syrien (und dem Dschebel Drus) gesperrt. »Wir müssen einen weiten Umweg machen, durch die Basaltwüste des Hauran, und nicht vom Süden, sondern vom Westen her ins Drusenland stoßen. Einverstanden?« – »Einverstanden«. Wasser, Benzin wurde in soviel Kanistern aufgeladen, als der Dodge Platz hatte – eine Stunde später waren wir über dem Jordan, vier Stunden später in der Wüste.

Solange ich lebe, werde ich diese höllische Fahrt durch den Hauran nicht vergessen. Um den Patrouillen der »Arabischen Legion« zu entgehen, die die paar Kamelwege nach dem Dschebel Drus bewachten und die uns – dies war die Information, die Hassan in Amman eingeholt hatte – nicht hätten passieren lassen, fuhr er durch die Wildnis, »auf einem Weg der kein Weg war«, wie es in der Bibel heißt.³²¹ Nun ist das in der arabischen Wüste oft ganz einfach: Weiter im Norden, zum Beispiel, ist die Wüste so eben wie ein Billardtisch, mit gelegentlichen Felstrümmern alle paar hundert Meter. Dort ist es nicht wichtig, ob man auf den Spuren früherer Autos fährt oder sich seinen eigenen Weg sucht. Aber anders im Hauran. Er ist von großen, mittleren und kleinen Felsbrocken übersät. Oft stieg ich aus, um die schlimmsten Hindernisse aus dem Weg zu räumen; noch öfter sauste der Dodge im Schwung über sie hinweg ... da platzte ein Pneu; Radwechsel. Dann platzte der zweite Pneu; das zweite Reserverad wurde hervorgeholt. Wir fuhren immer vorsichtiger – das heißt: Immer öfter wurde ich Straßenrei-

³²¹ Vgl. Mose 4, 22:26: »Da ging der Engel des HERRN weiter und trat an einen engen Ort, da kein Weg war zu weichen, weder zur Rechten noch zur Linken.«

niger. Hassan sagte: »Wenn Allah will, sind wir in einer Viertelstunde aus dem Hauran heraus.« Da platzte der dritte Pneu, und wir hatten kein Reserverad mehr. Hassan holte den ersten kaputten Pneu hervor; wir hatten nichts, um die Wunde zu verkleben als ein paar Fetzen zum Säubern. Die wurden um das Loch gewickelt, mit Draht so fest gemacht als nur möglich; der Pneu aufgepumpt, und im ersten Gang, mit kaum zehn Stundenkilometern ging es weiter. Hamdulillah; der Fetzen hielt – nach einer Stunde waren wir aus der Basaltwüste draußen. Bei sinkender Sonne trafen wir am 17. August 1925 in Medschel, dem Hauptquartier der Drusen, ein.

Einer der Atrasch-Emire empfing mich, misstrauisch. »Wo hast Du deine Waffen?« – Ich zeigte auf mein österreichisches Bajonett am Gürtel, das ich stets bei mir führte, hauptsächlich, um damit Konservbüchsen aufzumachen. Emir Hamad, ein junger, hübscher Mann – 1923, nach dem Tod des früheren drusischen Gouverneurs, Emir Selim, zum Chef des Klans der Atrasch und zum Gouverneur gewählt, aber vom französischen »Berater«, dem Capitaine Gabriel Carbillet, nicht als solcher anerkannt – musterte mich höchst misstrauisch. »Du hast keine anderen Waffen? Keinen Revolver?« – »Wie wagst du dich unbewaffnet ins Kriegsgebiet?« Ich musste meinen palästinensischen Pass zeigen und erklären, dass ich trotzdem kein Engländer sei, sondern gebürtiger Österreicher. Schließlich kam heraus, ich sei Jude. Jetzt war das Rätsel gelöst, wieso ich gewagt hatte, unbewaffnet zu reisen. Ein alter Scheich erklärte es dem Emir Hamad: »Die Juden sind ungemein mutig. Ich gedenke, wie es vor fünf Jahren war. Ich griff damals mit an die tausend Mann das Dorf Metulla an. Die Juden hatten dort kaum mehr als dreißig oder vierzig Gewehre, aber sie ergaben sich nicht, und wir konnten nichts gegen sie ausrichten. Die Juden sind Helden.«³²²

Zum ersten Mal hörte ich solch Loblied. Die Araber pflegten zu singen: »Palestin biladna wal yahud kelabna« (Palästina ist unser Land, und die Juden sind unsere Hunde). Für sie war es ausgemacht, dass die Juden Feiglinge sind, die nur dank dem Schutz der britischen Bajonette sich in Palästina halten. Und hier, in Aereh, dem Stammsitz der Dynastie der Atrasch, rühmte man die Juden Palästinas als Helden. Es war ein Zeichen mehr für den Unterschied zwischen den mohammedanischen und christlichen Arabern einerseits und den arabisch sprechenden Drusen andererseits. Sie führen ihre Abstammung auf Jitro, den Schwiegervater Mosis, zurück, den ersten (und beinahe einzigen) Verbündeten, den die Israeliten jemals hatten. Etwas von diesem uralten Bund ist in diesem merkwürdigen Volk noch immer lebendig.³²³

322 Die Episode ereignete sich Anfang März 1920 während der arabisch-jüdischen Kämpfe im Norden Obergaliläas (siehe Anm. 189).

323 Anm. WvWs: »Heute [1972] kämpfen die rund 40.000 Drusen Israels in den Reihen der jüdischen Armee, aber die 160.000 Drusen des Libanon und die auf ebenso viele angewachsenen

Emir Hamad führte mich in die große Empfangshalle seiner Burg. Etwa fünfzig bewaffnete Vasallen erhoben sich, uns zu begrüßen. Zwei Männer in städtischer Kleidung traten auf mich zu. Der Emir stellte sie mir vor; der eine war der französische Unterhändler, der andere der Sprecher der Drusen. Sie redeten Französisch; das erste Wort der beiden war: »Es wird sehr, sehr schwer sein, Frieden zu machen. Die Drusen wollen nicht.«

Während ich im Lande der Drusen war, tagte gerade wieder einmal der Völkerbund. Der Chefredakteur der »Vossischen Zeitung«, Georg Bernhard, war natürlich an Ort und Stelle, in Genf. Am Freitag, dem 21. September 1925, wurde er zu Aristide Briand gerufen – damals Premierminister Frankreichs und Chef der französischen Delegation. Briand schäumte vor Wut, so erzählte mir später Bernhard. »Wie können Sie in Ihrem Blatt solche Lügen über Syrien drucken? Sie schreiben von einer schweren Niederlage der Franzosen im Kampf gegen die aufständischen Drusen – von abgeschossenen Flugzeugen, verlorenen Tanks und Kanonen. Alles Lügen. Mein Haute Commissaire, General Maurice Sarrail, meldet, die Unruhen seien praktisch zu Ende.« Bernhard hatte noch nicht die »Vossische« erhalten; fragte: »Wer hat die Nachricht gesandt?« Briand las: »Ein Wolfgang von Weisl«. »Dann«, sagte Bernhard, »tut es mir leid, Ihnen sagen zu müssen, dass Ihr Haute Commissaire gelogen hat; was Weisl schreibt, ist immer zuverlässig.«³²⁴

In besagtem Telegramm hatte ich in der »Vossischen« ein Interview veröffentlicht, das mir am 18. September 1925 vom Führer der Aufständischen, Sultan Pascha al-Atrasch, gewährt worden war. Darin erklärte der Sultan: »Der französische Druck auf das drusische Volk war ganz unerträglich geworden. General Sarrail hat sich nicht einmal bereit finden wollen, unsere Abgeordneten zu empfangen und unsere Beschwerden gegen den Gouverneur Carbillat entgegenzunehmen.«³²⁵ Die Ursache der Erhebung war nur diese Missachtung des drusischen Volks, aber heute ist sie als Beginn einer allgemeinen Erhebung in Syrien aufzufassen. Die französischen Friedensbedingungen – 5000 Pfund Kriegsschädigung, Schadensersatz für Plünderungen, Rückgabe der erbeuteten Waffen – erklärte der Druse für unannehmbar. Wie die Ägypter (und die anderen Araber) in allen Kriegen gegen Israel, erklärte Sultan Pascha vor bald fünfzig

Drusen Syriens finden es politisch vorteilhafter, sich zu den arabischen Nationalisten zu schlagen. Diese Richtung begann recht eigentlich genau in den Tagen, da ich Gast im drusischen Hauptquartier war.«

324 Anm. WvWs: »Ich eile den Ereignissen voraus: General Sarrail, der später abgesetzt wurde, machte mich Armen für seine Ungnade verantwortlich. Meine britischen und arabischen Freunde warnten mich, nicht mehr den Fuß auf syrisches Gebiet zu setzen; ich sei in contumaciam zum Tode verurteilt worden, als Spion, und Sarrail habe Befehl gegeben, mich zu erschießen, wann und wo man meiner habhaft würde. Sein Nachfolger, de Jouvenel, machte dann mit mir Frieden.«

325 WvW: *Im Hauptquartier der Drusen*. In: VZ, Nr. 394, 21. August 1925.

Jahren, die Franzosen seien die Angreifer gewesen; aber: »Entschädigung für das den Drusen zugefügte Unrecht verlange ich nicht; *das Drusenvolk wird sich selbst zu seiner Entschädigung verhelfen*. Freiwillig werden wir die erbeuteten Waffen an die Franzosen nicht zurückgeben. Wir haben sie mit unserem Blut erkauft und werden sie behalten. Auch das Angebot einer Amnestie und einer Autonomie für den Dschebel Drus genügt nicht mehr. Ich und mein Volk verlangen die völlige Unabhängigkeit von ganz Syrien einschließlich des Staats der Alawiten; freies Parlament, nationales Heer, einen König oder Präsidenten als Staatshaupt; die Franzosen müssen sich damit begnügen, ähnlich wie die Engländer im Irak, nur als Berater zu fungieren.« Als ich Zweifel äußerte, dass Frankreich diese Forderungen annehmen werde, sagte der Pascha: »Sie haben in Syrien nur 6000 Mann. Sie sind in Marokko überaus in Anspruch genommen und außerstande, Verstärkungen zu schicken. Melden Sie Ihrer Zeitung: Wenn Frankreich wagen sollte, uns anzugreifen, wird in ganz Syrien ein Aufstand ausbrechen. Besser ist es, frei zu sterben als weiter zu leben wie bisher.«

Vom militärischen Standpunkt war die französische Niederlage begreiflich, sobald ich das Terrain aus der Nähe sah. Die Ebene im Vorfeld des Drusengebirges, so wasserarm sie ist, ist fruchtbar. Aus der verwitterten Lava, die einst aus den Kratern etlicher Vulkane – des Dschebel Kuleib, des Tel Schihan, der Gharat el Kibliyah – die Ebene überflutet hat, ist gutes Ackerland geworden, Getreideboden. Um den Boden mit den leichten Holzpflügen bearbeiten zu können, die damals ausschließlich in Gebrauch waren, mussten die Drusen wenigstens die größten Steine wegräumen, sie zu meterhohen, ja manchmal mannshohen Feldmauern aufschichten. Vor allem zu beiden Seiten der Fahrstraßen, aber – weniger hoch, oft nur kniehoch – auch zwischen den einzelnen Feldstücken. Fünfzig Meter voneinander entfernt laufen diese schwarzen Rippen senkrecht und auch parallel zu den »Wällen« längs der Straße – ein ununterbrochenes Netz prachtvoller Infanteriestellungen. Wie zu ihrer Verstärkung sind hier und dort inmitten der Felder zwei und drei Meter hohe Steinhaufen aufgeworfen: natürliche Traversen im Gewirr der natürlichen Schützenlinien.

In diesem Terrain ist jede Marschbewegung abseits der schmalen, umwallten Straßen fast unmöglich. Auch Flankendeckung ist ungemein schwierig – sogar Fliegerbeobachtung kann nicht viel ausrichten, wo es sich ja nicht um Sichtung von Truppen, sondern um Kampf gegen einzelne Schützen aus dem Hinterhalt handelt. Sultan Pascha verstand, diese Terrainvorteile auszunützen.

Um Mitternacht überfiel Sultan Pascha den Train und vernichtete die Eskorte, die Nachhut. Am Morgen die Hauptmacht. Die Panzerwagen – insgesamt 5 Stück – wurden, so unglaublich das klingt, mit der Hand erobert; Gruppen von 15 bis 20 Drusen

stürmten von der Seite gegen die Streitwagen; einige fielen, natürlich, im Maschinengewehrfeuer, die anderen aber erreichten den Tank, pressten sich gegen die Stahlwand und stürzten ihn um, verbrannten die Besatzung. Einen der Panzer eroberte ein Reiter: galoppierte hart an ihn heran, sprang vom Pferd auf das Dach und schoss durch die Dachluke ... Emir Hamad, der mich über das Schlachtfeld führte, hüllte Mund und Nase in das Kopftuch, um dem süßlichen Leichengeruch zu entgehen, der die Luft verpestete. Neben den schwarz verbrannten Streitwagen lagen kleine Haufen von Leichen. Der Emir und sein Sekretär stiegen aus meinem Auto aus, nahmen ihre Gewehre zur Hand, stellten sich in Positur: »Photographier uns so, dass auch die beiden anderen Tanks aufs Bild kommen ...«

Über die Verluste der Franzosen gibt Paris und Sueida begreiflicher Weise weit divergierende Nachrichten. Die Drusen haben nur etwa 40 Gefangene gemacht, die gegen den Emir Hamad und seine vier Kollegen ausgetauscht wurden. An Toten und Verwundeten dürften, nach meiner Schätzung, etwa 1300 Mann Verluste gewesen sein – von einer Streitmacht von etwa 3000 Mann. Immerhin: ein Drittel der französischen Garnison Syriens war außer Gefecht gesetzt; 6 Geschütze und fast der ganze Tross blieben in den Händen der Drusen, die jetzt (mit viel Ungeschick) die erbeuteten Kanonen gegen die Kaserne von Sueida richteten.

Vom Schlachtfeld mit seinen nackten, verwesenden Leichen führte mich der Emir, zusammen mit dem französischen Parlamentär »Monsieur« Abdallah Najjar zum Hauptquartier, nach Medschel, wo Kriegsrat gehalten werden sollte: endgültige Friedensvorschläge, die Najjar überbracht hatte. Im Grunde ging es um eine einzige Frage, die mir seit meiner Ankunft immer wieder von dem einen oder andern der Atrasch gestellt wurde: »Ist es möglich, dass der Dschebel Drus zu Palästina geschlagen wird? Dass wir unter ähnlichen Bedingungen wie Transjordanien unter britisches Mandat kommen?« Ich wusste, dass dies die Hoffnung des Sultans war, und war entsetzt über die Blindheit, mit der die Orientalen Politik machen – mit der sie die antibritische Hetze der französischen Rechtspresse (und deren Anklagen gegen das »perfide Albion«, das in Syrien gegen die braven Franzosen hetzt) für bare Münze nehmen und auf Englands Waffenhilfe bei diesem Aufstand rechnen.

M. Najjar bat mich: »Sagen Sie das dem Emir; um Gotteswillen erklären Sie ihm, dass die Drusen zu schwach sind, um gegen Frankreich Krieg zu führen. Helfen Sie uns.« Meine Lage war etwas phantastisch. Vor wenigen Stunden hatte ich erst dieses Land betreten, wo niemand mich kannte, nur wenige (hauptsächlich durch meinen drusischen Chauffeur) etwas von mir wussten. Und jetzt baten Abdallah Najjar, Direktor des Unterrichtsdepartments des Dschebel Drus, und sein Kollege, M. Josef Chidiac, Delegierter des französischen Oberkommandos, mich, den Fremden, der allerdings of-

fenbar den Atraschs imponiert hatte, um seine Fürsprache zugunsten der (wahrhaft unglaublich günstigen) französischen Friedensvorschläge ...

Ich versuchte mein Bestes; ich, unverbesserlicher Romantiker, bewunderte diese tapferen drusischen Krieger und wünschte ihr Bestes. Ich sagte dem Emir Hamad, der mich triumphierend ansah: »Zu siegen ist nicht schwer. Schwer ist Frieden zu bekommen. Nütze den Sieg, nimm die französischen Bedingungen an – sage ihnen, dass du die Waffen zurückgeben willst, aber dass es Schwierigkeiten beim Einsammeln geben werde. Mache Frieden. Ihr seid Sieger – ihr müsst nicht fürchten, dass Verhältnisse wie unter Carbillat wiederkehren.« Der Emir atmete tief und schmerzlich. Aber sprach kein Wort von Frieden, von Unterhandlungen mehr. Aus dem nahen Dorf klangen wild-eintönige Gesänge, Händeklatschen und Jauchzen. Der Druse erklärte: »Mabsutin – sie freuen sich, dass es Krieg gibt.«

Ein typisches Drusendorf, dieses Medschel, in dem der große Kriegsrat abgehalten werden soll. Schwarze Basaltsteine sind zu Hausmauern aufgetürmt; die besterhaltenen Häuser, die nicht zu Stallungen degradiert wurden, stammen aus der Römerzeit. Vor einer hohen Freitreppe, vermutlich aus byzantinischer Epoche, hält unser Auto, daneben eine niedere Kapelle, griechische Inschriften. Zu unserer Begrüßung kommt der Anführer, Sultan Pascha, küsst den jungen Emir auf beide Wangen, zieht ihn zur Seite. Drusen machen sich an meinen Chauffeur, fragen ihn über mich aus: »Ist das der Kommandant der französischen Flieger? Wo habt ihr ihn gefangen?«

Der Pascha kommt unterdes auf mich zu, reicht mir die Hand und führt mich in eine riesige Halle, wo auf alten Steinbänken an die hundert Scheichs sitzen. Mir weist er den Platz neben meinem Gastfreund an, dem Emir Hamad; zu seiner Rechten lässt er die beiden Friedensunterhändler sitzen. Setzt sich selbst und schweigt. Ich habe Zeit, ihn zu beobachten: ein etwa vierzigjähriger, mittelgroßer Mann, eiskalt blickende dunkle Augen unter mächtigen schwarzen Brauen, Hakennase, scharfe Lippen unter buschigem Schnauzbar, der mich lebhaft an meinen Feuerwerker aus der Einjährigfreiwilligenschule erinnert, gewaltiger Unterkiefer. M. Najjar spricht zu ihm. Sein Gesicht wird immer verschlossener, drückt immer klarer eine trotzig, gleichgültige Zähigkeit aus. Ich bin sicher: Dieser Kriegsmann hat schon seinen Entschluss gefasst. Was immer man ihm vorschlagen, was immer seine Vettern beschließen würden – er wird weiterkämpfen.

Zwei Stunden gehen vorüber. Immer neue Gäste kommen, treten zum Pascha, gehen auf ihre Plätze. Mit scharfem Blick prüft Sultan Atraschs Auge jeden Ankömmling, seine Miene, seine Waffen; prüft den Empfang, den die Scheichs ihm bereiten. Wendet sich dann wieder seinen Nachbarn, den Unterhändlern, zu. Seltsamster Kriegsrat im seltsamsten aller Hauptquartiere.

Das Mittagessen wird aufgetragen. Eine riesige Kupferplatte, beladen mit Reis und kleingeschnittenen Fleischstücken, wird in die Mitte der Halle gestellt; sie hat gut und gerne drei Meter Durchmesser. Aber mehr als dreizehn, vierzehn Personen können doch nicht gleichzeitig zugreifen. Ein Druse tritt, mit Kanne und Handtuch, zu den vornehmsten Gästen – den beiden Unterhändlern, dem Emir, zu mir und etlichen alten Scheichs –, schüttet Wasser über ihre Hände, dann winkt ihnen Sultan Pascha, sich zum Mahl zu setzen, während die Anderen zuschauen. Als letzter greift er in die Schüssel, als erster erhebt er sich, ein Zeichen, dem die Tischgefährten sofort folgen. Unterdessen schüttet der Diener Wasser über die Hände der Nächsten an der Reihe – und dann über die unseren, zur Reinigung nach dem Mahl.

Die Häuptlinge sammeln sich in kleinen Gruppen; Sultan Pascha verschwindet mit den Unterhändlern. Mich holt man zu dem besagten Interview in ein kleines Turmzimmer oberhalb der Kapelle. Etliche Syrer, denen ich unten nicht begegnet war, zwei oder drei in Offiziersuniform, wollen wissen, wer ich sei, und studieren meine Legitimation. Ein hochgewachsener Zivilist – später erfahre ich, es war der berühmte Führer der syrischen Nationalisten, Dr. Abdur-Rahman Shahbandar – hält folgende Rede: »Das, was Sie hier sehen, ist nicht eine lokale Revolte, wie Frankreich es glauben machen will, sondern der Beginn eines allgemeinen syrischen Aufstands. Binnen kurzem wird sich Damaskus empören. Die Franzosen werden bestimmt diese Stadt, vielleicht ganz Syrien räumen müssen.« Ich fragte: »Sind Sie so sicher, dass ein Aufstand in Damaskus Erfolg hat? Verzeihen Sie, aber ich habe kein Zutrauen zu den kriegerischen Fähigkeiten der Damasener, seit König Faisals Putsch anno 1920 misslungen ist.«³²⁶ Der Syrer spricht, zu meinem Vergnügen, ein tadelloses Französisch – sagt genau das, was ich hören wollte: »Wir selbst kommen aus Damaskus und kennen ganz genau die Lage. Ich wiederhole: Was Sie hier sehen, ist nur der Anfang. Damaskus wird sich empören. Ganz Syrien wird sich erheben. Die Drusen werden nicht Frieden schließen, ohne die Unabhängigkeit ganz Syriens zu verlangen.« »Ja, denkt denn Sultan Pascha ernstlich, dass er Frankreich besiegen kann?«, frage ich ungläubig. Der hübsche, schlanke Intellektuelle, mit seinem koketten schwarzen Schnurrbärtchen, bejaht es. »Wir wissen, dass die Franzosen einen sehr schweren Krieg in Marokko führen, der höchst unpopulär ist. Paris wird nur schwer Truppen für Syrien freimachen können, für einen Krieg, bei dem es nur verlieren kann. Und hier haben sie fast nur Garnisonen in den Städten.«

Ich fühle, dieser Mann ist der böse Geist des primitiven, unwissenden Atrasch. Er will, dass die 10.000 drusischen Krieger für die zweieinhalb Millionen waffenscheuer

³²⁶ Nach der Niederlage der syrischen Truppen gegen die Franzosen in der Schlacht von Maysalun bei Damaskus am 24. Juli 1920 wurde der am 7. März 1920 zum König von Syrien proklamierte Faisal I. nach Großbritannien ins Exil verbannt.

Syrer kämpfen sollen. Ich fühle, dass die Saat des 12. April 1925, als – zur Schadenfreude der Franzosen – die Mohammedaner von Damaskus gegen den Besuch Lord Balfours demonstriert hatten, heute und hier blutig aufgeht. Ich frage ihn nach seinem Namen. Er zögert: »Sie verstehen, wir ziehen vor, anonym zu bleiben.« Ich verstehe allerdings weniger, dass dieser geheimnisvolle Verschwörer sich eine Stunde später bei einer Gruppenaufnahme ganz vorne hinstellt, damit er recht deutlich auf die Platte komme. (Dadurch erfuhr ich, wer er war).

Unten im Hof ist Bewegung. Die Unterhändler reisen ab. »Hoffentlich wird man noch einmal verhandeln«, sagen sie mir. »Hoffentlich? Das heißt also, die Verhandlungen sind gescheitert?« Der französische Unterhändler beugt sich aus dem Auto: »Auf Wiedersehen in Beirut. Ich fahre heim.«

Sultan Pascha, diesmal begleitet von Dr. Shahbandar, tritt zu mir, fragt nach meiner Meinung. Er erzählt, warum er die französischen Bedingungen nicht annehmen könne. Ich frage nach den Verlusten der Drusen. Zögernd antwortet er: »Dreihundert.« – »Das ist viel für ein kleines Volk«, meine ich. »Viel? Die Franzosen hatten 3000. Allerdings haben wir noch mehr Tote – Frauen und Kinder, die in den unverteidigten Dörfern von Bomben getötet wurden, die während der Schlacht auf sie abgeworfen wurden ... Fast nur Frauen und Kinder wurden getötet.« Ich erstaune. Suweida gleicht also in dieser Beziehung London und Paris, wo bei den Fliegerangriffen immer nur Frauen und Kinder umkamen. Bei den Drusen war dies allerdings besser erklärlich; alle Männer waren im Krieg gewesen. Außerdem ist es eine statistische Tatsache, dass es überall und allerzeit doppelt soviel Frauen und Kinder gibt als Männer.

Sultan Pascha rechnet mit dem Sieg – dem Aufstand in Damaskus. »Jetzt sammeln wir unsere Kräfte. In wenigen Tagen werden die Kämpfe beginnen. Komme dann wieder und sei unser Gast in Damaskus!« Triumphierend sagt Shahbandar auf Französisch: »Sultan al Atrasch sagt Ihnen das Gleiche. Es ist der Anfang der großen syrischen Revolution.«

Ich nehme Abschied, fahre nach Suweida zurück, wandere durch die reinlichen Straßen der kleinen Stadt, trete ins Museum ein, eine Schöpfung des vielgelästerten Capitain Carbillat, der aus Suweida ein kleines Schmuckkästchen gemacht hatte, mit graeco-romanischen Statuen, Säulen, Reliefs. Im Museum war ein Dutzend drusischer Krieger mit Plündern und, noch schlimmer, mit Zerschlagen von Denkmälern beschäftigt. Einer schlug einer Karyatide den Kopf ab; er rollte zu meinen Füßen. So plünderte denn ich auch; hob den traurig blickenden Kopf auf, trug ihn zum Auto, als meinen Anteil am »großen syrischen Aufstand«. Heute steht er in unserem Garten in Gedera.

Die Nacht verbrachte ich wieder im Stammschloss der Atrasch, in Aereh. Es ist eine mächtige Burg, die Ismael Pascha in den 1860er Jahren erbaute, nachdem er nach den Christenmassakern – die den Namen der Drusen bis heute bei allen christlichen Sekten fürchten ließen – aus dem Libanon in den südlichen Hauran ausgewandert war, der seither »Berg der Drusen« heißt. Hier residiert das jeweilige Oberhaupt der weitverzweigten Atrasch-Familie, das – durch Erbfolge berechtigt und durch Wahl bestätigt – den Emir-Titel trägt. Die Mauern des Schlosses, auch aus schwarzem Basalt, sind stark genug, schwerem Geschützfeuer zu widerstehen. Ein dunkles Tor, kaum breit genug, das Automobile passieren zu lassen, führt – nach scharfer Biegung des Torwegs zur Verteidigung – in einen gepflasterten Hof, geräumig genug, um zweihundert Soldaten aufmarschieren zu lassen, zu neuen Torwegen, neuen Höfen, zu einer erhöhten, breiten Terrasse, durch ein Tor, mit antiken Reliefs zu beiden Seiten und über dem Torbogen weiter zur Empfangshalle, in der wir schon gestern gewesen waren.

Wieder endlose Gespräche. Diesmal inquiriert mich ein alter Beg, Nasib mit Namen, einer der fünf Gefangenen von Damaskus: »Woher, wohin? Warst du wirklich Offizier gewesen? Kennst du dieses Gewehr? Diese Pistole?« – Ich hatte Glück, brauchte mich nicht zu blamieren. Die Pistole war eine Steyr; fünf lange Jahre hatte ich sie am Gürtel getragen. Als schließlich Nasib Beg herausbrachte, dass ich ein Tabib sei, wurde er sehr höflich. Ob ich einen Verwundeten besuchen wolle? Er führte mich über zwei andere Höfe zu einer offenen Terrasse, wo gerade ein Barbier ein zusammengelegtes Taschentuch auf die Wunden meines Soll-Patienten legte. Der arme Teufel war in eine Maschinengewehrgarbe geraten; zwei Streifschüsse an der Brust, der linke Oberarmknochen zertrümmert, das rechte Ellbogengelenk durchschossen. Die Wunden eiterten. Die beiden verwundeten Arme lagen ausgebreitet auf Pölstern, die Schussöffnungen mit Watte bedeckt, mit trockenem Tuch verbunden. Im ganzen Dschebel Drus gab es keinen Arzt. »Aber ihr müsstet doch auch ohne Arzt wissen, wie man einen Armbruch, wie man Schusswunden behandelt?« Es gab keine Instrumente, kein Verbandszeug. Während ich improvisierte, sah ich die Gedanken- und Planlosigkeit der Führer, die nicht einmal versucht hatten, ärztliche Hilfe aus Damaskus kommen zu lassen. Der Verwundete, dem keiner seines Stammes Hilfe bringen konnte, schien Symbol seiner ganzen Nation.

Zwei Tage später – zurück durch die Wüste, hielt ich beim britischen Flugfeld von Mafrak. Die Offiziere kamen mir neugierig entgegen: »Nun, ist der Krieg aus?« – »Er beginnt gerade erst«, antwortete ich.³²⁷

327 »Nachtrag« WvWs (vgl. Anm. 324): »Am 15. September 1925, etwa zur Zeit, als meine Artikel erschienen, gab Ministerpräsident Painlévé [vgl. Anm. 232] im Ministerrat bekannt: die Lage in Syrien sei »vollkommen ruhig«; General Maurice Gustave Gamelin [1872–1958] habe die Leitung der militärischen Operation übernommen. Am 19. Oktober teilte das französische Communiqué

Meine Berichte über die Drusen – mein Lobgesang über ihre Tapferkeit – vor allem aber die Feindschaft des Oberkommissärs General Sarrail hatte ein erfreuliches und unerwartetes Resultat: Mein Name wurde in der ganzen arabischen Presse, die meine Artikel nachdruckte, bekannt. Ich galt als enger Freund der arabischen Unabhängigkeit, und als ich, im August 1926, neuerlich nach Damaskus geladen wurde, um die vollendete Pazifizierung der Stadt und des Landes zu bezeugen, wurde ich von syrischen Journalisten den maßgebenden (und gemäßigten) nationalistischen Syrern vorgestellt: unter anderen dem liebenswürdigen Geschäftsträger Ibn Sauds in Damaskus, Yassin el Ibrahim Rawaf. Er empfahl mir dringend, Ibn Saud zu besuchen – er sei der bedeutendste Araber seit einem Jahrhundert und ein ebenso großer Held wie der tapferste Druse. Er gab mir Visa und Empfehlungsbriefe an ihn mit. Im September 1926 machte ich mich dann tatsächlich auf den Weg nach Dschidda, um diesen mächtigsten Mann Arabiens persönlich kennenzulernen. Der journalistische Anlass oder Vorwand waren die Spannungen zwischen Ibn Saud und dem König des Jemen, der seinerseits Freundschaftsverträge mit Mussolini geschlossen hatte. Ullstein war einverstanden, dass ich nachsehe, was sich da am südlichsten Ende des Roten Meeres zusammenbraue. – Vorher habe ich aber noch über ein Intermezzo in Palästina zu berichten.

mit: ›Drusen sind in die südlichen Quartiere von Damaskus eingedrungen, unterstützt von einem Teil der Bevölkerung, vielleicht auch von Kommunisten, und haben eine Emeute verursacht, die bis in den Abend dauerte.‹ Sarrail befahl, die Stadtteile, in denen die ›Emeute‹ stattgefunden hatte, zu bombardieren [...] – aber das war das Ende Sarrails. Er war den katholischen Kreisen längst als Freidenker und Freund der Mohammedaner, auf die er sich (eigentlich nach britischem Muster) stützen wollte, verhasst gewesen. Jetzt, angesichts des jämmerlichen Scheiterns seiner proislamischen Politik, musste er gehen. An seine Stelle kam, im November 1925, Henri de Jouvenel, ein guter Journalist und guter Christ.

Ich reiste ihm nach Alexandrien entgegen, um meinen Privat-Frieden mit Frankreich zu schließen. Die Lage in Syrien hatte sich unterdessen so entwickelt, wie ich in meinen Artikeln, die den Zorn Sarrails erregt hatten, vorhergesagt hatte [...]. De Jouvenel war reizend, nannte mich andauernd ›mon cher collègue‹ – bedauerte, dass Frankreich meine guten Absichten missverstanden und meine ›höchst wertvollen Dienste‹ nicht ausgenutzt hatte, versicherte, ich würde ihm stets ein willkommener Gast in Beirut und/oder Damaskus sein; er hoffte mich bald dort zu sehen.

Ich kam tatsächlich nach Damaskus, machte ein paar langweilige und ergebnislose Streifzüge mit französischen Truppen [...] – aber der Aufstand schwelte noch lange. Die Franzosen bewaffneten Tscherkessen und Armenier und setzten sie zum Guerilla-Kampf gegen die Drusen ein. Im April 1926 wurde Sueida zurückerobert; im Mai 1926 wurde Damaskus zum zweiten Mal bombardiert – und damit war der Aufstand niedergeschlagen. Sultan al Atrasch ging ins Exil, zu König Ibn Saud, mit ihm die Treuesten, die nicht Frieden machen wollten. Der Dschebel Drus aber erhielt weitgehende Autonomie, und ihre prosyrischen Führer verloren für viele Jahre ihren Einfluss.«

Das achtzehnte Kapitel

handelt von der Klagemauer und schönen Mädchen in Haifa

Zu den hohen Feiertagen war ich in Jerusalem. Die beiden Neujahrstage betete ich im »Minjan« des hochverehrten Rav Kuk – es war dies stets ein unerhört starkes Erlebnis, die Andacht dieses großen und guten Menschen teilen zu dürfen. Er war Kohen, und wenn je jemand den Eindruck eines wahrhaft priesterlichen Menschen gemacht hat, so war es dieser Oberrabbiner Palästinas.

Am Versöhnungstag [28. September 1925] betete ich an der Klagemauer. Das war damals noch nicht der riesige Platz für Zehntausende, sondern ein Hof, eingezwängt zwischen Häusern marokkanischer Muslime, kaum fünfzig Schritte lang, nicht viel mehr als fünf Schritte breit. Dieser enge, unwürdige Gang ist das Heiligtum der Juden – nach (von Engländern bestätigtem) türkischem Recht war es »eigentlich« ein »öffentlicher Weg«, auf dem man »eigentlich« nicht einmal stehen bleiben durfte. Dieses Verbot wurde nie ernst genommen. Seit undenklichen Zeiten ließen die Türken – durch mehr oder weniger regelmäßige Trinkgelder bewogen – Juden in diesem »Durchgang« stehen oder auf dem Steinpflaster sitzen, solange sie wollten. Aber »Bänke« oder »Pulte« durften auf »öffentlichem Gebiet« nicht aufgestellt werden. Mit andern Worten: den Juden sollte es so schwer als möglich gemacht werden, dort geordneten Gottesdienst abzuhalten, der ja an Feiertagen viele Stunden dauert. Der »Wakf« (die Verwaltung mohammedanischer Stiftungen) wollte indes gegen Zahlung von 300 Pfund nicht dagegen protestieren, wenn die Juden dort ein paar Bänke benützen würden. In der Tat begann man in den Jahren 1924/1925 den Status quo ganz leise zu ändern. Drei, vier Holzbänke wurden an den Feiertagen aufgestellt, ein Pult für den Vorbeter, sogar ein ganz kleiner Wandschirm, der symbolisch die Hälfte der Mauer, wo die Frauen beteten, von den Männern abteilte. »Schleichend«, sozusagen infiltrierend, wollte man den »Kotel« erobern.

An diesem Versöhnungstag waren an die hundertfünfzig Beter an der uralten Mauer, spaniolische Frauen neben polnischen Jüdinnen in der einen Ecke, jemenitische Juden, Perser mit schwarzem Fez und die Mehrheit: Aschkenasim aus Osteuropa, aus Ungarn, der Slowakei. Sie alle schütten ihr Herz aus vor den uralten Quadersteinen; viele, die meisten sogar, weinten. Unter ihren Gebetsmänteln, die sie einhüllten, sah man, wie sie schluchzend bebten, wie ihr ganzer Körper zitterte in der Glut des Gebets.

Es wurde Mittag; die Sonne brannte nieder. Ein, zwei Dutzend alter Frauen, ein paar alte Männer saßen auf den Bänken aus rohem Holz, ohne Rückenlehne, in ihre Gebetsbücher vertieft. Da erschien ein arabischer Polizeikorporal mit drei Polizisten. Ohne ein Wort zu sagen, stießen die Araber die Frauen von den Bänken und schleppten die Gestelle weg; nahmen das Pult des Vorbeters mit sich. Ein Tumult brach aus, der schwer

zu beschreiben ist, weil so viele verschiedene Reaktionen gleichzeitig erfolgten. Die Frauen schrien und weinten; in der Abteilung der Männer schimpften die Einen auf die Araber, die Anderen auf die Regierung. Ein paar Männer schlugen mit ihren Köpfen in Verzweiflung ob der neuen Schmach, die den Juden zugefügt wurde, gegen die heiligen Steine, die schon soviel Jammer und Erniedrigung gesehen hatten und von denen man gehofft hatte, sie würden von jetzt an nur Gutes sehen, den »Beginn der Erlösung«, wie Rav Kuk es ausdrückte. Ein paar Fromme blieben in ihr Gebet vertieft, unbekümmert um das, was um sie vorging. Die Jüngeren aber schrien und forderten, man müsse etwas tun – dürfe sich das nicht gefallen lassen. Ich war mit ihnen einverstanden. Ich schäumte buchstäblich vor Wut über diesen Schimpf, der dem Jischuw an seinem heiligsten Tag und am heiligsten Ort zugefügt wurde. Ich rief: »Gehen wir zum Gouverneur, beklagen wir uns bei ihm, wir lassen uns das nicht gefallen.« Die Meisten griffen diesen Gedanken auf. Eine Prozession eher als eine Demonstration formierte sich; ich – mit Tennisschuhen an den Füßen (am Versöhnungstag darf man keine Lederschuhe tragen), den Tallit über den Schultern, das Gebetbuch in der Hand, an der Spitze von etwa dreißig oder vierzig Männern, alle in ihren Gebetsmänteln – zogen wir im Laufschrift durch die Gässchen und Gassen der Altstadt zum Damaskustor, dem gegenüber sich das Gouvernat befand, in dem Sir Ronald Storrs residierte. An dem Polizeiposten vorbei, der vergeblich versuchte, uns aufzuhalten, brachen wir in das Arbeitszimmer des Gouverneurs von Jerusalem ein, der von unserer Demonstration peinlich überrascht war – und noch peinlicher war ihm sichtlich, dass der ihm wohlbekannte Korrespondent der Ullstein-Presse und etlicher amerikanischer Zeitungen nicht nur anwesend war, um diesem Aufmarsch weltweite publicity zu verleihen, sondern sogar als Sprecher der Klageführenden auftrat. Einen solchen Besuch hatte der Gouverneur – er war Führer der proarabischen Schule, wärmster Verfechter der Pläne des Colonel Lawrence – noch nicht erlebt: Fromme Juden, in ihre Gebetsmäntel gehüllt, schreien und schimpfen auf Hebräisch, Jiddisch, Arabisch, während der Doktor von Weisl ihm in Englisch den Skandal klar macht, der aus dieser Störung des Gottesdienstes erwachsen würde. Storrs wusste, wann man nachgeben müsse. Er rief seine Nummer Zwei, Captain Cust, einen Araberfreund und – ebenso wie Storrs selbst – schlau und intelligent, nichtssagend und unbedeutend aussehend, und beauftragte ihn, die Bänke wieder zurückzuschaffen. Mit ihm zusammen zogen wir zur Klagemauer. Die arabischen Polizisten stellten die Bänke wieder auf – der Gottesdienst wurde fortgesetzt.

Dieser Zwischenfall hatte zwei Folgen: Das Aufstellen von Bänken an der Klagemauer wurde von nun a priori verboten; hingegen wurde erlaubt, dass die einzelnen Beter persönlich Klappsessel mitbringen, ein delikater Unterschied. Auf besonderes Verlangen der mohammedanischen Behörden wurde verboten, an der Klagemauer am Ende des Versöhnungstags den Schofar zu blasen – was dazu führte, dass regelmäßig ein »Betari«, delegiert

von seiner militanten Jugendorganisation, dennoch das Widderhorn ertönen ließ, worauf er von den darauf lauernenden arabischen Polizisten regelmäßig verhaftet und ebenso regelmäßig bald wieder freigelassen wurde. (Ich glaube, gegen Zahlung einer Bürgschaft oder Geldstrafe von etlichen Schilling). Der Jischuw ließ sich aber diese Einschränkungen nicht gefallen; der Kampf um die Klagemauer begann recht eigentlich damals und war mit einer der Anlässe (oder Vorwände) für die blutigen und schicksalsschweren Unruhen von 1929. Die zweite Folge war: eine intimere Freundschaft zwischen Storrs und mir. Sir Ronald war (wie sein Freund Lawrence) ein Humanist und Sammler ungewöhnlicher Menschen. Ihn interessierte dieser Weisl: ein mit Adelsprädikat und Doktorat ausgestatteter Schriftsteller, der an der Klagemauer betet und sich mit den traditionstreuesten der traditionstreuen Juden solidarisiert. Von diesem Tag an war ich häufiger Gast in Storrs' Residenz. Bei jeder Gelegenheit schenkte er mir Bücher: typisch für ihn einmal *The Habsburg Monarchy* von Henry Wickham Steed (1913), dem (später prozionistischen) Chefredakteur der »Times«, ein andermal eine schöne lateinische Ausgabe von Aristoteles' *Naturgeschichte der Tiere* (*De animalium incessu*, anno 1560). Diese beiden Bücher habe ich noch heute; andere Erinnerungen an Storrs sind verloren gegangen.

Später werde ich über die Ursachen seines Antizionismus noch zu reden haben; im Grunde war es die Kombination von Pazifismus und Sozialismus bei den zionistischen Führern, die ihn am Erfolg des Zionismus verzweifeln ließ. Oft sagte er mir: »Sie, Doctor, und Ihr Jabotinsky habt Recht; habt die Logik auf Eurer Seite; mit Euch könnte England gemeinsame Politik machen. Aber nie, nie werdet Ihr die Mehrheit bekommen. Die Juden wollen Euch nicht. Sie werden immer die Weizmanns vorziehen.« Einmal, bei einem Dinner, als ich neben ihm saß, fragte er unvermittelt: »Von wo stammt eigentlich Weizmann?« – »Von einem weißrussischen Städtchen [Motal] bei Pinsk«, antwortete ich. »Near Pinsk, NEAR Pinsk«, wiederholte Storrs, mit der Betonung auf »near«, als ob das »alles erkläre«. Von Jabotinsky hatte er eine bessere Meinung. Er erzählte mir einmal, dass er bei einem Bankett neben ihm saß, als ein Redner ein Gedicht Chaim Nachman Bialiks rezitierte – oder wenigstens etliche Strophen davon. Er fragte Jabotinsky, wovon die Rede sei. Jabo nahm die Menükarte und schrieb auf der Rückseite aus dem Stegreif die Übersetzung in englischen Versen.³²⁸ »I treasure this card until today; it was a masterpiece of English literature«, sagte Storrs.

Bei einer meiner Reisen zu Henry de Jouvenel fand ich in Haifa meinen ehemaligen Leibfuchs Arthur Koestler wieder. Er schildert diese Begegnung höchst dramatisch

³²⁸ Es handelt sich vermutlich um Bialiks von Jabotinsky 1904 aus dem Hebräischen ins Russische übersetztes Gedicht *In der Stadt des Schlachtens*, das den Terror des Pogroms in Kischinew (1903, Anm. 53) thematisierte.

in seinen Memoiren. Er wohnte damals im »Klub« der revisionistischen Organisation Haifas, bestehend »aus einem Zimmer und einem Balkon«: Eines Tages

fiel mein Kapital auf den absoluten Nullpunkt ... Um Mitternacht ... aß ich meine letzte Olive und streckte mich auf einem Tisch aus ... Auf meinen leeren Magen rauchte ich eine Zigarette nach der anderen ... nach der dritten oder vierten Zigarette stellte sich die Erleuchtung ein. Ich sagte mir, daß es in unserer zivilisierten Welt einfach nicht vorkommt, daß ein junger Mann buchstäblich verhungert ... *Ergo*, so folgerte ich, war es unmöglich, daß mir ein solches Schicksal bestimmt sei ... Woraufhin ich beruhigt einschlief ...

Am fünften Tag meiner Laufbahn als fastender Fakir saß ich wie gewöhnlich auf dem Balkon, als eine arabische Droschke meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihr Insasse war ein hochgewachsener Araber mit einem Beduinenkopftuch und unwahrscheinlich zahlreichem Gepäck. Als habe mein Blick ihn hypnotisiert, sah der Reisende zu mir auf und rief in waschlichem Wienerisch ein »Servus«. Ich betrachtete ihn genauer und erkannte Dr. von Weisl, meinen Bundesbruder von der »Unitas« und Korrespondenten des Hauses Ullstein im Nahen Osten.

Er ließ die Droschke halten und raste, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe herauf; sein arabisches Kopftuch und sein Mantel flatterten hinter ihm her. Er war aus dem Dschebel Drus³²⁹ – deshalb die arabische Kostümierung – nach seinem ständigen Wohnsitz Jerusalem unterwegs. Nach der Begrüßung forderte er mich zu einem Eis beim »Griechen« auf, und wir fuhren in seiner Droschke los.

Nach viereinhalbtäglichem Fasten Eis zu essen, ist ein interessantes Erlebnis. Der erste Löffel schneidet wie eine Rasierklinge in deinen Magen; nach dem zweiten oder dritten wird dir zumut, als sei in der Mitte deines Körpers eine Gefrieranlage eingebaut worden. Es muß an diesem Nachmittag mindestens dreißig Grad beim »Griechen« gewesen sein, aber meine Zähne begannen zu klappern, und kalter Schweiß brach mir aus ... Weisl als Mediziner riet mir an Stelle des Eises zu heißem Tee. Mit diesem kam ein Teller Konfekt, das ich mit Genuß verschlang. Wir redeten drauf los, bis Weisl in aller Eile aufbrechen mußte, um seinen Zug zu erreichen. Er drückte mir eine Pfundnote in die Hand, sagte, ich solle die Zeche bezahlen, und rannte zu seiner wartenden Droschke. Ich protestierte mit der Bemerkung, wir hätten höchstens fünf Piaster zu zahlen. Weisl brüllte: »Sei doch kein Idiot!«, kletterte ins Gefährt, breitete den arabischen Kaftan über seine gestreiften Hosen und war fort.

Diese Begegnung scheint einen miraculösen Schicksalsumschwung eingeleitet zu haben.³³⁰

329 Anm. WvWs: »Ungenau; ich kam von Mardsch-Uyun, dem christlichen Hauptort am Jordan im Südlibanon, wo ich Nachrichten über den Vormarsch der Drusen gesucht hatte.«

330 Koestler: *Pfeil ins Blaue* (Anm. 103), S. 183–186. – 1 Pfund = 1000 Piaster (Anm. 222).

Es war für meinen hungernden Freund, der mir – stolz lieb' ich den Spanier³³¹ – kein Wörtchen über seine jämmerliche Lage gesagt hatte, der Beginn einer besseren Zeit. In einem Brief an mich, in Antwort auf meinen Zweifel, ob sich das alles wirklich so abgespielt habe, wie er es beschreibt, behauptet Koestler, dass jede kleinste Einzelheit dieser seiner Rettung in seinem Gedächtnis zutiefst eingegraben sei. (Ich erinnere, dass ich ihm nicht nur eine Ein-Pfund-Note, sondern eine *Fünf*-Pfund-Note zurückgelassen habe. Aber ich habe auf Rückzahlung längst verzichtet, lieber Arthur). Auch für mich war diese Begegnung von Bedeutung – vielleicht bestimmte sie mein weiteres Schicksal.

Und das kam so: Anfang August 1926 musste ich wieder einmal nach Beirut und Damaskus. Ich beschloss, einen Tag in Haifa zu bleiben, vor allem um Koestler wiederzusehen und zu versuchen, ihm zu helfen. Ich telegraphierte ihm, care of Abraham Weinshall, dem Chef der Haifaer Revisionisten, bei dem Koestler damals einquartiert war – genauer ausgedrückt: auf dessen Hauses Dach er seine Schlafsachen ausbreiten durfte. Koestler erwartete mich am Bahnhof, in neuen Hosen, neuem Hemd, neuen Tennisschuhen, die er von dem Geld angeschafft hatte (wie er schreibt), das ich ihm zurückgelassen hatte. Wir saßen wieder im »griechischen« Kaffeehaus – nebenbei gesagt: der einzige Platz in Haifa, an dem man damals ein erträglich gutes Gefrorenes bekam –, löffelten Eis und schmiedeten Pläne für den Tag. Koestler hatte einen Vorschlag: »Ich kenne ein Haus, in dem du die zwei schönsten Mädchen Haifas treffen wirst. Ich führe dich dort ein; man wird uns sicher zum Mittagessen einladen.«

Ich war immer mehr an schönen als an hässlichen Damen interessiert. Koestler führte mich aus der (damals weitgehend arabischen) Unterstadt in die neuentstandenen jüdischen Viertel des Hadar HaCarmel, am »Technion« vorbei, in einen Neubau. Die Türe wurde geöffnet – und die Mutter »der zwei schönsten Mädchen« begrüßte uns. Es war Frau Zuckermann aus Smyrna, die vor kurzem eingewandert war. Die Freude war groß, vor allem, als ich hörte, dass Noemi noch immer unverheiratet sei. Wir mussten auf sie warten; sie gab arabischen Mädchen Französisch-Unterricht in einer Klosterschule und kam erst nach dem Mittagessen nach Haus. Sie war so schön, wie sie mir von Smyrna her in Erinnerung geblieben war. Ich verabredete einen Abendspaziergang mit ihr und ihrer Schwester Dora und sagte Arthur: »Heute Abend beschäftigst du dich ausschließlich mit Dora und lässt mich mit Noemi allein. Wenn es geht, verlobe ich mich mit ihr noch heute.«

Ein so plötzlicher (und höchst einseitiger) Entschluss, ein Mädchen zu heiraten, das man vier Jahre lang nicht gesehen hat und damals nur für gezählte Stunden an wenigen Tagen, ein Mädchen, von dem man so gut wie nichts weiß, dessen Familie ganz fremd ist (außer dass man vom Großvater weiß, dass er das Modell des »Talmudbauers« war,

³³¹ Vgl. König Philipp in Schillers *Don Karlos* (III/10): »Stolz will ich den Spanier.«

ein frommer und gelehrter Bauer, siehe S. 79) – ein solcher Entschluss wird umso unverständlicher sein, als ich ja bisher ein keineswegs langweiliges Junggesellen-Dasein geführt hatte, ohne je ernste Neigung zum Ehestand zu verspüren. Mir war aber, als ich Noemi wiedersah, ganz anders zumute als sonst, wenn mich der Pfeil Amors getroffen haben mochte. Es war mir, als ob eine unsichtbare Kraft mich zu ihr stoße; nicht wie der Dämon des Sokrates, der meist abriet und selten antrieb, sondern »wie eine Faust in meinem Nacken«³³² – so beschrieb ich es später –, die mir gar keine Wahl ließ. Diese ist es und keine andere, wurde mir befohlen ... Es hing aber nicht nur von mir und meinem Dämon ab.

Zunächst mischte sich ein Cousin Noemis ein, der darauf bestand, uns bei unserem Abendausflug zu begleiten. Er gab deutlich zu erkennen, dass meine Wenigkeit keine Gnade vor seinen Augen fand und dass er meine Annäherungsversuche an seine schöne Cousine entschieden missbillige. Bei einem Glas »Soda mit Zitrone« saßen wir zunächst zu fünft in einem Kaffeehaus am Karmel, endlos langweilig. Schließlich gelang es Koestler, den Lästigen in ein Gespräch zu verwickeln, und ich entkam mit Noemi, wandelte mit ihr durch die jungen Waldungen des Berges, berichtete ihr über meine Arbeit, meine Pläne und Aussichten, über mein (damals »fürstliches«) Einkommen und fragte sie, ob sie mich heiraten wolle. Sie sagte, sehr vernünftig, freundlich und kühl, dass sie mich ja gar nicht kenne und Zeit zur Überlegung brauche. Ich rechnete ihr vor, dass wir uns seit vier Jahren kennen; dass sie mit ihrem weiblichen Feingefühl sicher gespürt haben musste, dass ich schon in Smyrna sie bewundert hatte – und dass es umso überflüssiger sei, sich lange zu überlegen, als ich morgen nach Syrien weiterreisen müsse, um die Pazifizierung der Gegend von Damaskus aus der Nähe anzuschauen.³³³ Allen Romanen zufolge macht die Ankündigung: »Morgen muss ich fort von hier«, noch dazu, wenn mit Drohung gefährlicher Abenteuer verbunden, einen mächtigen Eindruck aufs weibliche Gemüt. Diese klassische Erfahrung wurde hier Lügen gestraft. Noemi war keineswegs von meiner Abreise beunruhigt; war mit einem Wiedersehen »nach meiner Rückkehr aus Damaskus« einverstanden. In später Nachtstunde – der Cousin war unterdes verschwunden, und Koestler hatte der jüngeren Schwester Dora auf Tod und Leben den Hof gemacht, so dass ich mit der Älteren allein geblieben war – trennten wir uns. Mit dem Gefühl, den Rubicon meines Lebens überschritten zu haben, fuhr ich nach Damaskus, wo ich, wie schon erwähnt (LWV 311), dank meiner freundschaftlichen Artikel über die Drusen von den arabischen Nationalisten herzlich aufgenom-

332 Anspielung auf das amerikanische Filmdrama *Die Faust im Nacken* (1954, Regie: Elia Kazan, mit Marlon Brando, Karl Malden und Eva Marie Saint).

333 Vgl. WvW: *Das königliche Damaskus oder: Der Untergang des Morgenlandes*. In: NFP, Nr. 22292, 5. Oktober 1926 (VZ, Nr. 468, 3. Oktober 1926).

men und mit Empfehlungsbriefen und einem Visum für Saudi-Arabien ausgestattet wurde.

Nach etwa vierzehn Tagen war ich wieder in Haifa, sprach wieder bei der Familie Zuckermann vor – erkundigte mich, welche Antwort Noemi mir jetzt geben werde, wo sie sich doch meinen Antrag hatte überlegen können. Sie war aber auch jetzt noch unentschlossen; ob ich nicht eine Weile in Haifa bleiben könne? Ich musste aber weiter. König Ibn Saud sollte in den nächsten Tagen in Dschidda eintreffen, und ich musste ihn dort erreichen, wenn meine Reise einen Sinn haben sollte. Ich fürchtete, dass das ein bisschen zu exotisch für Noemi war: ein Anbeter, der einmal nach Damaskus entschwindet, ein andermal nach Arabien – zu einer Zeit, als man noch nicht mit Flugzeugen reiste und als speziell Arabien ein weltentlegenes, weltvergessenes Land war. »Also – auf Wiedersehen, wenn Sie aus Arabien zurückkommen ... Auf Wiedersehen.«

Das neunzehnte Kapitel

berichtet vom Leben in einem Heiligen Land des Islam

Der offizielle Grund meiner Reise zu Ibn Saud war – Ullstein gegenüber – zu erfahren, ob ein Krieg zwischen diesem König der Wahhabiten, der ganz offiziell »Verbündeter Englands« war, und dem Imam Yahya, dem König des Jemen, der neuerdings mit Mussolini befreundet war, bevorstehe.³³⁴ Alles, was Mussolini unternahm, war anno 1926 von hoher Bedeutung für die Weltpolitik. Wenn er jetzt, via Jemen, ins arabische Gebiet einbrechen sollte, das damals (und recht eigentlich bis 1948) als ausschließliche Domäne Großbritanniens galt, so konnte dies auf die Beziehungen Englands zu Italien in Europa – und damit zu Frankreich und zu Deutschland – rückwirken.

Inoffiziell aber fuhr ich nach Dschidda, weil ich wissen wollte, was die Juden und Palästina von dem neuaufgegangenen Stern am Himmel des Islam zu erwarten hatten. Ibn Saud war Fürst und Imam (geistlicher Führer) der strenggläubigen mohammedanischen Sekte der Wahhabiten. Vor einem Jahrhundert hatten diese bereits den Hedschas erobert, geplündert und sogar das Gebäude über dem Grab des Propheten Mohammed in Medina eingerissen, da »jede Verehrung eines Grabes, d.h. eines toten Menschen, eine ›Beigesellung‹ zur alleinigen Allmacht Allahs sei, eine Art Gottesdienst«. Jetzt herrschte

³³⁴ Vgl. WvWs Artikelserien in der NFP: *Reise ins unbekannt Arabien* (Nr. 22397, 22. Januar 1927); *Die Stadt, in der man sich langweilt* (Nr. 22398, 23. Januar 1927); *Interview mit dem König des Hedschas* (Nr. 22402, 27. Januar 1927); *Im Reiche der Wahhabiten* (Nr. 22412, 6. Februar 1927) und in der VZ: *Beim Herrn Arabiens* (Nr. 551, 21. November 1926); *Die Pforte von Mekka* (Nr. 44, 27. Januar 1927); *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (S. 59, Anm. 92), S. 106–131.

der Wahhabite Ibn Saud über eben diesen Hedschas. Es war mir höchst wichtig, zu erfahren, ob er mit den übrigen mohammedanischen Ländern kooperieren – und also sich in die Reihe der Feinde des Zionismus eingliedern oder ob er, wie seine Ahnen, in Opposition zu den weniger strengen Königen und Emiren (und daher wenigstens zunächst) ungefährlich bleiben würde. Dass ich außerdem die ganz, ganz schwache Hoffnung hatte, etwas *zugunsten* des Zionismus auszurichten, sei eingestanden. Mein Prinzip war stets: erst einmal alles probieren; geht es nicht, hat man nichts verloren.

Man hatte mir gruselige Dinge von den Wahhabiten erzählt. Dem Dolmetsch Zaki hatten sie – sagte er – mit einem Dolch den Schnurrbart abgeschnitten und ihn nackt ausgezogen. Sie nannten ihn einen Ungläubigen, weil er einen langen verbotenen Schnurrbart³³⁵ und keinen Kinnbart trug, obwohl dieser geboten ist. Emir Abdallah wieder hatte mir in Amman von einem Überfall der »Ichwan« (der streitbaren Bruderschaft der Wahhabiten) auf einen jordanischen Beduinenstamm erzählt. Dort wurde gerade eine Hochzeit gefeiert, und der Bräutigam trug einen seidenen Kaftan. Die Wahhabiten erschlugen ihn, weil der Koran bekanntlich Männern verbietet, Schmuck zu tragen – und seidene Gewänder sind doch Schmuck. Ein Engländer in Beirut hatte mir erzählt, einem armen Perser hätten sie die Hand abgehackt, weil er rauchte. Tabak ist ebenso verboten (weil berauschend) wie Alkohol, sagen die Wahhabiten. Ägyptische Zeitungen berichteten über ihre Grabschändungen. Kurz, obwohl ich grundsätzlich nur die Hälfte von allem glaube, was über und von Arabern erzählt, geschrieben und gedruckt wird, bereitete ich mich auf meine Reise vor: Rauchen tat ich ohnedies nicht; seidene Gewänder besaß ich nicht, aber einen Bart ließ ich mir stehen, so gräulich dieser nach Aussage meiner Bekannten auch war. Und den Schnurrbart beschnitt ich ganz nach Vorschrift. In meinen »Herkules-Fiberkoffer« (leicht und unverwüstlich) packte ich zwei arabische Anzüge ein, geographische Instrumente (für den Fall von Entdeckungsreisen), meine Schreibmaschine, die höchst überflüssig war, und meinen Schlafsack. Ich fuhr zunächst mütterseelenallein im Speisewagen der palästinensischen Staatseisenbahn durch die Sinaiwüste nach Suez.

Pass- und Quarantänekontrolle erfolgte im Zug; als Bestimmungsort gab ich Suez an, als Adresse: hauptpostlagernd. Der Sanitätsbeamte fragte wütend, ob ich in der Hauptpost übernachten wolle. »Sie müssen eine Adresse angeben, sonst kann ich Sie nicht weiterfahren lassen. Haben Sie eine Schiffskarte? Wer garantiert mir, dass Sie nicht in Suez bleiben wollen?« Alle meine Papiere helfen nicht; ich muss in die Qua-

335 Anm. WvWs: »So wie die orthodoxen Juden schneiden auch die frommen Mohammedaner nur den Schnurrbart ganz kurz über der Oberlippe, damit nicht die Haare beim Essen verunreinigt werden.«

rantäne, in Kantara, der Station am Ostufer des Suezkanals – im Yom-Kippur-Krieg Stätte der blutigsten Kämpfe.

Der ägyptische Arzt empfängt mich kalt wie Eis vom Nordpol. Ich erkundigte mich höflich, ob die Tatsache, dass ich einen Hotel-Portier in Suez kenne, garantiere, dass ich keine ansteckenden Krankheiten habe oder mich pünktlich bei der Sanitätsbehörde melden würde. Der Doktor erklärte, ich hätte Unrecht gehabt, mit dem Beamten im Zug grob gewesen zu sein – jetzt müsse ich drei Tage in Quarantäne bleiben. Zum Trost erzählte er, ein Franzose sei vor ein paar Tagen auch in Quarantäne gewesen und habe die drei Tage weinend und ohne einen Bissen zu essen zugebracht. Ich sagte, ich würde nicht weinen und viel essen; aber wenn ich mein Schiff nach Dschidda versäume und König Ibn Saud unterdessen nach Medina weiter fährt, wohin ich nicht nachkommen kann, falle meine ganze Reise ins Wasser. Das würde mir sehr leid tun, denn dann müsse ich die ägyptische Regierung auf 200 Pfund Schadenersatz klagen. Mindestens ... Der Doktor schrieb daraufhin einen Zettel: »Weil Sie Kollege sind, will ich die Verantwortung übernehmen, Sie nach Suez in die dortige Quarantäne zu schicken. Glückliche Reise.«

Der »Borulos«, ein edler 2000 Tonnen-Renner der Khedivial-Line, trägt mich nach Dschidda, dem Hafen Mekkas, wo nach offiziellen Angaben unsere Stammutter Eva begraben liegt. (Trinkgeld an den Grabwächter ein Schilling). Wir fahren die 1300 km in fünf Tagen; außer mir ist nur ein tropenverbrannter englischer Ingenieur in der ersten Klasse – er und die Schiffsoffiziere schildern die Annehmlichkeiten, die mich erwarten. »Sie werden schon sehen, Sie werden schon sehen«, äußert der Ingenieur grimmig. Der Kapitän ergänzt in klarer Rede: »Dschidda? Oh my, oh my«, und verfällt in düsteres Schweigen. Ich bitte um die Adresse eines guten Hotels. Die Schiffsoffiziere grinsen: »Wie stellen Sie sich eigentlich Dschidda vor?« Ich murmele etwas von den Angaben des Handbuchs, das der Foreign Office herausgegeben hat: 40.000 Einwohner, gewaltiger Pilgerverkehr, größter Hafen Arabiens ... Allgemeines Schütteln aller Köpfe. 40.000 Einwohner – wohl eine Null zu viel. Pilger? – Die wohnen in Pilgerherbergen; da wendet sich der Gast mit Grausen.³³⁶ Größter Hafen Arabiens? – Wie groß sind schon arabische Häfen? »Sie werden schon sehen.« Der Schiffsarzt gibt kollegiale Informationen: »Alle Europäer werden in diesem verdammten Nest krank. Typhus, Flecktyphus, Darmentzündung, Cholera. Für Malaria ist gerade jetzt die beste Zeit.«

Meine Gefühle sind ein wenig gemischt. Als der »Borulos« schließlich, zwei Meilen vom Land entfernt – Korallenriffe und Maste gesunkener Dampfer, die hier und da aus der smaragdgrünen Flut des Roten Meeres herausragen, preisen die Vorzüge des »größ-

³³⁶ Vgl. Schillers Ballade *Der Ring des Polykrates* (1789): »Hier wendet sich der Gast mit Grausen.«

ten Hafens Arabiens« an – vor Anker geht, sieht die Stadt der Großmutter Eva gar nicht so übel aus. Im Gegenteil. Ein Märchentraum steigt plötzlich weiß und schimmernd mit klaren Zinnen und schlanken Minaretts in den blauen Himmel, vom fernen Dunkel des hohen Mekka-Gebirges umschattet. Segelboote mit spitzen lateinischen Segeln durchschneiden weiß die sanftbewegte, stark leuchtende See. Ein angenehmer kühler Wind fährt über meine Arme, mein Antlitz, während das kleine Motorboot der Quarantäne-Ärzte mich immer näher zur Stadt bringt. Schon sehe ich die hohen, vier- und fünfstöckigen Häuser – sehe viele Fahnen von stattlichen Gebäuden wehen –, der Ostwind trägt von Ferne den Ruf eines Muezzins zu uns; ein Märchentraum ist Dschidda, von Weitem ...

Als ich, nach Erledigung der Pass- und Zollkontrolle, auf die Straße trete, ist mein erster Gedanke, hier sei es ziemlich warm. Dieser Eindruck verstärkt sich im Lauf der nächsten Minuten. Nach zweihundert Schritten kann ich meine Keffiyeh zum Trocknen hängen. Obwohl wir schon im Herbst sind – es ist der 16. Oktober und erst elf Uhr morgens – und der Weg vom Zollamt zum Palazzo des Scheichs Abdallah Fadhl, an den mich der Konsul in Damaskus empfohlen hat, kaum fünf Minuten entfernt ist, bin ich nicht sehr weit von einem Hitzschlag, als ich die abgetretenen Stufen zum Kontor des Scheichs hinaufsteige – des »wichtigsten Mannes in Dschidda«: Er hat dem König Ibn Saud während des letzten Kriegs sein ganzes Vermögen zur Zahlung des Soldes seiner Wahhabiten zur Verfügung gestellt – 20.000 Pfund. Heute ist er Heereslieferant und besitzt 100.000 Pfund. Wenn er sich für mich einsetzen werde, könne ich alles vom König erreichen ... hatte der Konsul mir anvertraut.

Der Empfang war wenig begeisternd. Im armseligen Kontorzimmer arbeiteten drei Jungen mit weißen Käppchen auf dem Schädel, in langen Musselinhemden.³³⁷ Auf der Fensterbank saß ein bärtiger Kerl mit unangenehm stechenden Augen, der sich bei meinem Eintritt ein wenig erhob – woraus ich schloss, er sei der Hausherr. Er grüßte mürrisch, nahm den Brief des hedschasischen Konsuls, las ihn wortlos, setzte sich – und begann die ägyptischen Zeitungen zu lesen, die eben angekommen waren. Während der nächsten halben Stunde ließ er mich neben ihm sitzen, ohne mehr zu sprechen, als notwendig war, bot mir Kaffee an und fragte, ob ich Zigaretten haben wolle – was ich natürlich mit Entsetzen ablehnte. Schließlich ging er zum Telefon, rief Ibn Saud in Mekka an, würdigte mich dann endlich einer Ansprache: »Euer Wohlgeboren hat Glück. Der König kommt morgen oder übermorgen für eine Woche nach Dschidda. Dann verreist er nach Medina.« Nach dieser leutseligen Mitteilung nahm er wieder

337 Musselin: lockerer, feinfädiger und glatter Stoff, der wegen der ursprünglich verwendeten orientalischen Muster nach der Stadt Mossul im heutigen Nordirak benannt ist.

seine Zeitung vor. Mir wurde diese Grobheit zu dumm. Ich sagte, ich wolle meinen Konsul bitten, mir eine Wohnung und Dienerschaft zu verschaffen, und erhob mich zum Gehen. Der Scheich murmelte etwas hinter seiner Zeitung hervor, was als Einladung zum Mittagessen verstanden werden konnte. Ich zog ab.

Der britische Konsul war auf dem »Borulos«, um wirklich kaltes Wasser zu trinken. Dort befand sich auch der Bankier, für den ich einen Kreditbrief hatte. Der französische Konsul war zu Hause und sagte mir, das Haus des Scheichs Abdallah sei das angenehmste in ganz Dschidda. So kehrte ich widerwillig in dieses angenehmste Haus zurück. Der Kaufmann war ausgegangen; seine beiden Söhne machten die Honneurs – sie sprachen wenigstens und fragten, was ich beim Konsul gewollt habe. Ihn um eine Wohnung bitten? Das sei doch nicht nötig – ich könne doch bei ihnen wohnen. Ich sagte ziemlich scharf, mir sei nicht bekannt, dass ihr Vater mich eingeladen habe. »Das ist doch nicht nötig – Sie sind Gast des Königs, und jeder Gast des Königs ist unser Gast. Das versteht sich von selbst. Ihr Gepäck ist schon auf Ihrem Zimmer.« Ich sah »mein« Zimmer an und war gerührt: ein Riesensaal mit vier Fenstern, ein zehn Meter langer Teppich, mit Teppichen belegte Erker, elektrisches Licht – das war mehr, als ich erwarten durfte. Auf einer Fensterbank stand schon meine Schreibmaschine im Schatten schön geschnittener Holzgitter; ich freute mich auf die Arbeit in »meinem« Zimmer.

Die Enttäuschung folgte schnell. Eine Stunde später kam ein ägyptischer Imam, ein Vorbeter einer kleinen Moschee Kairos, und wurde neben mir einquartiert; zwei Stunden später ein Kaufmann, ein Delegierter aus Medina, mit einem Negersklaven, der im Vorzimmer schlafen sollte. Am Abend kamen ein Bruder des Yassin el Rawaf (der sehr nett war) und dessen Vorgänger als »Bevollmächtigter« in Damaskus. Nach ihnen ein im Stadium des Davongejagtwerdens befindlicher Minister – alle mit Dienerschaft, und alle (mit Ausnahme des Ministers, der ein eigenes Zimmer erhielt) wohnten in »meinem Zimmer«. Es sah einer Pilgerherberge nicht unähnlich. Nach dem Nachtgebet, als die Gesellschaft sich – in ihrer Tageskleidung – schlafen legte, war die Hitze im Saal erstickend, die Atmosphäre – sagen wir: duftig – dank der Moskitos blutdürstig. Ich trug meinen Schlafsack auf die Terrasse – aber auch die Steine des Daches waren noch heiß, und mein Schweiß rann in Strömen in den Schlafsack. Sanft singend umspielten die Moskitos zärtlich meine Nase – das einzige, was zwischen meiner Keffiye und dem Sack hervorragte. Ich glaube, es war drei Uhr, als ich einschlief. Um 5 Uhr schüttelte mich eine Hand: »Ila salaat. Es salaat kher min en-num.« »Auf zum Gebet. Das Gebet ist besser als der Schlaf ...« Der erste Tag meines neuen Lebens in Arabien hatte begonnen ...

Zwischen hochgebauten Häusern wanderte ich durch enge Straßen, die voll rüdigter Hunde waren, und durch den langen – uninteressanten – Basar. Rund um die knapp

drei Meter hohe Stadtmauer, die den Truppen Ibn Sauds solange Widerstand zu leisten vermochte, bis der Stadtkommandant Major Abdul Aziz – als die Belagerung kein Ende zu nehmen drohte, obwohl König Ali nur drei Bataillone, kaum 2300 Mann stark, zur Verfügung hatte – bei Nacht zu Ibn Saud ging und ihm anbot, gegen Zahlung von 500 Goldpfund (so billig waren damals arabische Könige) Ali zu verhaften und ihn auszuliefern. Das Geschäft wurde getätigt, doch ein anderer Verräter setzte den hedschasischen König davon in Kenntnis. Ali flüchtete ins britische Konsulat und wurde nach Basra in Verbannung geschickt. Die Geschichte erzählte mir später Abdul Aziz selbst, als ich seine kranke Frau behandelte. Ibn Saud hatte ihn zwar bezahlt, aber, weil er auch ihn bestahl, aus seinem Dienst entlassen.

Vor der Stadt, die damals, im ersten Jahr nach ihrer Eroberung, aussah, als sei sie ihren kaum 8000 Einwohnern viel zu groß geworden, lagerten Misthaufen, die sich zu Bergen türmten. Ein Sudaneseendorf mit freundlichen, sympathischen Schwarzen. An der Nordseite die türkische Kaserne, am Ende einer Kiefernallee. Vor ihr stehen acht Skodakanonen³³⁸, Modell 1870, Kriegsbeute Ibn Sauds. Daneben Radiostation und ein Hangar mit acht Flugzeugen, davon sechs funkelnagelneu. Ein Vizemajor aus dem adeligen Geschlecht der Khalidi aus Jerusalem, der dort in der Lämelschule³³⁹ Hebräisch gelernt hatte, macht den Führer. Er bekommt sein Gehalt von dreihundert Mark pünktlich, was unter König Ali nicht passierte – aber das Leben unter den Wahhabiten ist sterbenslangweilig. Ob ich nicht einen Posten für ihn in Palästina wüsste?

Eine Viertelstunde weiter durch Muschelsand, zum Grab der Sittna Hawwa, unserer Urmutter Eva, Dschiddas größter Sehenswürdigkeit. Nach verlässlicher Überlieferung war die Ehrwürdige 180 Schritte (135 Meter) groß. Über ihrem ehemaligen Nabel – falls sie einen solchen hatte? – ist ein Dom errichtet, dessen Kuppel allerdings auf Befehl Ibn Sauds abgetragen wurde. Von dort zum Kopfbende zählte ich 120, zum Fußbende nur 60 Schritte; unsere Ahnfrau muss einem Riesenpinguin ähnlich geschaut haben.

Zurück nach Dschidda, auf schattenlosem Wege. Den Stadtpark, den einst die Türken angelegt hatten, haben die freiheitsdurstigen Araber gründlich zerstört. An einem Tischchen vor dem Kaffeehaus neben dem ägyptischen Konsulat setzte ich mich müde nieder, trinke eine Limonade. Einer der Höflinge, auch Gast Abdalla Fadhl, sieht mich, reißt mich beinahe von meinem Stuhl weg: »Wie kannst du dich hierher setzen, Doktor?« – und belehrte mich, es sei unanständig, in ein Lokal zu gehen, und eines ehrbaren

338 Škodakanone: im gleichnamigen, 1859 gegründetes Maschinenbauunternehmen mit Sitz in Pilsen/Böhmen gefertigtes Feldgeschütz, das schon in der K.-u.-k.-Armee eingesetzt worden war.

339 Lämelschule: gegründet 1856 in Jerusalem zum Andenken an den aus Böhmen stammenden Wiener jüdischen Großhändler und Bankier Simon Lämél (1766–1845).

Mannes unwürdig, zu speisen, wo andere ihn sehen können: »Erstens verbietet der Koran alle Vergnügungen – und daher auch Kaffeehäuser; zweitens, wenn jemand Speisen oder Getränke *kauft* und ein Armer sieht das, hat kein Geld, ist hungrig oder durstig und beneidet dich – den Reichen – wie stehst du dann da?« – »Warum gibt es aber dann Kaffeehäuser?« Der Nedschi erklärt mit saurem Gesicht: »In Dschidda sind fremde Konsuln, Christen, alle möglichen Leute. Da muss der König ein Auge zudrücken. Aber bei uns in Nedschd gibt es keine Kaffeehäuser.«

Ich gehe nach Hause und langweile mich sträfflich. Alles ist verboten – sogar Grammophon spielen zu lassen. (Radio gab es damals noch nicht, daher auch keine Rundfunkmusik). Ich frage meine neuen Freunde, was für Vergnügungen eigentlich erlaubt seien? Sie dachten nach – lange. Dann sagte einer: »Du kannst deine Freunde einladen, mit dir irgendwo im Freien zu speisen. Man nimmt Essen und Getränke mit, reitet oder fährt in eine Oase, und dort bleibt man bis Sonnenuntergang ... Das ist sehr hübsch ...« Ich musste diese Sensation leider versäumen. Ich bin nicht lange genug in Dschidda geblieben.

Unter vier Augen: *Ganz* so freudenlos ist das Leben der Untertanen des Wahhabitenkönigs doch wieder nicht. Etliche wohlhabende Bürger haben Negerklavinnen, die (für Junggesellen) gegen Bezahlung Wäsche besorgen; wenn sie dann Hemden und Socken abliefern, mag der Herr sich mit ihnen *vergnügen* – Extrabehaltung bleibt dann der schwarzen Schönen. Negerinnen, vor allem die Sudanesinnen, sind überhaupt sehr beliebt in ganz Arabien. Außer etlichen anderen Vorzügen sind sie vor allem viel billiger als die Töchter der hedschasischen Gesellschaft und schwitzen nie. Ihre Haut ist angenehm kühl – »auch in heißen Nächten«, wie mir augenzwinkernd versichert wurde.

Böse Zungen berichteten, dass es auch am Hoflager des allerfrömmsten Ibn Saud nicht immer puritanisch zugehe. Der ungemein virile Fürst hatte nicht nur ungezählte Ehegattinnen³⁴⁰ und Söhne, sondern er hatte auch Spaß an männlichem Sport. So lud er denn seine Höflinge ein, Ringkämpfe zwischen seinen Sklaven, aber auch Sklavinnen zu sehen, die zuweilen – bitte: ich war nicht dabei und berichte nur, was mir erzählt wurde – à la Alexander VI. Borgia³⁴¹ mit Preiskämpfen endeten, welcher Rittersmann oder Knapp³⁴² mehr Sklavinnen männlich überwinden könne. Höflich ausgedrückt. Aber solche Vergnügungen kamen für meine neuen Kameraden freilich nicht in Betracht.

340 Anm. WvWs: »Hundertfünfzig Frauen sollen es bis 1926 bei meinem Besuch gewesen sein; getreu dem Korangesetz gab er immer einer seiner vier gesetzlichen Gesponsinnen den Scheidebrief und fürstliche Entschädigung für den jeweiligen Herrn Papa, ehe er eine neue Ehe konsumierte.«

341 Alexander VI. Borgia (1431–1503): 1492–1503 katholischer Papst, der eine machthungrige Herrschaft ausübte und ein sexuell ausschweifendes Leben führte.

342 Vgl. Schillers Ballade *Der Taucher* (1798): »Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp, / Zu tauchen in diesen Schlund? / Einen goldnen Becher werf ich hinab.«

Salutschüsse von etlichen Kanonen; Freudenschüsse in den Straßen; der »Imam«, das religiöse Oberhaupt der Wahhabiten, der neue König des Hedschas und Sultan des Nedschd, Seine Majestät Abdul Aziz ibn Abdar Rahman Ibn Saud ist endlich angekommen. In unserem Zimmer wurden große Vorbereitungen getroffen. Jeder hatte in seinem Koffer noch eine besonders schöne Abaya, einen Mantel womöglich aus Kamelhaar, einen glanzneuen Agal, die Kopfschnur, die er putzte und anlegte. Als ich mich, in Begleitung der Söhne des Scheichs Abdallah, auf den Weg zum König machte, strahlte auch ich von schöner Feierlichkeit.

Im zweiten Stock des vierstöckigen Hauses eines Bankiers, Mohammed Nazif, hielt Ibn Saud in einem riesigen Saal Empfang. Ohne Türwächter, ohne Zeremonienmeister. Man streifte vor der Schwelle die Schuhe ab, ging barfuß oder in Socken über den kostbaren Teppich zum König, der auf der Fensterbank gegenüber dem Eingang saß, begrüßte ihn und setzte sich dann in eine der beiden Stuhlreihen rechts oder links vom Fürsten. Dann bekam man eine Tasse Kaffee, stand auf und ging weg. Fast wie bei einer diplomatischen Cocktail Party.

Ich hatte von Philby, von Rihani gelernt, dass Ibn Saud »anders als die arabischen Fürsten, sich nicht Hand oder Knie küssen lässt, ja nicht einmal erlaubt, dass man sich vor ihm verneigt. Ein Muslim darf sich nur vor Gott bücken.« Ich war daher enttäuscht, als ich die Söhne der ersten Familie Dschiddas die Hand des Königs mit tiefer Verneigung küssen sah – wie am Hofe König Husseins und Emir Abdallahs.

Als letzter trat ich zum König, der mir die Hand reichte. Abdallah Fadhl, der neben ihm saß, erhob sich. Statt mich aber vorzustellen, wie ich erwartet hatte, sagte er nur: »Huwa daif beiti«, er ist Gast des Hauses – und setzte sich. Kein Wort, dass ich eine Audienz haben wolle – dass ich »Repräsentant der größten Zeitungen Europas und Amerikas sei«, wie der Geschäftsträger in Damaskus ihm ausdrücklich geschrieben hatte. Innerlich wütend, äußerlich orientalische Ruhe bewahrend, setzte ich mich in die Nähe des Fürsten und betrachtete mir diesen neuesten Herrn Arabiens. Solange er saß, barfuß, in seinem braunen Kamelhaarmantel, mit dem rotweiß gewürfelten Kopftuch und dem (etwas eleganteren) golddurchwirkten schwarzen Agal, sah er wie ein etwas wohlhabenderer Beduine aus. Stand er aber auf, um einen vornehmen Gast zu begrüßen, so wirkte er, über 1,90 Meter hoch, mit mächtigen Händen, großen Füßen, mehr als nur imposant: Er strömte physische und auch intellektuelle Kraft aus – ganz anders als sein früherer Gegner, der aristokratisch-feinzisierte Hussein. Er wirkte als Riese, ruhig, selbstsicher. Sein linkes Auge ist von einem Hautgeschwür verunstaltet; eine Hornbrille mit Goldbügel sitzt auf einer scharfgeschnittenen Semitennase, unter der der rituell kurzgeschnittene Schnurrbart schmale Lippen freilässt.

Der König macht Konversation, hauptsächlich mit einem ägyptischen Intellektuellen, Ahmed Pascha Zaki, den ich von Kairo her kenne und der jetzt, nach einem Be-

such beim Imam Yahya, dem König Jemens, in politischer Mission hier ist, sowie mit dem sehr schwerhörigen Gouverneur von Dschidda, dem Ibn Saud alles ins Ohr schreit. Nach ein paar Minuten steht Scheich Fadhl auf und küsst dem König die Hand, ich schüttle sie, und wir ziehen ab.

»Zuhause« erkläre ich meinem Wirt, dass der Besuch nicht das war, was ich wollte. Er fühlt sich unbehaglich und vertröstet mich: Heute war der König zu beschäftigt. Bukra, inschallah, wenn Gott will, wirst du ihn morgen sprechen können.

Der nächste Tag kam, der übernächste, der dritte – und kein Wort von der Audienz. Der britische Konsul Norman Mayers gab mir Tee zu trinken und riet mir, mich zu beeilen. Der König werde höchstens noch fünf Tage in Dschidda bleiben. Der französische Konsul Laurent Depui kannte meinen Namen von meiner Affäre mit Sarrail her, und – zu meinem Glück – hatte er von ihm dieselbe schlechte Meinung wie ich. Er war ein Aristokrat blauesten Blutes, war zum Islam übergetreten und nannte sich Ibrahim Scherif. »Sie wollen den König sprechen? Nichts leichter als das. Schreiben Sie ihm einen Brief, mein Sekretär wird ihn dem König übergeben; morgen nehmen Sie ein Auto, mein Dragoman wird sie begleiten, und Sie fahren zum König, der Sie sicher empfangen wird.« Der Konsul half mir noch, den Brief zu redigieren. »Nicht schreiben, ... den König zu begrüßen, der das Antlitz Arabiens umgestaltet hat. Man hört nicht gern, dass in Arabien irgendetwas verändert wurde.« Ein kleines Meisterwerk orientalischen Hofstils war entstanden, als der Brief endlich vom Konsul genehmigt wurde.

Früh am Morgen holte mich der tunesische Dragoman des Konsuls, Monsieur Hassan Effendi Triki, mit dem Auto ab, das ich (für zehn Schilling die Stunde) gemietet hatte. Wir fuhren etwa sechs Kilometer weit nach einer »Kantara« genannten Farm, wo Ibn Saud in der Villa eines reichen Bürgers Quartier genommen hatte. Im Schreibzimmer ist der »Hof« versammelt, vor allem arbeitet dort geschäftig der »Pressechef«, ein Syrer namens Yussuf Yassin. Der König empfängt mich sofort, erhebt sich und bittet, mit einer Handbewegung auf den zu seinen Füßen kauern den Sekretärweisend, zu warten, bis er seine Post erledigt hat. Er überfliegt rasch die Akten, diktiert noch rascher seine Entscheidungen, erinnert blutwenig an den jungen Krieger, der genau vor 25 Jahren durch einen tollkühnen Handstreich den Thron seiner Väter an sich gerissen hatte.³⁴³

Ibn Saud war, bei aller Frömmigkeit und allem missionarischen Eifer, viel zu klug, viel zu vorsichtig, um es sich mit der damals stärksten Macht im Orient, mit Großbritannien, verderben zu wollen. Das zu erfahren – zu hören, ob von seiner Seite eine ähnliche Gefahr

343 Die im Original folgende weitschweifige Bibelexegese über den Überfall zweier Söhne Jakobs auf die Stadt Sichem (Exodus) mit der Niedermetzlung der Einwohner sowie der in Analogie dazu gesetzte Rückblick auf die Machtergreifung Ibn Sauds wurden hier gestrichen.

für das Jüdische Nationalheim bestehe, wie früher von Seiten des Königs Hussein – war der Zweck meines Besuches bei ihm, und in dieser Beziehung kam ich voll und ganz auf meine Rechnung. Von dem zweistündigen Gespräch mit dem König, das in meinen Zeitungen ausführlich wiedergegeben wurde³⁴⁴, sind heute noch immer einige Erklärungen des wahrhaft großen arabischen Politikers Ibn Saud aktuell und seien daher kurz erinnert: Wie meine Leser wissen³⁴⁵, war zur Zeit meines Besuches (1926) die *Kalifatsfrage* noch immer aktuell. Man schrieb etlichen Persönlichkeiten – vom König Ägyptens bis zum Großmufti von Jerusalem – den Ehrgeiz zu, den Titel des Kalifen zu beanspruchen. In Mekka hatte vor kurzem ein sogenannter panislamischer Kongress stattgefunden, bei dem die Inder – erbitterte Feinde Ibn Sauds nicht nur aus religiösen, sondern auch politischen Gründen, weil er Englands Verbündeter war und die Inder damals (zusammen mit Gandhi) Großbritannien bekämpften, wo immer sie konnten – ein »demokratisches« Kalifatspräsidium vorschlugen, von allen mohammedanischen Ländern beschickt, dessen gewähltes Oberhaupt dann den Titel eines Kalifen führen sollte. Ibn Saud machte sich über diesen panislamischen Bund – den in unseren Tagen sein Sohn, König Faisal³⁴⁶, allerdings auf anderer Bahn wieder verwirklichen will – lustig. Verächtlich sagte er, dass ihn und seine Regierung das Kalifat überhaupt nicht interessiere. Wenn man jemanden finden würde, »der die Bedingungen des Religionsgesetzes für das Amt eines Kalifen erfüllen« könnte, wäre er der erste, der sich vor ihm neigt und ihn anerkennt«:

Die ersten drei Bedingungen: orthodoxer Muslim und aus einwandfreier Abstammung zu sein sowie die Zustimmung der Welt des Islams zu seiner Wahl zu erreichen, kann manch ein Muslim erfüllen. Aber es gibt noch eine vierte Bedingung des Religionsgesetzes: der Kalif muss die Interessen des Islams mit dem *Schwerte* [kursiv: WvW] verteidigen können! Wie kann ich diese Bedingung erfüllen? Ich könnte Kalif in meinem Reiche sein – dort habe ich Macht. Aber kann ich Einfluss auf Syrien nehmen? Kann ich den Islam in Ägypten verteidigen? Es ist klar, dass ich dort ohnmächtig bin – ich, aber ebenso jeder andere. Deshalb kann keine Rede davon sein, dass die Frage des Kalifen aktuell wird.

Wir sprachen – im Anschluss an seine Worte – über Syrien, über das englische Mandat über Palästina und Transjordanien. Er ging auf meine Frage über den Zionismus nicht

344 WvW: *Beim Herrn Arabiens. Ibn Saud über seine Politik*. In: VZ, Nr. 551, 21. November 1926; *Interview mit dem König des Hedschas*. In: NFP, Nr. 22402, 27. Januar 1927.

345 WvW bezieht sich auf seine Artikelserien in der NFP und der VZ (vgl. Anm. 334, 344) sowie auf sein Buch *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (S. 59, Anm. 92). Die folgenden Zitate Ibn Sauds werden nach diesen Texten präzisiert.

346 Faisal ibn Abd al-Aziz (siehe biographische Daten, S. 548).

weiter ein, sondern wiederholte, dass er nicht die Interessen des Islam außerhalb seiner Grenzen verteidigen könne. Nach der Misswirtschaft des Königs Hussein habe er genug zu tun, um Ordnung im Hedschas herzustellen, den er am liebsten, durch einen Akt des Völkerbunds, internationalisieren möchte:

Ich will, dass der Hedschas weder Krieg erklären kann, noch dass man an den Hedschas, an das Land des Propheten, das den Muslims heilig ist, Krieg erklären dürfe. Der Hedschas soll allen Mohammedanern gehören. Alle vier orthodoxen Madhhab des Islams³⁴⁷ sollen hier im Hedschas ihre Heimstätte haben. Natürlich muss jeder, der nach dem Hedschas kommt, die Gesetze des Landes befolgen [das bezieht sich auch auf das Verbot des Rauchens auf der Straße usw., WvW], aber in seinen vier Wänden ist jeder frei. Der Hedschas soll Frieden, Sicherheit und Bequemlichkeit allen Pilgern bieten: das ist mein Programm und das des nächsten panislamischen Kongresses, der hoffentlich die Wege finden wird, um die Neutralität des Landes des Propheten, auf dem Allahs Segen sei, für ewige Zeiten sicherzustellen.

Ich interessierte mich für den Fortschritt der von Ibn Saud 1912 gegründeten Ichwan-Bewegung, die ihm eine blindergebene, fanatisch-fromme und stets kriegsbereite Beduinenarmee zur Verfügung gestellt hatte. Damals wurde das erste Dorf dieser Beduinen-Bruderschaft errichtet, wo die Nomaden die Landwirtschaft – bei teils frisch gebohrten Brunnen – erlernten und außerdem auch Lesen, damit jeder das Wort Gottes selbst erfassen könne. So entstand eine »Allah und Ibn Saud getreue« Gemeinschaft. In wenigen Jahren vermehrte sich die Zahl der Ichwan-Dörfer auf etwa Hundert, ich wollte über sie Näheres erfahren. Aber Ibn Saud verwies mich diesbezüglich auf seinen »Großkämmerer« Scheich Ibrahim ibn Muamar, der würde mir alles erzählen.

Aber ach, weder der Scheich Ibrahim, noch mein bester Freund am Hofe, Scheich Muhammad Mugheri aus Medina, Verfasser eines Buches über die Wahhabitens, wussten mehr zu erzählen, als was Philby in seinem Buch über seine Wanderung durch Arabien 1920 notiert hatte.³⁴⁸ Nicht einmal die Namen neugegründeter Siedlungen konnte oder wollte man mir nennen. Wie ich später erfahren sollte, hatte dieses Schweigen über eine der – von den Engländern am meisten gepriesenen – kolonisatorischen und erzieherischen Leistungen Ibn Sauds gute Gründe. Die Ichwan waren nach der Eroberung des Hedschas unzufrieden mit der, ihrer Ansicht nach, zu toleranten Politik des Königs geworden; umso mehr, als er sich mit Ungläubigen, den Engländern, verbündete, ihre

347 Es handelt sich um die vier islamischen Rechtsschulen (»Madhhab«) der Hanafiten, Hanbaliten, Malikiten und Schafiten, die den Sunniten auch zur Abgrenzung von den Schiiten dienen.

348 Harry Philby: *The Heart of Arabia. A Record of Travel & Exploration* (1922).

Missionen in seinem Lande aufnahm, ja sogar mit den Sowjets diplomatische Beziehungen unterhielt.³⁴⁹

Ich blieb noch vier Tage in Dschidda; hatte noch eine Audienz beim König; wurde sanft ermahnt, dem Pressechef Yussuf Yassin, dem Chefredakteur der Staatszeitung »Umm al Qura«, der den Titel eines Vizeministers des Auswärtigen führte, auf eine kleine Aufmerksamkeit meinerseits rechne. Muhammad Mugheri erklärte mir, was für ein eigentümlicher Herr besagter Yassin sei: »Als Emir Faisal neulich nach London reiste, um den Dank Ibn Sauds für die britische Anerkennung seiner Proklamation zum König des Hedschas zu übermitteln, kamen alle Konsuln zum Abschiedsbesuch auf sein Schiff. Wissen Sie, dass Yassin in der ›Umm al Qura‹ außer dem britischen Konsul nur den ägyptischen erwähnte, weil nur dieser ihm ein 10-Pfundnote geschickt hatte?« Ich hatte keine überflüssige Zehnpfundnote in der Tasche. Herr Yassin strafte mich furchtbar: Mein Besuch beim König des Hedschas und des Nedschd, der erste Besuch eines abendländischen Korrespondenten in Dschidda, wurde im Wochenblatt von Mekka nicht erwähnt. Ich war darüber sehr traurig.

Ich wanderte noch in Dschidda umher, lernte die Leute kennen; sah (außer etlichen nicht unhübschen Negerklavinnen) buchstäblich kein einziges weibliches Wesen. Wenn Kohelet behauptet hat, dass alles eitel sei³⁵⁰, hat er bestimmt nicht die Damen des Hedschas gekannt. Siehe da, auf der Straße bewegen sich vor mir zwei schwarze Klumpen. Du vermutest, es seien große Tonkrüge, die – mit dem Hals am Boden – ins Wandern geraten sind. Stimmt nicht. Wenn du näher kommst, siehst du, in der glühenden Hitze des Sommertags, schwere Seidentücher, mit Gold und Silber verbrämt. Dank deiner ungeheuren Belesenheit weißt du, dass es sich nicht um Krüge handelt, sondern um die bekannten »verschleierte« Damen des Orients. In Kairo hast du hauchdünne Schleier gesehen, die gerade Stirn und Augen verdeckten, kaum bis zur Nasenspitze reichten. In Jerusalem und Damaskus waren die Schleier aus dichterem Tuch, hingen bis zum Kinn herab. Aber hier siehst du beim genauen Hinsehen – es schickt sich allerdings nicht – ein kleines Dreieck, das zwischen Mund und Augenhöhe zwischen den Tüchern klafft, damit die Armen nicht ersticken – aber darunter ist der orthodoxe Schleier! Weiter südlich erblickst du schlampig in Falten herabhängende weiße

349 Anm. WvWs: »In den Jahren, die auf meinen Besuch folgten, machten rebellische Ichwan Einfälle ins Gebiet Transjordanien und des Irak, und schließlich musste Ibn Saud einen förmlichen Krieg gegen ihre Anführer, Faisal al Darwisch und Sultan ibn Bidschad, führen, die im Gefängnis starben. Das war das Ende der Ichwan-Bewegung, die heute vergessen ist.«

350 Kohelet (Prediger Salomos) 1,14: »Alles ist Eitelkeit und ein Haschen nach Wind.«

Strümpfe über Pantoffeln, die dich an die Schuhnummern deines alten Feuerwerkers Wokurka erinnern, wenn er sie wegen seines Rheumas in der Kanzlei anzog. So gehen die Bürgerinnen von Dschidda spazieren. Der reiche Adel allerdings kleidet seine Damen weniger grotesk, eher wie vornehme Türkinnen zur Zeit Abdul Hamids – ein leichter Umhang aus schwarzer Seide reicht bis zur Hüfte, und das Gesicht bedecken keine Tücher, sondern nur der vorgeschriebene schwarze Schleier, der hier auch Klassensymbol ist: Er unterscheidet die Freie von der Hörigen, die Bürgerliche von der körperlich arbeitenden Bäuerin oder der Kastenlosen. Wenn du eine solche Proletarierin siehst, wenn ihr der Wind das Tuch vom Gesicht wegbläst – schau lieber weg. Es lohnt nicht.

Natürlich blühen in einem Lande, wo die Frauenwelt so aussieht, Sittlichkeit, Kunst und Humor, dass es geradezu eine Wonne sein muss. Und natürlich Homosexualität. Der Koran verbietet, ganz wie die Bibel, die mann-männliche Liebe. Ein »Hadith« des Propheten sagt: »Wenn ein Mann einen Mann umarmt, erbebt die Erde, und Allah weint.« Eine der Ursachen, warum ich an die Aussprüche des Propheten, Allahs Gebet sei mit ihm, nicht glaube, ist diese Behauptung. Würde sie stimmen, käme Arabien, vor allem aber Dschidda, nicht aus dem Erdbeben heraus. Zwar nicht bei diesem meinem Besuch im Hedschas, wo die Anwesenheit Ibn Sauds Schrecken verbreitete, wohl aber bei meiner Rückkehr hierher, um Weihnachten, sah ich auf den Straßen die bekannten männlichen Prostituierten, mit untermalten Augen, dem offenen Hemd, das die haarlose Brust zeigte; die »Freunde«, die mit verschlungenen Fingern einherwandelten. Ich hatte selbst derartige Anträge erhalten. Wenn ich nachts auf dem Dach meines Wirts ausgestreckt war, setzte sich bald dieser, bald jener der beiden jungen Sklaven zu mir und versuchte, mich zu interessieren. »Du bist ein Arzt, sieh her, was ich hier habe«, begannen sie und zeigten mir stolz ihre ragende Männlichkeit, über das »Brennen« klagend. Wenn ich kalte Umschläge anriet, behaupteten sie, das hülfe nicht. So blieb mir nichts anderes übrig, als sie der Hilfe Allahs zu empfehlen, der Kranke heilt. Hedschas ist ein furchtbar heiliges Land.

Das zwanzigste Kapitel

handelt von meinen Erlebnissen im »Glücklichen Arabien«

Zaki Pascha hatte mir einen sehr warmen Empfehlungsbrief an den Imam Yahya, den König des Jemen, gegeben, und ich beschloss, dorthin zu fahren und, erstens, zu sehen, wie die jemenitischen Juden jetzt leben und ihnen Botschaft aus Jerusalem zu überbringen, zweitens, zu erfahren, wie seine Beziehungen zu Ibn Saud sind – der mir gesagt habe, dass »nur die Ansprüche des Imam auf Asir, speziell auf die Hafenstadt Gizan, das

gute Einvernehmen stören«, und, drittens, mit eigenen Augen zu sehen, welchen Einfluss die italienischen »Berater« hätten, die Mussolini auf Grund eines Freundschaftsvertrags nach Jemen geschickt hatte.³⁵¹

Am 27. Oktober 1926 weckt man mich zum letzten Mal »zum Gebet«. Der türkische Gesandtschaftsrat Nedjim Bey, früher Generalgouverneur des Jemen, gibt mir noch rasch einen Brief an den König; er ist überzeugt, dass Imam Yahya sich seiner in Liebe erinnere – sagt er. Scheich Fadhl verabschiedet sich; er hofft, mich auf der Rückreise wieder zu Gast zu haben. Ibn Saud hat sich sehr freundlich über mich geäußert, teilt er mir »im Vertrauen« mit. Scheich Mugheri sagt mir, ebenfalls in tiefstem Vertrauen, dass Yussuf Yassin mein Feind sei; er werde mir beim König schaden. Ich verteile rechts und links Maria-Theresien-Taler als Trinkgeld, auch an die beiden Sklaven mit ihrem unbefriedigten Liebesbedürfnis. Sie tragen mein Gepäck zur Schaluppe des Kapitäns Raimondi, Skipper des italienischen Dampfers »Jemen«, auf der Fahrt nach Massaua, dem Haupthafen Eritreas, und von dort, inschallah, nach Hodeidah, dem Haupthafen des Jemen.

Der Dampfer »Jemen«, ein alter Kasten von 2000 Tonnen, ist nicht für verwöhnte Reisende berechnet. Die Kabinen erster Klasse sind neben dem Maschinenraum; Kabinen zweiter Klasse gibt es nur in der Theorie. Sie sind mehr als angenehm warm: zwei Minuten Aufenthalt, um die Kleider zu wechseln, war eine Leistung; fünf Minuten eine Heldentat. Und trotzdem – die acht Tage, die ich auf dem »Jemen« verbrachte, waren vielleicht die fidelsten, die ich auf den acht Meeren verlebte, die ich bis dahin befahren hatte. Der Kapitän, ein Schwerathlet, gutmütig wie ein Kind, gastfreundlich über alle Maßen, verwöhnte mich. Die Schiffsoffiziere waren wie Kameraden. Alle Italiener, mit denen ich damals und später im Roten Meer zusammen kam, waren glühende Faschisten, vergötterten Mussolini, dessen Bild in jeder Kabine hing. Sie träumten von einem großen Kolonialreich Italien, von ihrer rotweißgrünen Flagge über Syrien: »Frankreich?

351 Vgl. WvWs Artikelserien in der NFP: *Mit Weltenbummlern am Roten Meer* (Nr. 22419, 13. Februar 1927), *Am Tor des glücklichen Arabien* (Nr. 22450, 16. März 1927), *Sklavenhandel in Arabien* (Nr. 22495, 1. Mai 1927), *Kamaran, die Pilgerinsel im Roten Meere* (Nr. 22518, 24. Mai 1927), *Ein arabischer Militärstaat* (Nr. 22543, 19. Juni 1927), *Schachspiel und Schachkämpfe an arabischen Fürstenthöfen* (Nr. 22550, 26. Juni 1927), *Wie ich ... nicht zum König von Jemen reiste* (Nr. 22576, 24. Juli 1927), *Bunte Bilder aus dem Jemen* (Nr. 22622, 9. September 1927) und in der VZ: *Fascismus am Roten Meer* (Nr. 66, 9. Februar 1927), *Der erste Tag im Jemen* (Nr. 76, 15. Februar 1927), *Ein arabischer Militärstaat* (Nr. 92, 24. Februar 1927), *Wie ich ... nicht zum König von Jemen reiste* (Nr. 102, 2. März 1927), *Arabische Briefmarken* (Nr. 130, 18. März 1927), *Unter Sonne und Sturm im Roten Meer* (Nr. 158, 3. April 1927), *Bei den Kat-Essern. Alltag in Jemen* (Nr. 358, 31. Juli 1927); sowie *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (S. 59, Anm. 92), S. 161–223.

Armes, altes Volk, hat keine Kinder, keine Zukunft. Wir werden es überall ablösen, mit unserem Geburtenüberschuss von 500.000 im Jahr!« Und alle diese Italiener waren bemüht, Italia vor jedem Fremden zu »repräsentieren«. An Land waren wir stets Gäste des Kapitäns oder des Ersten Offiziers, auch im Kino, im Restaurant, im Café. Als es mir durch Schlaueheit gelang, einmal für die Gesellschaft zu zahlen, schalt der Kapitän seine Offiziere: »Was ist das für ein Benehmen? Ihr lasst Passagiere bezahlen?«

Vor Massaua lagen wir vier Tage, warteten, bis die italienische Militärmission an Bord kam, welche nach dem Jemen fuhr, um die Radiostation des Königs in Betrieb zu setzen – kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Ich nützte diese Zeit, um Massaua kennenzulernen, den Mussolini gerade in einer Proklamation »zum größten Hafen des Roten Meers« erklärt hatte. Ich benützte den Aufenthalt auch, um meine Wäsche und Kleider einer Abessinierin, die mir vom Kapitän empfohlen wurde, zum Waschen und Bügeln zu geben. Ich war mit ihrer Arbeit sehr zufrieden und zahlte vermutlich mehr als üblich. Denn um ihre Dankbarkeit zu erweisen, kam sie des Nachts in meine Kabine, ließ ihr Hemd fallen und legte sich zu mir. Es gelang mir, sie loszuwerden, ohne handgreiflich zu werden, aber bei dieser Gelegenheit konnte ich feststellen, dass die Araber, die Negerinnen den Frauen ihres Landes vorzogen, die Wahrheit sagten: Die Haut der Schwarzen war auch im heißen Klima – in der Hitze meiner jämmerlichen Kabine – angenehm kühl: »Negerinnen schwitzen nicht.«

Die Fahrt nach Hodeidah dauerte vier Tage und Nächte. Ein böser Sturm hielt das Dampfschiff so sehr zurück, dass wir die ersten zwei Tage nur zwei Meilen die Stunde zurücklegten. Selbst der Koch und die Stewards waren seekrank. Diese zwei Tage lang bekamen wir nichts zu essen – hatten auch nicht sehr viel Appetit. Ich machte damals an mir eine überraschende psychologische Beobachtung: Ich *freute* mich darüber, dass alle Leute, die ich sah, seekrank waren, während ich, der sich nicht von seinem Liegestuhl am Deck rührte, aus Angst vor dem gleichen Schicksal, »stolz« auf meine Seefestigkeit war. Worauf ein Mensch stolz ist! Als der Sturm etwas nachließ, konnte ich sogar seekranke Passagiere ärztlich betreuen, darunter die Frau des schon erwähnten ex-hedschasischen Majors Abdul Aziz (LWV 323), der jetzt Dienst beim Imam Yahya suchte. Während wir vor Hodeidah ankern, kommt ein Polizeioffizier, um ihn zum Emir von Hodeidah zu bringen. Er nimmt von mir tränenden Auges Abschied (ich hatte kein Honorar für meine Behandlung genommen, daher die große Liebe): »Oh weh, oh weh. Imam Yahya zahlt einem Major nur vier Pfund monatlich. Wäre ich doch bei Ibn Saud geblieben!« Dann bindet er sein Kopftuch fest, klettert die Strickleiter hinab in das kleine Boot, das ihn erwartet, und fährt der ungewissen Zukunft entgegen. Ein paar Minuten später folge ich ihm, auf einem Segelboot, das mich die etlichen Kilometer bis zum – von drei Wellenbrechern geschützten, etwa hundert Schritt langen und etwas

breiteren – Bassin für Nichtschwimmer bringt, das den »Hafen« von Hodeidah darstellt. Dort werden Passagiere und Ladung neuerlich umverteilt und von sehnigen Negerarmen ans Land getragen. Auf den Schultern eines Schwarzen ritt ich ans Ufer und war entzückt über diese altväterliche Sitte. Wie herrlich ungekünstelt dieser Hafen, wo ein paar Stufen, an den Wellenbrechern angebaut, genügten, diese als Molo, als Landungssteg zu benützen.³⁵² Festen Boden unter den Füßen fühlend, sprach ich in ehrlicher Dankbarkeit die rituelle Formel: »Al hamdu li-lâhi rabbi l-âlamîn« – Lob dem Herrn der Welten. Die erste Etappe meiner Reise war zu Ende.

Ein netter Perser, der sich als Polizeichef vorstellte, brachte mich sofort zum Gouverneur Emir Sayid Hussein Abd el Kader, einem Vetter des Königs, Mitglied der jemenitischen Delegation bei dem Kalifatskongress in Mekka. Anders als bei Ibn Saud dienten hier Gardisten. Vor der Tür des Palais stand eine Schildwache. Innen, am Fuß jeder Treppe, eine andere Schildwache. Vor dem Audienzzimmer ein halbdutzend Müßiggänger, blauen Lendenschurz bis zu den Knien, ein schwarzes, über der Brust offenes Jäckchen bis zum Nabel, ein Tuch über dem lockigen Haar, das – heute wäre es für europäische Popsänger passend – in Dauerwellen bis zu den Schultern reichte. Gewehre und eine Messingtrompete an der Wand bezeugten, dass diese Gesellschaft zur Leibwache seiner Hoheit gehörte.

Der Gouverneur, mit untergeschlagenen Beinen auf einem Kanapee hinter einem Mahagonischreibtisch hockend, nahm das Rohr seiner Nargileh aus dem Mund, um mich zu begrüßen und auszufragen. Sein Arabisch zu verstehen, fiel mir schwer. Es ging mir wie dem Amerikaner, der sich in Paris darüber beschwert, dass die Leute nicht einmal ihre Muttersprache verstehen. Ich sagte, ich wünsche nach Sanaa, der Hauptstadt des Jemen, weiterzureisen und den Imam Yahya zu interviewen. Der Emir wollte von mir wissen, was ich bei Ibn Saud gemacht hätte, was es in Dschidda Neues gebe, ob die Engländer mit Mussolini freundschaftlich verbunden seien – jede Frage eine andere Falle. Schließlich nahm er meine Empfehlungsbriefe in Empfang und tat so, als sei er von meinen Auskünften befriedigt, und wies mir eine Wohnung in der Beladiye an, dem Stadtverwaltungsgebäude und Gästehaus des Gouverneurs.

Mein Quartier war wirklich schön: ein Zimmer mit zehn Fenstern nach vier Seiten windig und kühl; eine Vorhalle für den Diener, Nebenräume, wo man sich waschen konnte; eine Terrasse mit Söller und von dort weiter Ausblick über die Dächer der Stadt ... was konnte man mehr verlangen! Allerdings: Die Zimmereinrichtung bestand weitgehend aus Staub, in dem Flöhe lustig herumsprangen. Ich ersuchte die Soldaten, den Boden aufzuwaschen; sie rieten davon ab; vom Wasser komme Ungeziefer. Dann

352 Anm. WvWs: »Nebenbei bemerkt: bis die Israeli, nach 1967, in Gaza einen Molo bauten, war dieser Hafen ebenso primitiv geblieben.«

brachte man mir Bett und Diwan, Tisch und Stühle, Öllampe und Besen. Bett und Diwan hatten die gleichen Ausmaße: Holzrahmen von 80 x 145 Zentimeter, über die Strohschnüre à la Kreuzworträtsel gespannt waren. Jeden Rahmen trugen vier Füße. Ich messe aber doch einiges über 145 Zentimeter. Wesentliche Körperteile hingen deshalb über den Bettrahmen hinaus; das macht die Nachtruhe besonders »reizvoll«.

Bald kam Besuch. Der Kommandant der Beladiye, Befehlshaber über 21 Mann, stellte sich vor: Selim Tschausch (Feldwebel), mit der Sorgfalt über mein Wohlergehen betraut, bittet um Geld für Einkäufe – Wasser zum Waschen, Tee zum Trinken, für Nahrungsmittel. Ich ahne düster neue Erfahrungen mit arabischer Gastfreundschaft und verlasse mich nicht auf eine Privatinitiative des Herrn Selim. Ich halte ihm eine Rede: »Esma, ya Tschausch, ich will zwei Diener haben, von denen einer immer im Vorraum sitzen oder liegen muss.« Ich gebe Bakschisch. »Einer von den Beiden muss kochen können.« Ich gebe Bakschisch. »Und du sollst mir eine Teekanne kaufen, einen Primus, Wassergläser, Teller, Brot und Salz und überhaupt ...« Ich gebe Bakschisch. Und zog einen Strumpf aus meinem Koffer hervor, zum Platzen prall mit Talern gefüllt. Fünf dieser schönen Silberstücke zählte ich auf den Tisch – ein halbes Goldpfund an Wert.

Der Feldwebel knickte vor Ehrfurcht zusammen, knotete das Geld in einen Zipfel seines drei Meter langen Gürteltuches und verschwand. Zwei Stunden später – ungebabte Trompeter hatten bereits die *Retraite*³⁵³ geblasen – brachte mein neuer Diener die Einkäufe. Salz hatte er in seinem Strohfes verwahrt; Tee in einer Tüte im Gürtel; das Essen – alles, den Tee inbegriffen, so versalzen, dass ich es nicht genießen konnte. So aß ich denn Bananen mit Zucker und als Nachtisch etliche Datteln und ging hungrig zu Bett. Meine Beine, im Weltenraum frei beweglich in Kniehöhe aufgehängt, taten weh. Der Magen knurrte. Lange betrachtete ich die Sterne am Nachthimmel und beneidete sie. Sie waren so weit weg von Hodeidah, der Pforte zu Arabia Felix, dem Glücklichen Arabien, wie die unwissenden Lateiner den Jemen getauft hatten.

Bald hatte es sich herumgesprochen, dass ein Hakim, ein Arzt, angekommen sei, und ich machte Bekanntschaften mit Patienten, die mich konsultierten (meistens über Geschlechtskrankheiten und/oder männliche Impotenz). Die Antwort des Königs ließ auf sich warten, und so verbrachte ich die Tage damit, zu versuchen, etwas Genießbares zu Essen zu bekommen. Es gelang nicht. Das Brackwasser, »Hali« genannt, ließ seinen bitteren Geschmack in alle Speisen eindringen, im Tee siegte es über den Zucker, in Fleischklößen über den Pfeffer. Ich versuchte es mit Braten; das Fett schmeckte nicht nach Englisch-Salz, roch aber nach Hammel, was ich auch nicht vertrug. Bald hatte

353 *Retraite*: Zapfenstreich zur Rückkehr der Soldaten in die Kaserne.

ich mir das Kochen und das Essen abgewöhnt, lebte von rohem Gemüse und rohen Eiern. Am fünften Hungertag war ich bei einem Italiener zu Gast. Suppe, gekochtes Huhn, Tee – alles war schmackhaft, schmeckte nicht nach Meersalz. Aufgeregt fragte ich: »Wie kriegen Sie den Salzgeschmack aus dem Wasser heraus?« – »Es ist gar keines drin«, erwiderte mein Gastfreund ganz erstaunt. »Wir haben doch hier zwei Arten Wasser: das Grundwasser, Hali, das Meersalz enthält, und Mandar, das Süßwasser, von den Quellen.« Ich stürzte nach Hause, brüllte Koch und Diener an. Die sind ehrlich gekränkt: »Mandar ist schrecklich teuer; es kommt von weither. Ganze zwei Imama per Blech. [Etwa ein Pfennig per Liter!] Soviel wird der Effendi doch nicht für bloßes Wasser ausgeben wollen. Und außerdem, wenn man Kat kaut, braucht man Hali. Kat stopft, und Hali führt ab ...« (Stimmt!).

Kat aber, ein Kraut, das in Büscheln im wasserreichen Gebirge wächst und von dort, in Bananenblätter sorgsam verpackt, an die Küste gebracht wird, ist für den Jemeniten das, was für unsere heutigen Hippies Marihuana oder Haschisch ist. Die zarten, grünen Blätter werden einzeln zerkaut – sie schmecken erfrischend säuerlich wie unser Sauerampfer. Während des Kauens nimmt man von Zeit zu Zeit einen Schluck Tee, raucht dazu die Wasserpfeife, hier Buri genannt, und ist glücklich: Man gerät in einen Dämmerzustand, liegt auf dem Diwan, raucht, kaut, denkt an nichts. Ich fand den Kat ganz angenehm, aber er hat zwei böse Eigenschaften, durch die er – wenigstens zu meiner Zeit – das Land Jemen ruinierte: Erstens, kostet er mehr Geld, als die Leute sich leisten können (wie alle Drogen, denke ich). Ein Büschel, das für richtige Katesser knapp zwei Tage reicht, kostete damals einen Taler. Nun bekam damals ein Soldat monatlich fünf bis sieben Taler, ein Leutnant zehn bis zwölf, ein Hafekommandant, »Emir al Bahr«, Admiral tituiert, fünfzehn Taler – genauso viel wie sein Monatsbedarf an Kat kostet. Die Folge davon: Alles lebte von Bestechung oder Diebstahl; die jemenitischen Soldaten plünderten und stahlen, ohne dass ihre Vorgesetzten etwas dagegen unternahmen – und machten dadurch die Herrschaft des Imam in dessen Grenzprovinzen verhasst. Das ist (indirekt) die Folge des Katessens. Zweitens macht der Kat – wie anderswo das Opium – das ganze Volk müde, blass, schläfrig. Die Menschen sind weit unter europäischem Mittelmaß klein; Verdauungsstörungen sind an der Tagesordnung. Da ohne Rauchen der Genuss des Kat nur ein halber ist, wird auch viel und starker, sogenannter »persischer« Tabak verbraucht, der in Hadramaut angebaut wird. Dort sind die billigsten Sorten am meisten gefragt.

Ich hatte täglich drei oder vier Kranke zu besuchen, die den »englischen Arzt« dem tüchtigen, an deutschen Schulen ausgebildeten Italiener vorzogen, den Mussolini gratis und franko der Stadt Hodeidah zur Verfügung gestellt hat. So waren die Tage des Wartens auf den Bescheid des Imam ziemlich ausgefüllt: am Morgen Visite bei den paar Kranken, dann Wanderungen in der Umgebung. Mittags war ich da und dort eingela-

den – beim italienischen Arzt, dem Ingenieur, einem Patienten. Abends saß ich bei dem persischen Polizeikommissar am Molo, trank salzigen Tee und führte mit seinen Gästen ernsthafte Gespräche über Politik, wie es sich für Leute geziemt, die die geräuschvollen Vergnügungen des Volks in den Kaffeehäusern am Osttor der Stadt missbilligen. Wenn es finster wird, geht man brav nach Hause, zündet die Stalllaterne an, schreibt nieder, was man gesehen und gehört hat. Der Diener bringt das magere Nachtmahl; man wäscht sich, legt sich auf den Diwan, hört die Retraite geblasen, und weiß: wieder ein Tag vorüber.

Hodeidah hatte vor dem Ersten Weltkrieg, den Büchern zufolge, 45.000 Einwohner. 1926 – nach der Eroberung durch den Imam – schätzte ich die Stadt auf kaum 8000, darunter etwa zehn Italiener, ein halbes Dutzend Griechen und ein einziger Jude, der ein armseliges Geschäft mit importierten Konservenbüchsen hatte. Ich umschritt die Stadt. Ihre Mauer, an vielen Stellen zerstört, durch Matten und Reisiggeflecht da und dort notdürftig verstärkt, misst 350 Schritte im Norden, 400 im Osten, 500 im Süden und lässt die Stadt gegen Westen, gegen das Meer, offen. Nach Osten – auf der Straße nach Sanaa – liegt in einem mächtigen Torgebäude eine starke Wachabteilung, die den Verkehr kontrolliert. Im Innern der Mauer lebt die elegante Welt – Kaufherrn, Agenten Beamte, Offiziere; außerhalb der Stadtmauern – das Proletariat. Die Häuser der Reichen sind oft sehr ansehnlich, schmaler als in Dschidda, aber ebenso hoch – mindestens drei Stockwerke. Die Holzgitter vor den Fenstern und die Türen sind herrlich geschnitzt, indo-persischer Stil. Ich hätte fürs Leben gern eine solche Türe mit nach Jerusalem genommen – spottbillig, zwanzig Taler, also zwei Sovereigns.³⁵⁴ Aber wie hätte ich sie transportieren sollen?

Hodeidah ist sunnitisch – der Jemen ist aber schiitisch, und allein deshalb besteht erbitterte Feindschaft zwischen den Soldaten des Imam und der Stadt, die er (nach Abzug der Engländer 1919) besetzt hat. Ebenso hassen ihn die Beduinen der Umgebung, denen er verboten hat, Wegzölle von Durchreisenden – ein Achtel bis ein Viertel Taler für jedes Kamel – einzuheben. Ein Jahr vor meinem Besuch empörten sich einige Beduinenstämme und töteten angeblich in sechs Stunden die neunhundert Mann, die bei ihnen einquartiert waren. Etwas später wurden nordöstlich von Hodeidah hundertfünfzig Mann erschlagen. Der Imam musste sich mit der Bitte um Verzeihung und dem Versprechen künftigen Wohlverhaltens zufrieden geben.

So sah es damals in Hodeidah aus, so in der ganzen Tihama genannten Küstenprovinz des Jemen, mit ihren etwa 500.000 sunnitischen Einwohnern, die jetzt von den mindestens doppelt so starken schiitischen Bergbewohnern beherrscht und ausgebeutet werden. Darob die Feindschaft mit Ibn Saud – ein latenter Krieg um die Küsten-

³⁵⁴ Sovereign: englische Goldmünze.

provinz, das Emirat Asir. Bis 1924 hatte der Imam formell noch die türkische Oberherrschaft anerkannt, die türkische Flagge wehte noch sechs Jahre nach dem Ende des Weltkriegs über Jemen und Hodeidah. Der Imam brauchte die türkischen Truppen und Offiziere, um sich gegen seine Feinde, gegen England und Asir behaupten zu können. Daher nahm er einfach »die dummen Waffenstillstands- und Friedensverträge« nicht zur Kenntnis. Er verbot den türkischen Offizieren, Jemen zu verlassen und zwang sie, zu denselben Hungerlöhnen, die er seinen Jemeniten zahlte, für ihn zu kämpfen, unterwarf mit ihrer Hilfe den Sultan von Hadramaut und den von England unterstützten Sultan von Dhala, nördlich von Aden. 1924 musste Imam Yahya die Türken entlassen und nahm den Königstitel von Jemen an. Er ließ sogar eigene Briefmarken drucken – ich kaufte einige Blätter davon, die ich später verschenkt habe. Der Weltpostverein hatte damals Jemen noch nicht in seine Union aufgenommen, und niemand wollte mir für diese Exoten den von mir erhofften guten Preis bezahlen.

Ich langweilte mich in Hodeidah redlich, bis endlich, endlich die Antwort des Imam eintraf und ich zum Gouverneur geladen wurde. Man hatte mir schon gesagt, dass die Empfehlung durch Zaki Pascha mir schaden würde. Zaki hat die Italienpolitik des Imam getadelt, und seither hält er ihn für seinen Feind. So warte ich denn, voll düsterer Ahnungen, vor dem Gouverneurspalast auf den Emir, der, von seinen Neffen begleitet, auf einem schönen weißen Esel angeritten kommt, von seiner Leibgarde – Reitern, Fußgängern, Offizieren umringt. Gnädig lässt sich der Emir photographieren, wandert dann mit mir ins Ratszimmer, wo er zunächst Gerichtstag hält. Bei den Orientalen gibt es keine Advokaten, die für die Parteien das Wort führen. Jeder redet für sich, und der Richter – in diesem Fall der Gouverneur – trifft seine Entscheidung auf der Stelle. Kann oder will die Partei nicht reden, dann lässt sie von dem dienstführenden Offizier den Tatbestand aufzeichnen. Die Ärmeren oder die Schuldbewussten kauern zu Füßen des Emirs, küssen ihm die Hand, den Ärmel, demütigen sich in jeder Weise, während er die Zettel durchliest, überlegt und dann – nach ein oder zwei Fragen – entscheidet. Ich erzähle ihm vom europäischen Gerichtsverfahren, den Anwälten, Geschworenen; er schüttelt den Kopf über diesen Unsinn: »Was wäre ich für ein Richter, wenn ich einen Anwalt brauchen würde, der mich über das Gesetz belehrt, wer schuldig oder unschuldig ist?« Und dann bietet er mir nochmals Kaffee, Zigaretten, Tee an und berichtet, etwas verlegen: »Der Imam lässt Ihnen sagen, dass er in den nächsten Tagen verreisen wird. Auch ist das Wetter in den Bergen im November so kalt, dass er Ihnen nicht zumuten kann, diese beschwerliche Reise zu machen.« Der König schickt mir als Geschenk zwei »Götzenbilder«: 22 cm hohe Grabstatuetten aus dem 3./4. Jahrhundert vor Mohammed, aus der Gegend von Saba, nackte Frauen mit Bubi-Kopf-Frisuren, thronend, die Mondgöttin symbolisierend, wie ich später erfuhr. Eine davon gab ich

dem Dr. Redlich als Geschenk, die zweite steht bis heute in meinem Wohnzimmer. Als Gegengeschenk für den Imam gab ich meinen Höhenmesserbarometer, der mir nicht mehr von Nutzen war, da ich nicht nach dem Innern des Landes reisen konnte. Auch meine Bitte, mich zu Land nach Aden reisen zu lassen, schlug er ab – der Weg führt durchs Gebiet der Zaraniq, mit denen der Imam gerade im Krieg liegt. Auch nach Asir reisen lässt er mich nicht: Dort herrscht ebenfalls wenn nicht Krieg doch Kriegsgefahr. So erkläre ich denn, ich wolle nach Dschidda zurück; erhalte dafür einen jemenitischen Pass und beschließe, nicht auf einen Dampfer zu warten, sondern mir ein Segelboot zu mieten und damit nach der britischen Inselkolonie von Kamaran zu fahren. Dort wäre ich frei – und von dort könne ich meine weiteren Pläne machen. Der Perser, der mir den Pass ausstellt, sagt mir leise: »Allah geleite dich. Wenn du einen echten arabischen Fürstenhof sehen willst, dann mache Halt in Asir und besuche den Idrisi.« Ich beschloss, diesen Rat zu befolgen – gerade deshalb, weil ich bis dahin so gut wie nichts von diesem Fürstentum gehört hatte.

Endlich hatte ich mit dem Nahoda – das ist kein tschechisches Hauptwort, sondern heißt Kapitän – den Vertrag abgeschlossen. Für dreißig Maria-Theresien-Taler, das sind drei Goldpfunde, vermietet er mir sein Segelboot – eine Nusschale von zwölf Meter Länge, nicht über zwei Meter breit; mit einem Steuerdeck, auf dem ich wohnen sollte, kaum einen halben Meter höher als der Laderaum und kaum lang genug, dass ich mich darauf ausstrecken konnte. Die Bedingungen: Außer auf der Fahrt nach Kamaran – »eine Kleinigkeit; bei Sonnenaufgang fährt man los, bei gutem Wind ist man zu Mittag dort« – darf er keine Passagiere mitnehmen; verproviantieren muss ich mich selbst; in Kamaran kann ich einkaufen.

Ich nehme Abschied. Der italienische Ingenieur gibt ein Festessen für die ganze europäische Kolonie, bei dem ich mir den Magen verdorben hätte, wenn das bei mir möglich gewesen wäre – so viel wurde aufgetischt. Danach schiffe ich mich ein. Die Reicherer ritten auf den Schultern von Lasträgern, denen die Flut bis zur Brust reichte. Die Ärmerer wickelten ihren Besitz in das Turbantuch, schwammen zum Schiff und machten sittsam Toilette, ehe sie an Bord kletterten. Allmählich wurde mir unheimlich. Aus den »einigen« Passagieren, von denen der Nahoda gesprochen hatte, wurden über zwanzig: Weiber, Kinder, Greise, ein Kretin, der ununterbrochen erbrach. Ein Alter, mit Syphilis-Narben im Gesicht, baute sich neben mir auf und rauchte seine Buri. Ausnahmslos alle waren Neger, und alle rochen nach Neger.

Auf halbem Weg nach Kamaran legte sich der Wind, und wir lagen still. Still eigentlich nicht, denn der Sambuk schaukelte wie ein Hutschpferd, aber wir kamen nicht vorwärts. Ich lag auf dem Bauch; Mantel, Kaftan und Kopftuch hatte ich über meinen Schädel gezogen, zum Schutz gegen die entsetzlichen Sonnenstrahlen. Umsonst! Die Hitze

hatte mich im Halbschlaf überrascht, und nun fehlte mir die Kraft, mich auch nur aufzurichten, meine Lage zu verändern. Ich fühlte: Wenn es nur um ein Zehntel Grad noch heißer wird, wenn die Sonne nur noch eine Viertelstunde so weiter auf mich niederbrennt, erfasst mich wahnsinnige Angst. Ich glaube, ich war schon nicht mehr bei klarem Verstand, sonst hätte ich, wie ich es später oft tat, meinen Mantel einfach ins Meer getaucht und ihn mir nass auf Kopf und Gesicht gelegt. Der Wind schlief. Tiefe Stille. Nur das Knarren des Mastbaums, gegen den das schlaffe Segel klatscht. Ich glaube, sterben zu müssen – da höre ich den Steuermann hinter mir unter den Säcken kramen – sehe ihn Ruder und Stangen in die Bordbretter rammen. Fühle auf einmal, wie sich etwas wie eine Wand zwischen mich und die Sonne schiebt. Ich kann wieder atmen, kann mich sogar auf den Rücken drehen. Der Nahoda hatte eine Zeltplache über das Steuerdeck gespannt; etwas Kühlung, etwas Schutz vor der schrecklichen Sonne. Schatten! Das Zeltdach war niedrig; ich konnte mich nicht einmal aufsetzen, aber ich konnte wenigstens sehen, konnte die Hand ins Meer tauchen und Stirn und Brust benetzen. Seit diesem Tag schlief ich nie mehr im Boot ohne das Zeltdach, aus Furcht, sonst nicht mehr aufzuwachen.

Wir sind in Sicht der Insel Kamaran, aber windlos vergehen noch zehn Stunden, ehe wir im Hafen ankern. Nachts darf man nicht an Land – der Quarantäne-Arzt kontrolliert erst am Morgen. Kamaran kontrolliert, desinfiziert all die Zehntausenden Pilger von Indien und Malaya und Indonesien und den Philippinen, die hier auf der Fahrt nach Dschidda anlegen müssen: Europas vorgeschobener Grenzposten auf der Wacht gegen Pest und Cholera unter der Ägide der Internationalen Sanitätskommission – und unter britischer Herrschaft. Ich stieg mit dem indischen Quarantänearzt an Land und trank mit ihm in seinem kleinen (nur für die Eingeborenen, nicht für die Pilger bestimmten) Spital Tee, wirklichen Tee mit Süßwasser, mein erstes Getränk seit über 24 Stunden! Er erzählte mir, ich sei der erste Tourist seit Menschengedenken. Pilger – ja, die passieren hier zu Zehntausenden während der Hadsch, aber »kein vernünftiger Mensch kommt hierher ohne zwingenden Grund, Sie sind der erste«, sagte der Doktor und neigte höflich sein beturbantes Haupt.

Nachdem ich vier, fünf, sechs Glas Tee getrunken habe, begleitet er mich zum Bungalow des »Administrators«, eines charmanten Captains namens Ross-Magenty. Vor dieser Baracke stehen dick und ruhig zwei kleine Schiffsgeschütze neben dem Fahnenmast und symbolisieren die Pax Britannica: »Hier ist die Insel des Friedens«, erklärt mir der Captain die politische Lage. »Unter diese Flagge flüchten alle, die in Südarabien sich bedroht fühlen. Entthronte Häuptlinge, davongejagte Minister. Alle finden Asyl, solange sie sich ruhig verhalten. Unser Gefängnis – die Stadt hat kaum 1500 Einwohner, Neger oder Mulatten – steht fast immer leer. Seit ich hier bin, habe ich ein einziges Mal eine Strafe verhängt. Gewöhnlich verurteile ich zur Deportation. So halten wir hier Frieden.«

Die Beamten sind glücklich auf diesem Eiland. Das Leben ist billig, Geld kann man beim besten Willen nicht ausgeben, so bleibt der größte Teil der Gehälter – 120 Sterling für den Administrator, über 50 Pfund selbst für den untersten indischen Arzt – auf der hohen Kante. Die drei Engländer richten sich ein, wie es sich gehört: Tennisplatz, Schwimmbad im Meer – durch eiserne Gitter gegen Haifische gesichert –, Eis- und Sodawasserfabrik, Reitpferde zu Ausflügen auf der immerhin zwanzig Kilometer langen und halb so breiten Insel, Boote zu Spazierfahrten im Meer. Nicht einmal die Hitze ist sehr schlimm; Krankheiten gibt es nicht. Kamaran ist beinahe ein Paradies, aber nicht für jedermann!

Es gibt eine einzige kleine Oase von etwa hundert Palmen in der Insel – mit Brunnen, aus denen armselige Araber Wasser schöpfen, das sie auf Eseln oder Kamelen zum Verkauf in die Stadt bringen. Ganz kleine, dürrtige Gemüseгärtchen. Das ist so ziemlich alles, was die Insel hervorbringt. Datteln tragen die Palmen nicht. Die Eingeborenen sind zu faul, hinaufzuklettern und sie künstlich zu befruchten. Weizen, Durra gibt es nicht, wird eingeführt. Das Meer gibt Fische und (immer weniger) Perlen, davon lebt alles, was nicht direkt oder indirekt von der britischen Garnison – eine indische Infanteriekompagnie – und den Einnahmen der Pilgerfahrt lebt. Ein indischer Kaufmann begleitet mich, als ich meinen Proviant für die Weiterreise einkaufe – mit Mühe und Not bekomme ich fünf Eier, etwas Maisbrot, das entsetzlich schmeckt, und etliche Dosen Mixed Pickles –, und er seufzt: »Das Land ist arm. Das ist es, was wir Tag für Tag essen: Brot aus Durra und Fisch. Dazu trinken wir Hali – Wasser. Und wenn wir ein gutes Geschäft machen – ein Glas Wermut. Das ist kein Wein. Das ist Medizin. Und dann erzählt er mir den neuesten Tratsch. Im Gefängnis sitzt jetzt ein Matrose. Er hat einen Buben sodomisiert, und der Junge hat sich über die Schmerzen beklagt. Er hat geglaubt, dass man ihm ein Stück Holz hineingestoßen hat – hahahaha! Der Matrose war verheiratet – aber Frauen, musst du wissen, Sahib, werden allmählich weit, und kleine Jungen sind eng. Hahahaha. Ein Paradies, wirklich ein Paradies, diese Insel!

Das einundzwanzigste Kapitel schildert meine Sturmfahrt nach dem Land der Idrisi

Ich habe in Kamaran, auf Rat des Inders, ein anderes Boot gemietet: neun Taler für vier Tage.³⁵⁵ Aber der Nahoda hatte für dieses Geld (einen Schilling) eine riesige Flasche

³⁵⁵ Siehe WvWs Artikelserie in der VZ: *Unter Sonne und Sturm im Roten Meer* (Nr. 158, 3. April 1927), *In Jemen verhaftet* (Nr. 176, 14. April 1927), sowie *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (S. 59, Anm. 92), S. 224–247.

destilliertes Wasser aus dem Kondensator Kamarans für mich mitzubringen, Brot zu beschaffen und durfte keine anderen Passagiere aufnehmen. Das neue Boot war größer und sauberer als das frühere. Ich bekam eine Strohmatte als Lager, und über dem Hinterdeck war ein Schattendach auch aus Stroh gespannt, unter dem ich bequem sitzen konnte. Sogar ein »Rettungsboot« war an Bord, ein »Huri« aus einem Baumstamm ausgehöhlt – etwa vier Meter lang, einen halben Meter innen breit, vierzig cm tief. Die Ruder zu diesem Boot waren etwas primitiv: kreisrunde Scheiben, eine Spanne breit, aus Holzbrettern geschnitzt, mit Schiffspagat an meterlangen Stangen angebunden. Sie waren nicht unbedingt notwendig; ich sah später, wie die Bootsleute, im Kanu kniend, mit ihren Händen das schlanke Fahrzeug vorwärts ruderten. Im Indischen Ozean dürfe man das freilich nicht, erklärte man mir. Dort sind die Haifische viel bissiger als im Roten Meer.

Wieder Windstille – auf halbem Weg von Kamaran zum nächsten Hafen, Loheia. Wir liegen still, während sich hinter uns der steile Salzberg von Salif in Abendtinten löst. Captain Ross-Magenty hatte mir mit hörbarem Bedauern in der Stimme erzählt, wie 1919 Major-General Richard Lawrence – nicht der Lawrence of Arabia – beim großen Liquidieren der britischen Positionen in Arabien nach Kriegsende auch den kostbaren Salzberg von Salif, nach einer »Volksabstimmung«, dem Muhammad Idrisi, »dem Großen«, dem Herrscher von Asir, übergeben hatte. Jetzt weht die blutrote Fahne des Jemen über dem Pyramidenberg, um dessen Ausbeute sich die Italiener bewerben ... erzählen mir die Matrosen.

Gegen Mitternacht hebt sich ein starker, günstiger Wind. Die Araber lieben es nicht, bei Nacht zu segeln; so unglaublich es mir klingt: Sie kennen nicht die Gestirne, nicht einmal über den Polarstern sind sie ganz sicher. Aber der Wind kommt vom Süden, und die Fahrt geht nach Norden. Nach langem Palavern beschließt man, den Anker zu lichten. Wie ein Pfeil schießt der Sambuk durch die Wogen. Das Segel stöhnt, der Mast biegt sich unter dem harten Wind. Herrlich kühl ist die Nachtfahrt; wie ein Traum ist dieses Reiten auf Wind und Wellen. Silberweiß steigen Wolken im Süden auf, glänzen im Mondlicht wie riesige Vögel, die im Wind flattern. Wir jagen, wir fliegen über die Schaumkronen der Wogen. Immer mehr weiße Wolken, immer stärker der Wind ... Eine halbe Stunde später wird der Wind zum Sturm, dreht sich etwas, packt uns von Westen her in der Seite. Das kleine Schiff schießt unter voller Segellast vorwärts, aber beugt sich bei jedem Windstoß bis zum Bordrand ins Wasser. Wolkenbänke verschlingen Mond und Sterne. Der Nordstern verschwindet. Das Meer wird weglos.

Der Nahoda und seine drei Matrosen verkleinern die Leinwand, das Segel wird umgestellt, man sucht die schützende Küste. Der Sturm packt uns mit voller Gewalt, der Sambuk biegt sich nach Backbord, richtet sich wieder auf, biegt sich neuerlich, ein

Schrei: Der Huri ist aus den Seilen gegelitten, treibt, kaum als Schatten erkennbar, in der finsternen See. Der Kapitän reißt das Steuer herum. Die drei Araber hängen sich in die Segelstricke, um das Segel umzustellen. »Emsik, emsik, fasst an! Rasch, oder wir kentern!« Der Nahoda springt zu den Tauen, hängt sich mit ganzem Gewicht an sie, überlässt mir das Steuerruder: »Fest nach Backbord drücken, nur fest drücken.« Zwei Meter hohe Wellen schlagen über Bord. Mit beiden Händen presse ich das Ruder zur Seite, der Huri ist ein paar Schiffslängen von uns entfernt, eine haushohe Welle schlägt über mich, mein Mantel, die Matte, ein paar Stangen schwimmen davon. Ein Matrose fischt sie heraus, und ich denke mir, ob diese Reise wirklich nötig war. Wie heißt es in dem schönen Lied? »Hätt' ich gefolgt dem Großpapa, hätt' ich gefolgt der Großmama.«³⁵⁶

Neues Segelumstellen – der Huri ist jetzt etwa hundert Meter hinter uns; wir müssen zurück. Mit dieser Nusschale gegen den Sturm steuern? »Lass doch den Huri zum Teufel gehen«, rate ich. »Zahlst du, was der Huri kostet?«, brüllt der Nahoda durch das Getöse von Wind und Wellen vom Mast aus zu mir zurück. Was kann schon ein hohler Baumstamm kosten, denke ich, und lache. Der Nahoda belehrt mich: »Hundertfünfzig, auch zweihundert Taler, wenn er gut ist. Und unserer ist sehr gut.« Zweihundert Taler ist mir die Flucht vor dem Sturm nicht wert. Also lasst uns auf die Jagd nach dem Huri gehen! Das letzte Segel wird gerefft, das Boot treibt vor dem Sturm, viel langsamer als das Kanu, der Huri kommt näher, und der Kapitän springt ins Meer, schwimmt auf ihn zu, bringt ihn, mit den Händen rudern, zum Sambuk ... ein Heldenstück, scheint es mir.

Das Segel wird wieder gehisst, in rasender Fahrt fliehen wir vor dem Sturm. Die Männer beten laut. Eine Fatha nach der anderen. Nach meinem Kompass kommt der Wind von Südsüdwest; wir hoffen, dass er uns nach Loheia treibt, aber wir wissen nicht, wo wir sind. Beten.

Endlich, endlich erblasst die Nacht. Der Sturm legt sich etwas. Erste Morgenhelle zeigt uns die weißliche Fläche einer Bucht. Der Kapitän ist zufrieden: Wir sind zwar an Loheia vorbei getrieben, aber nur ein paar Kilometer südlich von uns sieht er den Festungsberg der Stadt. Er laviert. Noch ein paar Minuten Fahrt – und etwas Grünes schwebt über der See. Wären wir in Europa, würde ich sagen: ein Wald an der Küste. Aber hier könnte es höchstens Palmen geben, deren Silhouetten wie umgekehrte Staubwedel herübernicken würden. In kurzem Bogen fliegt der eiserne Anker über Bord. Wir halten. Der 200-Taler-Huri wird ins Wasser gelassen. Der Nahoda, zwei Matrosen und ich steigen ein. Ich knie im Kanu, meine Kleider um Kopf und Schultern gewickelt, wir

³⁵⁶ Walzerduett des Buffo-Paars Hubert von Mützelberg und Lori in Emmerich Kálmáns (1882–1953) Operette *Die Faschingsfee* (1917), das sich über die weisen familiären Warnungen vor der Liebe lustig macht: »Hätt' ich doch gefolgt dem Großpapa, / Hätt' ich doch gefolgt der Großmama!«

fahren auf das Grün zu, immer näher kommt es, der Sturm hat sich ganz gelegt, die Sonne scheint warm nach der kalten Nacht, noch ein paar Minuten Rudern, und das schmale Boot schießt zwischen dichtem, drei, vier Meter hohem Gebüsch dahin. Ein wirklicher Wald – mitten im Meer. Möwen schwimmen mit ihren Küken neben uns. Im sandigen Grund unter uns blinken Seesterne, rollen sich die dunklen Meerwalzen, von den Arabern als Aphrodisiakum hoch geschätzt, ballen sich Seeigel. Vier-, fünfhundert Meter weit geht diese Traumfahrt durch den Shôra-Wald; genau so weit, als das Meer bei Flut vordringt und bei Ebbe zurückweicht, wachsen diese schönen Mangroven, deren nördlichste Ausläufer wir bei Scharm-esch-Scheich nach dem Sechstagekrieg besuchen konnten. Aber wie viel dürftiger sind diese Mangroven der Sinaiküste als die Shôra von Loheia. Wahrlich, so stelle ich mir eine Fahrt am Amazonasufer vor – ein Dschungel im Roten Meer.

Wo der Mangroven Gürtel aufhört, beginnt die Wüste. Beginnt unser Marsch über Land. Die Sonne brennt, und der heiße Sand brennt meine nackten Zehen. Nach einer Stunde erreichen der Kapitän und ich die ersten Schilfhütten vor der Stadt. 4000 Einwohner hat Loheia; die meisten leben in Lehmhütten. Nur ein paar Dutzend Steinhäuser gibt es, von den Türken gebaut, sagt mein Führer.

Mein Kapitän hat ein Haus und eine Frau in Loheia, die zweite war in Kamaran. Er verspricht mir fabelhafte Bewirtung; da werden wir angehalten. Der Hafenoﬃzler – ein Tscherkesse namens Hassan Rasmi – erkennt mich als Fremden, was allerdings nicht schwer war. Trotz meines wilden Bartes war mein Gesicht viel heller als das der Eingeborenen. Er bringt mich vor den Gouverneur, der gerade eine Gerichtsverhandlung abhält – soviel ich sehe, wegen des angezweifelten Gewichts einer Kaffeelieferung. Der Gouverneur, Amil Scheich Mohammed Abdul Wadud, ist ein angeblich fast 90-jähriger Greis, ein Schâfi (Sunnite), dessen Ansehen so groß ist, dass ihn die Jemeniten nach der Eroberung der Provinz in Amt und Würden gelassen haben. Er rechtfertigt seinen guten Ruf. Er prüft meinen jemenitischen Pass, schüttelt mir freundlich die Hand und lässt mich mit dem »Amir el Bahr« (»Admiral«) ziehen, der mein Wirt sein soll.

Sei mir bedankt, lieber Hassan Rasmi. Es ging dir, weiß Gott, nicht gut mit den fünfzehn Talern, die du von Imam Yahya bekamst. (Der Idrisi hatte dir, als er noch hier herrschte, vierzig Taler monatlich gegeben.) Aber mich bewirtest du, als wärest du ein Fürst. Du gabst mir ein heißes Bad, du ließest mich in deinem kühlen Gastzimmer schlafen, dein Essen war gut und reichlich – ich hatte sogar einen eigenen Teller für mich! –, und dass du mir noch ein italienisches Konservenkompott für die Weiterreise mitgabst, vergesse ich dir nie. Sei bedankt, mein lieber Hassan Rasmi!

In Loheia liegt viel Militär. Zwei Kompagnien sind am gleichen Tag wie ich eingetroffen. In der Nachbarschaft liegen acht Kompagnien, in den drei Festungen der

Stadt selbst weitere vier, mit drei Kanonen. Mobilisierung gegen Asir. Der Handel der Stadt ist nicht unbedeutend. Mein Gastfreund, der es wissen muss, beziffert ihn mit 300.000 Talern jährlich; 6000 bis 7000 zahlt man monatlich dem Imam an Zoll. Holz aus den Mangrovenwäldern wird zur Heizung der Quarantänestation und des Kondensators nach Kamaran verkauft. Salz aus dem Dschebel el Milch geht ins Landesinnere. Kaffee wird exportiert – Reis und Datteln bringt ein italienischer Dampfer einmal im Monat. Aber das schönste, was Loheia zu bieten hatte, waren die Holzschnitzereien der aus Hadramaut eingewanderten Handwerker. Ein herrlich gearbeiteter Schrank sollte fünf Taler kosten – ein halbes Goldpfund! Aber noch viel begehrenswerter war ein Säbel, Griff und Scheide aus massivem Silber, mit wunderbarer Filigranarbeit eingelegt. Er sollte zwanzig Taler kosten. Ich war dumm genug, ihn nicht zu kaufen. Ich ließ fünf Taler als Gastgeschenk meinem Wirt und wanderte, mit meinem Nahoda, zurück zum Huri, zur Weiterfahrt, wieder bei Nacht, diesmal bei herrlichem Wind. Kühl, schön, sehr schön. Ich saß selig am Steuerdeck, füllte den Saft des Kirschenkompottes in meinen Becher und war trunken von dem sternenfunkelnden Meer, dem phosphorleuchtenden Zerstreuen der Wogen am Kiel, dem schmeichelnden Wehen des Südwindes im Rücken.

Am nächsten Mittag legten wir vor Medi, dem nördlichsten Grenzhafen Jemens an – soweit von einem Hafen gesprochen werden kann, wo es nur Shôrawälder gibt, wo selbst unser leichter Sambuk mehr als einen Kilometer vom Strand entfernt ankern musste. Der Hafenoftizier amtiert in einer Schilfhütte, zusammen mit zehn oder zwölf Soldaten bewacht er die Küste, allerdings nur bei Tag. Bei Nacht, wenn er auf seinem Esel zu seiner Familie in die Stadt geritten ist, die eine gute Stunde landeinwärts liegt, braucht der Hafen keinen Schutz. Araber führten damals, in jenen guten alten Zeiten, grundsätzlich nicht Krieg bei Nacht. Heute ist das ein bisschen anders geworden. Das böse jüdische Beispiel hat die edlen Sitten der Väter verdorben.

In Medi liegen, wie ich in Loheia gehört habe, angeblich 3000 jemenitische Soldaten, unter dem Kommando des Qâdi Abdallah el Araschi. Fremden ist der Eintritt in die Festung verboten – aber ich will gerade deshalb hinein. Der Nahoda erzählt dem »Amir el Bahr« von dem unerhört hohen Bakschisch, das ich in Loheia gegeben habe – aber es nützt nichts. Ich muss in der Wachtstube bleiben, während der Nahoda mit meinem Pass zum Qâdi geschickt wird.

Stunden des Wartens. Ich kaue Kat und rauche meine Nargileh, so langweilig ist es. Der »Amir el Bahr« traut sich nicht, mit mir Gespräche zu führen. Schließlich kommt ein Lastauto mit meinem Nahoda und dem Bescheid des Kommandanten: erstens – ich darf nicht nach Medi hinein; zweitens – ich darf nicht weiter reisen, ehe meine Ankunft dem Imam in Sanaa gemeldet und sein Bescheid erhalten wurde (um Gotteswillen, nach meinen Erfahrungen in Hodeidah kann das hübsch lange dauern!); drittens und

letztens – mein Schiff wird militärisch besetzt, und mein Nahoda wird ins Gefängnis geworfen, weil er mich hierhergebracht hat. Er meldet mir: »Der Qâdi ist total verrückt. Er sagt, du seist ein englischer Spion. Ich sagte natürlich, du seist ein Italiener.«

Der arme Kerl hatte das Gegenteil von dem gesagt, was in meinem Pass stand. Das konnte schön werden. Vor die Wahl gestellt, im Sambuk oder in der Wachtstube zu übernachten, ziehe ich das Boot vor. Obwohl ... bei Nacht laufen mir Schaben öfters übers Gesicht, so als ob die lieben Tierchen keinen andern Platz fänden. Aber das kommt davon, wenn man auf dem Boden schläft. Wirklich feine Leute tun das nicht. Eine Stunde später sitze ich auf meinem Schlafsack, von einem Jemeniten mit wehenden Locken bewacht – man trug dort langes Haar, lange bevor die heutigen Hippies diese Mode nach dem Westen gebracht hatten. Im Jemen gefangen – welche Blamage!

Der nächste Tag verging wie der erste. Der Nahoda saß noch immer im Gefängnis im Hafenkommando. Mein Trinkwasservorrat ging zur Neige – in Medi gab es wieder nur das unausstehliche Hali. Die Antwort aus Sanaa könne auch vierzehn Tage lang auf sich warten lassen, meinte der Hafenoﬃzler. Die Sonne brannte unerträglich über der windstillen Bucht. Das zwei Wochen lang auszuhalten ... unmöglich! Ich nahm den Offizier zur Seite und gab Bakschisch, noch mehr Bakschisch. Das half ein bisschen; am dritten Tag brachte er meinen Nahoda an Bord. Der Mann war gefoltert worden, damit er gestehe, ich sei ein Spion. Aber ich musste auch diesen Tag in der Wachtstube zubringen, wenn ich nicht vorzog, zwischen den Schilfhütten in der Sonne spazieren zu gehen – in der trostlos langweiligen Gesellschaft Kat kauender Soldaten, selber Kat kauend. »Bist du in Rom, benimm dich wie ein Römer ...«³⁵⁷ oder so ähnlich.

Am Nachmittag brachte mich ein Soldat, zusammen mit dem Nahoda, wieder auf mein Boot; das verschaffte dem Offizier und seinen Leuten die Möglichkeit, in ihre luxuriöseren Behausungen nach Medi zurückzukehren. Ich zerbrach mir den Kopf, wie ich loskommen sollte – zwar sah der kleine Jemenite, trotz Gewehr, doppeltem Patronengurt und Dolch nicht sehr bedrohlich aus, aber wegen meiner Matrosen konnte ich nicht Gewalt anwenden. Da fiel mir eine uralte Humoreske des seligen Heinrich Zschokke ein, wo sich »Hans Dampf« aus einem Gefängnis befreit.³⁵⁸ Es hatte sich soeben der Abendwind erhoben, der vom Land wegblies – in Eile riss ich ein Blatt aus meinem Tagebuch, kritzelte darauf ein paar Zeilen und gab sie, mit ein paar Kupfermünzen Bakschisch, dem Soldaten: »Bring sie dem ›Amir el Bahr‹, rasch, ehe die Sonne sinkt und er nach Hause reitet. Ich habe hier aufgeschrieben, was er mir morgen zum

357 »When in Rome, do as the Romans do«: engl. Sprichwort nach dem mittelalterlichen lat. Spruch »Si fueris Romae, Romano vivito more; si fueris alibi vivito sicut ibi«, der dem hl. Ambrosius von Mailand (339–397) zugeschrieben wird.

358 Heinrich Zschokke (1771–1848): *Hans Dampf in allen Gassen* (Erzählung, 1814).

Essen aus der Stadt mitbringen soll.« Dienstefrig steigt der Jemenite in seinen Huri und rudert zurück. Angsterfüllt warte ich, bis er ans Land steigt und in die Hütte des Offiziers eintritt. Jetzt treibe ich die kleine Besatzung meines Seglers an: »Auf! Auf! Lâ hól welâ quwwah illah bi-Allah al'âli el azîm. (Keine Macht und keine Stärke gibt es außer bei Allah dem Erhabenen und Hohen). Auf den Anker, die Segel los.« Mit Begeisterung springen die Matrosen zum Mast, holen den Anker hoch, lassen die Segel hochsteigen. Die dünnen Schilfhalme, mit denen es festgebunden war, zerreißen; voller Wind fährt in das weiße Tuch. Zehn Minuten später verschwindet die Wachthütte von Medi in der Dämmerung – und mit ihr meine Wächter, die vermutlich erleichtert aufatmeten, dass der englische Spion auf und davon ist.

Bei Morgengrauen landen wir in Gizan, der Hauptstadt des Idrisi. Während ich ans Land steige, fällt angenehmer Regen; er dauert an, bis ich vor den Befehlshaber der Stadt und – wie ich bald erfahre – der Armee des Fürstentums von Asir verbracht werde. In tadellosem Französisch empfängt mich der Offizier, stellt sich vor: Dschemal Pascha el-Ghazzi³⁵⁹, ehemaliger Adjutant Enver Paschas während des Türkisch-Italienischen Krieges in Tripolis, jetzt erster Minister von Asir. »Sie sind selbstverständlich mein Gast. Ich freue mich, dass ein Europäer zu uns kommt, dem wir erzählen können, was hier vorgeht. Morgen oder übermorgen kommt der Imam Hassan³⁶⁰ mit dem Groß-Senussi Sidi Ahmed asch-Sharif nach Gizan. Beide werden sich freuen, Sie zu empfangen.« Ich bin glücklich. Hinter mir lag der Jemen mit seinen Emiren, Qâdis und gemütlichen Gefangnissen. »Spielen Sie vielleicht Schach?«, fragte der Minister und stellte die Figuren auf. Während die Matrosen mein Gepäck im ehemals türkischen Kastell von Gizan abladen, spielte ich meine erste Schachpartie mit dem Oberkommandanten der asirischen Armee.

Das zweiundzwanzigste Kapitel erzählt, warum ich nicht Minister in Asir wurde

Das Gebiet, das auf der Landkarte Arabiens als Asir eingetragen ist, besteht aus zwei sehr verschiedenen Teilen: einem ziemlich fruchtbaren Hochland mit Bergen von über 3.000 Meter Seehöhe und der wesentlich kleineren Küstenprovinz, in deren Hauptstadt Gizan ich soeben, unter den glücklichen Auspizien eines Regens, gelandet war.³⁶¹

359 Dschemal Pascha el-Ghazzi: türkischer Generalstabsoffizier, Adjutant Enver Paschas, Kriegsmminister Ibn Sauds, Kommandant von Gizan (Asir).

360 Hassan ibn Ali Idrisi (Sohn von Muhammad ibn Ali el-Idrisi), Imam von Asir.

361 Siehe WvWs Artikelserie in der VZ: *Beim Groß-Senussi im Exil* (Nr. 192, 24. April 1927), *Der*

Das Gebirge hatte Ibn Saud schon seit 1920 seinem Reich einverleibt. An der Küste herrschte, seit einer Rebellion gegen das gottlose jungtürkische Regime anno 1909, die Dynastie der Idrisi – früher geistliche, jetzt auch weltliche Chefs eines mohammedanischen Ordens, verwandt und verbrüdert dem der Senussis in der libyschen Sahara.

Genau hundert Jahre vor meinem Besuch hatte ein Marokkaner, Sayid Ahmed ben Idrisi, in Mekka einen neuen »Tariqa« gegründet, der alle Sekten des Islam »ersetzen« sollte. Einer seiner Jünger, Mohammed el Senussi, ging in seinem Auftrag nach Tripolis und gründete dort den Orden der »Senussiya«. Der Idrisi selbst kam nach Asir, wo ihm der fromme Herrscher der Provinz Abu Arish ein Dorf, Sabiya, schenkte, das bald ein Wallfahrtsort und eine nicht unwichtige Stadt wurde. Seine Nachkommen spielten eine Rolle, die etwa der eines Wunderrabbis im Vorkriegseuropa zu vergleichen wäre. Die Würde des Ordenschefs vererbte sich vom Vater auf den Sohn; der jeweilige Chef galt als (beinahe) heilig – aber als weltlicher Herrscher war er von seiner Familie abhängig. Ich war gerade zu einer Zeit gekommen, da es eine große Umwälzung im Reich der Idrisi gegeben hatte: Der rechtmäßige Erbe, Hassan, hatte ursprünglich abgelehnt, sich mit Politik zu beschäftigen, und hatte die Herrschaft seinem 18-jährigen Bruder Ali überlassen, der aber ein Taugenichts war. (Das kommt auch in den heiligsten Familien vor.) Er war schuld daran, dass die Jemeniten die Tihama eroberten. Neun Monate vor meiner Ankunft hatte Dschemal Pascha den mit ihm seit dem Italienisch-Türkischen Krieg befreundeten Groß-Senussi nach Gizan eingeladen. Dieser zwang Ali zur Abdankung, der mit der Staatskasse nach Mekka flüchtete. Der Groß-Senussi überredete den frommen Hassan, die Regierung zu übernehmen. Ich sollte ihn interviewen – das erste Interview, das der weltfremde Mann in seinem ganzen Leben zu gewähren die Gelegenheit hatte, und das erste Mal, dass er mit einem Ungläubigen zusammenkommen würde, wie mir versichert wurde. Ich sollte von ihm erfahren, ob er einen Krieg gegen Jemen, zur »Befreiung« der Tihama, führen würde oder nicht. Sein Kriegsminister und Premier, Dschemal Pascha, sowie die wichtigsten Prinzen waren dafür. Der Imam Hassan selbst zögerte noch.

Der General hatte mir in der türkischen Burg im kühlen Westflügel einen großen Schlafraum zugewiesen, durch ein hübsches Erkerzimmer vom Zimmer des Generals getrennt. Die Prinzen Mustafa, Muhteddin, el Abed, Mighani und wie sie alle hießen, kamen im Laufe der ersten zwei Tage mich besuchen und sich über den mangelnden Komfort zu entschuldigen. Sie wären alle erst seit einigen Wochen aus Ägypten hierher gekommen und hätten noch nicht viel ändern können. Aber ich beklagte mich gar nicht; ich fühlte mich im Gegenteil so behaglich wie noch nie in Arabien. Die Tempe-

Idrisi gibt ein Interview (Nr. 238, 21. Mai 1927); sowie *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (S. 59, Anm. 92), S. 251–290.

ratur war hier im Kastell, gut dreißig Meter höher als die Stadt und vielleicht sechzig Meter über dem Strand, durchaus erträglich. Es gab keine Moskitos, keine Flöhe; mein Strohdwan war nur zwanzig cm kürzer als ich, und das war ein großer Fortschritt – und vor allem: Zum ersten Mal fühlte ich mich wirklich willkommen und nicht als Spion vorsichtshalber ferngehalten. Dschemal Pascha, 36 Jahre alt, ehemaliger türkischer Generalstabsoffizier, war zufrieden, einen Europäer zur Konversation zu haben – und ich war glücklich, jemanden zu finden, der die Intrigen aller arabischen Höfe kannte, der unter Ibn Saud als Kriegsminister in Riad und Dschidda gedient hatte – soweit man bei Ibn Saud von Ministern sprechen konnte – und der mit Imam Yahya und dem britischen Residenten von Aden über Krieg und Frieden verhandelt hatte. Imam Yahya schilderte er als den begabtesten Herrscher Arabiens, aber sein krankhafter Geiz und seine fromme Angst vor Reformen würden ihn ins Unheil stürzen. Ibn Saud sei weniger organisatorisch begabt, aber vorsichtig und zugleich von raschem Entschluss, wenn sich eine günstige Gelegenheit biete. Jünger und schmiegsamer als der Jemenite, werde ihm die Hegemonie in Arabien zufallen.

All diese Prinzen führen den Titel Sayid, das heißt: Sie sind Nachkommen Mohammeds, des Propheten, mit dem der Segen Allahs und Sein Gebet sei (so heißen diese Adeligen im Süden der Halbinsel und in Afrika, im Norden führen sie den Titel Sche-rif). Und all diese Prinzen – hochgewachsene, breitschultrige Männer – sind *schwarz* wie aus einem Tintenfass gezogen. Ihr Ahnherr, der schon erwähnte Ahmed el Idrisi (LWV 347), war sehr sehr fromm und sehr gelehrt. In Mekka, wo er seine Vorträge hielt, soll er einmal, als er über die Bedeutung einer Stelle von vier Worten im Koran gefragt wurde, sieben Tage und sieben Nächte darüber gesprochen haben, und das Stenogramm dieses Vortrages füllte siebenhundert Seiten, ohne dass ein Gedanke sich wiederholte. Dieser geheiligte Mann war klug genug, sich keine Dame aus Mekka zur Frau zu nehmen – der Leser erinnert sich, was wir über diese gesagt haben. Er nahm sich sudanesishe *Negerinnen* und zeugte mit ihnen Söhne und Töchter. Was mit den Töchtern geschah, meldet die Historie nicht, aber die Söhne folgten dem Beispiel des Vaters und kauften sich ebenfalls Sudanesischen, die Enkel und Urenkel desgleichen. Und so sind diese Nachkommen Mohammeds alle vom Typus der Galla-Neger, denen der Tropfen semitischen Blutes, den sie ja doch haben sollten, nicht anzusehen ist.

Übrigens ist nicht nur der Hof der Idrisi »schwarz« geworden, sondern all die Einwohner der Tihama, des südlichen Hedschas und des Jemen – bis auf die Stämme, die weit von der Küste im Gebirge wohnen, und die freien Beduinen der Wüste – sind längst keine »Araber« mehr, wenn man dies Wort als Rassenbezeichnung anwendet. Syphilis einerseits und der Sklavenhandel andererseits haben die Rasse zugrunde gerichtet. Ähnlich wie das jüdische Gesetz, das Mohammed auch in dieser Beziehung kopierte – aber ohne dessen Schranken gegen Mischehen zu beachten –, kennt auch

der Islam keinen Unterschied zwischen Kindern, die mit der angetrauten Gattin oder einer Nebenfrau gezeugt werden. Der Sohn der Magd, wenn er der Erstgeborene seines Vaters ist, erbt das Doppelte der »ehelichen« Kinder, nach dem Gesetz der Bibel.

Nun, wenn zwei dasselbe tun (oder verordnen), ist es nicht dasselbe. Das mosaische Gesetz verbietet Mischehen aufs Schärfste. Mohammed wollte den Seinen die Religion leichter machen als die Rabbiner. Die Sklavin musste nicht einmal das Glaubensbekenntnis sprechen: »Kein Gott ist außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet«, damit sie Gattin eines Muslim und ihre Kinder dessen Erben werden. Der Unterschied zwischen Gattin und Sklavin ist nicht so groß. Die Gattin entlässt man durch dreimalige Scheidungsformel. Die Sklavin kann man verkaufen, allerdings nur, solange sie keine Kinder geboren hat. Zur Zeit, als ich in Asir reiste, sagte man mir: »Wer einmal eine Negerin geliebt hat, wird keine Araberin mehr heiraten. Auch wenn diese viel billiger sind.« In der Tat: Freigelassene Neger heiraten Araberinnen nur dann, wenn ihr Herr ihnen fünfzehn oder zwanzig Pfund zur Ehe schenkt, sonst nehmen sie sich Negerinnen. Eine Galla-Sklavin kostet auch viel mehr: an die hundert Pfund. Eine Jungfrau aus bürgerlichem Stand kriegst du schon für ein Viertel oder Fünftel – als rechtmäßige Gattin, wohlverstanden.

So war es damals in jener grauen Vorzeit, da ich die Möglichkeit, mir billig eine schöne Sklavin zu erwerben, leichtsinnig in den Wind schlug! Heute bereue ich das bitterlich. Wie glücklich wäre meine Frau, wenn sie eine solche zuverlässige Kraft mitbekommen hätte ... Ja, ja, »zu meiner Zeit« wurden über zweitausend Sklaven auf Segelbooten aus Afrika nach Arabien importiert, unter König Hussein noch öffentlich auf dem Markt in Dschidda oder Mekka versteigert. Übrigens sogar unter britischem Mandat wurde zwar nicht Sklavenhandel, aber die Sklaverei geduldet; in Transjordanien wurde sie erst 1929 gesetzlich abgeschafft.

Nun, es ist nicht meine Absicht, über die Sklaverei in Arabien zu schreiben, die übrigens damals bei weitem nicht so schlimm für die Sklaven war, als man glauben könnte. Sklaven waren wie Kinder im Haus, und Sklaven eines Ibn Saud konnten Minister und Gouverneure werden, weitaus mächtiger als frei geborene Scheichs. (Und gehorsamer: Als Ibn Saud vor einem Jahr Dschidda belagerte, weigerten sich die Wahhabitens, Schützengräben auszuheben. Das war keine Arbeit für Krieger. Seine Haussklaven mussten diese Arbeit verrichten.). Was ich hier erzählen wollte, war meine Überraschung, dass ich an diesem Fürstenhof, den man mir in Hodeida angepriesen hatte – »dort wirst du einen wahrhaft arabischen Hof finden« –, dass ich hier eine Gesellschaft von (fast) reinblütigen Negern angetroffen habe.

In den Gesprächen mit Dschemal Pascha und den Prinzen, die täglich mit mir etliche Stunden verbrachten, wuchsen meine Kenntnisse über mohammedanische Theologie

von Tag zu Tag. Und auch meine Lebensart. Ehe ich dem Groß-Senussi und dem Imam vorgestellt werden konnte, musste nicht nur meine Kleidung in Ordnung gebracht werden – ja, mein Kaftan, mein Mantel wurden nicht nur gewaschen, sondern richtig gebügelt, von einem türkischen Schneider! –, sondern ich musste Haar und Bart rituell schneiden beziehungsweise rasieren lassen: Schnurrbart – wie gesagt – ganz kurz über der Oberlippe. Kinnbart bleibt einen Daumen breit unter dem Unterkiefer stehen, aber von da abwärts wird der Hals sorgfältig ausrasiert, was übrigens im feuchtheißen Klima sehr angenehm ist. Der Friseur, den mir der General kommen ließ, war sehr gesprächig. Er erzählte von der Ankunft des Groß-Senussi gestern, der bevorstehenden Ankunft des Imam, über Kriegsvorbereitungen und über das Automobil, das die Petroleumgesellschaft der Farsan-Inseln im Roten Meer dem Imam geschenkt hatte. Als er fertig war und ich zahlen wollte, lachte er verlegen. Ich fragte, natürlich auf Französisch, den Pascha, der mich belehrte: »In Ländern des Islam zahlt man den Friseur je nachdem, wie hoch man sich selbst einschätzt. Dementsprechend wird er den Ruhm seines Kunden verbreiten.« – »Wie hoch soll ich mich einschätzen?« erkundigte ich mich. – »Nicht geringer als ich, eher etwas mehr. Ich gebe ihm jedesmal drei Taler; geben Sie ihm vier. Er wird das gleich den Prinzen erzählen.« So tat ich und gebe seither auch in Europa und Israel Trinkgelder dem Friseur, nach dem Maß, nach dem ich mich einschätze (ich bin sehr bescheiden in meiner Schätzung).

Mein Gastfreund hatte am Hof des Emirs Abdallah die Kunst des Schachspiels gelernt und sie in Asir eifrig verbreitet. Entgegen der Lehre der Wahhabiten bestätigte der Groß-Senussi, Schachspielen sei keine Sünde, und so geriet ich hier in einen arabischen Schachklub, dem ich übrigens mein Reiseschach zum Geschenk machte. Mit Dschemal Pascha spielte ich recht gern, oft acht oder zehn Partien am Abend, beim Schein einer echten Petroleumlampe.³⁶² Weniger Spaß machten mir die Partien gegen die Prinzen, vor allem gegen Sayid Muhteddin, den Sohn des Regenten Sayid Mustafa. Sie wollten nur gewinnen, und wenn ich ihnen diese Freude gemacht hatte, glaubten sie, Dschemal Pascha belehren zu dürfen. Ja, Höfling sein, will gelernt werden!

Hauptthema aber war, begreiflicherweise, der Krieg gegen Jemen, den diese Jungen herbeisehnten. Man fragte mich nach meinen Beobachtungen aus, speziell nach Medi, dem Grenzposten, wo ich außer den Strohhütten am Strand nichts gesehen hatte. Ich erzählte, was ich von meinen Bootsleuten über die militärischen Kräfte der Jemeniten erfahren hatte. An Hand der – übrigens sehr ungenauen – britischen Landkarten wurde mir in langen Sitzungen erklärt, dass für Asir »alles« von der Einnahme Medis abhängen. Glücke dieser erste Streich, so stünde sofort die ganze Tihama in Flammen; hält sich

³⁶² Die im Original folgende Erklärung der arabischen Schachvariante findet sich schon an früherer Stelle (LWV 258) und wurde hier daher gestrichen.

aber diese umwallte Stadt, dann könne alles schief gehen. Im Osten steht der jemenitische Thronfolger mit 3000 Mann; er kann der Belagerungsarmee in den Rücken fallen. Ob ich nicht einen Rat hätte, als ehemaliger Offizier?

O ja, ich hätte einen Plan: auf etwa zwanzig Segelbooten ein paar hundert Mann einschiffen, bei Nacht am sogenannten Hafen von Medi landen, sich dort zum Handstreich auf die Festung von Medi bereitstellen, während eine andere Truppe von Norden her überland anrückt. Sayid Muhteddin sah mich mit so unsäglichem Mitleid an, dass ich nicht zu Ende sprach. Zum General sagte er sanft: Er ist ein Europäer. Dschemal Pascha übersetzte das ins Höfliche: »Kein Beduine wird auf ein Schiff steigen, um Krieg zu führen. Auch die Ichwan Ibn Sauds weigerten sich, Dschidda von der Seeseite aus anzugreifen. Wir sind Soldaten, nicht Matrosen, sagten sie.«

Unter solchen Gesprächen vergingen die Tage, und ich nahm an Verstand und Weisheit zu. Ich schlenderte durch den Markt der Stadt, ritt auf dem schönen Qah-tan-Schimmel des Sayid el Abed spazieren, photographierte die Beduinentrupps, die mit fröhlichen Gewehrschüssen ihren An- und Einmarsch ankündigten – manchmal ein halbes Dutzend, ein andermal an die hundert Krieger. Ihr Großscheich Ahmed Taher ist ein gewaltiger Kriegsheld, erzählt mir der Friseur; mit fünfzig Mann hat er sechs Wochen lang Medi gegen die Jemeniten gehalten. Die Stadt wimmelt von den schlanken, halb nackten, schwarzen Kriegern, die überall lagern, Gewehr oder Wurfspieß in der Hand, den riesigen Krummdolch am Gürtel, Patronengurt über dem Lendenschurz. Asir mobilisiert ...

Dschemal Pascha bereitet mich auf den Besuch beim Groß-Senussi vor; ich soll im Bilde sein, wenn mich Sidi Ahmed Scherif – so wird er angedet – über Angelegenheiten des Ordens unterhält. Dschemal war in Gaza, in Palästina geboren, hatte die Charge eines Majors im türkischen Generalstab erreicht, war mit dem Groß-Senussi in Tripolis gewesen, als die Italiener im September 1911 in Tripolitanien landeten (Mussolini, damals sozialistischer Abgeordneter, war gegen dieses »nationalistische Abenteuer Giolittis«³⁶³, wie der Pikanterie halber erinnert sei). Enver Pascha, damals noch Enver Bey und Militär-Attaché in Berlin, eilte zu Hilfe, organisierte den Widerstand der Beduinen des Senussi und nahm sich Dschemal als Adjutanten. Nach der türkischen Niederlage im Weltkrieg war er mit dem Senussi in Kontakt geblieben. Nachdem er Kommandant der Truppen des Idrisi geworden war, hatte er Sidi Ahmed nach Asir geladen, um durch seinen Einfluss die Stämme der Tihama für den Idrisi gegen den Jemeniten zu gewinnen.

Zunächst wurde ich über die Grundsätze der Senussi unterrichtet, die sich nur im Wortlaut des Ordensgebetes von denen der Idrisi unterscheiden. Es handelt sich um

363 Giovanni Giolitti (1842–1928): 1892–1921 mehrfach Ministerpräsident des Königreichs Italien.

Orden, die nicht unähnlich dem der Freimaurer aufgebaut sind: Es gibt drei sozusagen öffentliche Ordensstufen (Murid oder Talmid = Schüler; Murshid = Geselle, Führer; Scheich = Meister, »Alter«) und danach, wie in der Freimaurerei etliche höhere Grade, die geheim gehalten werden und die Dschemal mir nicht nennen konnte. Alle Stufen werden nach geheimen Weihen verliehen. Nichts dergleichen kennen die Wahhabiten, die puritanische Rationalisten sind, während Senussi und Idrisi sich mystische Ziele setzen, unter anderem auch durch Askese und tausendmaliges Wiederholen von Gebetsformeln, um Visionen zu erlangen. In Gizan hatte ich z. B. einen zum Skelett abgemagerten Scherifen kennengelernt, einen Nachkommen des Herrschers, der vor hundert Jahren den ersten Idrisi aufgenommen hatte. Er war durch Fasten und Nachtwachen an den Rand seines Grabs gekommen – mit dem Ziel, den Propheten in Visionen sprechen zu können.

Auch vom Groß-Senussi berichtet man, dass er Mohammed schauen und sprechen könne. So heilig ist er. Im Ersten Weltkrieg hatte er – sehr gegen seinen Willen – Ägypten angreifen müssen, war geschlagen worden, flüchtete im deutschen U-Boot U-35 nach Stambul. Unter Wasser erkundigte er sich, in welcher Richtung Mekka liege, damit er seine Gebete verrichten könne. Nach dem Weltkrieg half er Kemal Pascha, den Krieg gegen Frankreich zu führen – predigte Aufstand gegen die Ungläubigen. Als Kemal Pascha den Kalifen Abdulmejid II.³⁶⁴ absetzte und der Senussi damit nicht einverstanden war, musste er die Türkei verlassen. In Syrien duldeten ihn nicht die Franzosen, in Palästina nicht die Briten, mit Ibn Saud vertrug er sich nicht – man denke: In Libyen hatte er sogar eine Militärkapelle gehabt, und das Rauchen verbot er nur den Ordensangehörigen! – so war er dem General dankbar, als er ihn nach Asir rief, als Berater des Imam Hassan. Jetzt lebte er, dessen Wort vor einem Dutzend Jahren noch von der Grenze Ägyptens bis Mauretanien Gebot war, als Flüchtling in diesem armselig kleinen Hof: ein Hannibal beim König von Pergamon.

Man führte mich durch die dunklen Gassen der Negerstadt. Vor uns zittert das matte Licht der Lampenträger. Ein Soldat zertritt fürsorglich einen Schritt vor mir mit nackter Ferse einen Skorpion, den ich im Staub nicht wahrgenommen hatte. Durch ein enges Tor gelangten wir in einen kleinen Hof, in dem Diener von ihren Strohbetten aufspringen. Ein zweiter Hof ist leer. Im dritten steht ein würfelförmiges Haus, das irgendwie an Alt-Ägypten gemahnt. Es ist das Empfangszimmer des Senussi, der uns mit verhaltener Nervosität erwartet. Ihm sei das Interview wichtig, sehr wichtig, hatte mir der Minister angedeutet, ehe er mich vorstellt: »Huwa scherif, er ist ein Edelmann«, stellt er mich vor. »Man kann sich auf sein Wort verlassen.«

³⁶⁴ Abdulmejid II. (1868–1944): 1922–1924 letzter osmanischer Kalif.

Ich schreibe auf meinen Knien, beim Licht einer trüben Öllampe. Der Senussi – ein mittelgroßer, hagerer Mann von etwa fünfzig Jahren, mit dünnem Schnurrbart über dünnen Lippen, dünnem Kinnbart, in marokkanische weiße Gewänder gehüllt – hat zwei Anliegen: durch meine Zeitungen der Welt mitzuteilen, dass sein Krieg gegen die Italiener ewig, ewig weitergehen werde, dass seine Anhänger und Ordensmitglieder nach Millionen zählen und nie die Herrschaft der Ungläubigen anerkennen werden, die ruchloserweise sogar die »heilige Stadt« Dscharabub in Libyen besetzt haben, wo das Grab seines verehrten Onkels Mohammed el Mahdi ist, dessen Ausschmückung allein 18.000 Taler gekostet hat, und wo sich das Zentrum der Senussiya, ihre »Universität«, befand. Ich möge der Welt erzählen, dass die Italiener für die Entweihung dieses teuren Ortes bitter bezahlen werden müssen.

Das zweite Anliegen des Senussi war weniger kriegerischer Art: »Die Deutschen sind schuld daran, dass ich aus der Heimat vertrieben wurde. Sie haben sich in den Krieg gegen die Engländer gehetzt. Als ich dann in Konstantinopel war, hat der Kaiser mir 200.000 Mark als Geschenk geschickt – ich habe sie noch heute. Aber sie sind jetzt Papier. Ich kann mir dafür nicht einmal ein Pferd kaufen. Bitte sage dem Hindenburg³⁶⁵, er soll mir dieses Geld ersetzen. Sage ihm, dass ich ihn liebe. Ich wollte ihm einen goldenen Säbel schenken, aber die Türken haben ihn beschlagnahmt. Es tut mir leid, dass Hindenburg dieses Geschenk nicht bekommen hat. Sage ihm das, wenn du nach Berlin kommst.« Ich schäme mich, einzugestehen, dass ich diese Bitte nur insoweit erfüllt habe, als ich sie in der »Vossischen Zeitung« veröffentlichte.³⁶⁶ Als ich dem greisen Feldmarschall vorgestellt wurde, habe ich nicht mehr an die 200.000 Mark des Senussi gedacht.

Über Empfehlung des Groß-Senussi empfing mich der bigotte Imam Hassan, der zuerst nur dem Namen nach Emir von Asir sein wollte und die Regierungsgeschäfte dem Triumvirat Groß-Senussi, Dschemal Pascha und Sayid Mustafa, dem Ältesten und Tüchtigsten der Familie, übertragen hatte wollen. Aber allmählich hatte der früher weltabgewandte Hassan Freude am Herrschen gewonnen. Von Ibn Saud als »Emir von Asir auf Lebenszeit« (im Vertrag von Mekka, 21. Oktober 1926, also kurz vor meiner Ankunft) anerkannt, brauchte man – außer der Erlaubnis Ibn Sauds – jetzt die ausdrückliche Zustimmung Hassans zur Kriegserklärung gegen Italien. Dschemal Pascha und der mir als hochgelehrt gepriesene marokkanische Kanzler Scheich Mohammed Emin erhoffen, dass mein Interview diese Entscheidung bringen werde. Sie führen mich durch die stockfinsternen, von Kriegern mit wallenden Locken, Myrten im Stirnband, gefüllten

³⁶⁵ Paul von Hindenburg (1847–1934): deutscher Generalfeldmarschall im Ersten Weltkrieg, 1925–1933 Reichspräsident der Weimarer Republik.

³⁶⁶ WvW: *Beim Groß-Senussi im Exil* (Anm. 361).

Straßen zum Palast, vor dessen verschlossenem Tor Hunderte Beduinen lagern, auf ihre Häuptlinge wartend, die eben beim Imam unterhandeln. Sie murmeln ununterbrochen die Formel: »Mit jedem Atemzug, so oft, als nur Allah eine Zahl erschaffen kann, bezeugen wir: Kein Gott ist außer Allah und Mohammed ist sein Prophet.«

Die Architektur glich jener beim Senussi. Durch ein enges Pfortchen eines Gangs gelangte man in einen Hof, in dem ein würfelförmiges Gebäude mit einem einzigen Zimmer steht; dann in einen zweiten und dritten Hof, durch ein neues Tor mit neuer Schildwache wieder in zwei Höfe – und wir sind in Gegenwart des Imams Hassan, der uns im Freien empfängt. Vor der Terrasse ist ein Teppich ausgebreitet, auf einem Divan, mit Teppichen überhängt, sitzt der Fürst. Ihm gegenüber sind vier europäische Stühle vorbereitet. Der Imam ist in Gala; ein schwersilberner Säbel hängt an seiner Seite, ein mächtiger Turban, mit einem Musselinkopftuch nach Berberart festgehalten, bedeckt sein Haupt; ein schwarzer Umhang mit Goldstickerei fällt über seine Schultern. Minister und Kanzler küssen seine Hand, die er nur ihnen hinstreckt. Fünf, sechs Mal erkundigt er sich nach meinem Befinden, ob ich alles für meine Bequemlichkeit habe, lässt Limonade und gewürzten Tee bringen. Dann beginnt das Interview.

Heute ist all das, was 1926 zur arabischen Politik gehörte, von den Ereignissen überholt, uninteressant. Wer sich dafür doch interessiert, kann es in meinem Arabienbuch nachlesen.³⁶⁷ In einen Satz zusammengefasst: Nachdem der Fürst mir alles über die Feindschaft der Jemeniten erzählt hatte, was ich ohnedies schon wusste, kam er zum springenden Punkt: »Wir wollen die Tihama, deren Einwohner unseren Glauben haben, und den Jemeniten, den Zeidis, das Gebirge lassen. Bei Allah, gibt uns Imam Yahya nicht unser Eigentum, die Tihama, zurück, dann wird meine Armee ihn angreifen und schlagen.« Darauf hatten Kanzler und Minister offensichtlich gewartet. Schon unterstrich der Pascha die Worte des Imam dick und sagte auf Französisch: »Sie können also schreiben, dass seine Hoheit Ihnen gesagt hat, dass sie zum Angriff bereit ist.« Und der Kanzler wiederholte auf Arabisch, damit der Emir es verstehe: »Das ist also die Kriegserklärung an Jemen, die der Imam Euer Wohlgeboren übergibt.« Es war die erste Kriegserklärung, die mir zur Weiterbeförderung via Ullstein-Nachrichtendienst, Berlin SW 68, übermittelt worden war. Ich verneigte mich vor Seiner Hoheit. Wieder geht es durch die Höfe und Gänge. Der Minister strahlt: »Ein glänzendes Interview. Nicht wahr, Sie werden, sobald Sie in Dschidda sind, sogleich telegraphieren, dass Asir an Jemen den Krieg erklärt hat.«

Eigentlich hätte ich schon am nächsten Tag nach Dschidda abreisen können. Sayid Mirghani, der den Vertrag von Mekka mit Ibn Saud abgeschlossen hatte, musste nach dem Hedschas zurück, offenbar um Ibn Sauds Genehmigung einzuholen und sich sei-

³⁶⁷ *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (S. 59, Anm. 92), S. 270 ff.

ner militärischen Unterstützung zu versichern. Er hatte mir angeboten, mich in seinem Sambuk mitzunehmen. Aber Dschemal Pascha ließ mich nicht weg. Ich hätte noch viel von ihm zu lernen, erzählte er mir; ich müsse Asir besser kennen lernen und das Salzbergwerk besuchen. Aber die wahre Absicht meines guten Freundes war eine andere. Nach der Abreise Mirghanis sollte ich sie erfahren.

Zwei oder drei Tage später kam Sayid Mustafa mit zwei jüngeren Prinzen auf Besuch ins Kastell. Der Minister war darauf schon vorbereitet gewesen. Die Landkarten lagen auf dem Tisch, und nach zwei oder drei Gläschen Tee begannen wieder die Erörterungen, wie wichtig die Eroberung von Medi sei und wie groß das Risiko eines Misserfolgs. Plötzlich wendet sich der Regent, Mustafa, zu mir: »Du bist ein Arzt, und nicht nur ein Schriftsteller?« Ich bestätigte das. »Kennst Du alle Gifte?« Ich sage: »Alle wohl nicht, aber viele.«

Nach arabischer Sitte schleppte sich das Gespräch über Ärzte und Medikamente und Gifte endlos weiter. Schließlich kristallisierte sich das Thema immer mehr heraus: erstens – ich solle nach Ägypten fahren, auf Rechnung der Idrisi, mit fürstlichem Gehalt, und dort Gift oder Gifte einkaufen und zurück nach Asir bringen; zweitens – ich solle einen Plan ausarbeiten, die Brunnen in und um Medi zu vergiften, so dass die jemenitischen Truppen dort sterben. »Und die Einwohner?«, fragte ich höflich. Die Anhänger des Imam werde man rechtzeitig warnen; ich solle mir darüber keine Sorgen machen; und drittens – all das solle ich organisieren, mit Rang und Titel eines Gesundheitsministers des Imam. Mein Gehalt werde Dschemal Pascha festsetzen – nicht kleiner als sein eigener.

Ich war sehr dankbar für Ehre und Vertrauen. Ich sagte, der Wahrheit entsprechend, dass es sehr, sehr schwer sei, Brunnen zu vergiften, dass dazu große Mengen Gift nötig seien und ich nicht wisse, ob ich – als Fremder – solche Mengen ohne weiteres in Ägypten erhalten werde. Aber ich versprach, mir Mühe zu geben und nach meiner Rückkehr nach Kairo darüber dem Pascha zu berichten. Im Prinzip sei ich geneigt, Minister zu werden. Und das war sogar die Wahrheit; auch heute möchte ich noch gern Minister werden, allerdings nicht gerade in Asir.

Das dreiundzwanzigste Kapitel

handelt von meiner Heimreise über Dschidda nach Haifa

Eine Woche war vergangen, als mir gemeldet wurde, dass ein Sambuk im Hafen liege, der mich nach Dschidda mitnehmen könne – allerdings erst, nachdem ein britisches Kanonenboot, das vor Gizan kreuzte, verschwinden würde, morgen oder übermorgen.³⁶⁸

³⁶⁸ Siehe die beiden Artikel WvWs in der VZ: *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (Nr. 268,

Dschemal Pascha riet mir ab, diese Gelegenheit zu benützen: »Der Sambuk hat eine Ladung von Sklaven und Sklavinnen für Ibn Saud an Bord. Es schickt sich nicht recht, dass Sie mit Sklaven zusammen reisen.«

Eigentlich hätte es mich sehr interessiert, den Sklavenhandel aus nächster Nähe zu studieren; das hätte wirklich sensationelle Berichte abgegeben. Aber der General hatte Recht in mehr als einer Beziehung: Es schickte sich nicht, mochte der Sklavenhändler sich später gedacht haben, und die Haifische des Roten Meeres haben eine besondere Vorliebe für weiße Menschen – sagt man. Also wartete ich, bis ein Boot nach Birk fahren sollte, dem Grenzhafen des Hedschas, den König Hussein dem Idrisi entrissen und Ibn Saud behalten hatte. Dort würde ich mich selbst um die Weiterreise kümmern müssen.

Der Tag der Abreise war da. Scheich Tahar, der Führer eines Beduinenstammes, schenkte mir zum Abschied einen Wurfspieß. Der Friseur schnitt mir zum Abschied das Haar in der historischen Form der Stufenpyramide von Sakkara. Ich machte Abschiedsbesuche bei allen Prinzen. Dschemal Pascha umarmte und küsste mich auf die Wangen; die Sklaven des Regenten, die mich zum Sambuk tragen sollten, küssten mich auf den Schädel – was ein wenig schwer fiel, da ich um etliche Köpfe höher war als sie; ich setzte mich auf einen Strohsessel und, von »Amir el Bahr« geleitet, brachte man mich ins Boot. Die Segel stiegen hoch – langsam glitt das Schiff nordwärts. Leb wohl, freundliches, armes Gizan. Allah behüte dich vor den Jemeniten und schenke dir Frieden.

Nach zwei Tagen Fahrt sind wir in Birk. Es ist ein armseliges Nest von kaum 300 Hütten, einem einzigen Steinhaus mit einer elenden Reede, an deren Basaltblöcke sich ein paar kümmerliche Dattelpalmen klammern. Der Dorfherrscher, Scheich Muhammed, überfliegt die Briefe des Sayid Mustafa und erlaubt mir gnädig, weiterzufahren, sobald ich will. Ich will – aber ich kann nicht. Meine Bootsleute kennen das Meer nur bis Birk. Korallenriffe drohen überall längs der Küste. Navigieren ist hier eine Kunst. Ich denke an Mark Twains Lehrstunden als Lotse am Mississippi.³⁶⁹ Aber ich habe Glück. Ein paar Stunden später laufen zwei mit Durra beladene Boote aus Hodeidah ein, die nach Dschidda bestimmt sind. Über Empfehlung des Dorfschulzen vermietet mir der Besitzer einen schönen Platz auf dem Steuerdeck für dreizehn Taler, einschließlich Brot und Bedienung. Er berichtet, dass ein britischer Dampfer in acht Tagen von

9. Juni 1927), *Dabeim in Djidda* (Nr. 374, 12. Juni 1927); sowie das Buch *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (S. 59, Anm. 92), S. 291–311.

369 Mark Twain (Pseud. für Samuel Langhorne Clemens, 1835–1910): amerikanischer Schriftsteller, der in seiner Erzählung *Life on the Mississippi* (1883) sein eigenes Leben als Lotse auf verschiedenen Mississippi-Dampfern vor und nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) schildert.

Dschidda nach Suez fahren würde – ich könnte ihn bequem erreichen. Ich verspreche Trinkgeld über Trinkgeld – aber wir fahren nicht ab. Es ist Freitag, und die Matrosen müssen zuerst in die Moschee zum Gebet. Unterdessen kaufe ich Proviant: ein Tönnchen feines, frischgefallenes Regenwasser, erst drei Tage alt – garantiert; Datteln, Zucker, Tee, Linsen, Ananaskonserven und Mixed Pickles nebst Biskuit und sogar Limonadeextrakt, alles bei einem Sudanesen, der nicht fromm genug war, in der Moschee zu beten.

Das Mittagsgebet ist vorüber. Ich absolviere noch einen Besuch beim Scheich der Wahhabiten des Dorfes, Hassan Ibn Mohammed, der mir nicht einmal Kaffee anbietet – ich bin kein »Bruder« – und der mit unglaublichem Hass von den Engländern spricht, mit denen Ibn Saud verbündet ist: »Hätten wir Geld, würden wir sie besiegen.« Der Scheich war weiser, prophetischer, als er selbst wusste und als ich ihm damals glaubte. In den nächsten Jahrzehnten brachte das Petroleum den Arabern Reichtum – und sie haben die Engländer tatsächlich besiegt, die damals den Orient beherrscht hatten. Sic transit ...³⁷⁰

Der Wind ist günstig, aber man bittet mich, auf einen sehr frommen und sehr armen Scherif zu warten, der mitreisen will, »wenn ich es erlaube«. Ich erlaube und warte, aber die Sonne sinkt ins Meer, und der Scherif ist noch immer nicht da. Wir liegen weiter vor Anker. Der Kapitän, die Matrosen, auch ich, waschen Hände, Füße, Gesicht, spülen Mund und Nase. Der Nahoda bietet mir höflich an, vorzubeten. Ich entschuldige mich, ich sei müde, und strecke mich auf der Strohbank aus. Nehme am Gebet nicht teil. Eisige Stimmung.

Vor Sonnenaufgang werde ich geweckt: »Auf zum Gebet, auf zum Heil!« Ich überlege, ob ich nicht doch mitbeten soll. Einerseits: eine Komödie aufführen, nur acht Tage von der Zivilisation entfernt, widerstrebt mir. Andererseits: Wenn der Kapitän erfährt, dass ich kein Muslim bin, ist er imstande, mich in diesem von Wahhabiten durchsetzten Nest zurückzulassen, wo ich weiß Gott wie lange warten mag, bis ich ein Boot oder eine Karawane finde. So schiebe ich die Entscheidung hinaus, indem ich große Toilette mache, Schnurrbart und Backenbart schneide, den Hals rasiere, bis der Scherif, Scheich Mohammed Ahmed heißt er, angekommen ist und wir auf hoher See sind. Die furchtbare Sonne gibt Vorwand, unter meinem Sonnendach zu liegen und das Mittagsgebet sowie Mittagssmahlzeit zu verschlafen.

Wir kreuzen durch einen kilometerlangen Streif roten und braunen Planktons, der nach der Meinung etlicher Experten dem Roten Meer seinen Namen gab. Das Plankton knirscht unter dem Kiel wie harter Schnee unter Schlittenkufen. Nachmittagsgebet. Die Matrosen schimpfen halblaut, fragen, wer dieser Effendi sei, der nicht an Allah

³⁷⁰ Sic transit gloria mundi: »So vergeht der Ruhm der Welt.«

glaubt. Um vier Uhr ankern wir in der Bucht von Hali. Möwen schwimmen auf dem spiegelglatten Meer. Palmen am Ufer. Ein Araber kommt an Bord. Ich frage ihn aus. Ja, es gibt Reitkamele. Wenn ich Tag und Nacht reise, kann ich in fünf Tagen in Dschidda sein. Aber es sind keine Dheluls – edle Reitkamele. Ich überlege: Auf minderwertigen Tieren wäre solcher Eilritt die Hölle. Ich bleibe an Bord.

Nachtgebet. Ich habe wieder nicht mitgehalten. Der Kapitän erzählt den Matrosen, dass Allahs Zorn solche Frevler, die nicht beten, verschlinge. Der Lotse, ein weißhaariger Neger namens Saleh, überlegt, ob nicht ein Boot, auf dem Ungläubige sind, in Gefahr sei. Ich versuche, nicht zu schlafen – sicher ist sicher. Zum Frühstück und mittags »vergaß« man mich.

Bei prächtigem Wind nähern wir uns, um halbfünf nachmittags, Qunufuda – und gehen wieder vor Anker. Der Kapitän weigert sich strikt, bei Nacht zu fahren. Überall gebe es Korallenriffe. Zum Nacht Mahl bringt der Schiffsjunge mir ein Stück Durrabrot nicht wie sonst auf einem Strohteller, sondern mit der Hand, wirft es auf mein Lager. Der Kapitän erörtert laut, was verdienstvoller sei, als Ketzer auszurotten. Ich wage nicht einzuschlafen, die Hand in das Wasser tauchend, das knistert, als wäre es elektrisch geladen. An einem Strohalm, den ich aus dem Wasser ziehe, hängen blauglühende Tropfen wie Leuchtkäferchen. Kleine Funken springen auf, wo immer eine kleine Welle gegen einen Fremdkörper stößt. Die Schiffer erklären, das Seeleuchten käme von kleinen Fischen im Meer. Die Nacht vergeht endlos.

Sonnenaufgang. Der Kapitän hinter mir am Steuerruder rezitiert singend die ersten Koransuren. Ich halte die Nervenanspannung nicht aus. Ich muss ein Ende machen, komme, was wolle. Ich wasche Hände und Füße und Gesicht, nochmals die Hände, richte mich gegen Norden und spreche laut, hallend, das Morgengebet auf Hebräisch. Und warte ...

Die Matrosen beobachteten mich erstaunt, aber nicht gehässig. Lange Beratung. Dann kommen der Nahoda und der Scherif, der übrigens stets freundlich geblieben war, zu meinem Lager und fragen mich aus. »Wir haben noch nie jemanden gesehen, der kein Muslim war. Wir haben dich beim Groß-Senussi gesehen, wie dich die Idrisi besuchten, und dachten, du seist ein Muslim, aber ein schlechter, weil du nicht beten wolltest. Aber wenn du zu Allah betest in deiner Sprache, ist es gut. Siehe, du gehörst zu den Völkern des Buches, und Allah ist ein barmherziger Erbarmer.«

Vormittags ist immer Windstille, nachmittags weht immer herrlicher Südwind, aber lange vor Sonnenuntergang ankern wir. »Sháb«, Korallen, erklärt der Lotse. Wir gehen diesmal vor einer kleinen Insel vor Anker, Amali nennen sie die Araber. Während die Matrosen Holz in den Shôrawäldern hacken, durchstreife ich das Eiland: etwa zwanzig Minuten lang, knapp fünf Minuten breit, erinnert es mit dem üppigen Grün seiner Bäume an eine Flussinsel der Donau. Am Strand – durch Riffe vor Haifischen gesichert –

werfe ich die Kleider ab, tauche zu den herrlich-bunten Korallenstämmen, bringe immer neue Formen, neue Farben ans Ufer. Ein Abend, eine Nacht auf einer Wunderinsel.

Am Morgen, endlich, guter Wind. Hohe Wellen schießen hinter uns her. Das zweite Segel wird gehisst, unter Geschrei: »Aaaa-krimm! Aaaa-krimm!« Soll heißen: »Allah kèrim, Gott ist barmherzig. Gebildete Europäer brüllen in solchen Fällen: »Hooruck, hooruck.« Der Lotse späht nach den verdächtigen grünlichen Flächen im Meer, die Riffe anzeigen. Hohe Wellen schlagen über Bord; wir schießen durch die schmale Einfahrt der Quarantäne von Lith, letzte Station vor Dschidda.

Große Passkontrolle beim Mumir (Direktor), einem Neger. Gottlob, mein jemenitischer Pass genügt. Ich bekomme einen Ehrenplatz an seiner Rechten und die Wasserpfeife angeboten, die ich fromm ablehne. Letzte politische Nachrichten. Der Imam ist in Medina; gottlob, er ist gesund. Sayid Mirghani kam hier durch; gottlob, er ist gesund. In Syrien ist Friede; gottlob. Vor vierzehn Tagen hatten wir in Lith zwei Tage starken Regen; gottlob, die Weide wird gut sein.

Der Scherif, der keinen Pass hat, muss Gebühr bezahlen: fünfzig Piaster für den Pass, siebenzig Piaster für Quarantäne. Er jammert herzbewegend, er ist arm, wie kann er eine Guinee bezahlen! Ibn Saud ist reich – der braucht das Geld nicht. Der Mumir herrscht ihn an: »Wer ist das? Ibn Saud?« Man muss sagen: der Imam oder König. Dann zeigt er mir die Formulare, damit ich dem Scherif, der nicht lesen kann, bestätige, dass jeder Reisende, der in Lith anlegt, dreißig Piaster bezahlen muss. Ach, der Tourismus scheint nicht allzu groß zu sein – das Formular, das ich bekomme, trägt die Nummer 15, Nummer 1 wurde vor acht Monaten ausgestellt. Die neun Matrosen müssen, nach harter Redeschlacht, dreizehn Taler bezahlen. Der Mumir quittiert mit Marken, die gestempelt und so entwertet werden. Mehr kann man in Lith wirklich nicht verlangen.

Bei Morgenröte erfolgt die Ausfahrt. Wenn alles gut geht, sind wir abends in Dschidda, verspricht der Nahoda. Es geht aber sehr wenig gut. Um zehn Uhr vormittags passieren wir die Insel Gezeireh. Dann tritt Windstille ein. Aus der Ferne sah sie wie ein Kreuzfahrerschloss aus, in der Nähe ist sie ein winziger Sandhügel, der weiß aus dem Meer auftaucht. Die Hitze ist erträglich, aber ein anderes Übel plagt mich: Mein Gaumen ist wund, und ich kann kaum mehr etwas essen, meine Haut an Brust und Armen, Beinen und Rücken ist von widerlichen, roten, juckenden Flecken bedeckt: Harâra, der »Rote Hund«, der widerliche Hautausschlag des Roten Meeres.

Um halb eins passieren wir bei starkem Wind und hohem Wellengang Makram, sehen auf der Reede drei Segelboote liegen. Ich verspreche doppeltes Trinkgeld, wenn wir Dschidda heute erreichen. Noch ist es möglich.

Zwei Uhr: Der Wind wird stärker und stärker, Wellen schlagen ununterbrochen über Bord. Unser Fahrzeug, mit neun Matrosen und zwei Reisenden und 210 Sack Durra,

dem Kanu und zwei Ankern schwer belastet, liegt tief im Wasser. Der Wind kommt stoßweise von Osten und Nordosten. Der Kapitän verzichtet aufs Trinkgeld, beschließt zu ankern. An der Rahe hängt der Lotse, erteilt Weisung über die schmale Fahrtrinne. Der Wind hat sich gedreht, kommt vom Süden, packt das Boot, das gegen Osten steuert. Auf einmal fürchterliches Gebrüll: Schâb, Schâb! Die Korallen sind da! Der Lotse hat sich getäuscht. Das Schiff geht tiefer als erwartet, jagt auf das Riff zu. Der Nahoda springt vom Steuer weg, packt ein Tau: die Segel nieder! Aber schon knirscht der Rumpf an den Korallen. Brandung reißt uns vorwärts. Allah! Ich reiße die eine Stange des Sonnendaches an mich, stoße sie gegen das Riff; der Lotse hat die zweite Stange, drückt, schiebt, stößt – das Boot gleitet über die Korallen –, aber schon knirschen neue unter dem Kiel. Die Matrosen haben unterdessen das Kanu ins Wasser gelassen; drei, vier Mann springen hinein – das Boot, um mindestens fünfhundert Kilo leichter, hebt sich, gleitet der Fahrtrinne zu. Und wird wieder von der Brandung gegen Riffe geschleudert. Noch zwei Mann springen über Bord. Zwei Durrasäcke werden ins Meer geschleudert. Beide Anker fliegen in den Huri – der Sambuk, jetzt merklich leichter, findet endlich den Weg in die Fahrtrinne. Die Matrosen im Kanu rudern landwärts, versenken die zwei Anker zwischen Korallenblöcken. El hamdulilla, sie halten. Wir sind gerettet. Im Schiffsboden gibt es ein paar Löcher.

Der nächste Tag dämmt auf. Der Huri wird wieder eingeladen. Mit Müh und Not, stoßend und von schwimmenden Matrosen geschoben, kommen wir aus den Klippen heraus, aber auf offener See packt uns widriger Wind. Im Kielraum steht Wasser. Gegen Mittag liegt die Wasserlinie keine dreißig Zentimeter unter dem Bordrand. Zwei, bald drei Matrosen schöpfen ununterbrochen Wasser. Wellen schlagen immer stürmischer über Deck, schlagen jetzt schon gerade in den Kielraum hinein. Und noch fünf Stunden bis Dschidda. Im Westen regnet es. Ein Gewitter zieht auf. Das Wasser liegt nur mehr zwanzig Zentimeter vom Bordrand. Mit Müh und Not erreichen wir einen Ankerplatz, Ganeb Shadra geheißen. Der Dampfer nach Suez fährt jetzt ab; der nächste kommt in elf Tagen, beruhigt man mich.

Der Kielraum wird gründlich ausgebessert, die Löcher verstopft. Unter Gesprächen über Religion, über den heiligen Felsen in der Omar-Moschee, der bekanntlich in der Luft schwebt, über Engländer und Jemeniten vergeht die Zeit. Ich notiere wichtige Beobachtungen in meinem Notizbuch: Bei den schwarzen Arabern haben Handrücken und Handfläche die gleiche dunkle Farbe; bei reinrassigen Negern sind die Innenflächen von Hand und Fuß bedeutend heller. Ferner: Sämtliche Schiffsjungen, die ich auf meiner Route gesehen hatte, litten an Kopfgrind. Ferner: Der Scherif hat Läuse, die er nach jedem Morgengebet sorgfältig sammelt, knickt und über Bord wirft. Ferner: Alle Matrosen haben eitrige Wunden an den Beinen. Zwei haben Syphilisnarben. Angenehme Gesellschaft.

Der zehnte Tag nach Birk bricht an. Das Boot schluckt wirklich nur ganz wenig Wasser. Aber der Nordwind ist zu stark. Wir kommen nicht vorwärts. Von fern sehen wir schon die weißen Häuser Dschiddas – müssen wieder zurück. Ankern vor der hier ganz nahen Küste der Marsa von Sumeima. Etwas Shôrawald. Im Hintergrund steht steil das Hochgebirge von Mekka mit der Bergspitze des Raghama. Ich glaube, ich kann diese Bergkette schon mit geschlossenen Augen zeichnen – so langsam gleiten diese Gipfel an mir vorbei, so lange liegen wir unbeweglich ihnen gegenüber.

Der »Rote Hund« lässt mich nicht mehr schlafen. Alle Stellen des Körpers, die ich in den letzten Tagen der »erträglich gewordenen« Sonne ausgesetzt hatte, sind vom Ausschlag bedeckt. Ich vertrage kein Essen mehr. Die harten Bissen des Durrabrottes haben mir den Gaumen aufgerissen. Seit heute früh ist auch das Regenwasser von Birk zu Ende. Ich faste den dritten Tag, bis auf etwas türkische Halwa, die ich lutsche.

Der letzte Tag bricht an – hoffentlich. Wir sind keine zehn Meilen von Dschidda entfernt. Von drei Uhr morgens an lavieren wir gegen den Nordnordostwind. Ab elf sehe ich die Stadt ganz deutlich. Um ein Uhr brüllt eine Dampferpfeife: keine tausend Meter von meinem Sambuk entfernt fährt ein Dampfschiff – nach Süden. Mâ lesch; macht nichts. Dort sind wir schon gewesen. Um zwei Uhr sind wir ganz nahe, noch eine Viertelstunde, und ich kleide mich um, lege halbeuropäische Tracht an. »Ente kuweis; du bist schön«, complimentieren mich die Matrosen. Wir legen am Ankerplatz der Segelboote an; im Huri paddeln wir ans Ufer, zur Quarantäne. Gespenstisch leuchten weiße Korallenschatten aus dem grünlichen Schwarz der windgepeitschten Wogen. Ich werde ganz poetisch: Wie blasse Arme verwünschter Prinzessinnen griffen sie nach dem Boot, das über sie streicht. Allah sei Dank. Sie haben uns nicht festgehalten.

Wie verzaubert gehe ich durch die Stadt, zunächst zum italienischen Schiffsagenten, um mich nach dem nächsten Boot zu erkundigen. Gehe über den Markt, an den räudigen Hunden vorbei, die in der Sonne schlafen – durch den dunklen Bazar, wo indische Händler mich freundlich begrüßen –, zur Post, wo ich mein Kabel für Ullstein aufgebe. Und diese herrliche Stadt habe ich einmal für langweilig erklärt? Aber – das ist ja ein Paradies! Es gibt Post und Telegraph, Konsulate und Trinkwasser, Zeitungen – Welch ein Narr war ich, dass ich das früher nicht zu schätzen wusste. Paris kann nicht mehr bieten!

Der Schiffsagent bietet mir Gastfreundschaft; verspricht ein wirkliches Bett mit Moskitonetz. Der englische Konsul lädt mich zum Nacht Mahl: Ungeheuer war das Erlebnis, an weißgedecktem Tisch zu sitzen, Kristallgläser, Porzellan ...! Der Konsul wollte, ich solle von meiner Reise erzählen. Ich konnte es an diesem Abend nicht. Ich war zu glücklich. Wie schön ist das Leben! Wie schön ist Dschidda! Ich fühlte mich daheim.

Die nächsten zwei Wochen vergingen wie im Flug. Ich bekam eine Menge Besuche, die mich über die politische Lage im Süden ausfragten. Überraschend war der von Harry Philby – der britische Agent bei Ibn Saud, einer der großen Arabienreisenden, vor dessen Ruhm ich in Ehrfurcht beinahe verstarb. Nachdem er sich bei mir über Land und Leute der Tihama und Asirs erkundigt hatte, begann er mich auszufragen – nicht über Politik, wie ich erwartet hatte, nicht über die Rolle der Italiener in Südarabien, sondern, ausgerechnet, über meine botanischen Beobachtungen, über Kräuter und Gräser, die ich gesehen habe. Ich schämte mich, zu bekennen, dass ich darauf nicht geachtet habe. Philby war sichtlich enttäuscht.

Dann begann er über seine Erfahrungen mit arabischen Herrschern zu erzählen. Er war, wie die meisten britischen Arabisten, Antizionist. Um mich zu provozieren, erzählte er mir, wie es ihm allein zu verdanken war, dass das linke Jordanufer, wo Pinchas Ruthenberg 1932 bei Naharaim sein erstes Elektrizitätswerk baute, zu Transjordanien geschlagen wurde. Er, Philby, war damals dem Emir Abdallah zugeteilt und hatte vertraulich erfahren, dass der High Commissioner Sir Herbert Samuel Auftrag erteilt hatte, das Ufer südlich des Yarmukflusses bis zur Brücke von Gescher zu besetzen: »Rasch entschlossen nahm ich eine Eskadron der jordanischen Reiterei und wir galoppierten bis zur Jordanbrücke und pflanzten dort die jordanische Fahne auf. Ein paar Stunden später kamen die Soldaten Herbert Samuels – als sie unsere Fahne und unsere Reiter sahen, drehten sie sich um. So rettete ich Naharaim für die Araber!« Seine Geschichte war ein schönes Beispiel dafür, wie ein britischer Beamter in Palästina gegen den anderen – und noch dazu gegen seinen obersten Vorgesetzten – intrigierte. Dass trotzdem der Aufbau des Nationalheimes nicht verhindert, der Judenstaat nicht unmöglich gemacht wurde, ist ein kleines Wunder.

Andere Geschichten hörte ich bei meinem Freund, dem französischen Konsul »Scherif« Ibrahim Depui, bei dem ich ein herrliches Getränk vorgesetzt bekam, wie ich es nie wieder so gut bekommen habe. »Schoka« nannte er es; das Rezept war einfach – ein Löffel fein gestoßener Bohnenkaffee bester Qualität, ein Löffel fein gestoßene Schokolade (nicht Kakao!), zwei Löffel Zucker, mit vier Löffeln kochendem Wasser aufgebrüht, für eine Tasse.

Der Konsul hatte den Krieg gegen die Türken als französischer Major und militärischer Berater im Hauptquartier Abdallahs mitgemacht und war auf den »Helden« dieses Kriegs, Colonel Lawrence, sehr schlecht zu sprechen. Wenn er sich an die Zeit erinnert, wird Depui noch immer rot vor Zorn: »Lawrence war ein Bluffer«, sagte er. »Das wäre ja nicht schlimm. Im Krieg muss man bluffen – aber er hat zunächst seine Vorgesetzten während des Feldzugs dauernd belogen, und, was noch unverzeihlicher von einem Schriftsteller ist, sein Buch ist voller Lügen und Fälschungen. Er schildert die Araber als tapfere Krieger – alles Lüge. Ich war mit ihnen zusammen und weiß, dass sie

nichts, aber auch gar nichts für den Ausgang des Feldzugs geleistet haben. Nicht einmal die Stadt Medina, Endstation der Hedschasbahn, konnten sie einnehmen.«³⁷¹

Ich veröffentlichte Depuis Berichte später³⁷² – aber sie konnten nichts an der Legende ändern vom »Arabischen Aufstand«, die Colonel Lawrence erfunden hatte und die alle Offiziere des Arab Büros mit Begeisterung weiter aufrecht erhielten. Lawrence selbst war später dem Zionismus freundlich gesinnt, vermittelte zwischen dem Emir Faisal und Präsident Weizmann; aber seine phantastischen Übertreibungen der arabischen militärischen Leistungen (und natürlich auch seiner eigenen) boten für lange Jahre Material für antizionistische Intrigen in England und im Orient. Die Beduinen des Königs Hussein, die nie auch nur in einem einzigen wirklichen Gefecht gegen die Türken standgehalten hatten, wurden zu den »heldenmütigen Alliierten« der Entente, und es schien nur gerecht, dass sie dafür ihren Lohn auf Kosten der Juden bekommen sollten.

Der Engländer Richard Aldington hat später eine Biographie des Colonel Lawrence veröffentlicht³⁷³, in welcher er zu einem vernichtenden Urteil über diesen Mann und sein Werk kam. Aber, wie er mir voll Bedauern schrieb, es half nichts; man machte ihm, Aldington, in der Presse heftige Vorwürfe, dass er das Ansehen des großen Mannes beschmutzt habe.

Dann kam die Zeit zu den Abschiedsbesuchen. Bei Scheich Fadhl wurde ich mit Ausdrücken tiefsten Bedauerns, dass ich nicht wieder dort abgestiegen sei, aufgenommen. Der König habe sich wohlwollend über mich geäußert. Ich schenkte meinem Wirt einen schön gebundenen Koran, den ich vom General Dschemal bekommen hatte – eine Ausgabe mit Kommentaren eines indischen Nationalisten, den Ibn Saud nicht leiden konnte.

Und dann kam der Tag, wo ein Dampfer der Khedivial-Line, mit etlichen Hundert Pilgern an Bord, anlegte und mich nach Suez mitnahm. Eine Woche später war ich in Haifa, klopfte bei der Familie Zuckermann an. Statt Blumen hatte ich als Geschenk für Noemi sinnigerweise einen ziselierten arabischen Waschkrug mit Becken mitgebracht, den ich in Dschidda erstanden hatte. Ich übergab ihn dem jungen Mädchen und erkundigte mich, ob sie sich unterdessen überlegt habe, was sie auf meinen Heiratsantrag antworten wolle. Sie sagte: oui. Ich küsste sie und sagte, leider müsse ich gleich wieder

371 Die im Original folgende ausführliche, abschätzigste Schilderung der unglaublichen Kriegsabenteuer von Thomas Edward Lawrence (»Lawrence von Arabien«) wurde hier schon oben (LWV 291) mit ähnlichen Argumenten dargestellt und daher gestrichen (vgl. auch Anm. 259, 313).

372 *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (S. 59, Anm. 92), S. 134 f., 189 f., 196 f.

373 Richard Aldington (1892–1962): *Lawrence of Arabia*. London: Collins 1955. Deutsch: *Der Fall Lawrence*. München: Rinn 1955; vgl. jedoch den autobiographischen Bestseller von Lawrence *The Seven Pillars of Wisdom* (1926), dt. *Die sieben Säulen der Weisheit*.

abreisen. In Kairo hat mich der Zaghul Pascha, damals schon schwer krank, zu einem Rendezvous bestellt. Ich blieb nur drei oder vier Tage in Haifa, um richtige Bekanntschaft mit meiner Braut zu machen. Bei dieser Gelegenheit sprachen wir über unsere Zukunft. Als ich ihr auseinandersetzte, dass ich ein »jüdisches Haus« führen wolle – das heißt: koschere Küche und Einhaltung des Schabbat, begann sie zu weinen. Ihr Vater und ihre Mutter hatten Religion und Ritual längst über Bord geworfen, obwohl der Vater ihrer Mutter ein großer Talmudist und sehr fromm war. Und ich, der Westeuropäer, der Doktor, dem das Gerücht noch ganz andere Abenteuer als nur Reisen in Arabien zuschrieb, gerade ich wollte ein so reaktionäres Leben führen! Es war, glaube ich, ihre erste Enttäuschung an ihrem Bräutigam.

Ich hatte nicht viel Zeit, mich um meine Freunde und Parteigänger zu kümmern. Arthur Koestler suchte mich auf; es ging ihm damals bitter schlecht, er litt hauptsächlich Hunger. Ein Journalist, der aus Konstantinopel nach Kairo übersiedelt war, Muslim deutscher Abkunft, hatte Geld aufgetrieben, um eine deutsche Wochenschrift, »Nil- und Palästinazeitung« genannt, in Kairo für Ägypten und Palästina herauszugeben, und brauchte einen Gehilfen. So engagierte ich denn Koestler als meinen Sekretär honoris causa und künftigen Redakteur besagter Zeitung und nahm ihn mit nach Kairo. Ein neuer, entscheidender Abschnitt meines Lebens hatte begonnen.³⁷⁴

Das vierundzwanzigste Kapitel handelt von Bischöfen, Paschas und anderen Angelegenheiten

Meine Reise nach Kairo, ich glaube die fünfzehnte oder sechzehnte seit meiner Einwanderung nach Palästina, hatte diesmal einen bleibenden Einfluss auf meine spätere Zukunft. Im Coupé erster Klasse, in dem ich standesgemäß als Ullstein-Korrespondent zu reisen verpflichtet war, traf ich als einzigen Fahrgast den Bischof Franz Fellinger, Coadjutor des lateinischen Patriarchen, den ich schon von früher her kannte. Der Bischof war ein gebürtiger Linzer und gemütlich, wie Oberösterreicher zu sein pflegen (oder damals zu sein pflegten).³⁷⁵ Wir sprachen über alles Mögliche – wie sehr ich zu beneiden sei, weil für mich das Frühstück keine Rolle spiele. Er, der Bischof, hatte versucht, ein Opfer zu bringen und die erste Mahlzeit erst mittags einzunehmen, aber

374 »Postscriptum« WvWs: »Oben erwähnter Wasserkrug samt Becken hat uns seither überall begleitet, wohin uns das Leben geführt hat. Seit 1940 steht er in Gadera. Sukkoth und Pessach wasche ich meine Hände vor der Mahlzeit aus diesem Krug und denke an Dschidda und an den Tag unserer Verlobung vor fast fünfzig Jahren.«

375 Anspielung auf den im oberösterreichischen Braunau am Inn geborenen Adolf Hitler.

seine Arbeitsleistung habe durch den Hunger so nachgelassen, dass der Patriarch ihm befehlen musste, auf dieses Opfer zu verzichten. Wir sprachen von Arabern, Engländern, Juden und sogar von Bibelstudien und Bibelkritik. Der Bischof wollte die mir unsympathischen Bibelkritiker an der Universität rechtfertigen. Er deutete vorsichtig an, man könne doch nicht alle Angaben der Fünfbücher Mose als Tatsachenbericht hinnehmen. Ob ich etwa glaube, dass wirklich Sechshunderttausend Mann Fußvolk, von zwanzig Jahren aufwärts, Frauen und Kinder nicht gerechnet, durch diese Wüste Sinai gezogen seien, die jetzt unser Zug durchfährt.³⁷⁶

Ich wusste, dass Flinders Petrie vor mehr als zwanzig Jahren über dieses Thema geschrieben hatte³⁷⁷ – nämlich, dass das hebräische Wort »Elef« bei den Zahlenangaben der Fünfbücher nicht als Tausend zu verstehen sei, sondern in seiner zweiten Bedeutung als Großfamilie, die der geniale Archäologe mit etwa zehn Seelen veranschlagt hatte. Demzufolge seien nur etwa sechs Tausend Seelen aus Ägypten ausgezogen. Ich war mit dieser Auffassung aus einem Dutzend Gründen nicht einverstanden und sagte das dem Bischof. Ich übersetzte »elef« nicht mit Tausend, sondern als militärischen Begriff mit »Tausendschaft« = Bataillon. Ich erinnerte den Bischof auch daran, dass bei Kriegsende österreichische und deutsche Bataillone oft nur zwanzig oder dreißig Mann stark gewesen sind und doch die Bezeichnung »Bataillon« beibehielten. So müssten die biblischen Zahlenangaben verstanden werden – nach meiner Rechnung ungefähr ein Zehntel der Nominalziffer: nicht »sechshunderttausend« Mann, sondern sechshundert Bataillone von anders zu errechnender Stärke. Bischof Fellingner war begeistert von dieser Auslegung und versprach, ein Kollegium – ich habe den Namen seither vergessen – in Rom von dieser Erklärung zu verständigen, und riet mir darüber eine Arbeit zu schreiben.

Dreißig Jahre später veröffentlichte Ben-Gurion seine Deutung dieser Bibelzahlen.³⁷⁸ Ihm zufolge seien nicht einmal die sechshundert Familien des Flinders Petrie aus Ägypten ausgezogen, sondern nur sechshundert Seelen! Ben-Gurion, palästinazentrisch, wie er war, wünschte zu glauben, dass die große Mehrheit der Söhne Israels im Heiligen Land geblieben sei, als die Jakobsfamilie mit ihren siebzig Männern nach Ägypten auswanderte. Ich war über diese Ketzerei Ben-Gurions sehr empört. Ich beschloss, den Rat Fellingners zu befolgen und ein Buch zur Rechtfertigung der biblischen Zahlangaben zu schreiben. Ein Artikel wäre einfacher gewesen. Unglücklicherweise hatte ich den Ehrgeiz, einen Bestseller zu verfassen, angeregt durch den Erfolg, den

376 Die im Original folgende überlange Bibelexegese zur Anzahl der Juden beim Exodus aus Ägypten wurde hier stark gekürzt.

377 Siehe William M. Flinders Petrie: *Researches in Sinai*. London: Murray 1906.

378 Siehe Ben Gurion: *Looks at the Bible*. Aus dem Hebräischen übersetzt von Jonathan Kolatch. New York: Middle Village 1972.

damals gerade Werner Keller mit seinem Buch *Die Bibel hat doch recht*³⁷⁹ errungen hatte. Meine Schwester Marianne schrieb mir aus New York, ich müsse unbedingt die protestantische Bibelkritik – die bekanntlich die biblischen Zahlenangaben als Teil der »Priesterhandschrift« etwa tausend Jahre nach dem Auszug aus Ägypten datiert – berücksichtigen und widerlegen, wenn ich ernst genommen werden wolle. Die Befolgung dieses Rates kostete mich ein ganzes Jahr meines Lebens; immer aufs Neue umgearbeitet und erweitert, wurde das Manuskript schließlich 500 Seiten stark. Es wimmelte von, wie ich glaube, originellen Beobachtungen, aber gerade dieser Reichtum machte es unverdaulich. Ein Kritiker schrieb mir: »Auf Seite 40 angelangt, habe ich schon vergessen, was Sie auf Seite 30 eigentlich beweisen wollten.« Nachdem ein halbes Dutzend Verleger mir das Manuskript zurückgeschickt hatte, beschloss ich, dem Rat eines Freundes, des Bibelprofessors Jehuda Elitzur³⁸⁰, zu folgen und das Material auf ein Dutzend selbstständiger Arbeiten aufzuteilen. Wenn mir Gott die Jahre schenkt, die ich dazu nach Fertigstellung meiner Memoiren benötigen werde, will ich diesen Rat befolgen.

In Kairo angelangt, stieg ich zum letzten Mal in meinem Leben im Shepard's Hotel ab, damals noch das beste und berühmteste Hotel, nicht nur Ägyptens, sondern vielleicht der ganzen Welt. »Wer lange genug auf der Terrasse vom Shepard's sitzt, trifft dort alles, was in Europa oder Amerika Rang und Namen hat«, hieß damals ein Sprichwort, und in der Tat habe ich diesem herrlich altmodischen Hotel eine ganze Reihe von teils wichtigen, teils netten Bekanntschaften und amüsanten Einblicken in die elegante Gesellschaft Kairos zu verdanken. Der sittliche Ernst, den ich in diesen Memoiren zu bewahren habe, verbietet mir die Weitergabe etlicher dieser Einblicke – z. B. der Preistarife, die mir für einen Nachmittag mit drei Schwestern, Töchtern eines mächtigen Paschas, mitgeteilt wurden: »50 Pfund für alle drei jungen Damen zusammen, wirklich spottbillig«, oder die Geständnisse emanzipierter amerikanischer Damen über ihre sehr befriedigenden Erfahrungen mit nubischen Reiseführern oder auch (weniger standesgemäß) mit einfachen nubischen Zimmerkellnern, zumindest in puncto puncti seien die Nubier den amerikanischen Männern unbedingt überlegen.

Aber ich war jetzt verlobt, musste sparsamer leben. Außerdem erwartete ich Arthur Koestler, für dessen Unterkunft und sonstige Ausgaben ich aufzukommen hatte, bis die

379 Werner Keller (1909–1980): Verwaltungsbeamter, Journalist, Sachbuchautor, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, rettete zahlreichen Juden das Leben, sein 1955 erschienenes Buch *Und die Bibel hat doch recht* erreichte in Deutschland eine Auflage von über einer Million Exemplaren und wurde in mehr als 20 Sprachen übersetzt.

380 Siehe Jehuda Elitzurs postum erschienenes Hauptwerk *History and Historiography in the Bible* (2000).

»Nil- und Palästinazeitung« ihm seinen Lebensunterhalt decken würde, und so nahm ich mir zwei möblierte Zimmer in einem Apartmenthaus neben meinem guten Freund, dem österreichischen Maler Robert Hofmann, ehemaliger K.-u.-k.-Artillerieoffizier im palästinensischen Expeditionskorps und jetzt ein populärer Porträtist der europäischen Kolonie Kairos.

Und dann besuchte ich, zum dritten und leider zum letzten Mal, Zaghlu Pascha, den unbestrittenen Führer der ägyptischen Nation. Zaghlu war damals über 71 Jahre alt, am Ende seiner Jahre. Er war gerade in erbittertem Kampf mit dem König, der ihn hasste und fürchtete, und der Regierung Ahmed Zeiwar Paschas³⁸¹, der sich weigerte, das Parlament einzuberufen, das er anderthalb Jahre früher – nach Ansicht Zaghlu Paschas nicht verfassungsgemäß – aufgelöst hatte. Zu neunzig Prozent bestand dieses Parlament aus Mitgliedern der »Wafd«, der Partei Zaghlu Paschas, die drei politische Forderungen vertrat: nationale Unabhängigkeit Ägyptens, Abzug der britischen Truppen aus Ägypten und volle, alleinige Souveränität Ägyptens über den Sudan, der – in Parenthese – allerdings nichts von ägyptischer Oberhoheit wissen wollte.

Der offizielle Anlass meines Besuchs war, eine Erklärung darüber zu erlangen, warum Zaghlu das Parlament zusammentreten ließ, ohne dass es vom König oder dem Premierminister einberufen wurde. In Wahrheit aber wollte Zaghlu von mir Informationen über die Aussichten des Zionismus in Palästina erhalten. Die ägyptische Presse war voller Nachrichten über die zionistische Krise: Arbeitslosigkeit unter den Juden, »Massenflucht« jüdischer Auswanderer aus Palästina und Ausbleiben nennenswerter jüdischer Einwanderung.

Zaghlu Pascha empfing mich (am 1. Dezember 1926) in seinem Haus – einer schlicht-eleganten Villa in einer ruhigen Straße des modernen Kairo, einer Villa, wie es deren tausende gab; mit asphaltiertem Vorhof, in dem einige Palmen standen, einer offenen Terrasse, hübschem Tor, nichts Bemerkenswertes, dass dieses Haus dem größten Ägypter gehörte, den das Nilland je hervorgebracht hat – eines echten Ägypters, eines Fellachen, eines Bauernsohns, zum Unterschied von den Türken, Tscherkessen, Albanesen, Syrern und Beduinen, die bis dahin ausschließlich Ägypten regiert und eine im Grunde volksfremde Aristokratie gebildet hatten.

Dieses Haus Zaghlus hieß seit etlichen Jahren »Beit L'um«, Haus der Nation, ein Name, der eine kleine Geschichte hinter sich hatte. Bis 1923 gab es in Ägypten zwei anti-englische Parteien: die Zaghluisten des Wafd und die nationalistische Watani-Partei, die in ihrem extremen Englandhass die zaghluistische noch überbot. Sie lehnte es ab, mit England zu verhandeln, solange englische Soldaten in Ägypten stationiert waren, und nahmen es Zaghlu übel, dass er mit diesen »Räubern« Beziehungen unterhalte. Bei

381 Ahmed Zeiwar Pascha (1864–1945): 1924–1926 ägyptischer Ministerpräsident.

einer Sitzung wurde ein Watani-Mann so grob, dass Zaghlu ihm aufmerksam machte, er sei Gast in seinem, Zaghlu's, Haus. Der Nationalist antwortete: »Zaghlu's Haus gehört nicht mehr dir, es ist das Haus der Nation.« Dieses Bonmot blieb haften, und die Villa, in der ich dem kleinen, mageren, freundlichen Herrn gegenüber sitze, ist nun das »Beit L'um«. Der alte Herr entschuldigt sich: Er ist im Schlafrock, ein Hauskappchen auf dem kahlen Schädel, er ist eigentlich krank und empfängt keine Besuche. Aber er will wissen, was in Palästina vorgehe, und erklärt mir die Gründe für sein Interesse: »Sie müssen wissen, ich bin au fond ein überzeugter Zionist«, sagt er und blickt mich mit leichtem Lächeln an, während seine Hand über den weißen Schnurrbart unter der schmalen Nase streicht. Ich bin Zionist, weil ich die Engländer aus Ägypten loswerden will. Ich weiß, dass Großbritannien die Lebenslinie des Empire am Suezkanal hat und sie gegen Russland heute oder Deutschland morgen verteidigen muss. Wenn am Ostufer des Kanals ein starkes, industrialisiertes jüdisches Palästina entstünde, dann müssten die Briten nicht mehr ihre Truppen am Westufer des Suezkanals stationieren – dann könnten sie sich auf die Juden in Palästina stützen und von dort aus den Kanal beschützen, beherrschen. Und dann würde mein Land endlich frei sein.«

Ich berichtete Zaghlu Pascha, dass wenigstens vorläufig die Herren des alten Arab Büros noch immer entscheidenden Einfluss auf die britischen Polizisten in Palästina ausüben, mit Ronald Storrs an der Spitze, und dass diese den Nutzen eines jüdischen Palästina für das Britische Empire leider ganz anders einschätzen als er, der Pascha. Ob er nicht hierbei uns, den Juden, ein bisschen helfen könne? Zaghlu schüttelte den Kopf: »The gentlemen, die euch solche Schwierigkeiten machen, sind dieselben, die nicht auf die britische Garnison in Kairo verzichten wollen. Ihre Politik dort und hier bei uns ergänzt sich.« Es war das letzte Gespräch, das ich mit diesem großen Ägypter hatte. Ein paar Monate später – ich war damals gerade in Europa – starb er.

Die nächsten Monate in Kairo verliefen ziemlich hektisch. Ich hatte meine tägliche Arbeit für den Ullstein-Nachrichtendienst zu leisten – die lokale Presse zu lesen, Politiker zu besuchen, Kontakte mit der englischen Residenz, der deutschen und anderen Gesandtschaften aufrecht zu halten, meinem Freund Arthur Koestler und seinem Chefredakteur bei der Gestaltung der »Nil- und Palästinazeitung« zu helfen und vor allem meine Reiseberichte vom Roten Meer in wahnsinnigem Tempo fertigzustellen. Jeden Tag gingen drei und manchmal vier Artikel nach Berlin und Wien und gelegentlich auch nach Amerika. Außerdem hielt ich noch zionistische Vorträge in Kairo und Alexandrien und hatte fast jede Woche einen anderen Besuch aus Europa: mit Empfehlungen dieser oder jener Redakteure – ich möge den Herrschaften Ägypten zeigen! Nicht mehr und nicht weniger. Bald hatte ich für diese zeit- und geldraubenden Touristen ein fixes Programm: Bei Tag hatten sie ohnedies ihre Reiseführer – manchmal volontierte

Hofmann oder Koestler. Es stellte sich gewöhnlich bald heraus, dass die Reisenden von mir weder Aufschluss über arabischen Baustil oder ägyptische Antiquitäten oder gar orientalische Politik haben wollten, sondern lediglich für das Nachtleben Kairos Interesse zeigten. Als ich noch jung und unverdorben war, mietete ich für besonders hochgeschätzte Besucher eine Loge in der Oper oder führte sie in ein ägyptisches Theater, lernte aber bald, dass das einfachste Programm war, die reisenden Herren und Damen ins Lasterviertel zu führen, um ihnen die bodenlose Verderbtheit der Ägypter zu zeigen. Vornehme Damen sahen sich aus nächster Nähe die Aufführungen von ägyptischen oder sudanesischen Zuhältern mit ihren Mädchen an, so als ob für sie diese Orientalen eigentlich keine Menschen wären, vor denen man sich schämen müsste. Manche erkundigten sich gar noch, ob man nicht auch Paarungen von Mädchen mit Hunden oder Ziegenböcken sehen könnte; sie hätten gehört, es gäbe hier so etwas. Ich musste dann schamerrötend gestehen, ich sei in dieser Beziehung überfragt. Europäische Touristen vor einem halben Jahrhundert ...

Apropos »Nil- und Palästinazeitung«. In seinen Memoiren behauptet Koestler, es sei nur eine Nummer dieser Wochenschrift erschienen.³⁸² Hier irrt Goethe³⁸³ – soviel ich erinnere, brachte Koestler sechs oder sieben Nummern zustande, ehe das Unternehmen mangels Geld und Abonnenten eingestellt werden musste. Trotzdem hat dieses Experiment sich für Koestler als weit wichtiger erwiesen und weit mehr gelohnt, als er ahnte und bis heute weiß: Als ich ein paar Monate später vom Chef des Ullstein-Nachrichtendienstes Dr. Max Magnus gefragt wurde, wen ich als meinen Nachfolger als Nahost-Korrespondenten vorschlage – man hatte ihm Eugen Höflich empfohlen, – bestand ich auf Arthur Koestler und gab als Referenz an, er habe nicht nur für Zeitungen in Palästina gearbeitet, sondern sei auch Redakteur der »Nil- und Palästinazeitung« in Kairo gewesen. Das klang imponierend, Koestler wurde mein Nachfolger, mit Sitz in Jerusalem, und setzte damit seinen Fuß auf die erste Sprosse der Leiter, die ihn zum Erfolg und Ruhm führte. (Habe ich das schön gesagt, lieber Arthur?).

Das Frühjahr 1927 kam heran und damit der siebzigste Geburtstag meines Vaters. So sehr ich mich sehnte, nach Haifa zu meiner Braut zu fahren, war es doch dringender, mir persönlich den Segen meiner Eltern zu meiner Verlobung zu holen, obgleich ich

382 Koestler: *Pfeil ins Blaue* (Anm. 103), S. 202, recte: »Es erschienen genau drei Nummern; dann starb sie, wie alle meine früheren hoffnungsfrohen Versuche vom Architekten bis zum Limonadenverkäufer, eines sanften Todes.«

383 »Hier irrt Goethe«: geflügeltes Wort, mit dem der Philologe Heinrich Düntzer (1813–1901) in seinem Kommentar zu Goethes *Gesprächen mit Eckermann* eine selbstbiographische Datierung des Klassikers korrigierte (1885), im übertragenen Sinne: besserwisserische Pedanterie.

schon auf meinen ersten Brief an sie die Zustimmung meines Vaters erhalten hatte. Ich hatte die Familiengeschichte meiner Braut berichtet; dass ihr Großvater der Talmudbauer York-Steiners (vgl. S. 79) und ihr Vater Binyamin Zuckermann Direktor einer landwirtschaftlichen Kolonie in der Türkei und dass Noemi das schönste Mädchen wäre, das ich je kennengelernt habe und dass meine Eltern keine Angst zu haben brauchten »vor großen Nasen« in der Nachkommenschaft, was einmal meinem Vater Grund gegeben hatte, eine »Partie« für mich abzulehnen. Darauf hatte mein Vater in Unkenntnis der Verhältnisse geantwortet: Er sei recht zufrieden damit, dass ich eine Bauerntochter heirate; es sei höchste Zeit, dass bodenständiges Blut in unsere zu intellektuell gewordene Familie komme. Ich musste meine Eltern darauf schonend vorbereiten, dass nicht nur Noemi, sondern ihre ganze Familie sehr sophisticated und anspruchsvoller in puncto Elegance sei als unsere Wiener Gesellschaft. Dass es für sie z. B. ein wirklicher Schock war, als sie in einer illustrierten Zeitung das Londoner Haus von Sir Herbert Samuel, unserem ersten High Commissioner, sah und entdeckte, dass sich im Parterre dieses Hauses ein Geschäft befand. In Smyrna hätte keine Familie, die zur »guten« Gesellschaft gehörte, in einem Hause wohnen wollen, das so proletarisch aussah!

Ich kam nach Wien, Prag – wo das »Prager Tagblatt« meldete, »der Weisl von Zion ist eingetroffen« (vgl. LWV 268) – und Berlin. Ich wurde überall gefeiert, als ob ich ein berühmter Fußballer wäre. In Wien veranstaltete eine Konzertagentur einen Vortrag im großen Konzerthausaal. Ich glaube, es war das erste Mal, dass meine Eltern sich mit meiner zionistischen Karriere ausgesöhnt hatten, als sie Zeugen waren der auch mich überraschenden Begeisterung, mit der zweitausend Menschen einen Mann empfingen, von dem sie fast nichts wussten, außer dass er als Zionist Arabien bereist hatte. Für mich selbst war es eine große Ehre, dass ich in der »Österreichischen Geographischen Gesellschaft« eingeladen wurde, in ihrem Rahmen über meine Reisen zu berichten. Dass ich auf dem Podium stehen durfte, wo ich einen Fridtjof Nansen³⁸⁴, einen Sven Hedin³⁸⁵, einen Ernest Henry Shackleton³⁸⁶ ehrfürchtig hätte anhören dürfen, war mir ein besonderes Erlebnis.

Mein Vater hatte in den vier oder fünf Jahren, seit der Stabilisierung der österreichischen Währung ein kleines Wunder vollbracht: Als 65-Jähriger hat er wieder eine Kanzlei aufgebaut, die einen Ruf über die Grenzen Österreichs erwarb. Er war auch Präsident des internationalen Anwaltsverbandes und eine Autorität auf dem Gebiet des

384 Fridtjof Nansen (1861–1930): norwegischer Zoologe, Polarforscher, Diplomat, Friedensnobelpreisträger (1922).

385 Sven Hedin (1865–1952): schwedischer Geograph, Entdeckungsreisender.

386 Ernest Henry Shackleton (1874–1922): britischer Polarforscher.

internationalen Rechts. Die Eltern lebten nicht nur wieder in Wohlstand, sondern jedes Jahr konnten sie ein schönes Stück Geld zurücklegen. Sie trauten aber nicht dem Landfrieden. »Zwei Mal wird man mich nicht hereinlegen«, sagte mein Vater und fuhr jeden Sommer in die Schweiz, wo er die Ersparnisse des Jahres anlegte. Er fürchtete einen kommunistischen Aufstand oder eine anti-kommunistische Diktatur in Österreich, und in beiden Fällen sah er schwarz in die Zukunft. Wie Recht er hatte, wissen wir heute. Er hat Hitler nicht mehr erlebt.

Am 3. Mai 1927 wurde sein siebzigster Geburtstag gefeiert. Deputationen der Anwaltskammer, des Internationalen Anwaltsverbands, des Verbands ehemaliger Militärrichter und Gott weiß wer noch gratulierten persönlich und schrieben Artikel in allen Zeitungen über den »Nestor der österreichischen Anwälte«. Als Geschenk überbrachten ihm die verschiedenen Verbände eine zwei Meter hohe Marmorstatue, vermutlich eine italienische aus dem 18. Jahrhundert, die irgendetwas versinnbildlichen sollte, was ich nie ganz erfasst habe. Ich weiß nur, dass sie mir sehr gefiel und ihr Verlust (durch die Nazis) mir bis heute noch leid tut.

Sodann kehrte ich nach Kairo zurück, liquidierte das dortige Ullsteinbüro und fuhr nach Haifa, um zu heiraten. Damals endete recht eigentlich ein Lebensabschnitt für mich. Nicht nur weil ich aufhörte, Junggeselle zu sein, sondern auch, weil sich nun meine ganze Lebensanschauung wandelte. Ich habe schon von theosophischen Theorien über das Karma gesprochen, das das Schicksal von Menschen beherrscht (LWV 138). »Eingeweihte« hatten mir erklärt, dass dieser Einfluss sich »ungefähr um das 30. Lebensjahr« erschöpft und dass von da an jeder Mensch schicksalhaft sein eigenes Karma für die nächste Wiedergeburt zu erwerben habe. Meine Einstellung zu diesen und anderen okkulten Lehren will ich meinen Lesern nicht vorenthalten: Ich glaube grundsätzlich alles, was man mir erzählt, solange es mich kein Geld kostet – nach dem weisen Grundsatz: Wenn ich's nicht glaube, glaubt's ein anderer; und dann habe ich gar nichts. Bis zu meinem 30. Lebensjahr hatte ich ein blindes Vertrauen in meinen Glücksstern. Jede Gelegenheit, die mir der Zufall zuspielte, ergriff ich; dem Rufe des sokratischen Daimons folgen, war mir nicht so sehr ein Grundsatz als vielmehr naturgegeben. Diese nachtwandlerische Sicherheit ging mir nach dem Abschluss der arabischen Reisen verloren. Von jetzt an *plante* ich mein Leben, statt mich dem Spiel des Zufalls zu überlassen.

Das scheint mir denn auch der richtige Augenblick, um den ersten Band dieser Erinnerungen zu schließen und den zweiten Band mit meiner Hochzeit zu beginnen.³⁸⁷

387 Die beiden folgenden Kapitel Nr. 25/26 sollten ursprünglich am Beginn des geplanten zweiten Bandes stehen, der jedoch nicht mehr zustande kam (vgl. Vorwort, S. 9).

Das fünfundzwanzigste Kapitel **erzählt von Hochzeit, Hochzeitsreise und anderen Abenteuern**

In Haifa kam ich einige Tage vor Shawuoth an, und da Juden bekanntlich nicht in dieser Zeit heiraten dürfen, vergingen einige Tage bis zur Hochzeit, die eigentlich recht notwendig waren, um unsere nächsten Pläne in Ruhe besprechen zu können. Zunächst hörte ich all den Klatsch, den man über mich der Familie Zuckermann erzählt, und die guten Ratschläge, die man ihr in Bezug auf mich erteilt hatte. In den Augen der braven Bürger Haifas war ich in jeder Beziehung eine Mesalliance. Erstens war ich Revisionist – was kann es Schlimmeres geben als einer solchen militaristischen Partei anzugehören, die weder an den Frieden mit den Arabern glaubt noch an den guten Willen der Engländer? Zweitens war ich ein Abenteurer in jeder Beziehung. Statt brav meine medizinische Praxis zu pflegen, fahre ich in der Welt herum und habe weiß Gott wie viele Abenteurer mit Frauen. Und drittens bin ich ein gefährlicher Aufschneider. Ich erzähle Geschichten, dass ich Gast im Palast des Emirs Abdallah gewesen sei, dass ich arabische Könige besucht habe – »einem solchen Menschen wollen Sie, Madame Zuckermann, Ihre reizende Tochter geben?« Auch unter den nächsten Verwandten gab es solche, die von mir nicht gerade begeistert waren: so zum Beispiel die Schwägerin von Frau Rosa Zuckermann, Emmi Schachewitz, Frau eines Direktors der Filiale der Anglo-Palästinaabank in Haifa. Tante Emmi war eine »Jeckete«, eine Deutsche, voll edler pazifistischer Anschauungen, wie sie damals unter deutschen Juden gang und gäbe waren. Als sie eine Gruppe junger Betarim in ihrer Tracht sah – erdbraune Blusen mit blauen Aufschlägen –, kam sie ganz verstört zu den Zuckermanns und klagte: »Stellt Euch vor Uniformen! Wir werden noch erleben, dass sie marschieren – links rechts, links rechts!« Wie diese Tante über mich als künftigen Neffen dachte, kann man sich ausmalen.

Für Noemi allerdings war gerade mein politisches Glaubensbekenntnis – seit damals und bis heute – das erste und wichtigste Gemeinsame. Noemi hatte bei ihrer Ankunft in Palästina einen schweren Schock von allem, was sie in Palästina zu sehen bekommen hatte, davon getragen (wie übrigens die meisten neuen Einwanderer seit eh und je). Alles war viel ärmer, unzivilisierter, unkultivierter als ihre Gesellschaft in Smyrna, während sie erwartet hatte, im jüdischen Palästina eine geistige und nationale Elite zu finden. Die jungen Leute, die sie traf, waren zugleich sozialistisch – utopisch und zynisch. Sie glaubten nicht an die Verwirklichung des Zionismus, aber auch nicht an die ehrlichen Absichten oder auch nur an die reinen Hände eben der Führer, für die sie regelmäßig stimmten. Beinahe angeekelt überlegte Noemi schon, ob sie nicht besser täte, das Land zu verlassen und in Paris zu studieren; das Baccalaureat der Sorbonne hatte sie sich ja schon (in Konstantinopel) geholt. Da kam Jabotinsky nach Haifa und hielt eine Rede im Hof des Technions. Noemi hörte ihn – und war für den Zionismus und Palästina

gewonnen. Das waren die Ziele, für die es sich lohnte, zu leben und sogar Leiden und Kämpfe auf sich zu nehmen. Vorausgreifend sei verzeichnet, dass es dieser aktive Zionismus war, der unsere Gemeinsamkeit über alle Stürme und Wirren hinweg erhalten hat, die uns vor allem in den ersten Jahren der Ehe nicht erspart geblieben sind.

Welche Meinung Noemi ansonsten über mich hatte, illustriert vielleicht eine kleine Anekdote. In den Tagen vor der Hochzeit sprach ich einmal mit ihr über unsere wirtschaftliche Lage. Ich rechnete ihr meine fixen Einnahmen vor und entwarf ein Budget: soundsoviel für Wohnung, soundsoviel für Essen, Kleidung, Ausgänge und soundsoviel für Friseur, Parfüm, Schönheitspflege. Noemi war ganz erstaunt, dass ich wusste, eine Frau müsse auch für ihre Pflege etwas ausgeben. Sie hatte das mir nicht zugetraut.

Papa Zuckermann gab mir diskrete Ratschläge: Ich möge Noemi lehren, für mich als Sekretärin zu arbeiten. Das werde künftige Probleme ersparen. Ich versprach das gern, aber es klappte leider nicht: Noemi liebte es, mich während des Diktierens zu korrigieren: Sie hatte als gute Französin größere Ansprüche an grammatikalische Logik und Satzkonstruktion als die »Teutonen«.

Die Hochzeit fand in der Wohnung der Schwiegereltern statt. Wenn ich heute sehe, welche Massen zu Hochzeiten, auch der Ärmsten, in Israel geladen werden, welchen Ehrgeiz eine Köchin oder eine Krankenschwester meines Spitals darein setzt, viele Hunderte bei der Hochzeit ihrer Tochter oder ihres Sohnes zu bewirten, ohne Rücksicht, auf wie viele Jahre hinaus sie sich verschuldet, da erscheint mir meine eigene Hochzeit in noch schönerem Licht. Es waren zwanzig oder dreißig Gäste geladen – mein Freund Hermann Struck war Trauzeuge. Ein einfaches Büffet, allerdings mit Champagner, und nach zwei Stunden wurde das junge Paar in ein Taxi gesetzt, um nach Jerusalem zu fahren, wo ich den Pass für Noemi neu ausstellen lassen musste. Es waren damals gerade etliche Raubüberfälle auf der Straße nach Jerusalem vorgekommen, und die Verwandten beschworen mich, lieber mit der Eisenbahn zu fahren. Eigensinnig und dumm, wie ich damals war, fühlte ich mich verpflichtet, meiner Frau gleich eine Lektion im Wagemut zu geben, damit sie mir künftig nicht von gefährlicheren Abenteuern abrate als diese Autofahrt durch das arabische Samaria. Es ging übrigens ganz glatt ab, bis auf eine kleine »Tragödie«: Romantische Freundinnen hatten Blumen über alle Sitze des Autos gestreut. Noemi setzte sich mit ihrem weißen Brautkleid auf der lieblichen Kinder Flor, und soviel ich erinnere, gingen die Flecken nie ganz heraus.

Herr Abraham Fast, der damals allererste Hotelier des Heiligen Landes, Angehöriger der Templer, wenn ich nicht irre, empfing uns am Fuß der Treppe wie königliche Hoheiten. Ich hatte unsere Ankunft angemeldet, und der »Ullsteinkorrespondent« und seine Braut waren für das Fast-Hotel eine kleine Sensation.

Jerusalem kannte mich nur als Junggesellen. Wir speisten im koscheren Speisezimmer des Hotel-Restaurants unter vier Augen, aber ich hatte den Eindruck, dass Noemi ein mondäneres Hochzeitssouper mehr genossen hätte. Dabei wurde ich auf ein Problem aufmerksam gemacht, das mir später einiges zu schaffen machte. Ich wollte Getränke bestellen – aber Noemi informierte mich freundlich, sie liebe weder Wein noch Bier und überhaupt keinen Alkohol, aber auch kein Sodawasser oder die kohlenäurehaltige israelische Gasos. Sie trinke nur reines Wasser, was im Orient nicht überall erhältlich und noch seltener ratsam ist, und Champagner, den sie offenbar nicht als alkoholisches Getränk wertete und mit dem sie von den Ballabenden Smyrnas her vertraut war. Nun, das Hotel Fast konnte französischen Champagner servieren, aber ich war einigermaßen besorgt, wie das in Zukunft finanziell weitergehen werde. Tojours Champagne? – Abschließend sei jedoch berichtet, dass Noemi sich im Laufe der Jahre zwar nicht an Soda und Gasos, wohl aber an anderen Alkohol gewöhnt hat.

Etliche Tage später ging es nach Kairo, zur Abwicklung meines Büros. In unserem Coupé reiste mit uns Ismail Sidky Pascha³⁸⁸, ein guter Freund des Königs Fuad, den ich aus den Tagen kannte, wo er an der Spitze einer Kommission stand, die 1925 gemäß den Wünschen des Königs das ägyptische Wahlgesetz geändert hat. Sidky Pascha war von Noemi sichtlich bezaubert – machte ihr den Hof nach allen Regeln französischer Galanterie und tat später sein Möglichstes, um uns die zwei Wochen, die wir in Kairo verlebten, angenehm zu gestalten: Lunch im Mohamed Ali Club, Tee bei Groppi, Empfehlungen an einen millionenschweren Beduinen-Pascha, der uns auf seiner Farm bewirtete und meiner Frau als Gastgeschenk einen schweren Beduinen Teppich, 5 x 6 Meter groß, verehrte, den wir dann jahrelang mit uns schleppten, aber nie auflegen konnten, weil kein Zimmer groß genug war.

Nach einem Dejeuner mit dem deutschen Gesandten Herrn Eberhard von Stohrer³⁸⁹ und allen Mitgliedern seiner Gesandtschaft ging es via Alexandria nach Griechenland, weniger um romantisch unter den Säulen griechischer Tempel zu schwärmen als um die Ergebnisse der vom Völkerbund organisierten Rehabilitierung und Kolonisation der 1.400.000 griechischen Flüchtlinge des Kriegs gegen die Türken von 1922 zu studieren. Ich war dazu von William Rappard, dem »permanenten Sekretär« der Mandatskommission des Völkerbunds, angeregt worden, der mir einmal geschrieben hatte, er wundere sich, warum eigentlich die landwirtschaftliche Kolonisation der Zionisten so unvergleichlich teurer sei als die griechische, die doch unter ganz ähnlichen klimatischen Bedingungen und auf vielleicht noch ärmerem Boden erfolge. Die Revisionisten hatten

388 Vgl. WvW: *An Interview with Cidqi Paša*. In: Hazit Ha-am, 3./5. Juni 1931.

389 Eberhard von Stohrer (1883–1953): 1926–1936 deutscher Botschafter in Kairo.

schon seit langem, aber völlig ergebnislos Kritik an den Kolonisationsmethoden der im Zionismus führenden Parteien geübt. Jetzt konnte ich sozusagen zwei Fliegen auf einen Schlag treffen: Herrn Rappard einen Gefallen erweisen und unserer Kritik ein stärkeres Gewicht verleihen.

Der Leser möge verzeihen, wenn ich hier einige ökonomische Tatsachen anführe, die heute nurmehr historisches Interesse haben, die aber teilweise erklären, warum die zionistische Organisation, als die Hitlerkatastrophe über Europa hereinbrach, nicht imstande war, so viele Juden zu retten, als bei einer anderen Wirtschaftspolitik, meiner festen Überzeugung nach, möglich gewesen wäre. Das jüdische Kolonisationswerk in Palästina wurde seit 1908 bzw. 1918 von dem deutschen Rechtsanwalt und Soziologen Arthur Ruppin diktiert. Er ging von der Annahme aus, dass nur sozialistische Kolonisationsmethoden die Mängel vermeiden können, die in den alten Kolonien des Barons Rothschild aufgetreten waren und die sich vor allem darin äußerten, dass der jüdische Bauer vorwiegend arabische Arbeiter beschäftigte, die anspruchsloser und billiger als Juden waren. Um dies zu vermeiden, sollten nur solche Menschen angesiedelt werden, die das Ideal der »Avoda Atzmit« sich zu eigen gemacht hätten. Das konnten naturgemäß nur Sozialisten sein, denen der Begriff der Ausnützung fremder Arbeitskraft bekannt und widerlich war. Ebenso natürlich war es, dass es sich fast ausschließlich um junge Menschen, fast immer unverheiratete Burschen und Mädchen, handelte – mit ein paar idealistischen Professoren und Doktoren fein gemischt, die zur Natur zurückkehren und Schuster oder Bauarbeiter werden wollten, wie z. B. Arthur Koestler oder auch der Verfasser dieser Memoiren. Dieses System wäre schön und gut gewesen, wenn die Verwirklichung des Zionismus im menschenleeren Raum vor sich gegangen wäre und wenn nicht die Araber sich in Palästina rascher vermehrt hätten, als die jüdische Einwanderung neue Menschen lieferte.

Unsere erste Kritik an Ruppin richtete sich somit dagegen, dass er grundsätzlich nur Chaluzim ansiedeln wollte, Jugendliche, die in Europa eine oft jahrelange ideologische (und nur teilweise auch landwirtschaftliche) Ausbildung erfahren hatten. Familien-Väter, mit oft weit besserer landwirtschaftlicher Vorbereitung wie z. B. slowakische oder mährische Bauern hielt Ruppin für ungeeignet, noch weniger kinderreiche orientalische Juden. Wir rechneten ihm vor, dass ein Einwanderer-Zertifikat, das einem Chaluz gegeben werde, nur einen Juden nach Palästina bringe, ein Zertifikat für einen religiösen Juden Osteuropas oder Marokkos aber zehn und zwölf und noch mehr Juden holen könne. Die Antwort der Mehrheit aber war: Es geht uns nicht um Quantität, sondern um Qualität. Und als Qualität wurde natürlich nur fortschrittlicher Sozialismus gewertet.

Unsere zweite Kritik war gegen die hohen Kosten der Ruppinschen Kolonisation gerichtet. Seinen Kalkulationen gemäß brauchte jedes »Paar« (zwei Chaluzim) hundert Dunam Boden und tausend Goldpfund Investition, bis sie selbstständig werden

konnten. Da die zionistischen Fonds damals nicht viel mehr als 600.000 Pfund jährlich aufbrachten, kann man sich ausrechnen, in welchem jämmerlichem Tempo Landerwerb und Kolonisation Palästinas vor sich gingen. Ich wusste über die griechische Flüchtlingskolonisation nur soviel, dass dafür vom Völkerbund eine Anleihe von zehn Millionen Pfund bewilligt war, also der geradezu lächerliche Betrag von sieben Pfund pro Kopf der 1.400.000 Flüchtlinge. Wie war das möglich, wenn Ruppin siebzigmals soviel kalkuliert? Diese Frage stellte ich an den Leiter des Kolonisationsunternehmens, Sir John Hope Simpson, der mich in einem recht bescheidenen Büro in Athen empfing. Er bedankte sich freundlich für meine »Anfrage«, bedauerte aber »aufrichtig, in dieser Angelegenheit nichts unternehmen zu können«. Dazu sei vermerkt, dass die Administration von Sir John Hope-Simpson genaugenommen das Ergebnis höchst politischer Erwägungen gewesen war. Es war der jüdisch-amerikanische Bankier Henry Morgenthau, bis 1916 Botschafter in Konstantinopel, der sich 1923, tief besorgt über kommunistische Strömungen unter den Flüchtlingen, zum Vorsitzenden der Refugees Settlement Commission des Völkerbundes ernennen ließ, in dieser seiner Eigenschaft die Anleihe für Griechenland aushandelte und mit Hope Simpson das Prinzip der Kolonisation festsetzte: nicht einigen Zehntausend ein Maximum zu gewähren, sondern möglichst viel Hunderttausenden ein Existenzminimum zu sichern. Sir John erklärte mir dieses Prinzip mit wenigen Worten:

Von den 1.400.000 Seelen, die wir zu betreuen hatten, waren 1925 schon ungefähr 400.000 durch eigene Kraft oder mit Hilfe von Verwandten erwerbstätig geworden. Blieben eine Million. Davon beschlossen wir ein Drittel in den Städten anzusiedeln, wo sie in Industrie oder Handwerk ihr Brot verdienen konnten. Sie werden morgen durch die Vororte Athens geführt werden, wo sie die Viertel sehen werden, die wir schlecht und recht für sie gebaut haben. Etwas über 600.000 Seelen, rund 120.000 Familien, mussten auf dem Land kolonisiert werden. Mit sechs Millionen Pfund Kapital, auf rund fünf Viertel Million Dunam Boden, die wir hauptsächlich aus früher mohammedanischem Besitz, zum kleineren Teil aus Staatsländereien und enteignetem Großgrundbesitz gewonnen haben. So kam auf jede Familie selten mehr als etwa zwanzig Dunam. Unsere Kolonisation konnte nicht wie bei euch in Palästina mit hundert Dunam rechnen: Wir hatten sie einfach nicht. Und siehe da, es ging. Ich rate Ihnen sich hauptsächlich unser Siedlungswerk in Mazedonien anzuschauen, wo der größte Teil der Flüchtlinge lebt.³⁹⁰

³⁹⁰ Vgl. Arthur Ruppin: *Dreißig Jahre Aufbau in Palästina. Reden und Schriften*. Berlin: Schocken 1937, S. 199 ff.

Ein paar unvergessliche Tage in Athen folgten, wo Noemi eine Jugendfreundin wieder sah. Eine Spazierfahrt im Golf von Salamis bei Mondschein bleibt mir in Erinnerung. Ich sprang damals ins lauwarme Meer und schwamm etliche Kilometer hinter dem Ruderboot her, bis zum Hafen, stolz auf die Bewunderung der anfangs entsetzten Damen.

Dann ging es nach Saloniki, wo die zionistische Ortsgruppe uns begeistert empfing. Noemi wurde damals zum ersten Mal von der Presse interviewt und fotografiert. Der Reporter erkundigte sich nach ihrer Meinung über »den Fortschritt der Frau«. Noemi antwortete mit bezauberndem Lächeln: »Ich habe mich nie für den Fortschritt der Frau interessiert. Mir war der Fortschritt des Mannes viel wichtiger.«

Den ersten Abend in meinem lieben Saloniki waren wir zu Gast auf der Dachterrasse eines neuen Hotels. Als wir durch den Garten des Restaurants geführt wurden, erlebte ich ein Schauspiel, das mir später noch öfters zuteil wurde: Ich ging hinter Noemi her, die von unserem Gastgeber geführt wurde, und konnte sehen, wie Hunderte von Köpfen von Herren und Damen sich »wie vom Winde bewegt«³⁹¹ ihr erst zuwandten und dann ihr nachblickten. Das Schönste war, dass Noemi, im Gespräch vertieft, davon nichts bemerkte.

In Saloniki befreundete ich mich mit Herrn Ioannis Karamanos, dem Leiter der Kolonisation in Mazedonien, der mich und Noemi eine Woche lang von einem Dorf zum andern führte und mir viele wertvolle Erkenntnisse vermittelte. Für Noemi war diese landwirtschaftliche Hochzeitsreise nicht gerade der höchste der Genüsse, aber sie tat mannhaft mit und lernte auch genug, um später in zionistischen Diskussionen fachmännisch mitreden zu können. Die Lektionen, die ich damals erhielt und veröffentlichte, müssten eigentlich auch heute noch für die Ansiedlung neuer Einwanderer aus Russland und dem Orient in Israel nützlich sein: zum Beispiel, erzählte mir Karamanos, wie er es anstellte, billig Häuser für die Flüchtlinge zu bauen. Auf je Hundert Familien schickt man einen einzigen Maurer, der zuerst den Ansiedlern beibrachte, wie sie an Ort und Stelle Ziegel anfertigen, Fundamente gießen, Mauern bauen und Fenster und Türen einsetzen. »Wir geben den Leuten Zement, damit sie den Fußboden eines Raumes, gewöhnlich die Küche, betonieren lernen. Haben sie das Bedürfnis, auch das zweite Zimmer zu betonieren, sollen sie es mit eigenen Mitteln machen. Sind sie nicht an Beton gewöhnt, sollen sie weiter auf festgestampfter Erde bleiben.

Ein weiteres Geheimnis der griechischen Kolonisation war, dass alle Kalkulationen und Anschaffungen nicht, wie bei Ruppin, für eine Einheit, sondern für Zehntausende bestellt wurden, was natürlich unvergleichlich billiger kam. Entscheidend aber war wohl,

391 Anspielung auf den Film *Vom Winde verweht* (1939, Originaltitel: *Gone with the Wind*, nach dem gleichnamigen Roman (1936) von Margaret Mitchell (1900–1949) mit Vivien Leigh und Clark Gable in den Hauptrollen.

dass die griechischen Flüchtlinge fast alle Arbeiten für ihre Ansiedlung selber machen mussten und nicht von den Gewerkschaften ausgenützt wurden.

Bleibt nur zu vermelden, dass erstens auch in Griechenland und auch mit diesen rationellen Methoden die zehn Millionen Pfund nicht genügten und später ein Nachtragskredit von zehn und dann weiteren fünf Millionen Pfund nötig war. Und ferner, dass meine Berichte über diese Kolonisation zwar in europäischen Kreisen einiges Aufsehen erregten – die griechische Regierung bedankte sich noch besonders dafür –, dass sie aber auf die zionistische Exekutive und auf Dr. Ruppin selbst nicht den geringsten Eindruck machten.

1929 wurde Sir John Hope-Simpson (offiziell »aufgrund seiner hervorragenden Leistungen als Kolonisator in Griechenland«) nach Palästina geschickt, um zu beweisen, dass die zionistische Kolonisation Palästinas undurchführbar sei. Ich besuchte ihn im Sommer 1930 in Jerusalem, wo er seinen berüchtigten *Report on Immigration, Land Settlement and Development* »technical report« veröffentlichte, der in jeder Einzelheit allem ins Gesicht schlug, was Sir John mir in Athen gepredigt hatte. Vergeblich versuchte ich ihn daran zu erinnern. Sein Report enthielt den klassisch gewordenen Satz, dass erstens die Möglichkeit einer im Mandat vorgesehenen geschlossenen Ansiedlung von Juden in Palästina nicht verwirklicht werden könne: »Niemals wird ein jüdischer Siedler sagen können, dass, soweit sein Auge reiche, alles Land jüdisch sei.« Und zweitens erklärte Simpson, dass kein Raum in Palästina frei sei, »wo man eine Katze herumschwenken könne« und daher keine nennenswerte weitere jüdische Einwanderung räumlich möglich sei. Seit diesem »fachmännischen Gutachten« sind fast zwei Millionen Juden mehr eingewandert, und die arabische Bevölkerung des Landes hat sich verdoppelt – ganz abgesehen von den eineinhalb Millionen Palästinensern in anderen arabischen Staaten. All dies sei gesagt, um den Erfahrungssatz zu erhärten, dass ein Fachmann dazu da ist, wissenschaftlich zu beweisen, was Politiker bewiesen haben wollen.

Noemi und ich nahmen Abschied von Griechenland und unseren neuen griechischen und alten zionistischen Freunden. Die Hochzeitsreise ging weiter – nach Wien, zu meinen Eltern.

Das sechszwanzigste Kapitel handelt von Flitterwochen und Missverständnissen in Wien und Berlin

Meine Familie war von der schönen Schwiegertochter entzückt. Noemi aber verstand, zumindest eine Zeitlang, das nicht zu würdigen. Die Eltern hatten für uns ein Zimmer in einem nahegelegenen Hotel gemietet, in der Überzeugung, dass das junge Paar mög-

lichst ungestört bleiben wolle. Für Noemis Begriffe von Gastfreundschaft, dass man nötigenfalls einen Bekannten lieber auf einer Decke auf dem Fussboden schlafen lasse, als ihn außer Haus zu schicken, war das unfassbare Kälte: »In euren elf Zimmern hätte sich doch noch ein Platz für uns finden lassen«, beklagte sie sich. Erst allmählich taute sie auf. Vor allem, nachdem mein Vater – der von meinen ehemännlichen Qualitäten wenig hielt – versichert hatte, wann immer es eine Differenz zwischen ihr und mir geben sollte, werde er von vornherein ihr recht geben, war sie über ihre Stellung in der Familie beruhigt. Ehe wir weiter nach Berlin fuhren, gab meine Mutter ihr einen Rat, der lange sprichwörtlich geblieben ist: »Ich kenne den Wolf«, sagte sie, »er ist unermüdlich und will überall zur gleichen Zeit sein. Aber du, du lasse dich nicht von ihm herumschleppen wie eine tote Katze.« Der Gedanke, dass jemand eine tote Katze mit sich herumschleppe, gefiel der Noemi außerordentlich.

In Berlin erwarteten alle meine Bekannten und vor allem die dutzenden Herren und Damen des Ullsteinhauses, die erfahren hatten, »dass ich eine Türkin geheiratet« habe – aus einem Dorf »in der Nähe« von Smyrna stammend, man denke! – und dass dieses »provinzielle Mädchen« von den Wundern der Metropole Deutschlands, die damals gerade in einem Taumel von Geld und Vergnügen schwamm, zutiefst beeindruckt, hingerrissen, verblüfft und begeistert sein werde. – Keine Rede davon!

Gleich nach unserer Ankunft gab der Chefredakteur der »Vossischen Zeitung«, Professor Georg Bernhard, der Verantwortliche für Innen- und Außenpolitik nicht nur dieses Blattes, sondern des ganzen riesigen Ullstein-Konzerns, uns zu Ehren ein diplomatisches Dejeuner in seinem Haus, wo zwei Dutzend der wichtigsten Persönlichkeiten des wirtschaftlichen und politischen Lebens der Hauptstadt versammelt waren, von Carl Fürstenberg, dem Präsidenten der AEG (Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft)³⁹² bis zum Botschafter Deutschlands in Moskau, Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau, und seinem Zwillingbruder Ernst Graf zu Rantzau.³⁹³ Fast alle sprachen Französisch, und Noemi wurde wirklich gefeiert, konnte ihren Esprit glänzen lassen. Ich war überzeugt, dass sie sich blendend unterhalten hatte. Als wir nachher die Treppe hinuntergingen, seufzte sie: »Was waren das für schreckliche Menschen, die Herr Bernhard eingeladen hat. Nur die zwei großen Herren, mit denen ich zum Schluss gesprochen habe, waren elegant und wussten sich zu benehmen.« Die beiden großen Herren – das waren die Grafen Rantzau, die Noemi immerhin als gesellschaftsfähig gelten lassen wollte. Ähnlich erging es ihr und mir, wenn wir uns in einem der Literaten-Cafés am Kur-

392 Carl Fürstenberg (1850–1933): deutsch-jüdischer Bankier, Aufsichtsratspräsident der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft (AEG).

393 Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau (1869–1928): 1918/1919 deutscher Außenminister, 1922–1928 Botschafter in Moskau; Ernst Graf zu Rantzau (1869–1930): Geheimer Rat in Berlin.

fürstendamm mit führenden Dichtern, Schriftstellern und meinen Kollegen vom Ullstein-Haus trafen. Nach französischer Sitte waren Noemi und ich noch immer beim »vous« geblieben; nur in intimsten Momenten sagten wir »du«. Mit den Kollegen hingegen war ich selbstverständlich per Du. Einmal saßen wir im fröhlichen Kreis im Romanischen Café zusammen, da wandte sich die Redaktrice der hocheleganten Modezeitschrift unseres Verlages, der »Dame«, Steffi (Stephanie) Kaul, an Noemi, betrachtete sie durch ihr Monokel und sagte süffisant: »C'est vraiment très drôle, dass Sie und Ihr Mann sich gegenseitig ›Sie‹ sagen.« Mit freundlichstem Lächeln antwortete Noemi: »Das ist gar nicht seltsam. Es muss doch einen Unterschied zwischen Ihnen und mir geben.«

Auch die Grandiosität gewisser Baudenkmäler, auf die die Berliner ungemein stolz waren, machte auf die »Türkin« nicht den erwarteten Eindruck. So z. B. zeigte man ihr einen riesigen U-Bahnhof, der vom Boden bis zur Decke mit Porzellankacheln ausgelegt war. Noemi zuckte die Achseln: »Bei uns zu Hause ist das Badezimmer auch mit Kacheln ausgelegt, was ist schon an diesem Bahnhof großartig?« Wozu in Klammern zu bemerken sei: Als ein Dutzend Jahre später wir in Gedera unser Sanatorium zu bauen anfangen und Noemi selbst Porzellankacheln anschaffen und für deren Verlegen bares Geld bezahlen musste, stieg ihre Hochachtung vor diesem Wandbelag ganz bedeutend, und jetzt hätte sie den gekachelten Bahnhof mit ganz anderen Augen betrachtet.

Natürlich zeigte man ihr auch ein oder zwei Lasterhöhlen, so z. B. einen Ballsaal, in dem alle Männer als Frauen verkleidet, alle Damen Männerrollen spielten. So neu dieses Schauspiel auch für sie (und übrigens auch für mich) war, so wenig war sie davon schockiert. Dass es »Narren und Kranke gibt«, habe sie schon immer gewusst.

Ich hatte zwei möblierte Zimmer in der Uhlandstraße gemietet, die zwar teuer, aber unelegant waren und auch nicht dem Geschmack Noemis entsprachen. Dort arbeitete ich die Nächte durch, um so rasch als möglich das Manuskript für das Buch über meine Arabienreisen fertigzustellen, das der Verlag Brockhaus angenommen hatte.³⁹⁴ Daneben gab es die journalistische Tagesarbeit, sowohl für die politische Redaktion der »Vossischen« als auch gelegentliche Übersetzungen aus Fremdsprachen, Kunstkritiken und dergleichen.

Zwei Episoden aus jener Zeit sind mir in Erinnerung geblieben. Einmal nach einer Begegnung mit Albert Einstein bat mich ein zionistischer Führer, eine »schöne« Notiz über eine sensationelle Veranstaltung in der »Vossischen« unterzubringen: Albert Einstein werde am soundsovielten bei einer Akademie zu Gunsten des Keren Hayesod ein Violin-Konzert geben. Ich versprach, mein Bestes zu tun, und übergab eine entsprechende Notiz dem Nachtreakteur des lokalen Teils, dem ich Albert Einstein ans

394 *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer* (S. 59, Anm. 92).

Herz legte. Pünktlich erschien die Notiz: »Der weltbekannte Violinist Albert Einstein wird am soundsovielten ...«. Ein anderes Mal beschloss ich zu versuchen, Lokalsatire im Stil etwa der *Persischen Briefe*³⁹⁵ über Berlin zu schreiben. Als Briefschreiber erfand ich einen arabischen Scheich, der aus Hadramaut nach Berlin (ausgerechnet!) zum Ankauf von Wochenendhäusern geschickt worden sei und über seine Erlebnisse in der Großstadt nach Hause berichtet. Nach den ersten zwei oder drei *Briefen nach Hadramaut*, für deren Übersetzung aus dem Arabischen ich unter einem Pseudonym verantwortlich zeichnete, gelangte an die Redaktion die Zuschrift eines Dozenten für Orientalische Sprachen der Berliner Universität Dr. P., der auf einige mutmaßliche Übersetzungsfehler in diesen Briefen aufmerksam machen zu müssen glaubte.

Nach einigen Monaten fanden Max Magnus, Erwin Honig und Georg Bernhard, ich sei lange genug auf der Bärenhaut gelegen, habe mich genug mit dem geistigen und politischen Leben Berlins vertraut gemacht und könne wieder auf Reisen gehen. Sie versprachen sich besonders viel davon, dass bei diesen Abenteuern »eine junge elegante und schöne Frau« mein Partner sein würde. Das werde eine besondere Pikanterie hinzufügen. Georg Bernhard sagte: »China droht unter russischen Einfluss zu kommen; England und Frankreich werden Südasien dagegen verteidigen wollen. Reisen Sie nach Indo-China und wandern Sie längs der Grenze bis zum Himalaja. Das wird sehr interessant sein.«

Noemi nahm Photographie-Lektionen, damit sie ihr Brot sozusagen mitverdienen könne, während ich mir ein fürstliches Honorar für diese Reise aushandelte: hundert Goldmark per Reisetag, plus Gehalt, plus Bezahlung für Photos, plus Honorar für Artikel in allen anderen Zeitungen des Konzerns (außer der »Vossischen«), plus Honorar der »Neuen Freien Presse« und aller anderen ausländischen Zeitungen des Konzerns. Zudem schloss ich phantastisch hohe Lebens- und Unfall-Versicherungen ab. Ich war noch so naiv, nicht zu wissen, dass man in solchen Fällen sich selbst eine Provision von Agenten aushandeln könne. Frau Dr. Alice Apfel, eine Freundin, die Gattin des bekannten Anwalts Dr. Alfred Apfel, vermittelte mir die Bekanntschaft eines andern Anwalts, der den Versicherungs-Vertrag für ein ganzes Jahr aufsetzte, aber, auf seinen Rat, beginnend nicht per sofort, sondern erst vom Beginn der Expedition an, etwa einen Monat nach Reiseantritt. Die Provision teilte er mit Frau Dr. Apfel. Im weiteren Verlauf dieses sehr wahren Berichts wird es dem Leser schrecklich klar werden, wie teuer ich für diesen Rat bezahlen musste.

Unterdessen kaufte ich Bücher über Indien und China, schloss Bekanntschaft mit Indologen in Berlin, darunter wohl dem bedeutendsten, Professor Helmuth von Glasenapp,

395 Vgl. Montesquieu (1689–1755): *Lettres Persanes*, Briefroman (1721), von der Zensur verboten, Schlüsseltext der Aufklärung.

und wurde täglich klüger und informierter. Dann kam der Abschied. Noch einmal ein Blitzbesuch in Wien bei den Eltern und Vorsprache bei der »Neuen Freien Presse«, deren Redakteure anscheinend außerordentlich von meinen Reiseplänen beeindruckt waren, wie folgende Notiz, die fettgedruckt auf der Titelseite des Blattes (31. Januar 1928) erschien, bezeugt, die ich um so demütiger hier wiedergebe, als aus der besagten Reise, wie der geneigte Leser noch erfahren wird, ganz etwas anderes geworden ist:

Eine Artikelserie über Hinterindien und Tibet in der »Neuen Freien Presse«

Wir beginnen heute im Feuilleton der »Neuen Freien Presse« mit der Veröffentlichung einer Reihe von Artikeln unseres Mitarbeiters Dr. Wolfgang Weisl, der sich mit seiner jungen Frau nach *Singapore* begeben und dort eine Kamelexpedition ausrüsten wird, um längs der Grenzen Hinter-Indiens, Chinas und Tibets – ein Weg von vielen Hunderten von Kilometern – politische, wirtschaftliche und ethnographische Studien zu machen, deren Ergebnisse wir in einer Reihe von Artikeln unseren Lesern bieten werden.

Wolfgang Weisl, unser früherer Korrespondent in Palästina und Ägypten, hat durch die Schilderungen seiner abenteuerlichen Fahrten in Arabien, die wir im abgelaufenen Jahr veröffentlicht haben, sich als kühner, unerschrockener Forscher erwiesen, dessen packende und farbenprächtige Berichte das größte Interesse hervorgerufen haben.

Wir sind überzeugt, dass die Artikel Dr. Weisls, die er während seiner Expedition durch Kameleiter zur nächsten Poststation befördern wird, die vollste Aufmerksamkeit des Publikums finden wird.

Wozu man nur sagen muss, dass sich diese Expedition nicht nur der kleine Moritz, sondern auch die Herren des Ullsteinhauses so vorgestellt haben. Dann aber kam alles erstens anders und zweitens, als man gedacht hat, um ein altes Sprichwort zu paraphrasieren.

Unsere erste Station machten wir in Port Said, wo ich meine Bekanntschaft mit der englischen Reisejournalistin Lady Drummond-Hay erneuerte, die ich auf Kongressen und im Hotel Shepard's kennen gelernt hatte und die sich ein bisschen in Noemi verliebte, wie ich glaubte. Wir warteten dort einige Tage auf einen Hamburg-Amerika-Frachter, der ein halbes Dutzend Kabinen erster Klasse hatte und auf dem wir zunächst nach Singapore reisen wollten. Bis die brave »Bremen« ankam, unterhielten wir uns, so gut es ging, und beobachteten die europäischen Touristen, die meist nur für einen halben Tag in Port Said herumstreunten, auf der Fahrt in den Orient. Ich schrieb

damals »ein kurzes Merkmal« für Tropenreisende, von dem etliches auch heute, da kein Mensch mehr per Schiff reist, aktuell ist:

Man reise nicht als Tourist, sondern als normaler Mensch! Der Tourist glaubt nämlich, dass er alles genau umgekehrt machen muss wie in Europa. Er trinkt niemals Sodawasser, weigert sich im ersten Hotel, Kairos Butter zu essen, weil er Angst vor Typhus, Gefrorenes oder Salat zu nehmen, weil er Angst vor der Ruhr hat. Er schleppt fünfzig Flaschen gekochtes Wasser mit sich, weil Trinkgefäße nicht immer sterilisiert werden. Um Mitternacht spaziert er mit einem Tropenhelm aus Angst vor einem Sonnenstich. In Europa kauft er ein Dutzend weißer Anzüge für 250 Mark das Stück, weil er nicht glaubt, dass man in Indien Leinen zu kaufen bekommt. Dafür aber geht er ins Theater mit Schuhen aus Segeltuch. Er vereint die Fresssucht der Wanderratte mit den Verdauungsstörungen eines rachitischen Säuglings. Er fühlt sich verpflichtet, drei Mal täglich zehn Gänge durchzuessen, weil sie auf der Speisekarte stehen und im Pensionspreis inbegriffen sind. Wenn er dann mit Leibschmerzen im Bett liegt, vermutet er, der Käse vom letzten Abendbrot sei nicht genügend sterilisiert worden. Von ihm unterscheidet sich der normale Europäer! Dieser kommt in Asien gewöhnlich einzeln, nur in seltenen Fällen paarweise vor. Man erkennt ihn an seiner Kopfbedeckung. Von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends trägt er denselben Hut, den er in Europa tragen würde – Filz, Stroh oder Panama.³⁹⁶ Von 6 Uhr abends bis 6 Uhr früh geht er barhaupt. An den Füßen – bei Tag braune Halbschuhe, am Abend schwarze Lackschuhe, und zwar ohne Reitgamaschen, auch wenn diese gegen Schlangenbisse schützen sollen. In den Tropen benützt er Khakihosen mit nackten Knien und Khakihemden mit nackten Ellbogen. Hingegen hält er weiße Leinenhosen nach Sonnenuntergang nicht für lebensnotwendig. Seine Nahrung ist merkwürdig: Auch wenn er auf der Schiffstafel vier Fleischgänge sowie Fisch, Geflügel, Süßspeise und noch und noch vorgesetzt bekommt, isst er nicht mehr, als er bei Müttern bekäme. Als Getränk zieht er Whisky vor. Lügnerisch gibt er an, Whisky schütze vor Infektionskrankheiten. In Wirklichkeit glaubt er überhaupt nicht an Bazillen und deshalb erkrankt er auch nie. Der Schiffsarzt dient ihm als vierter Mann beim Bridge, das er meistens recht mäßig spielt. Wenn man ihm das erzählt, ärgert sich der normale Mensch in Asien – und verliert den Rubber.³⁹⁷

Die »Bremen« kam an. An Bord waren: ein Schiffsarzt, der sich mir bald als Morphinst vorstellte; der Kanzler der Deutschen Botschaft samt Gattin, die uns den neuesten Tratsch aus Kairo berichteten; ein jüdisches Ehepaar aus Singapore, das »nach Hause« fuhr. Zum ersten Mal hörte ich, dass Juden auch in Singapore »zu Hause« sein können.

³⁹⁶ Panama: feines, sogenanntes »Toquillastroh« des Scheibenblumengewächses aus Ecuador.

³⁹⁷ Rubber: englisches Kartenspiel, das meist nach einem Best-of-three-, seltener nach einem Best-of-five-Modus ausgetragen wird.

Und sonst niemand, niemand in der ersten Klasse! Wir konnten glauben, dass wir das Schiff für uns allein gemietet hatten.

In Dschibuti hielten wir an. Das diplomatische Ehepaar und der morphinistische Arzt wurden ausgeschifft. Wir machten eine kurze Spazierfahrt in dieser langweiligsten aller französischen Kolonien und fuhren dann weiter, bei strahlendem Wetter und sanftestem Seegang in den Indischen Ozean.

Jetzt erst begann ich ernsthaft über unser Reiseprogramm zu sprechen. Ich versuchte Noemi darauf vorzubereiten, dass unsere gemeinsame Fahrt in Indo-China enden werde, wo ich sie vielleicht in einem französischen Kloster zurücklassen würde, bis ich irgendwo wieder in zivilisierte Gegenden komme. Ich versuchte, ihr zu erklären, dass sie den mutmaßlichen Strapazen, die ich auf mich nehmen müsse, wohl nicht gewachsen sei. Im Scherz sagte ich: »Wenn plötzlich ein Löwe kommt, werden Sie nicht rasch genug davonspringen können.« Für diesen dummen Witz – es gibt gar keine Löwen in dieser Gegend – haben wir beide bitter bezahlen müssen. Viele Jahre unseres Lebens sind deswegen vergällt worden.

Das kam so: An einem der nächsten Tage, als wir im arabischen Meer schwammen und es Noemi reichlich langweilig war, machte sie Sport auf Deck. Sie sprang einige Male über einen der Liegestühle; dann stellte sie zwei Stühle nebeneinander und sprang über beide – wandte ihren Kopf zu mir und rief fröhlich: »Sehen Sie, ich kann springen, wenn ein Löwe kommt«, rief sie, und weil sie zu mir schaute und nicht auf den Boden, trat sie falsch auf, stürzte – der Fuß war im Knöchel abgedreht – ein Knöchelbruch. Sie und ich waren verzweifelt. Mit einem Schlag waren alle Reisepläne gescheitert. Ich war der einzige Arzt an Bord. So musste ich Noemi selbst behandeln, was für einen Ehemann nie sehr ratsam ist. Als ich mich anschickte, den Bruch einzurichten, dankte ich in Gedanken meinem Ex-Chef Büdinger, der von uns Jungen stets verlangt hatte, dass wir im Krankenhaus ausnahmslos alle Brüche ohne Röntgen-Untersuchung diagnostizieren, einrichten und gipsen. (Röntgenkontrolle erfolgte erst danach, und wehe dem Sekundärarzt, dessen Behandlung sich als ungenügend erwies!). »Ein jeder Schäfer kann Brüche heilen, ohne Röntgenbilder. Ich erwarte von meinen Doktoren, dass sie mindestens ebenso viel können wie ein Schafhirt«, pflegte Büdinger zu sagen.

Epilog: »Anschluss«, Emigration, Weltkrieg, Shoa

Am 12. März 1938 marschierte Hitler in Wien ein.³⁹⁸ Ich war mit Weib und zwei Kindern rechtzeitig entkommen; mein Zug dampfte von Linz nach Westen, während ich

³⁹⁸ Der Epilog wurde dem ursprünglich vierten Kapitel aus WvWs Original entnommen.

die Panzerkolonnen des Führers durch diese Stadt nach Osten rollen sah. In Paris angekommen, schrieb ich an die Prager Tanten Antschi und Maltschi (die Schwestern meiner Mutter)³⁹⁹, an meinen Vetter Herbert Popper (Sohn des Zwillingbruders meiner Mutter⁴⁰⁰), damals Kapellmeister in Prag, an dessen Schwester Edith, die ich bei einer Vortragsreise kennen gelernt hatte. Ich drängte darauf, alle sollten sofort, ohne Zeit zu verlieren, auswandern. Hitler werde sicherlich auch die Tschechoslowakei besetzen; sie mögen zunächst zu mir nach Frankreich kommen. Die Antworten waren typisch für die Blindheit jener Jahre. Herbert »konnte« nicht mitten in der Saison das Theater im Stich lassen. Onkel Theodor wollte sein blühendes Geschäft nicht »Hals über Kopf« verkaufen. Obwohl es im nationalsozialistisch unterwühlten Sudetenland stand, glaubte er an keine Gefahr. Cousine Edith hatte eine Liebschaft. Die Tanten schließlich wollten nicht nach Frankreich, weil sie nicht Französisch sprachen! Ich schrieb nochmals, noch dringender. Die Tanten könnten bei mir wohnen, dazu brauchten sie kein Französisch. Darauf erhielt ich eine erschütternde Antwort: »Wir könnten zwar unsere Häuser gerade jetzt günstig verkaufen – aber wir haben beschlossen, doch in Prag zu bleiben. Selbst wenn Hitler kommt, wird er uns alten Frauen doch nichts tun. Kommt es aber zum Krieg und werden dabei unsere Häuser zerschossen, wird die tschechische Regierung uns doch nachher entschädigen.«

Hitler kam. Herbert entkam rechtzeitig nach Amerika, wurde Universitätsprofessor für Musik; Edith kam illegal auf der »Patria« nach Palästina, überlebte die Versenkung des Schiffes, wanderte – nach kurzem Aufenthalt bei uns in Gedera – zu ihrem Bruder aus. Onkel Theodor, seine Frau, Maltschi und alle anderen Poppers – außer meiner Tante Anna und meinem Onkel Richard⁴⁰¹ – kamen in Theresienstadt um. Die Häuser meiner Tanten wurden nach dem Krieg von den Kommunisten nationalisiert; 1946 besuchte ich dort Anna und Richard in einer Zweizimmer-Wohnung, die man ihnen gnädig gelassen hatte. Richard starb 1950; Antschi korrespondierte mit mir und meinen Geschwistern bis zu ihrem Tode, 1972. Auch sie wurde, wie ihre Mutter,⁴⁰² 91 Jahre alt.

Weil schon über Blindheit angesichts der so deutlichen Gefahr gesprochen wurde, sei über einen tragischen Fall berichtet, wo ein Christ entschlossen handelte und ein Jude – gar nicht.

399 Johanna (»Antschi«) Popper (1881–1972), Kamilla (»Maltschi«) Popper (1878–1942, ermordet in Theresienstadt): Tanten WvWs mütterlicherseits.

400 Theodor Popper (Anm. 88).

401 Richard Popper (1874–1950).

402 Franziska (Fanny) Popper-Singer (1842–1933).

In den 30er Jahren war ich wieder einmal in die Bukowina eingeladen. Die schöne Stadt Czernowitz hatte damals eine jüdische Mehrheit. Trotz offiziellem Antisemitismus lebte man in Frieden mit den anderen Nationalitäten. Zu meinen Vorträgen kamen daher auch Offiziere, an ihrer Spitze der Generalstabschef des dortigen Armeekorps, der in Paradeuniform, mit seiner Gattin, stets in der ersten Reihe saß und aufmerksam meinen Warnungen vor dem unausbleiblichen kommenden Krieg lauschte. Nach einem dieser Abende lud er mich zu einem »vegetarischen« Mittagessen in seine Wohnung ein. Dort fragte er geradeheraus, ob ich raten würde, dass er sein Haus gegen ein gleichwertiges in Sinaia (d.h. fern der Grenze) eintausche, obwohl jeder Verkauf einen gewissen Verlust mit sich bringe.

Die Frage konnte eine Falle sein; ich war ja Ausländer. Trotzdem sagte ich offen: »Ein Haus im Innern des Landes ist stets sicherer. Ich würde tauschen.« Am selben Tag stellte mir Dr. Severin Lazarowicz, ein alter Revisionist, Mitglied des Präsidiums der »Neuen Zionistischen Organisation«, eine ähnliche Frage. Ob er seine sechzehn Häuser, die er in Czernowitz besaß, verkaufen solle? Ich müsse bedenken, dass bei dem (illegalen) Transfer der Lei 30 % verlieren würde. Ich sagte: »Sofort verkaufen! Du bist Junggeselle – von den Zinsen des Erlöses, selbst nach Verlust eines Drittels, kannst du in London bei der »Nessiuth« [Exekutive der NZO] wie ein Fürst leben.« Lazarowicz war unglücklich: So viel Geld zu verlieren! Ich riet zu einem Kompromiss: Verkaufe nur die Hälfte der Häuser, die schlechter tragenden, das Geld überweise nach Palästina; dort kannst Du schlimmstenfalls von den Zinsen, auch der Hälfte, herrlich und in Freude leben, und die besser tragenden Häuser behältst Du.« – Lazarowicz versprach, es sich zu überlegen.

1936 war ich wieder in Czernowitz, wieder Mittagsgast des Oberstleutnants, der ungefragt berichtete: »Meine Schwiegermutter hat dieses Haus umgetauscht, wir wohnen jetzt hier in Miete. Sie hat das Haus in Sinaia gekauft.« Beim Nachtmahl erzählte Dr. Lazarowicz, er könne sich nicht entschließen, so viel Geld zu verlieren. »Wer weiß, ob es zum Krieg kommt ...« Er blieb in Czernowitz, auch als die Russen kamen, und dann unter den Deutschen. Zu spät flüchtete er nach Bukarest, schiffte sich dann auf dem unglückseligen Flüchtlingsschiff »Struma« ein. Die Türken ließen es nicht von Istanbul weiterfahren – so kehrte das wurmstichige Schiff ins Schwarze Meer zurück und versank dort mit seinen 781 Juden, darunter Lazarowicz.

Nach dieser bitteren Betrachtung ein noch bittereres Geständnis: Auch ich war nicht besser als die Anderen, wenn es sich um eine für mich wichtige Arbeit handelte. Auch ich zögerte, wollte nichts verlieren. Im Mai 1940 lebten wir – meine aus Wien entkommene, damals 72-jährige Mutter, meine Frau, ihre Schwester und unsere nunmehr schon drei Kinder – in einem wunderschönen Apartment der Avenue Foch in Paris. Meine Mission in Paris war durch die militärischen Ereignisse zwecklos geworden, aber

in Paris fesselte mich eine Arbeitsgemeinschaft mit Dr. Eduard Jacobs, einem genialen deutschen Krebsforscher. Ein entscheidender Erfolg in der Krebstherapie schien in Greifweite. Die französische Regierung begann sich ernsthaft zu interessieren und dafür endlich dem deutschen Arzt die Staatsbürgerschaft zu verleihen – da kam der Durchbruch der Nazi-Panzer bei Sedan! Meine Pariser Freunde drängten auf rascheste Abreise; unter ihnen gedenke ich dankbar des inzwischen verstorbenen René Schick und seines österreichischen Freundes Walter Schick⁴⁰³, der jetzt in New York lebt und höchst interessante Memoiren aus jener Zeit verfasst hat. Befreundete Minister hatten sie wissen lassen, dass die Lage an der Front hoffnungslos sei. Dr. Jacobs blieb noch optimistisch; er warnte, wenn ich flüchte, ihn im Stich lasse, sei unsere Gemeinschaft zu Ende! Auch meine Mutter, auch meine Schwägerin Dora, die beim »American Joint« arbeitete und »Informationen« hatte, weigerten sich, sich ins Bockshorn jagen zu lassen; wie 1914 war im letzten Moment der deutsche Angriff zum Stehen gebracht worden. Und ich – ließ mich überreden; beschloss, zu bleiben.

Meine Frau war es, die uns rettete. Sie ging zum Polizeikommissariat um die Ecke und erreichte, dass M. le Commissaire wunderbarerweise, ohne bei höheren Instanzen anzufragen, uns auf unsere britischen (palästinensischen) Pässe sofort die Ausreisebewilligung gab. Dann stellte sie mir ein Ultimatum: Entweder wir fahren alle zusammen mit dem nächsten Zug nach Marseille – oder sie nehme die drei Kinder und fahre allein! Meine Mutter wollte um keinen Preis Paris verlassen – so ließ ich sie schwersten Herzens zurück und reiste mit Noemi und den Kindern, darunter dem acht Monate alten Baby, nach Marseille. Dort brachte ich sie in einem Hotel unter, kaufte Fahrkarten für den nächsten Dampfer nach Beirut und fuhr nach Paris zurück! Die Lage an der Front war unterdessen noch bedrohlicher geworden. Jetzt überredete ich meine Mutter mitzukommen und brachte sie wirklich nach Marseille in Sicherheit. Mit dem letzten Schiff, das vor der italienischen Kriegserklärung⁴⁰⁴ noch nach Beirut fuhr, kamen wir (allerdings ohne meine Mutter, die um keinen Preis nach Palästina wollte, sondern sich später nach Amerika durchschlug) nach dem Libanon und, mit 50 Goldpfund in der Tasche, in unser Land. Seit ich an mir selbst erfahren habe, wie leicht man durch Rücksicht auf Karriere (oder Hab und Gut) verführt wird – wie leicht man dabei das Maß der Dinge verliert – bin ich in meinem Urteil über meine Volksgenossen milder ...

403 Walter Karl Schick (1910–1981).

404 Kriegserklärung Benito Mussolinis an die Alliierten Frankreich und Großbritannien (10. Juni 1940).

C. Wolfgang von Weisl

Der Weg nach Latrun

In Indien hatte ich gelernt, welche Wirkung auf die Öffentlichkeit Hungerstreiks politischer Führer, vor allem Gandhis, machten. Ich beschloss, Gandhi zu übertreffen: der indische Führer hatte nie länger als 14 Tage gefastet; ich kündigte an, dass ich 28 Tage lang mich jeder Nahrung enthalten würde – aus Protest gegen die britische Politik. In meinem Tagebuch, das [...], wie alle meine Bücher, längst vergriffen ist¹, erzählte ich die Einzelheiten über diesen Hungerstreik, der für Palästina einen Rekord darstellte.

(WvW: *Skizze zu einer Autobiographie*, 1971).

29. Juni 1946

Schabbat Rosh Kodesh Tammus

Der Schabbat hatte still und ruhig begonnen. Unser Radio war defekt, worüber ich mich freute. Ich bedaure immer, wenn die tiefe Stille unseres Dorfes Gedera vom Lärm gestört wird, den die Menschen Radiomusik nennen. So ging ich in Unkenntnis aller Tagesneuigkeiten zur Synagoge, betete andächtig für den Neumondtag, badete dann mit meinen drei Kindern in unserem Garten, besuchte einige Patienten, denen – Gott sei Dank – nichts fehlte außer dem Besuch des Arztes. Beim Essen kamen plötzlich Besucher – mit aufregenden Nachrichten.

Radio Jerusalem hatte schon am frühen Morgen gemeldet, dass viele jüdische, mir bekannte Führungspersönlichkeiten verhaftet wurden, darunter Mosche Schertok, der Vorsitzende des Politischen Departments der Jewish Agency, und sein Stellvertreter, Raw (Rabbi) Fischmann, ferner Jitzhak Grünbaum, der Leiter des Immigrationsdepartments, Dov Bernard Yosef, ein Kanadier, Leiter des Legal Departments, David Remez, der Chairman des Va'ad le'umi. Das englische Militär errichtete überall Straßensperren, nur arabische Autobusse durften passieren, die aber keine jüdischen Passagiere aufnehmen, um ihnen keine Fluchtmöglichkeiten zu bieten.

Unsere erste Reaktion war noch optimistisch: Wenn erst das ganze jüdische Volk begreife, dass der Kampf gegen die britische Politik keine Privatangelegenheit von Extremisten sei, wie es ihm bisher erzählt worden war, wenn es sehe, dass alle seine Führer – ob »Linke« oder »Rechte« – verhaftet werden, dann könne das der erste Schritt zur na-

¹ *Tish'im-u-Shenayim Yeme Ma'atsar va-Tsom* (S. 12, Anm. 7).

tionalen, politischen Einheit sein, die es bisher nicht gab. Mein junger Sohn Dan bezog die Nachrichten ganz persönlich auf seinen Vater: »Papa, jetzt wo sie Schertok, Fischmann, ja sogar den Grünbaum verhaftet haben – ist es da nicht eigentlich eine Schande, dass sie nicht auch dich geholt haben?« Ich erinnerte mich an Jabotinsky, der den Tag kommen sah, dass jeder, der in Palästina ein Amt übernehmen wolle, einen Fragebogen auszufüllen habe, auf dem er – außer nach Namen, Alter, Bildungsgrad – auch gefragt werde: »Bist du im Gefängnis – oder: warum bist du *nicht* im Gefängnis gesessen?« Was Jabotinsky vorausgesehen hatte, genau das empfand nun bereits mein 13-jähriger Sohn. Für ihn war es nicht wichtig, zu wissen, *warum* sein Vater verhaftet, sondern er wollte wissen, warum der Vater *nicht* verhaftet wurde. Ich wusste das aber selbst nicht, obschon ich wiederholt gewarnt worden war, dass mein Name auf der Liste stehe, die seit langem für den Tag angelegt worden war, an dem die britische Regierung ihre große Vergeltungsaktion gegen das jüdische Volk in Palästina durchführen werde. Und obwohl ich seit Herbst 1944 nicht einmal mehr nominell Mitglied irgendeiner Partei war, sondern mich nur mit Medizin und der Verwaltung meines Sanatoriums in Gedera beschäftigte, hatte die palästinensische Regierung mir doch die Ehre erwiesen, mich in ihrem Bericht an die Anglo-American Enquiry Commission über die politische Lage des Landes als einen der führenden Funktionäre der revisionistischen Partei Palästinas zu nennen.

Ich beschloss, nach Sonnenuntergang einen langen Spaziergang zu unternehmen. Zuvor aber wollte ich mich noch etwas ausruhen – bei Tag würden die britischen Schüler der Gestapo wohl nicht kommen. Kaum war ich jedoch eingeschlafen, als mich der Lärm von Tanks und Autos weckte, die vor dem Gartentor hielten. Ich sprang aus dem Bett, als ich schon durchs Fenster eine Einheit britischer »Kalonioth« (»Rotkäppchen«) mit schussbereiten Waffen durch den Garten eilen und das Haus umzingeln sah. Sie hämmerten gegen das Tor und befahlen, aufzumachen. Ohne zuzuwarten, kletterten Parachutisten durch das Fenster der Veranda und klopfen an die Tür des Schlafzimmers: »Aufmachen!« Meine Frau war im Schlafrock, ich im Hemd und barfuß, als wir die »Besucher« empfingen. Ein Major, der Polizeiinspektor aus Rehovot, der nächstgelegenen Stadt, und ein C. I. D.-Beamter in Zivil kamen ins Zimmer, gefolgt von einem jungen und feindselig dreinschauenden Soldaten mit Maschinenpistole. Der Inspektor kannte mich von früher, ich hatte öfters für ihn die Leichen ermordeter Araber zu begutachten gehabt. Er war ein wenig verlegen, als er mich in höflichsten Worten einlud, mitzukommen. »I am sorry, but I have to ask you to come with me for interrogation«. Ich lachte ihm ins Gesicht. »For interrogation? Do you need half a company of airborne troops to take me for interrogation?« Dann fragte ich ihn, ob ich zur »Interrogation« meine Schreibmaschine und ein paar medizinische Bücher mitnehmen dürfe. Statt zu antworten, riet der Polizeioffizier meiner Frau, mir einen zweiten Anzug einzupacken – es sei möglich, dass ich ihn brauche, er glaube nicht, dass man mich gleich erschießen werde.

Der C. I. D.-Beamte nahm sodann eine formelle Hausdurchsuchung vor. Er konfiszierte zunächst meinen Pass, dann durchsuchte er die Papiere im Wäscheschrank meiner Frau und fand dort unseren Briefwechsel, kein dünnes Päckchen. Meine Frau flehte ihn an, die Briefe liegen zu lassen. »Sie sind fast so alt wie die Balfourdeklaration«, sagte sie etwas übertrieben, »und für euch Engländer genauso uninteressant wie diese.« Der C. I. D.-Mann lachte gequält. Er hatte offenbar weniger Humor als die Kriminalbeamten in britischen Detektivgeschichten. Er nahm ein paar nebensächliche Rechnungen mit, inspizierte im Spital die Zimmer einiger Patienten, besuchte unseren Keller, bewunderte den neuen Frigidaire, den ich vor wenigen Tagen für 260 Pfund gekauft hatte, und erzählte mir spöttisch, dass englische Beamte für den gleichen Frigidaire nur 200 Pfund zu bezahlen brauchten. Dann stiegen wir ins nächste Stockwerk. Vor jedem Treppenabsatz und vor jeder Tür stand ein Fallschirmjäger mit zugepressten Lippen und einem geladenen Gewehr im Anschlag – sichtlich bereit, seinen Posten bis zum letzten Tropfen Blut zu verteidigen. Als ich an diesen Kriegern vorbei die Treppe hinaufstieg, musste ich an die Filmaufnahmen von der kaiserlichen Oper in Petersburg denken, wo auch immer Gardisten auf jedem Treppenabsatz standen, mit blanker Waffe, um die Gäste des Zaren zu begrüßen. Ganz ähnliche Ehre widerfuhr heute meinem bescheidenen Sanatorium. Vor dem Wäscheschrank des Sanatoriums wurde neuerlich Halt gemacht, der Inhalt durchsucht – ohne Ergebnis. Das Offizierskorps besichtigte dann die Bibliothek des Sanatoriums, die Abteilungen für Deutsch, Hebräisch, Englisch, Französisch und wandte sich dann meinem Arbeitszimmer zu. Ich beteuerte, dass ich in meinem Schreibtisch nur bezahlte Rechnungen und unbeantwortete Briefe aufhebe – unbezahlte Rechnungen und beantwortete Briefe werden der Papiersammlung unseres Gemüsehändlers übergeben. Der C. I. D.-Beamte ignorierte meine Ironie, mit ernster Miene prüfte er die unleserlichen Zettel unseres Deutsch schreibenden Fischlieferanten und unserer Hebräisch schreibenden kleinen Tochter, deren Geburtstagswünsche in meiner Mappe lagen. Während er ähnlich wichtige Papiere sorgsam sichtete und mitnahm, übersah er die eingebauten Schränke, in denen meine wichtigere Korrespondenz geordnet lag.

Der Herr Zensor, der diese Zeilen vor der Drucklegung lesen werde, möge mich nicht missverstehen: Er soll nicht meinen, dass der Polizeibeamte staatsgefährliche Dokumente übersehen hätte – ach Gott, ich habe nie in meinem Leben ein solches Dokument besessen. Zensurwidrig bei mir sind nur meine Gedanken, hat einmal Heinrich Heine von sich behauptet² – und ich fürchte, nicht einmal meine Gedanken seien dem britischen Imperium gefährlich. Die Gedanken der maßgebenden Beamten des

2 Vgl. Heinrich Heine (1797–1856): *Wintermärchen* (1844), Caput XVIII: »Ich fühlte, wie über die Stirne mir / Auch manchmal etwas gestrichen, / Gleich einer kalten Zensorhand, / Und meine Gedanken wichen ...«

Foreign und des Colonial Office sind wahrscheinlich viel gefährlicher für den Bestand des britischen Imperiums als meine Pläne. Und ebenso wenig möge der Herr Zensor denken, dass ich mich über die Hausdurchsuchung des C. I. D.-Beamten lustig machen wolle oder meine, ein britischer Geheimpolizist sei imstande, Schränke zu übersehen, an deren Türen noch die Schlüssel stecken. Nein! Was ich unterstreiche, ist, dass der Beamte selbst am besten wusste, dass die ganze Hausdurchsuchung eine törichte und zwecklose Komödie sei. Er wusste, dass man mich nicht deshalb verhaftete, weil man mich eines Verbrechens gegen das Empire beschuldige oder verdächtige, sondern ... na dann: »stam«.³

Während die Durchsuchung meines Schreibtisches fortgesetzt wurde, durfte meine Frau, unter militärischer Begleitung, in die Dependance unserer Anstalt gehen, wo die kleinste Tochter mit einer gleichaltrigen Freundin untergebracht war. Der Weg zum Nebenhaus führt durch einen dichten Zypressenhain. Dort raschelte etwas im Busch – die Soldaten machten ihre Gewehre schussfertig, meine Frau schrie »Es sind die Kinder, nicht schießen!«, aber es waren nicht die Kinder, es waren andere »Rotkäppchen«, die dort postiert waren und so von meiner Frau vor dem Feuer ihrer eigenen Kameraden gerettet wurden. Die Nervosität der Soldaten war so groß, dass sie kurze Zeit später den Gong, der die Patienten meines Sanatoriums zum Tee rief, für einen bedrohlichen Alarm hielten. Es dauerte eine ganze Weile, ehe sie uns endlich glaubten, dass wir nicht die mannbare Streitmacht des Dorfes zu den Waffen, sondern nur die – größtenteils weiblichen – Gäste des Hauses zur Vesper riefen.

Auch die zwei kleinen Mädchen im Nebenhaus nahmen, wie mir meine Frau noch vor meiner Abreise zuflüsterte, die britische Invasion mit Fassung zur Kenntnis. Sie sangen dem Tommy⁴, der das Haus zu bewachen hatte, nach Sitte der palästinensischen Jugend ein sehr populäres Couplet mit dem Reim »Kaloniyoth, Kaloniyoth« vor – »Mohnblümchen, Mohnblümchen!« Und waren felsenfest überzeugt, den mit roten Kappen ausgestatteten Kriegerern ihres Königs eine tödliche Schmach zuzufügen und auf diese Weise am »Maswak«, dem Kampf des Jischuw, teilzunehmen und damit, wie die Zeitungen melden würden, einen Beitrag zu leisten, »dass der Protest gegen die britische Politik der Unterdrückung gehört werde«.

Ich weiß übrigens nicht, ob diese Demonstrationen der zwei kleinen Mädchen einen größeren Eindruck auf die britische Okkupationsmacht machten als Aktionen des »erwachsenen Jischuw« – wie zum Beispiel Proteststreiks von einer Stunde Dauer, »Fasten« von fünfzehn Führern des Jischuws während dreier Tage, Versammlungen in Kinosälen

3 Stam: was solls; Anm. WvWs: »verbunden mit einem Achselzucken und einem hilflosen Neigen des Kopfes in der Bedeutung – so ist es nun einmal im Leben.«

4 Tommy: Bezeichnung für britische Soldaten.

oder Artikel in den hebräischen Zeitungen. Bei allen Demonstrationen ist offenbar der Zweck erfüllt, wenn der Demonstrant mit sich selbst zufrieden ist.

Unterdessen ging die Untersuchung meiner Bibliothek weiter. Meine Frau half dabei in uneigennütziger Weise durch literarische Aufklärung. Als z. B. der Detektiv die Tagebücher Herzls zur Hand nahm, informierte sie ihn: »You know – Herzl was the naughty man who started all your trouble in Palestine by inventing Zionism.« Dann lud sie die Offiziere zu einer Tasse Kaffee ein, ganz so, als wären sie zu einem Freundschaftsbesuch erschienen. Aber der Major wurde ungeduldig. Wir mussten ohne Kaffee Abschied nehmen. Als ich mit meinem eilig gepackten Kofferchen, der Schreibmaschine und einer Aktenmappe zum Panzerwagen geleitet wurde, sah mein Sohn Dan vergnügt drein – nach seiner Meinung war jetzt die Schande von meinem Namen getilgt. Nicht nur die Führer der Jewish Agency waren verhaftet, sondern – Gott sei Dank – auch ich. Am liebsten hätte ich ihm eine Ohrfeige gegeben für sein Grinsen, aber mit Rücksicht auf die britische Armee unterdrückte ich diesen Akt patriarchalischer Gerichtsbarkeit. Ich übergab meiner Frau die Führung der Wirtschaft, meinem Sohn schüttelte ich die Hand, unserem Hund drückte ich die Pfoten, meiner kleinen Tochter Eliana, die aus der Ferne mir zuwinkte, winkte ich zurück, die große Tochter stand irgendwo auf Beobachtungsposten – und so kletterte ich in den Panzerwagen, in dem nicht weniger als fünf Soldaten saßen (drei mit automatischen Waffen, zwei mit gewöhnlichen Gewehren und alle zusammen stark schwitzend – aber nicht mehr als ich selbst). Ein Militärfahrzeug fuhr voraus, ein Tank folgte, dann kam der Panzerwagen mit mir, hinter uns ein Jeep mit Maschinengewehren, so paradierte unser Zug durch die menschenleere Hauptstraße des Dorfs zur Polizeistation von Qatra.

Wie oft war ich dort gewesen, wenn ein Verwundeter behandelt oder ein besoffener Polizist beruhigt werden musste, weil er mit Selbstmord drohte. Einmal benötigte ich ein Polizeiauto zum Transport eines Schwerkranken, ein andermal – so in der Nacht nach dem Jom Kippur 1944 – eilte ich zur Station, nachdem sie vom Irgun »erobert« und ausgeplündert worden war. Seit dieser beschämenden Begebenheit war die Station nach allen Regeln moderner Befestigungskunst ausgebaut worden: Vauban, der berühmte Festungsbaumeister Ludwigs XIV., hätte es nicht besser machen können.⁵ Stacheldrahtverhaue umgaben das Vorfeld, spanische Reiter⁶ verstärkten die Verhaue, dahinter gab es Mauern aus Stein und Sandsäcken, und dann erst erhob sich der hohe Bau des Festungsvierecks, das von zwei Türmen (mit Scheinwerfern und Maschinengewehren ausgerüstet) flankiert wurde. In dieses Fort wurde ich eskortiert.

5 Sébastien Le Prestre de Vauban (1633–1707): Marschall von Frankreich.

6 Spanische Reiter: Annäherungshindernisse in Form von eng aufgestellten Steinfeilern.

Im Amtszimmer des Korporals bot man mir einen Stuhl an, mir gegenüber saß ein junger blonder Fallschirmsoldat, die Maschinenpistole im Anschlag auf mich gerichtet, das Gesicht ausdruckslos, die Augen sahen über mich hinweg ins Leere, stumm, regungslos: no fraternisation. Der arabische Polizeikorporal und nach ihm der arabische Polizeiinspektor kamen bald ins Zimmer, machten sich etwas zu schaffen und konnten dann ihre Neugierde nicht unterdrücken. Sie waren überrascht und amüsiert, als ich von meiner Übersiedlung nach Latrun als von etwas Selbstverständlichem sprach. Sie hatten unverkennbar erwartet, der »Doktor« werde über seine Verhaftung niedergeschlagener sein.

Während sie mit mir plauderten, wurden zwei neue Gefangene eingeliefert. Ich kannte sie – es waren Mitglieder eines Kibbuz, der zwei Kilometer südlich des von Gadera liegt, des Kibbuz »Beerot«. Sie wurden zu einem Verhör in ein anderes Zimmer geführt, sahen mich aber durch die offene Tür und grüßten mit vergnügtem Lachen zu mir hinüber.

Endlich wurde der Befehl zur Abreise gegeben. Ein Leutnant eskortierte mich zum Panzerwagen, stieg nach mir ein, schimpfte mit dem Fahrer, dessen Gewehr zu nahe von mir abgestellt war – ich hätte es vielleicht erreichen können, wenn ich Selbstmord begehen wollte. Ein Tank und ein Jeep fuhren voraus, ein Militärfahrzeug folgte, dann kam wieder ein Jeep, in dem die beiden Gefangenen aus dem Kibbuz saßen, den Abschluss bildeten zwei weitere Jeeps. Es war eine nette kleine Karawane, die Richtung Süden durch das Tal Ayalon in das Konzentrationslager von Latrun fuhr.

Es war mir eigentümlich zu Mute: Ich fuhr im Auto, und es war Schabbat – es war erst das vierte Mal, dass ich in Palästina am Schabbat reiste. Zweimal war ich zu Patienten gerufen worden; das letzte Mal war ich 1942 als Präsident der österreichischen Abteilung der Neuen Zionistischen Organisation (NZO) dieselbe Strecke gefahren, um in Jerusalem dem britischen Oberkommandanten nach der Niederlage von Tobruk und Elalamein⁷ unsere Hilfe zur Verteidigung Palästinas vorzuschlagen. Ach, ich war damals naiv und glaubte, dass jeder Tag wichtig sei – ich hätte meine Reise aber ruhig aufschieben können. Und auch heute kam mir zu Bewusstsein, dass die »Reise« nach Latrun ganz und gar nicht so wichtig sei, dass man ihretwegen den Schabbat hatte entweihen müssen. Von mir aus hätte man ruhig noch warten – oder überhaupt auf die ganze Fahrt nach Latrun verzichten können.

Wir schwenkten in das Tal Ayalon ein. Wieder flogen meine Gedanken zurück, zu den Tagen von 1938, als ich diese Straße so oft gefahren war, auf meinen Reisen nach Jerusalem. Ja, damals war eine andere Zeit. Damals waren die Juden nicht der »Forgot-

7 Siege der deutsch-italienischen Panzerarmee unter General Erwin Rommel im Juli 1942 bei Tobruk und El-Alamein (100 km westlich von Alexandrien).

ten Ally«, wie mein Kamerad Pierre van Paassen uns nennt⁸ – damals galt jeder Araber als vermutlicher Feind und jeder Jude als der verlässliche Freund der Briten, als der einzige Freund, den sie hatten. Damals wussten alle Briten, dass die Araber Palästinas, Syriens, des Irak und vor allem Ägyptens auf den siegreichen Einmarsch des Generalfeldmarschalls Rommel warteten. Wir Juden wussten nicht genauer, was im arabischen Lager vorging – bei Tage hielten sich die Araber ängstlich von den Sprechstunden der jüdischen Ärzte fern, damit sie nicht von ihren Landsleuten gesehen wurden. Aber des Abends erschienen sie zaghaft und erzählten uns von den Besuchen »wichtiger Personen« aus Jerusalem oder Gaza oder Hebron, die den Bauern verkündeten, dass Hitler vor den Toren stehe. Nur noch wenige Tage, und die Italiener sind geschlagen, besiegt, vernichtet, ohne Hoffnung, und die Zionisten würden getötet werden, und wer die meisten erschlage, bekomme die größte Beute. Die jüdischen Häuser, Böden, Gärten, Kühe würden unter die treuen Araber aufgeteilt werden. Ja, das war die Zeit, als die Araber noch nicht Hitler den Krieg erklärt hatten – das geschah erst drei oder vier Tage vor der deutschen Kapitulation am 8. Mai 1945. Das war die Zeit, als die Juden Palästina zu den Waffen eilten und die Araber aus der Polizei und Hilfspolizei zu Hunderten desertierten. Das waren die Tage, über die man heute so gern schweigt, als in Tel Aviv und den anderen jüdischen Städten und Dörfern arabische Notable im Feiertagsgewand spazieren gingen und sich mit lauter Stimme darüber stritten, wem von ihnen dieses oder jedes stattliche Haus gehören solle, wenn erst einmal Hitler und Rommel einmarschiert seien. Es waren die Tage, an denen jüdische Ärzte an ihre Bekannten Gift verteilten, für den Fall des deutschen Sieges – es waren aber auch Tage, da das englische Phlegma triumphierte und mich mit Bewunderung für diese Nation erfüllte.

Ich erinnere mich meiner ersten Unterredung mit dem britischen Oberkommandanten Palästinas, einem grauhaarigen schottischen General.⁹ Sein Hauptquartier lag gegenüber dem Hotel King David, und aus seinem Zimmer sahen wir die Automobile, die aus Kairo mit den britischen Staboffizieren der evakuierten Departments in Jerusalem eintrafen, um nötigenfalls Palästina preiszugeben, den Rückzug der Armee über den Euphrat nach dem Irak vorzubereiten und die Geldquellen zu sichern. Ich hatte das Bewusstsein, dass Palästina die letzte Barriere sei, die Rommel von den deutschen Armeen des Kaukasus trennte, die dort bereits auf dem Gipfel des Elbrus¹⁰ ihr Hakenkreuzbanner aufgepflanzt hatten. Aus dieser Erkenntnis heraus hatte, unter meiner Leitung, die Neue Zionistische Organisation den Befehl zur Mobilisierung der Nationalen

⁸ Pierre van Paassen: *The Forgotten Ally* [Der vergessene Alliierte]. New York: Dial Press 1943.

⁹ Arthur Grenfell Wachope (siehe biographische Daten, S. 560).

¹⁰ Am 21. August 1942 hatte die deutsche Wehrmacht auf dem Elbrus, dem höchsten Berg des Kaukasus (5642 m), die Reichskriegsflagge gehisst.

Jugend Palästinas gegeben – alle Mann zu den Fahnen der jüdischen Bataillone. Aber damit dieser Befehl auch durchgeführt werden, damit die wirkliche Massenerhebung der wehrfähigen Juden erfolgen könne, mussten diese wissen, dass die Engländer diesmal Ernst machen und ihnen geeignete, vor allem automatische Waffen geben werden. Deshalb machte ich dem General drei Vorschläge:

1) Wir müssen wissen, wie viele Rekruten die Engländer binnen eines Monats aufnehmen und ausbilden können – davon hänge die Effizienz unserer Mobilisierungspropaganda ab.

2) Wir müssen wissen, welche militärischen Aufgaben die Engländer uns Juden überlassen wollen. Weite Kreise der nationalen Jugend seien seit langem bereit, die Verteidigung Palästinas gegen Deutschland und Italien sowie auch gegen einen eventuellen arabischen Aufstand zu übernehmen. Sie seien bereit, einen Guerillakrieg gegen die Deutschen zu führen, auch wenn die Briten Palästina evakuieren und all die schrecklichen Folgen für die jüdischen Städte und Dörfer in Kauf nehmen wollten.

3) Unser Vorschlag dafür lautet: Alle jüdischen Soldaten, ob sie nun den britischen Bataillonen angehören oder in anderen Formationen dienen (Royal Engineers, Transport oder »Temporary Police«), beziehen südlich der jüdischen Kolonien Palästinas eine Verteidigungslinie, die sie bis zum letzten Mann halten wollen; es dürfe für sie keinen Rückzug geben. Sie wollen gegen die Tanks Hitlers kämpfen – auch wenn wir keine Tanks von den Engländern bekommen sollten. Nur Artillerie verlangen wir.

Der General schüttelte den Kopf. Wie viele Soldaten wir wohl mobilisieren könnten, fragte er. Je mehr Soldaten er verlange, erwiderte ich, desto mehr können wir aufstellen, etwa 10.000 Mann innerhalb von sechs Wochen schätzte ich, zaghaft und beschämt wegen der kleinen Zahl. »So viele kommen überhaupt nicht in Betracht«, rief der General. »Wir können höchstens 1000 bis 1500 Rekruten per Monat aufnehmen. Wie wollen Sie denn überhaupt 10.000 Freiwillige mobilisieren?« »Bei der nationalen Jugend verlassen wir uns auf die Wirkung der Propaganda«, erwiderte ich. »Für unsere Parteimitglieder aber genügt der Befehl der Leitung, in deren Namen ich hier spreche.« »So, Befehl der Leitung«, wiederholte der General, »und was werden Sie tun, wenn Ihre Leute dem Befehl nicht gehorchen?« Jetzt hatte der General den wunden Punkt meines Angebots berührt, dachte ich. Ich wusste, dass es viele Leute unter uns gab, die einer Mobilisierungsbefehl der Parteileitung ablehnend, ja sogar feindselig gegenüberstanden. Einer meiner ältesten Kameraden hatte mir deshalb sogar seine Freundschaft aufgekündigt: »Du wirst dafür verantwortlich sein, wenn bei Kriegsende alle unsere besten Burschen irgendwo in Ägypten oder in Europa von den Engländern festgehalten werden, während wir hier bei einem arabischen Aufstand jeden Mann dringend benötigen würden«, hatte er mir wütend gesagt. Dem General aber antwortete ich: »Erstens wird jeder, der nicht dem Mobilisierungsbefehl gehorcht, aus der Partei ausgeschlossen«.

Der General fragte mich nicht, wie ich befürchtete, ob das für die Befehlsweigerer eine so schreckliche Strafe sei, sondern erklärte kategorisch: »Nein, das kommt gar nicht in Frage. Sie dürfen Ihre Leute nicht mit solchen Strafen drohen. Palästina ist ein Mandatsland, und hier darf keine Zwangsmobilisierung stattfinden, sondern nur freiwillige Mobilisierung. Wir sind durch Gesetz dazu verpflichtet.«

So argumentierte er, während hundert Meter von uns entfernt die Autos mit den britischen Flüchtlingen aus Kairo eintrafen, was den General jedoch nicht im mindesten beeindruckte. Er blieb Bürokrat, Formalist – und seelenruhig. Als ich von der Bereitschaft der jüdischen Truppe sprach, den Süden Palästinas ohne Rückzugsmöglichkeit bis zum letzten Mann zu verteidigen, verwies er auf die Pflicht der Soldaten, zu retirieren¹¹, wenn es das Oberkommando befehle. Kein englischer General würde irgendeiner Truppe den Befehl zum Rückzug verweigern.

Alle meine Gegenargumente blieben wirkungslos. Ein deutscher oder ein russischer Offizier hätte sie begeistert akzeptiert. Das Unverständnis des Briten erinnerte mich an die Haltung des römischen Senats nach der furchtbaren Niederlage von Cannae, als das Volk von Rom zur Verteidigung der Heimat bereit war und die Bundesgenossen der Stadt ihre militärische Hilfe anboten. Der Senat hatte damals beiden – den Untertanen und den Bundesgenossen – klar und deutlich gesagt, dass man sie nicht brauche. Sie sollen auf Befehle warten, bis auf weiteres ihren gewöhnlichen Geschäften nachgehen und ihre gesetzlichen Pflichten erfüllen. Etwas von diesem römischen Gleichmut spürte ich damals in der trockenen und phantasielosen Haltung des britischen Oberkommandanten. Nie zuvor war mir so stark bewusst geworden, welcher Abgrund uns Juden von der Mentalität der Briten unterscheidet; aber nie zuvor hatte ich auch gespürt, wie beneidenswert die Besitzer dieser Mentalität seien – vor allem wenn sie sich in Stunden der Krise und Gefahr befinden.

Ja, damals hatte England am Rand des Abgrunds gestanden und war nicht verzweifelt. Heute, am 29. Juni 1946, nur wenige Jahre später, hat England gesiegt. Wir Juden sind überflüssig geworden, und ich fahre im britischen Auto nicht zum britischen Oberkommando, sondern ins britische Konzentrationslager nach Latrun. Ich sehe die jungen Soldaten an, die mich begleiten und bemüht sind, stets an mir vorbei und mir nie ins Auge zu blicken. Sie wissen nichts von der Vergangenheit, von der Kriegszeit in Palästina, von der Rolle der Juden damals hier und in Europa ... und es interessiert sie auch nicht, ob wir damals Freunde waren oder morgen Feinde sein würden. Sie sind überzeugt, dass alles schließlich gut für England ausgehen werde.

Ich blicke zurück zu dem Jeep, in dem die beiden Burschen aus dem Kibbutz Beerot sitzen, und siehe – sie lachen und unterhalten sich vergnügt. Und da spüre ich aufs

¹¹ Retirieren: sich (militärisch) zurückziehen.

Neue, was ich so oft empfunden hatte – diesmal haben die Engländer ihre ebenbürtigen Partner in uns gefunden, in uns Juden. So sehr wir uns auch sonst von ihnen unterscheiden – in einem sind wir ihnen gleich. Auch wir wissen nie, wann wir besiegt sind, und deshalb gewinnen wir letzten Endes auch immer jeden Krieg. Heute, am 29. Juni 1946, findet unsere Niederlage statt – wie damals im Sommer 1942 die der deutsch-italienischen gegen die britische Armee bei Tobruk und El Alamein in Ägypten. Der Feind bricht ins Herz unseres Landes ein. Aber so wie damals die Engländer kühl blieben und wussten, dass sie letztlich doch siegen werden¹², so spüre ich nun in mir und in dem Lachen der beiden Kibbuznikim das Gleiche: »Macht nichts, ihr Engländer – morgen werden wir siegen. Wir geben nicht nach, und wir gehen nicht unter. »Am Israel chai. Nezakh Jisrael lo yishakar.« – »Israel lebt. Die Ewigkeit Israels bleibt bestehen.«

Die Sonne neigt sich zum Untergang. Die Stacheldrahtverhaue von Latrun tauchen auf. Die Karawane hält, ein Tor wird aufgesperrt. Bewaffnete indische Soldaten drehen die ungefügten Türflügel zur Seite, wir rollen ins Lager, ein paar hundert Meter weiter, einem neuen Drahtverhau entlang, wohl an die drei Meter hoch und etwa zwei Meter breit. Dann halten wir vor einem andern Tor und warten, fünf, zehn Minuten. Neue Order! Unsere Karawane wendet und rollt wieder aus Latrun hinaus, weiter nach Norden. Ich frage den Leutnant, ob alle »Hotels« in Latrun bereits überfüllt und wir deshalb abgelehnt worden seien? Er tut so, als ob er den Witz nicht verstünde, und brummt: »No. There are other reasons.« Wir fahren nördlich an dem Trappistenkloster von Emmaus vorbei, zu einem Lager von Fallschirmjägern – halten wieder, bekommen neue Instruktionen, wenden, fahren auf der Landstraße nach Tel Aviv und kamen zum Konzentrationslager Latrun »B«, das alle Reisenden kennen, die von Tel Aviv nach Jerusalem fahren: Es liegt etwas nördlich der Landstraße, inmitten einer weiten, baumlosen, sonnenverbrannten Ebene – im Tal Ayalon, das sich hier beiderseits der Landstraße erstreckt.

Wieder Drahtverhaue, wieder eine hohe Drahtgittertür, diesmal bewacht von Soldaten mit Filzhüten, angeblich Rhodesiern. Die Türe öffnet sich, wir rollen eine breite Straße entlang, beiderseits von Drahtverhauen flankiert, und sehen rechts von uns Hunderte Chaluzim und sogar einige Dutzend Mädchen, in einem eigenen Drahtverhau, die uns stürmisch mit Lachen, Händewinken und fröhlichen Zurufen begrüßen, offenbar entschlossen, die ganze Antiterrorkampagne der britischen Regierung einfach nicht ernst zu nehmen. Und ich denke mir: Jabotinsky hätte sich gefreut, wenn er diesen Geist bei den »Linken« gesehen hätte. Nein, er hat nicht vergebens gelebt. Seine Saat ist aufgegangen – sein Geist lebt sogar in denen weiter, die glauben, dass sie ihn ablehnen.

¹² Zweite Schlacht von El Alamein (23. Oktober bis 4. November 1942): entscheidender Sieg der Briten unter Generalleutnant Bernard Montgomery.

Unser Kampf ist nicht vergebens, wenn die »Assirey Zion« von heute ihre neuen Kameraden mit solchen Witzen und Liedern begrüßen.

Unser Panzerwagen hält. Ich bekomme Befehl, auszusteigen. Etwas mühsam klettere ich heraus und fühle mich mit meinem Gepäck, einem Koffer, der Schreibmaschine, einer Aktentasche, vor allem aber mit meinem Hut auf dem Kopf, inmitten der vielen Burschen aus den Kibbuzim, die alle nur Hemd und Hose trugen, ausgesprochen deplatziert. So wie wenn jemand mit einem Monokel im Auge zur Entlassung gehen würde.

Ich und die beiden Jungen aus dem Kibbuz Beerot werden unter Bewachung zunächst zu einem von zwei Meter hohem Stacheldraht umzäunten Platz geführt, wo wir warten müssen. Einer der beiden Burschen namens Dan nimmt mir freundlich meinen Koffer ab und erzählt mir von seiner Verhaftung. Sein Kibbuz war alarmiert worden, als man die Tanks und Militärautos auf der Straße nach Gedera sah, und er und sein Kamerad waren nach Gedera gegangen, um zu sehen, was los sei. Als sie sahen, dass man mein Sanatorium umzingelte – wo beide oft gearbeitet hatten –, waren sie neugierig näher gegangen, und ihre Neugier hatte den Verdacht der Männer erregt, die Mr. Attlee bekanntlich deshalb nach Palästina geschickt hatte, um dafür zu sorgen, dass hier Gesetz und Ordnung wieder hergestellt würden. Obzwar keineswegs klar war, wieso »Gesetz und Ordnung« dadurch gefährdet seien, dass jemand zuschaut, wie 50 oder 60 Soldaten einen Arzt in seinem Haus verhaften, wurden sie doch »hopp« genommen und mit mir zusammen nach Latrun geschickt. Ich tröste die beiden jungen Männer, die übrigens gar nicht sehr trostbedürftig wirken, erzähle ihnen von dem deutschen Sprichwort »Mitgefangen, mitgehangen« und zitiere den Wiener Dichter Nestroy, der ein Jahrhundert zuvor in seiner unsterblichen Komödie *Revolution in Krähwinkel* gleichsam das Modell der Politik der britischen Regierung in Palästina geschaffen hat.¹³ Ich erzähle den jungen Leuten, dass in dieser Komödie der Wiener »High Commissioner« sehr weise Ansichten äußert, wie z. B.: »Der Regent ist der Vater; das Volk ist ein kleines Kind, und die Freiheit ist ein scharfes Messer, mit dem das Kind spielen möchte – aber der liebende Vater verbietet es ihm, weil es sich schneiden könnte ...«¹⁴

Die beiden Kibbuznikim verstehen die Weisheit dieser Regierungsansicht und sind erstaunt, als sie hören, dass diese Politik schon im Jahre 1848 niedergeschrieben wurde und damals als reaktionär galt. Sie haben gemeint, dass dies die gegenwärtige Politik der britischen Labour Party sei. Und dann erzähle ich ihnen, dass damals in Wien dann doch die Revolution ausbrach und alle braven Spießbürger hinliefen, wie Nestroy es

¹³ Johann Nestroy (1801–1862): *Freiheit in Krähwinkel*, Posse mit Gesang (1848).

¹⁴ Recte: »Freiheit is ja was Schreckliches. Seine Herrlichkeit sagt immer: Der Regent is der Vater, der Untertan is a kleins Kind, und die Freiheit is a scharfs Messer.«

darstellte: »das müssen wir uns anschauen, da müssen wir um jeden Preis dabei sein! Ah, eine Revolution versäumen, das gibt's nicht!«¹⁵ Aber die Regierungstruppen unterdrückten die Revolution, und alle die Spießbürger – die »doch nur zuschauen wollten« – bekamen furchtbare Prügel. Der Wiener Dichter von 1848 hatte noch keine Konzentrationslager gekannt, die Welt war eben damals noch »rückständig«. Aber diese Prügel, die die Unschuldigen bekommen hatten, die »nur bei der Revolution zuschauen wollten«, regten diese und deren Frauen furchtbar auf, und schließlich gab es doch – auch in Krähwinkel – den Sieg der Freiheit. Die beiden Kibbuznikim, die ja auch nur »Zuschauer« sein wollten, freuen sich darüber, und wir schließen uns einer Gruppe von anderen Gefangenen aus Givat Brenner an, mit denen wir gemeinsam auf die »Abfertigung« warten.

Givat Brenner – der Kibbuz des heldenhaften Enzo Sereni, mit dem zusammen ich 1940 aus Frankreich mit dem letzten Dampfer vor der italienischen Kriegserklärung¹⁶ nach Palästina gereist bin – ist durch etwa 60 Gefangene in Latrun vertreten. Der Ort war »durchsucht« worden. Die Burschen hatten sich, auf Weisung ihrer führenden Funktionäre, geweigert, ihre Namen anzugeben, und so hatte man aufs Geratewohl ein paar Dutzend »herausgefischt« und nach Latrun gebracht. Das benachbarte Na'an hatte noch schwerer gelitten. Dieser Kibbuz war fast zur Gänze nach Latrun überführt worden. Warum der große und reicher ausgestattete Givat Brenner relativ milde behandelt und das kleinere Na'an so hart bestraft wurde, wird wohl eines der ewig unerforschten Welträtsel bleiben. König Salomon hat unter den unerforschbaren Rätseln »den Weg des Mannes zum Weibe« angeführt – hätte er jetzt gelebt, hätte er auch den »Weg des Assir Zion nach Latrun« als unerklärlich und rätselhaft beschrieben.

Die Sonne ist schon fast untergegangen, als endlich unser kleiner Trupp zur Abfertigung geführt wird. Wieder unter Bewachung von Soldaten werden wir zu einem halb-offenen Zelt geführt, wo hinter einem langen Tisch einige Unteroffiziere und Soldaten sitzen. Man verlangt, ich solle mich in ein Register einschreiben. Ich tue dies – was einige meiner Mitgefangenen ärgert. »Keinen Namen angeben«, schreien sie mir zu. Mein Nachbar Dan beruhigt sie: Den Namen Weisl kennen die Engländer ohnedies – ich könne mich nicht für jemand anderen ausgeben. Die anderen Burschen aber geben keine Namen an, und die Soldaten geben sich auch damit zufrieden. Dann »fassen« wir Staatseigentum aus. Jeder Häftling bekommt zwei brauchbare Decken – im Schwarz-

15 Recte: »Wo wollts denn hin? – A bisserl Revolution anschau. – Auf a fünf Minuten muß ich hinschaun. – Wer weiß, wann wieder a Revolution is! – Mich brächt' d' Neugier um zu Haus! – Wir müssen hin! – Die Revolution müssen wir sehn!«

16 Kriegserklärung Italiens am 10. Juni 1940 durch den faschistischen Diktator Mussolini an Frankreich und Großbritannien.

handel zahlt man für solche Militärdecken gern zwei Pfund. Dann gib es ein Stück abscheulicher Karbelseife, offenbar arabischer Produktion, dazu einen grauslichen Taschenkamm, einen Rasierapparat samt einer Klinge, zwei Blechteller, die so eingefettet waren, dass man verzweifelt, sie je sauber zu bekommen, einen Blechlöffel, eine Blechgabel und ein Messer – alles ebenso eingefettet. Und damit wären wir – nach Ansicht der Behörden – für unbestimmte Zeit aller irdischen Sorgen enthoben.

Wieder unter Bewachung werden wir dann zum Drahtverhau geführt, der das eigentliche Konzentrationslager umschließt. Bisher waren wir gleichsam im Vorhof der Hölle, die wir nun definitiv betreten. Mit Decken, Kamm, Seife, Teller, Messer und Gabel bepackt, die Schreibmaschine unter dem Arm festgeklemmt, warte ich mit den anderen Verhafteten darauf, dass der Wachtposten das Eingangstor öffne. Wir klettern über die hohe Schwelle des Tores. Zahllose Zurufe empfangen uns: »Woher kommt ihr? Was gibt es Neues draußen? Ist es wahr, dass Schertok in Latrun ist?« Unsere Gefangenschaft hatte begonnen.

Hinter dem Tor ist ein großer, freier Platz, von dem aus Straßen zu den Baracken führen. Ein Major ruft uns an und verteilt die Gefangenen rasch und durchaus höflich auf die einzelnen Baracken. »Die Leute sollen Geduld haben. Man wird ihnen in einer halben Stunde Essen bringen, und sie werden Betten und Matratzen bekommen.« Ich bekomme, zusammen mit den Burschen aus Beerot und Givat Brenner, die größte und bequemste Baracke des Lagers – es gibt dort einen Vorraum mit einem großen Steintisch und einen separaten Waschraum mit zwei Wasserleitungen. In allen anderen Baracken des Lagers gibt es kein Wasser, und die Gefangenen müssen zu einer »Waschbaracke« gehen, um sich dort zu waschen, um Trinkwasser zu holen oder ihre Essgefäße zu reinigen. Wir legen unsere Decken und sonstigen Habseligkeiten auf den Betonfußboden und machen uns daran, unser Essbesteck zu säubern. Mit Seife und Wasser geht das Fett nicht runter; Sand haben wir nicht, so nehmen wir rote Erde, und erst allmählich werden unsere Teller und Messer sauber.

Um halb neun Uhr abends öffnet sich das Tor, drei Lastautos mit Feldbetten und Matratzen kommen angefahren. Die Betten sind ausgezeichnet, offenbar aus den Beständen der amerikanischen Armee gekauft, die Matratzen aber alt, schäbig und dünn. Dan und ich schleppen gemeinsam unsere Betten und Matratzen zur Baracke. Ich habe sogar Leintücher erhalten, so dass mein Lager recht »komfortabel« ist. Die anderen Burschen aber sind übler dran; am meisten leiden sie darunter, dass sie seit fünf Uhr früh keinen Bissen zu essen bekommen haben. Das warme Nacht Mahl, das der Major versprochen hatte, kam nicht. Stattdessen erhält jeder Gefangene um zehn Uhr abends ein Paket Militärzwieback, etwas später gibt es noch essbares Militärbrot und australischen Konservenkäse, genug zum Sattwerden. Langsam schlafen wir ein. Die erste Nacht in Latrun.

Sonntag, 30. Juni 1946

Ich habe gut und ruhig bis zum Morgengrauen geschlafen. Als einer der Ersten war ich aufgestanden, hatte mein Bett in Soldatenmanier gemacht und wandere durchs Lager. Es macht keinen unfreundlichen Eindruck – für ein Konzentrationslager. Rund um die Baracken – Nissen-Huts heißen sie offiziell – sind kleine Blumenbeete angepflanzt, hauptsächlich mit Shemen Kik in etwa Mannshöhe sowie einigen blühenden Stauden. Zwanzig Baracken sind in vier Reihen angeordnet; am Nordende des Lagers befinden sich die Latrinen und die Waschbaracken, am Südende das Tor des Lagers, an der Ostseite war – durch einen von Stacheldraht umgebenen, etwa 100 Meter breiten und leeren Raum getrennt – ein zweites Gefangenenlager errichtet worden: für Frauen! Dort sind rund 30 Mädchen inhaftiert, die meisten aus Na'an. Sie stehen längs des Drahtverhaus und unterhalten sich schreiend mit den Burschen, die auf unserer Seite stehen. Man tauscht Neuigkeiten aus: Jeder erzählt, was er weiß – dieser ist verhaftet und bei uns, jener ist auch verhaftet, aber noch nicht hierhergekommen. Der dritte ist noch auf freiem Fuß ... das war das Hauptgesprächsthema. Zum Frühstück gibt es wieder Brot und Käse mit Wasser, kein warmes Getränk. Die Burschen lassen sich dadurch nicht ihre Laune verderben. Man isst, aber vorsichtig; fast alle heben sich Zwieback, einige sogar etwas Brot auf – für alle Fälle: Niemand weiß, was der Morgen bringen mochte.

Plötzlich hallen Rufe durch das Lager: Ein neuer Transport kommt. Alle stürmen zu dem Drahtzaun; siehe – eine Autokarawane nähert sich, mit Tanks und Panzerwagen und einer Reihe von Lastautos. Als wir den frohen Gesang der gefangenen Juden hören, stimmen zuerst die Mädchen und dann unsere Burschen mit ein. Eine Welle von Mut und Trotz und Heiterkeit überschwemmt das Lager.

Ich blicke auf die englischen Soldaten; sie sind weder überrascht noch beeindruckt durch diese Demonstration von Trotz und Zuversicht. Sie sind aber auch nicht ärgerlich oder entrüstet. Sie sind gleichgültig. Das erste Auto hält an, und die Insassen – ehe sie aussteigen – singen die Internationale. Die Melodie war den Soldaten offenbar bekannt. Sie sind ein wenig interessierter – aber auch dieser Appell an ihr Klassenbewusstsein macht keinen Eindruck. Sie besorgen ihr Geschäft, und das besteht darin, eine gewisse Zahl von »bloody foreigners« (oder bloody Jews?) hinter Schloss und Riegel und Stacheldraht zu bringen.

Die Neuen kommen vom Kibbutz Ramat Rachel bei Talpioth, einem Vorort südöstlich von Jerusalem; 75 Mann wurden dort gefangen genommen. Sie bringen die letzten Nachrichten vom Jischuw, die sie gestern Nacht im Radio gehört hatten: Dreitausend Juden waren festgenommen worden. Mosche Sneh konnte entkommen, das Gebäude der Sochnut wurde von den Engländern besetzt. Viele der Verhafteten sind verwundet. Die meisten haben sich ebenfalls geweigert, ihre Identität bekanntzugeben. Alle sind

vergnügt und guter Dinge und nicht einmal entrüstet über die Engländer. Sie wissen, dass wir uns im Kampf befinden und dass ein Kämpfer nicht wehleidig sein dürfe, wenn der Gegner zurückhaut.

Ein Sergeant kommt in unsere Baracke und ruft mit lauter Stimme: »Alle soldiers und alle Männer über 40 Jahre sollen sich beim Tore aufstellen – to investigation.« Dann geht er. Lebhaftige Diskussion folgt: Es sind zwei Soldaten unter uns, die zufällig auf Urlaub waren, als sie verhaftet wurden, und ich, der ich über 50 bin, soll ich mich melden? Oder ist das bereits co-operation und daher verboten? Unter uns sind ein paar Burschen, die als Führer von den Kibbuz-Leuten angesehen werden. Der aus seinem Prozess vor dem Kriegsgericht bekannt gewordene Ex-Leutnant Ben-Aharon ist jetzt wieder verhaftet worden und fungiert als Sprecher der Gefangenen gegenüber dem Lagerkommando; aus Giwat Brenner ist Ben Ashor da, ein Ex-Redakteur der Brigadezeitung »Khayal«. Es wird beraten und beschlossen, dass es erlaubt sei, die Einladung des Sergeants anzunehmen. Ein paar Gefangene – etwa 20 oder 30 – stellen sich in der glühenden Sonne mit Bündeln zum Tor und warten darauf, zur Interrogation zugelassen zu werden. Sie zweifeln nicht daran, dass sich der »Irrtum« ihrer Verhaftung sofort aufklären und man sie in wenigen Stunden freilassen werde.

Drei, vier, fünf Gefangene werden tatsächlich herausgelassen und, natürlich, unter starker Bewachung, in den Teil des Lagers überführt, wo wir gestern empfangen wurden. Dann gibt es eine Unterbrechung. Mit allen Zeichen großer Aufregung schießen commissioned and non-commissioned officers hin und her; ein Jeep rattert heran – und siehe, ein lebendiger General steigt aus und hält eine kurze Beratung mit den höchsten Offizieren des Lagers ab. Er sieht genauso drein, wie alle englischen Generäle auf der Bühne aussehen; er unterscheidet sich von den österreichischen, deutschen, tschechischen und ungarischen Generälen, die ich bei Inspizierungen zu sehen das Vergnügen hatte, nur durch seine geradezu unwahrscheinliche Magerkeit. Kontinentale Generäle setzen offenbar mehr Fett an.

Der General fährt nach einer knappen Stunde wieder fort; der Torposten rät den wartenden Gefangenen, nach ihren Baracken zurückzukehren – jetzt sei Teepause für die Offiziere, und man werde die Sichtung der Gefangenen für einige Zeit unterbrechen. Aber die Armen lassen sich nicht abreden, bleiben weiter in der Sonne stehen und warten. Vielleicht werde man sie doch vorlassen und nach Hause schicken. Sie wollen nicht die Chance verlieren.

Ich plauderte unterdessen mit den anderen Schicksalsgefährten in der Baracke. Sie erzählten hauptsächlich über die Vorgänge bei der Verhaftung und dem Transport: wie sie sich geweigert hatten, ihre Identität bekanntzugeben (was natürlich gar nicht so dumm war, wie gewisse Zeitungskritiker es später darstellten, sondern im Gegenteil heroisch und zugleich vernünftig); wie sie geschlagen und gestoßen, wie sie auf

die Camions¹⁷ geladen wurden; wie sie sogleich anfangen, Lieder zu singen, vor allem die Internationale, und wie daraufhin die Offiziere besonders wild wurden und mit ihren Rohrstöcken auf die Gefangenen losschlugen. Viele sind voll Sorge, was wohl die Frauen allein auf den Farmen anfangen würden. »Es hilft auch nicht, dass man Arbeiter von anderen Orten schickt, um uns zu vertreten«, sagt ein Siedler. »Die Fremden wissen nicht, wo alles liegt und steht, welche Bäume viel, welche wenig Wasser brauchen. Nein, die Wirtschaft wird schwer leiden.«

Ich verstehe seine Seelenstimmung. Auch ich bin überzeugt, dass die Bäume und Pflanzen in meinem Garten einen Wachstumsstreik erklären werden, wenn das Auge des Herrn nicht mehr auf ihnen weilen wird. Im Grunde glaube ich sogar, dass alle Bäume bei meiner Rückkehr kleiner sein werden, als sie vor meiner Abreise waren – obwohl das den gültigen wissenschaftlichen Ansichten widerspricht. Aber die Diskussion wird unterbrochen: Das Mittagessen wird gebracht, von zwei Kameraden getragen.

Es gibt Militärkonserven: Corned beef und mit Fleischsaft gekochtes Gemüse; ich selbst esse nur Brot und rohes Kraut. Aber wir bekommen außerdem Tee – das erste warme Essen für die meisten seit 30 oder gar 40 Stunden. Aber niemand klagt, die Selbstdisziplin der Burschen ist wirklich lobenswert.

Nach dem Essen ruhen wir alle auf unseren Betten von des Tages Hitze. Ich schlief sogar, wurde aber bald gestört. Der Sergeant erscheint wieder und brüllt: »Doktor von Weisl – Doktor von Weisl!« Ich solle mitkommen, wohin – das wisse er nicht. Die neuen Kameraden meinen, es gehe um meine Freilassung, und wollen mich schon beglückwünschen. Ich bin anderer Meinung: Man lasse niemanden von ein paar Dutzend Fallschirmjägern abholen, um ihn am nächsten Tag freizulassen – das wäre ein höchst unlogisches Vorgehen. Im Gegenteil: Ich halte es sogar für nicht unwahrscheinlich, dass man mich – und die anderen »Führer« der Nation – ins Ausland abschieben werde. Ich weiß nicht, warum, aber ich bildete mir ein, dass Malta den Engländern für uns passend erschiene.

Ich packe meine Decken, Koffer, Aktentasche, Schreibmaschine und wanke zum Tor, wo noch immer die Optimisten des Vormittags standen und auf ihre »Freilassung« warteten. An ihnen vorbei gehe ich zur Hütte – zur »Interrogation«. Ich werde nach Namen und Adresse befragt; dann werden mein Gepäck und meine Hosentaschen nach »verbotenen Sachen« untersucht, mein Geld wird mir abgenommen – gegen Empfangsbestätigung. Abschließend verkündet der Offizier das Ergebnis: »Auf Grund des Paragraphs soundso sind Sie »detained until further notice«. ¹⁸ Ihre Nummer ist Sc. 204, merken Sie sich diese, Sie werden von nun an unter dieser Nummer geführt. Der Nächste.«

¹⁷ Camions (franz.): Lastautos.

¹⁸ Detained until further notice: bis auf weiteres festgehalten.

Mein Wachtposten führt mich, mit all den Paketen beladen, zu einem Zelt, wo drei Soldaten ihres Amtes walten. Schweigend schmiert mir einer sorgfältig alle zehn Finger und die Handballen mit Farbe ein, und ein anderer drückt sie auf zwei Papierblätter. Von jetzt an gehöre ich zur »Verbrechergilde«; wenn ich das nächste Mal einen Bankraub begehe, werde ich Handschuhe tragen müssen. Aber ich habe kaum Zeit, meine Pläne für die Zukunft durchzudenken, schon führt mich mein Bewacher zu einem Lastauto, das gerade auf dem Platz stand, wo wir gestern angekommen waren. Mühsam kletterte ich hinauf, verstaue mein Gepäck, setze mich auf meinen Koffer und warte geduldig auf das, was da kommen werde.

Vierzehn weitere Gefangene besteigen das Lastauto: alles Kleinbürger aus Tel Aviv, einfache Leute, die nur zufällig verhaftet worden waren, keine »Aristokraten des Terrors«. Unter ihnen befinden sich auch zwei Bekannte: Chauffeure der Reisegesellschaft »Zahir«, die manchmal für mich Transporte nach Gadera besorgt hatten. Die Stimmung auf dem Lastauto ist nun aber eine ganz andere als im Lager vorher. Dort sind die Burschen der Kibbuzim mutig und sogar froh gewesen, ein Opfer für die Nation zu bringen. Aber diese »Zufallsverhafteten« sind deprimiert und verdrossen, stehen mir emotional tausendmal ferner als die Burschen von Na'an, Givat Brenner oder Ramat Rachel, die letzten Endes doch Geist von meinem Geiste sind, auch wenn sie es selbst nicht wussten. Die Leute, die jetzt mit mir aus dem Lager hinausfahren, wieder mit einem Jeep vor und einem hinter uns, haben alle ihre Identitätskarten vorgezeigt, waren alle in bürgerlichen Berufen tätig und fortgeschrittenen Alters, felsenfest überzeugt, dass sie sofort freigelassen werden, womöglich mit dem Ausdruck des Bedauerns für das Missverständnis. Statt dessen – »detained until further notice!« Die Enttäuschung ist groß. Ohne Sang und Klang fahren wir zurück zum Lager Latrun »A«, wo ich gestern abgewiesen worden war. Wieder tut sich das große Gittertor auf, diesmal bewacht von arabischen Polizisten. Wieder fahren wir längs des Drahtverhaus eine Strecke lang weiter, dann hält das Auto, wir springen herab und werden zur »Empfangshalle« geführt. Ein Polizeibeamter händigte jedem von uns einen neuen Rasierpinsel und eine Tube (unbrauchbarer) Zahnpaste aus und beschenkt uns mit dem guten Rat, auf unseren Besitz gut aufzupassen, nichts davon zu verschenken oder zu vertauschen und darauf zu achten, dass uns nichts gestohlen werde. Im Lager würde schrecklich viel gestohlen.«¹⁹

Dann geht es zu Fuß zum Haupttor des »inneren Lagers«, an dem ebenfalls arabische Polizisten Wache halten, zum Teil gemütlich unter einer Laube sitzend, zum Teil am Tor selbst postiert. Jenseits des Drahtverhaus stehen Hunderte junger Männer, fast alle mit nacktem Oberkörper und nackten Beinen, sonnengebräunt und gesund aussehend.

19 Anm. WvWs: »Im Lager wurde die Berechtigung der Warnung teilweise bestätigt, aber nicht die Gefangenen stahlen, sondern gelegentlich die englischen Soldaten.«

Mit lauten Zurufen begrüßen sie uns wieder mit den ersten Fragen: »Woher kommt ihr? Was gibt es Neues draußen?« Meine erste Frage ist: »Wo sind die »Führer?« In Latrun B hatte man alle möglichen Gerüchte gehört: Sie seien deportiert worden, in einem Hotel interniert – aber dass man auch sie, die Großen, nach Latrun gebracht hätte, ganz wie gewöhnliche Betarim, dieser Gedanke war niemandem gekommen. Ich bin daher mehr als überrascht, als ich höre: Sie sind hier, in Latrun, bei uns.

Das Lager Latrun war im Wesentlichen durch eine ca. 250 Meter lange und etwa 30 Meter breite Straße in zwei Hälften geteilt, die beide durch Stacheldraht voneinander abgeteilt, aber durch viele Türen miteinander verbunden waren. Das heißt: Man konnte die Lager voneinander scheiden, indem man jeden Teil für sich abspernte und die Türen schloss, aber bei Tag waren die Türen innerhalb des Lagers alle offen. Zu beiden Seiten dieser Straße, östlich und westlich, standen je zwei Reihen von Nissen-Huts, Holzbaracken mit runden Dächern aus Wellblech.

Die Insassen der Hütten stehen draußen am Gitter und betrachten die »Neuen«. Wir werden an das Südende des Lagers geführt. Dort schwenke ich mit meinen Leidensgenossen auf Weisung eines der uns empfangenden halbnackten jungen Leute, der offenbar zum Befehlshaber autorisiert war, nach links ab, als ich plötzlich von rechts her Rufe höre: »Doktor Weisl, Doktor Weisl!« Und schon kommen ein paar Burschen zu mir her gelaufen und nehmen mir Decken, Koffer, Schreibmaschine und sogar den Rasierpinsel ab, während mit etwas unwürdigen Schritten meine ehemaligen Kollegen vom Merkaz der NZO, Dr. Joseph Shofman und Moshe Gold, sich zu mir bewegen, um mich willkommen zu heißen. Es ist komisch, aber wahr: Ein Gefangener freut sich, wenn ein Freund von ihm auch eingesperrt ist. Reine Freude strahlt aus den Augen der beiden Kameraden, als sie mich sehen – und ich freue mich auch, dass sie da sind. Gute Gesellschaft ist immer erfreulich, im Konzentrationslager aber doppelt. Moshe Gold verkündet sofort, dass ich im »Zrif« des Betar wohnen werde, und die Betarim, die mir meine Sachen abgenommen hatten, schleppen sie eilends dorthin. Der autoritäre junge Mann namens Josef Becker – der von den Gefangenen in freier, gleicher und direkter demokratischer Wahl gewählte Mefakeach des Lagers für äußere Angelegenheiten, d.h. für den Verkehr mit den britischen Behörden – meldet meine Ankunft dem Lagerkommando, das bis dahin nichts davon gewusst hatte. Shofman nimmt mich beiseite und gibt mir rasch alle Informationen: »Erstens müssen Sie wissen, dass wir Sie schon gestern erwartet haben«, sagt er. »Wir waren alle sehr enttäuscht, dass Sie nicht gekommen sind. Wo sind Sie geblieben? Ich wurde gestern Vormittag verhaftet, nach zwei Stunden aber wieder freigelassen, und der Brigadier entschuldigte sich persönlich wegen des Irrtums. Aber am Nachmittag wurde ich wieder verhaftet und hierher gebracht. Ein Major holte mich ab, und ich wurde in einem Tank nach Latrun gebracht. Warum sind Sie nicht auch gestern hergekommen?«, wiederholt Shofman die Frage und sieht mich

vorwurfsvoll an, als ob er mich wegen Nachlässigkeit im Dienst zur Verantwortung ziehen wollte. Aber dann scheint er mir zu verzeihen und fährt mit seinen Erklärungen fort: »Zweitens müssen Sie wissen, dass es verschiedene Kategorien von ›Detainees‹ gibt. Die Gewöhnlichen und die Führer. Die Führer heißen ›V. I. P.‹, d.h. ›very important persons‹. Sie und ich sind ›V. I. P.s‹ und haben einige Vorrechte.«

Shofman wird unterbrochen. Der Supervisor kommt und sagt, der Inspektor wolle mich sehen. Shofman hält mich zurück: »Warten Sie, Sie müssen erst wissen, worum es geht. Die übrigen V. I. P.s – Schertok, Raw Fischmann, David Remez und Grünbaum – wohnen in einer besonderen Abteilung des Lagers. Gold aber ist kein V. I. P. und muss daher hier im Lager bleiben. Und da dachte ich, dass es besser sei, wir bleiben auch hier bei den Betarim und gehen nicht zu den ›Großen‹ hinauf. Einverstanden?« »Einverstanden«, sage ich. Und als der Inspektor kommt und mir höflich mitteilt, dass für mich ein besonderer Raum im »Hospital Compound« vorbereitet sei, lehne ich das Angebot ab. Der Inspektor besteht jedoch auf seinem »Befehl«. Ich war noch ein Neuling im Umgang mit Polizeiorganen, ein »Jecke«, wie man in Palästina sagt, der glaubt, dass man gehorchen müsse, wenn die Polizei in einem Konzentrationslager etwas befehle. Andererseits will ich bei den Kameraden bleiben, ich weiß nicht, wie ich mich verhalten sollte. Da mischt sich der Supervisor ein und entgegnet mit großer Ruhe und Einfachheit in recht gutem Englisch dem Inspektor: »Sagen Sie dem Kommandanten, dass sich Dr. Weisl weigere, dem Befehl zu gehorchen.« Und damit war die Sache – vorläufig – erledigt.

Dieser kleine Zwischenfall war für mich das erste Zeichen für die Lage in Latrun: Wenn sich jemand das Leben im Konzentrationslager von Latrun ähnlich vorstellte wie in einem deutschen Konzentrationslager, so tat er damit sowohl den Engländern wie auch unseren Gefangenen bitter Unrecht. Die Engländer sind wirklich keine »Deutschen« – es liegt ihnen nichts daran, ihre Gefangenen zu demütigen und zu quälen. Zudem waren die jungen Juden des Jischuw keine Ghettojuden – sie ließen sich auch nicht durch Jahre von Haft und Entbehrungen beugen, sondern kämpften Tag um Tag, Stunde um Stunde für ihre Rechte und für ihre Freiheit – auch hinter dem Stacheldraht.

Während ich mit dem Supervisor und den Kameraden zu der Baracke schreite, in der ich nun wohnen sollte, erzählt man mir die Geschichte dieses Kampfes für Menschenrechte im Konzentrationslager in groben Umrissen: »Sie sind hier im Lager von Gefangenen, aber innerhalb dieses Lagers sind wir freier als viele Juden in Palästina. Hier leben wir unser Leben, wir sind unter uns – und die arabischen und englischen Polizisten, die sich hier befinden, stören uns fast nicht. Latrun ist eine jüdische Stadt, Doktor. Die erste jüdische Siedlung im Tale Ayalon.«

Montag, 1. Juli 1946

Die erste Nacht in Latrun war vorüber. Ich hatte tief und traumlos geschlafen, wie um einen Teil der vielen schlaflosen Nächte nachzuholen, die ich in den letzten Monaten durchgearbeitet hatte.

Unsere Baracke zählte 19 Betten. Außer Shofman, Gold und mir waren dort lauter junge Betarim, im Alter von 15 bis 21 Jahren. »Waswasim« nannte man sie – junge Gänse –, und sie wurden von Gold ziemlich in Disziplin gehalten. Rauchen und Kartenspielen sowie der Gebrauch schmutziger Worte und Redensarten sind in dieser Baracke streng verboten – was allerdings nicht für Gold selbst gilt, der »wie ein Schlot« raucht. Es wurde Schach gespielt und gelesen. Jeden Vormittag unterrichtete Gold zwei Stunden: Ivrit, Grammatik, Literatur und Geschichte. Die Jungen lernten Englisch, einige Mathematik. Aber der Tag war trotzdem lang und bei weitem nicht ausgefüllt.

Mein Bett steht in der Südwestecke der Baracke, neben der Tür. Zum Unterschied von Latrun A ist es eine Holzpritsche, auf die eine dünne und dürrtige Matratze gelegt war. Mir gegenüber steht das Bett Golds, neben mir jenes Shofmans, dazwischen ein kleines Tischchen, auf das die Betarim geistige Nahrung für mich gelegt hatten, hauptsächlich Kriminalromane. Mit anderen großen Männern – Alexander dem Großen, Hannibal, Napoleon und Jabotinsky – teilte ich die Vorliebe für diese Art Literatur. Will ich ernst sein, dann lerne ich aus wissenschaftlichen Werken; will ich Menschen kennen lernen, dann lese ich aus der Feder tüchtiger Historiker Geschichte und (besonders) gern Autobiographien, (weniger) gern Biographien. Will ich mich aber entspannen und unterhalten und nicht daran denken, wo ich bin oder worum ich mich Sorge – dann sind mir gute Kriminalromane lieber als Gedichte oder »psychologische Romane«, die von Personen handeln, deren Nöte nicht meine Nöte und deren Sorgen mir höchst gleichgültig sind.

Den ersten Abend aber las ich nicht, sondern besprach mit den Kameraden politische Fragen, die sich durch den gegenwärtigen britischen Polizeipogrom gegen uns Juden stellten. Unsere größte Sorge: Wie wird der Jischuw darauf reagieren? Richtiger gesagt: Wird er überhaupt reagieren? Niemand von uns kann sich vorstellen, dass die 600.000 Juden Palästinas und die Millionen Juden Amerikas diesen Schlag gleichgültig oder demütig hinnehmen würden. Ich wollte wissen, was die Spitzen der Sochnut darüber denken, und stattete deshalb sogleich dem »Führerviertel« einen Besuch ab.

Das Lager der »Führer« lag, wie schon erwähnt, in einem eigenen Viereck, das den offiziellen Namen »Hospital Compound« führte. Es handelte sich um ein langgestrecktes Rechteck, etwa 300 Meter lang und 100 Meter breit, am Westrand des Gefangenenlagers und grenzte unmittelbar an das Camp der indischen Garnison, die Latrun bewachte. Es bestand aus drei Wohnbaracken, die viel sorgfältiger gebaut waren als die »Nissen-Huts«

der anderen Gefangenen, einer Speise- und Kochbaracke und einer Baracke, die als Untersuchungs- und Behandlungszimmer für die ambulanten Kranken und als »Laboratorium« diente. Den südlichsten Teil dieses Areals nahm das »Fußballfeld« ein, etwa 90 mal 80 Meter groß; von dort zog eine jämmerlich gepflasterte Straße zu einem Tor am Nordende des Compounds, die in das für die Polizeiwache reservierte Lagergebiet führte. Dieser ganze Teil des »Hospitals« war von einem besonders starken und dichtmaschigen Stacheldrahtverhau umgeben, so dass niemand aus dem allgemeinen Lager ohne Erlaubnis in das Hospitallager und ebenso niemand von dort heraus gelangen konnte. Zwischen den beiden Lagern gab es als einzige Verbindung ein kleines Türchen, neben dem ein arabischer Posten ständig Wache hielt. Bei Tag war fast immer der Verkehr zwischen den beiden Lagern gestattet; jeder Passant wurde zwar vom Posten registriert, aber das wurde nicht sehr streng genommen. Nachts war die Tür geschlossen und jeder Verkehr unterbrochen. In einer der drei Wohnbaracken, die ihrerseits von einem eigenen, wenn auch nur leichten Drahtverhau umgeben waren, befand sich der Wohnraum des Lagerarztes nebst vier weiteren Unterkünften und zwei Badezimmern mit Wanne und Dusche, davon eines privat für den Arzt. Eine gedeckte Veranda bot am Vormittag etwas Schatten. Hier waren die Mitglieder der Sochnut untergebracht: Schertok, Raw Fischmann, Remez, Jitzhak Grünbaum, David Hacohen und David Shingarevsky.

Raw Fischmann war inzwischen aus Protest gegen seine Internierung in den Hungerstreik getreten. Der Lagerarzt, Dr. Higgs, war ebenso besorgt um ihn wie ich, aber noch hilfloser. Denn ich, der Gefangene, konnte den Raw pflegen, wenn ich wollte, nicht aber der Lagerarzt. Ihm waren nur die »ordentlichen« Gefangenen unterstellt: die Terroristen und jene, die als solche ohne Beweise von der C. I. D. verhaftet worden waren. Die V. I. P.s aber, so auch Fischmann, waren Gefangene des Militärs, und ihre ärztliche Behandlung war daher Sache der Militärärzte. Der Lagerarzt durfte nur beobachten, aber weder behandeln, noch auch nur eine Meinung abgeben. Dr. Higgs zieht mich beiseite und bittet mich, den Raw zu überreden, das Fasten abzubrechen. Nach dem Statut von Latrun seien nämlich nur drei Tage Hungerstreik erlaubt – ab dem vierten Tag aber werden die Hungerstreikenden mit der Magensonde zwangsweise ernährt. Ich übernehme es, diese Botschaft dem Raw auszurichten, der darüber lacht. »Man wird mich nicht zwangsweise ernähren, den Skandal werden die Engländer nicht provozieren«, sagt er, und ich gebe ihm Recht. Selbstverständlich riet ich ihm nicht davon ab, weiter zu fasten. Ich respektiere seinen Standpunkt und zolle ihm Beifall. Im Grunde wollte ich mich anschließen, aber die anderen V. I. P.s waren alle dagegen. Ich wusste eigentlich nicht, weshalb. Das allgemeine Gefühl lässt sich in die Worte kleiden: »Was für den Raw Fischmann richtig und würdig ist, wäre bei uns nicht am Platze.«

Als die Nacht hereinbricht, die Nacht des dritten Tamus, gehe ich zur Lagersynagoge. Es ist der Tag [18. Juni], an dem mein Vater vor 15 Jahren, 1931, gestorben war – in

einer Welt, die gerade damals noch voll Friede und Hoffnung auf Wohlstand und Ordnung schien. Und ich spreche den Kaddisch auf ihn – als Gefangener in Latrun.

Dienstag, 2. Juli 1946

Um 6 Uhr Früh stand ich auf, ging in die »Badebaracke«, die rund hundert Schritte von unserer entfernt ist, duschte und rasierte mich, brachte mein Bett in Ordnung, war gegen 6.45 Uhr auf dem »Sportplatz« neben der Lagersynagoge, wo ein Ex-Soldat mit nicht weniger als sieben Dienstjahren Turnunterricht gibt. Shofman ist mit großer Begeisterung dabei, er turnte schon von 6.30 Uhr an und badet danach. Ich gehe nach dem Turnen zur Synagoge, wo etwa 20 bis 30 Burschen, darunter etwas mehr als die Hälfte sephardische und orientalische Juden, das Minjan bilden. Gegen 7.45 Uhr ist das Gebet zu Ende, und wir gehen zum Frühstück. Gold, Shofman und ich waren privilegiert: Wir essen nicht die Lagerkost der Gesunden, sondern die etwas leichtere und vermutlich auch kalorienärmere Kost derer, die auf Schondiät gesetzt wurden. Für diese Leute – zwischen zehn und dreißig Mann – gab es einen einfachen Küchenraum, »Loch« genannt, mit einem eigenen Chefkoch, einem riesigen und gutmütigen Burschen namens Mandeloel, genannt »Mendele«. Wir bekommen dort Weißbrot, nach meinem Geschmack weniger gesund und weniger wohlschmeckend als das Schwarzbrot des Lagers, Margarine, ein weiches Ei, etwas Salat, und für die, die es lieben, gab es auch Daissa. Ich liebe Daissa nicht. Das Essen wurde auf einer kleinen Terrasse vor der Baracke des »Lochs« serviert, auf einem Brettertisch in einem Blechteller mit Blechgabeln und Blechlöffeln. Wir trinken aus Emailtassen. »Häferl« nannte man sie in Österreich. Das Essen ist nicht schlecht, und – zumindest für mich, der ich über meine Kilo Körpergewicht immer unglücklich bin und gerne abnehmen möchte – mehr als ausreichend. Aber Tee schmeckt doch besser aus Porzellan als aus Aluminium, und der Blechteller vor mir verdirbt ein bisschen die Freude am Leben. Wie hieß doch der Roman von Hans Fallada? – *Wer einmal aus dem Blechnapf frisst*.²⁰ Ja, ich glaube, das galt auch für die meisten unter uns. Wir waren von jetzt an bis zum Tag der Gründung des Judenstaates gezeichnet. »Wer einmal aus dem Blechnapf in Latrun gefressen hat, kommt immer wieder nach Latrun«, denke ich mir.

Die Aussicht beim Frühstück war übrigens wunderschön: Der Blick umfasste im Norden die von Ruinen malerisch gekrönten Hügel, die sich nach Emmaus und dem Trappistenkloster hinziehen, bis sie im fernen Hintergrund von den hohen blauen Ketten des Gebirges Ephraim abgelöst werden, während die schönen hellgrünen Pinienwälder des Klosters einen freundlichen Vordergrund bilden. Nach Osten gehen diese

²⁰ Hans Fallada (1893–1947): *Wer einmal aus dem Blechnapf frisst* (Roman, 1934).

Hügel in das hochragende Gebirge Judas über, das, zu dieser Stunde noch von Nebel überlagert, fremd, geheimnisvoll und gebieterisch das Tal Ayalon umwölbt. Von Minute zu Minute lichteten sich die Nebel, die Schründen und Täler traten in violetten Schatten schärfer hervor, während die Höhen von Kiryath Anawim in sonnigem Glanz aufleuchteten. Ja, es ist schön hier. Palästina bleibt schön – selbst hinter Stacheldrähten ist es unser Land, und die Burschen hier lieben das Land, lieben sogar Latrun.

Den Vormittag habe ich zu einer gründlichen Inspizierung des Lagers benutzt. Man zeigte mir die Stelle, wo vor drei Jahren die 28 Mann der Stern-Gruppe²¹ aus dem Lager entflohen sind. Es war in der Nähe des Haupttores, wo neben der Straße ein Kanal – von etwa 80 cm Tiefe – aus dem Lager hinausführte und sich in einen kleinen Wadi, einen schmalen, ausgetrockneten Flusslauf, ergießt, der etwas über einen Meter tief war und quer durch das – von mir »Polizeilager« getaufte – Gebiet zieht, bis er etwa 300 oder 400 Meter weiter nördlich zu dem Hauptstacheldraht des Lagers gelangt. Die Stern-Burschen hatten sich zuerst Zugang zu einem Geräte-Magazin verschafft, dann einen unterirdischen Gang von ihrer Baracke zu dem Wadi gegraben, durch den sie eines schönen Tages ins Freie krochen. Nur ein Junge war zurückgeblieben und hatte dem Lagerkommando die »Grüße« der Flüchtlinge überbracht. Man konnte mir nicht genau sagen, warum gerade dieser Junge zurückgelassen wurde. Es ist möglich, dass er zu dick war, um durch den Gang zu kriechen. Jedenfalls war diese Flucht ein kühnes Wagnis, denn gerade neben dem Wadi stand die Hütte, in der ein arabischer Polizeiposten ständig Wache hielt.

Für das Lager ergaben sich seither natürlich große Unannehmlichkeiten. Der Händler, dem das Geräte-Magazin gehörte, wurde sofort verhaftet und in Latrun interniert. Nach seiner Freilassung wurde er nun am 29. Juni 1946 erneut verhaftet: »Wer einmal aus dem Blechnapf frisst ...« Er ist ein netter Mensch, spielt besser Schach als ich und nimmt sein Schicksal nicht weiter tragisch. Er versichert jedem, der es hören will, keiner Partei anzugehören – hoffentlich werde ihm dies die Gunst Gottes und der C. I. D. verschaffen, denn in den Augen der Insassen Latruns war diese »Neutralität« nicht unbedingt von Vorteil. Ferner wurden nach der Flucht der »Sternisten« alle Blumenbeete vernichtet und alle Bäume des Lagerbereichs ausgerissen. Auch die kleinsten Geräte und Instrumente wurden entfernt, um den Häftlingen keine Grabarbeiten mehr zu ermöglichen. Von Zeit zu Zeit wurden alle Belegschaften der Baracken ausgetauscht, was manchmal als Disziplinarstrafe, manchmal als Sicherheitsmaßnahme deklariert wurde. Wenn in irgendeiner Baracke irgendetwas nicht funktionierte, zog das z. B. folgende

²¹ Stern-Gruppe, Stern-Bande, Sternisten (siehe Sachregister unter Lechi, S. 569): von Avraham Stern (»Yair«, siehe S. 52 und biographische Daten, S. 558) gegründete radikalste zionistische, paramilitärische Untergrundorganisation.

Anordnung nach sich: Die Einwohner der Baracke 4 mussten in die Baracke 7 übersiedeln, jene der Baracke 7 in die Baracke 9 und so fort. Durch den permanenten Wechsel der Baracken sollten Fluchtpläne der Insassen unterbunden werden. Auch bauliche Fluchtverhinderungsmaßnahmen wurden getroffen. Rund um das Lager verlief nun ein Stacheldrahtverhau, rund 22 Meter hoch und etwa einen Meter breit. Hinter dem Verhau wurde ein schmaler Weg für die Posten und die inspizierenden Unteroffiziere angelegt. Auf der anderen Seite des Wegs wurde ein zusätzlicher zweiter Drahtverhau errichtet, ebenso hoch und ebenso breit wie der erste. Dazwischen waren alle 150 bis 200 Meter insgesamt acht hölzerne Wachtürme postiert, die Tag und bei Nacht von arabischen Polizisten besetzt waren. Zudem bewachte ein arabischer Polizist das Tor zwischen Hospital und allgemeinem Lager, und ein englischer und ein arabischer Polizist waren inmitten des Lagers in einer Telefonzelle auf der »Hauptstraße« stationiert. Hinter dem doppelten Drahtverhau erstreckte sich eine freie Zone von mehreren hundert Metern nach allen Seiten, außer nach Westen, wo die Quartiere der Polizei und der indischen Hilfstruppen unmittelbar an unser Lager angrenzten. Jenseits dieser Zone wurden inmitten neuer Stacheldrahtverhaue weitere Wachtposten mit Scheinwerfern aufgestellt. Seither sind keine Fluchtversuche mehr gelungen.

Und doch: Ich glaubte nicht, dass die Sicherheitsmaßnahmen dafür verantwortlich waren, dass niemand aus Latrun flüchtete. In Eritrea waren Fluchtversuche sicherlich viel schwieriger und gefährlicher und sind doch geglückt. Der Natur der Sache nach muss ja zwangsläufig ein Gefangener immer größere Chancen haben zu entfliehen, als sein Wächter hat, ihn an der Flucht zu entrinnen. Denn der Gefangene und seine Freunde denken ja Tag und Nacht nichts anderes, als die Flucht vorzubereiten, während der Wächter nur acht Stunden am Tag an seine Aufgabe denkt, und die anderen 16 Stunden sein Leben genießen will. Wenn daher niemand aus Latrun flüchtete, hängt dies damit zusammen, dass niemand flüchten wollte, 90 % derer, die hier sitzen, fühlten sich unschuldig und hofften täglich auf die Freilassung – und niemand wollte durch eine Flucht diese Chancen verderben. Trotzdem: Nach dem Rundgang um Latrun war mir klar, dass eine Flucht – wenn nicht unmöglich – zumindest ungemein schwierig wäre. Das Lager war ein formidables Gefängnis, und nur der Mut der Verzweiflung konnte an eine Flucht von hier auch nur denken.

Der Zustand Raw Fischmanns ist unverändert schlecht. Er leidet an einem massiv juckenden Hautschlag, trinkt wenig und will überhaupt aufhören zu trinken. Ich rede ihm zu weiterzutrinken und mache ihm klar, dass er mit Wasser gute Chancen habe, noch zwei oder gar drei Wochen zu leben, so lange, bis die Engländer seine Entlassung beschlossen haben. Wenn er aber zu trinken aufhöre, könne er in zwei drei Tagen in einen lebensgefährlichen Zustand geraten, dass selbst eine baldige Befreiung für ihn zu spät

käme. Der Raw ist traurig und flüstert mir ins Ohr, er wolle nicht freigelassen werden und überhaupt nicht mehr leben: »Der Jischuw ist nicht reif für diese Zeit; niemand hat etwas aus den Ereignissen gelernt; es gibt keine Einigkeit, nicht einmal hier im Lager, nicht einmal hier unter den Manhigim. Tatsächlich ist auch im Lager nicht alles so beschaffen, wie ich es gewünscht hätte. Wir sind noch weit von der nationalen Einigkeit entfernt, die wir brauchen, um den Kampf führen und gewinnen zu können.«

Zur Teezeit kommen mehrere Autos an: mit Raw Uziel und dem – mir noch unbekanntem – Raw Levin, begleitet von Raw Goldmann, einem gut aussehenden jungen Rabbiner, früher Militärrabbiner und jetzt Sekretär des Raw Herzog. Sie setzen sich in den Speiseraum der Manhigim. Der alte Raw Levin erweckt gleich auf den ersten Blick einen starken und gewinnenden Eindruck. Er reicht nicht herablassend seine Hand, sondern fasst meine Hand und hält sie fest zwischen seinen Fingern mit echter Herzlichkeit. Unter seinen buschigen Brauen blicken kluge und gütige Augen. Raw Uziel geht zu Raw Fischmann, um ihn zu überreden, das Fasten aufzugeben. Ich muss gestehen, dass ich dies nicht zu den Aufgaben unserer Rabbiner zähle. Warum haben sie auch die Flüchtlinge auf dem Schiff »Fede« telegraphisch beschworen, ihr Fasten abzubrechen – ich hätte gedacht, es wäre Aufgabe der Rabbiner, den Flüchtlingen das Gegenteil zu kabeln: »Ihr kämpft einen heiligen Kampf nicht nur für euch, sondern für alle Hunderttausenden, die nach euch kommen werden. Haltet aus in eurem Fasten – bis zu eurem Tod, wenn es nicht anders geht, aber gebt solange nicht nach, bis die öffentliche Meinung die britische Regierung zwingen werde, unsere und eure Forderungen zu erfüllen. Ihr kämpft den Kampf Gottes, und sein Segen sei mit euch in eurem Hungern.« So hätte ich telegraphiert, wenn ich Chief Rabbi gewesen wäre. Und wäre ich nun an Stelle des Raw Uziel, würde ich dem Raw Fischmann sagen: »Hungere, faste, peinige dich. Du ehrst damit nicht nur dich selbst, sondern das ganze Rabbinat Palästinas und darüber hinaus alle gottgläubigen Juden.«

Während ich diesen Gedanken nachhänge, war schon die Unterredung mit Raw Fischmann zu Ende; der Großrabbiner kommt aus seinem Zimmer und sagt: »Ich habe Erfolg gehabt; Raw Fischmann hat zugestimmt, seinen Hungerstreik abzubrechen. Gehen wir jetzt Minchah beten.« Alle Manhigim bewegen sich in feierlichem Zuge mit den drei Gästen zur Synagoge – natürlich eskortiert vom Lagerkommandanten, Assistent Superintendent Claw, der die Rabbiner keinen Augenblick allein lässt. Dort waren Hunderte Gefangene versammelt, die meisten hatten sich aus Taschentüchern eine Art Kopfbedeckung gemacht, da sie ohne Hut ins Lager gebracht wurden. Raw Levin betet vor – weiß Gott, es ist das erste Mal seit Jahren, dass ich jemanden wirklich *beten* und nicht nur »dawenen« höre. Er spricht das »Schmonah Yisrael« und meint jedes Wort des schönen Gebetes ernst, bis er in Tränen ausbricht und viele unter den Versammelten mitweinen. Shofman sagt mir, dass er, gäbe es mehr solcher Rabbiner wie Levin, wieder

in die Synagoge ginge. Und andere sagen mir: »Er ist ein wahrer Vater für alle Gefangenen. Er besucht die Gefangenen – hier und im Gefängnis in Jerusalem, nicht um eine Pflicht zu erfüllen, wie die meisten, sondern um eine Mizwah zu erfüllen und in Liebe.« Und man erzählt mir, was er für jenen und für diesen getan hat oder wie ein Gefangener nach seiner Freilassung zuerst Raw Levin in dessen Wohnung einen Besuch abstattete und erst nachher zu seiner Familie nach Hause fuhr. Und ich freue mich von ganzem Herzen. Es gibt auch bei uns noch Rabbiner, wie sie sein sollen.

Mittwoch, 3. Juli 1946

Das Lager ist voll bis auf den letzten Platz. Mehr als 600 Mann sind hier, und zwei Drittel davon sind »Linke« oder Leute aus Tel Aviv. Die Stimmung zwischen »Links« und »Rechts« ist nicht so, wie ich es mir gewünscht hätte. Am ersten Tag, als die ersten Hundert »Linken« angekommen waren, zusammen mit den V. I. P.s, war es anders gewesen. Die »Alten« – in ihrer überwiegenden Mehrheit Revisionisten oder Orthodoxe oder »rechts« gesinnte Yemeniten, Sepharden, Kurden – hatten die »Linken« herzlich begrüßt und wie Kameraden aufgenommen. Am ersten Abend – als ich in Latrun saß – fand eine Volksversammlung statt, bei der zuerst Schertok und nach ihm Shofman, der geschäftsführende Vorsitzende des Merkaz der Hazach (NZO) in Palästina, gemeinsam sprachen und die Einigkeit des Jischuw draußen und in Latrun feierten. Aber als immer mehr »Linke« kamen, änderte sich dieser Zustand etwas. Es war nichts Bestimmtes, nichts, worüber man direkt klagen könnte – es war nur, dass etwas fehlte: der Geist der Kameradschaft: Er fehlte, um die Wahrheit zu sagen, bei beiden Parteien, aber mehr bei den »Neuen«. Viele Revisionisten fühlen Bitterkeit gegenüber den »Neuen« und vor allem gegenüber dem einen oder andern ihrer Führer, die – zur Zeit ihrer Kooperation mit der Polizei – dafür verantwortlich waren, dass dieser oder jener ausgeliefert und nach Latrun geschickt wurde.

Die Mehrheit der »Alten« folgt der Linie, die ich und Shofman vorgaben: Hinter dem Stacheldraht gibt es nur ein einziges Volk, wir kennen hier keine Parteien und wollen dem Jischuw zeigen, vor allem aber den Engländern, dass es Parteiunterschiede nur an der Oberfläche gebe, dass aber das Volk als Ganzes in den tiefsten Tiefen einig sei. Wir haben das Gefühl, dass viele der »Führer« der Linken ebenso denken – aber gerade die kleinen Leute sind anders, dachten anders, handeln anders und stören die Harmonie.

Es begann damit, dass es offenbar unerwünscht war, dass die »Neuen« mit den »Alten« plaudern. Gewiss, es gibt dafür gute und gesunde Gründe. Unter den Hunderten im Lager gibt es sicherlich Spitzel, die denunzieren könnten oder sogar denunzieren wollten. Mit selbst passiert es immer wieder, dass ich mit jemandem, den ich kennenlerne, freimütig rede – und dass einer meiner Kameraden kommt und mich beiseite nimmt: »Seien Sie vorsichtig, wir kennen den Mann nicht, er gehört nicht zu uns, er kann ein Spitzel

sein.« Es gibt Leute, von denen man weiß, dass sie zwar brav und ehrlich sind, aber unverantwortliche Schwätzer – in ihrer Gegenwart darf man über nichts reden, wenn man nicht will, dass morgen Tratsch im ganzen Lager verbreitet werde. Es gibt andere, von denen man nicht weiß, warum sie sitzen – es mochte sich um politische Vergehen handeln, es mochte aber auch ein Verdacht wegen gewöhnlicher Vergehen gegen sie vorliegen. Und es gibt andere, von denen man überhaupt nicht weiß, was sie im Lager suchen, und denen gegenüber man deshalb doppelt vorsichtig ist. Sie könnten unbedeutende Menschen sein, die Opfer der Polizei-Dummheit waren – sie könnten aber auch Agenten der Polizei sein, die sich nur für harmlose Gefangene ausgaben. Das Misstrauen ist in Latrun, wie in jedem Gefängnis, stets wach. Es ist also verständlich, wenn auch die »Neuen« sich hüten, mit ihnen Unbekannten ins Gespräch zu kommen – aber es geht weiter, als bloße Vorsicht gebietet. Es wird bei den »Neuen« offenbar ungern gesehen, wenn jemand von ihnen überhaupt mit einem der »Alten« spricht, sei es auch mit einem Mann, dessen nationaler Charakter im Lager bekannt ist. Wenn die »Alten« einen Vortrag veranstalten, nehmen die »Neuen« nicht oder nur zum kleinsten Teil daran teil. Bei den Kursen der Alten lernen die Neuen nicht, und zu den Kursen, die die Neuen veranstalten, werden die Alten nicht einmal eingeladen. Es gibt keine Zwischenfälle – das ist gut. Aber es fehlt die Herzlichkeit und das gegenseitige Vertrauen – und das ist nicht gut.

Unter den »Neuen« befindet sich übrigens auch Yitzhak Ben-Aharon, der aus Latrun »A« herübergebracht worden war. Auch Dan aus Gedera ist hier und besucht mich in meiner Baracke. Aus Gedera stammt ferner ein 17-jähriger Junge, der gerade einen Kibbuz besucht hatte, als die Razzia stattfand. Wie alle andern hatte auch er seine Identität verschwiegen und war nach Latrun gebracht worden. Des weiteren erblicke ich einen meiner ehemaligen Gartenarbeiter namens Moshe, ein braver, ärmlicher und gänzlich unpolitischer Arbeiter, dessen Frau vor der Entbindung stand, als er nach Tel Aviv zum Arzt fuhr. Dort wurde er verhaftet und mit sieben Piaster in der Tasche nach Latrun deportiert, wo er vor Sorge um seine Frau fast umkam. Alle möglichen Berufe sind im Lager vertreten: ein italienischer Arztkollege; ein Verleger, der einmal einen Roman von mir hatte herausgeben wollen, sich aber mit mir nicht über die finanziellen Modalitäten einigen konnte²²; ein Reiseleiter, der einen Vortrag über die Geschichte und Geographie von Latrun ankündigte, in dem er mir beweisen wollte, dass der Name »Latrun« nicht von »Ladronen« (Räuber, Terroristen) herrühre, wie der Baedeker²³ es behauptet, sondern von La Tour oder La Tourelle (Turm) und ... gefährliche Terroristen.

22 Vermutlich עובלגב ברק (Die Schlacht am Gilboa), in: HaYarden (Jerusalem) 1934, dt. *Er macht sich Sorgen um die Juden*, in: Medina Ivrit (Prag) 1938/39.

23 Baedeker-Reiseführer erschienen erstmals 1832 in Deutschland und beschreiben Reisedestinationen in aller Welt; benannt nach dem deutschen Verleger Karl B. (1801–1859).

Viele der jugendlichen Gefangenen waren inmitten ihrer Erziehung herausgerissen worden und drohten im Lager zu verdummen, andere hatten überhaupt noch keine richtige Erziehung erhalten. Wir müssen sie geistig beschäftigen. Gold hatte schon bisher regelmäßige Kurse abgehalten. Shofman übernimmt einen Kurs über Geschichte der Neuzeit. Ich erkläre mich bereit, zweimal wöchentlich über Hygiene und jeweils am Schabbatnachmittag über die Parasha Hashawuah in der Synagoge zu sprechen. Für den kommenden Schabbatvormittag soll ich jedoch ein spezielles Referat vorbereiten. Als Thema wähle ich – zum Entsetzen einiger ängstlicher Gemüter – die »Britische Politik im Mittleren Osten« (»Ist das nicht gefährlich?« flüstert man mir zu).

Donnerstag, 4. Juli 1946

Raw Fischmanns Befinden hat sich nicht gebessert, obwohl er seinen Hungerstreik abbrach; sein Puls ist schwach und unregelmäßig, seine Stimmung sehr deprimiert, sein Lebensmut gebrochen. Er isst so wenig wie ein Vogel.

Am Vormittag kam eine Reihe von Journalisten aus dem Ausland, darunter ein paar junge, hübsche Frauen. Sie gingen durchs Lager und sprachen mit einigen der Gefangenen, die Englisch antworten konnten. In unserer Baracke stießen sie auf unseren Sportlehrer, der ihnen sein Schicksal erzählte: sechs Jahre Militärdienst, Autounfall in Ägypten, Gehirnerschütterung, nach vielen Monaten Spitalsbehandlung als dienstuntauglich entlassen – und ein oder zwei Tage nach seiner Heimkehr verhaftet! Ein anderer, ein braver Sanitäter, ein prachtvoller Mensch, war seit fast einem Jahr interniert. Seine Geschichte klingt nahezu unglauwbürlich. Er war in einer gut bezahlten Stellung in einem Industriebetrieb tätig, hatte Frau und zwei Kinder, war politisch nicht aktiv. Er hatte erfahren, dass in einem Kibbuz in der Nähe von Benjamina jemand einen Brief mit Nachrichten über seine Verwandten erhalten habe. Er fuhr von Haifa zu dem Kibbuz, um sich den Brief zu holen, wurde verhaftet und nach Latrun gebracht. Immerhin ist er noch einer der Glücklichen, denn seine Arbeitgeber zahlten freiwillig seiner Frau die Hälfte seines Lohnes weiter – nun schon zehn Monate lang! – und versprachen ihm, ihn wieder anzustellen, wenn er aus Latrun herauskommt. Einem Dritten widerfuhr ein tragischeres Geschick: Soldat in Griechenland, von den Deutschen gefangengenommen, sprang er mit einem Kameraden aus dem fahrenden Zug, wurde schwer verwundet und blieb in einem Graben liegen. Während sein Kamerad abermals von den Deutschen gefangen wurde, konnte er selbst entkommen, griechische Schäfer fanden ihn, brachten ihn in ein Versteck, behandelten seine Wunden mit Kräutern, bis er geheilt war und mit den Partisanen mitkämpfen konnte. Er schloss sich den britischen Truppen an, als diese in Griechenland einmarschierten, wurde demobilisiert, kam nach Palästina, wurde denunziert – und sitzt nun in Latrun. Die Liste der Gefangenen ist endlos – und endlos tragisch.

Die Journalisten besuchten auch die führenden Funktionäre. Sie fotografierten die offiziellen V. I. Ps und uns »Outsiders«, Shofman und mich, separat. Es erinnert ein bisschen an die Fleischläden, wo kosher und trefe verkauft wird – aber an verschiedenen Tischen. Die Waswasim im Lager ärgerten sich, dass sie mit den hübschen Journalistinnen nicht sprechen durften. Die pubertären Burschen leiden stärker unter der erzwungenen sexuellen Enthaltbarkeit im Gefangenenlager als alle andern. Sie haben das Gefühl, in ihrer Jugend um etwas unwiederbringlich Schönes betrogen zu werden.

Am Nachmittag herrscht im Lager neue Aufregung. Wir hören, dass Raw X., Mitglied des Va'ad le'umi, den Schabbat im Lager verbringen möchte, die »Alten« sind darüber empört. Vor einigen Monaten hatte es die ersten Verhaftungen von Leuten der Hagana gegeben – oder von solchen, die man für deren Angehörige hielt. Bis dahin war Latrun eine ausschließlich revisionistische Siedlung gewesen; jetzt kamen die ersten »Linken« hierher. Und da besuchte dieser Raw zum ersten Mal das Lager und hielt eine Rede an die Gefangenen, an die »Linken« und an die »Rechten«. Und in dieser Rede zog er einen scharfen Trennungsstrich zwischen jenen, die gewissermaßen »offen« und mit dem Segen des Jischuw in Latrun saßen, und den andern, den »Geheimen«, für die der Jischuw keine Verantwortung tragen wollte. Die »Alten« waren über diese Rede umso entrüsteter, als sie die »Linken« wie Brüder aufgenommen hatten, wofür die »Neuen« auch dankbar waren. Man schickte eine Deputation zu Remez und bat ihn, den Besuch des Raw abzusagen oder wenigstens dafür zu sorgen, dass er nicht in die Synagoge komme und keine Rede halte – sonst werde man nicht für die Aufrechterhaltung der Ordnung garantieren können. Remez versicherte, der Raw werde gewiss den Zwischenfall zur allgemeinen Zufriedenheit aufklären können.

Später kommt der Kommandant Claw ins Lager und lässt Shofman und mich rufen. Er habe Weisung erhalten, dass wir zu den V. I. Ps übersiedeln sollen. Ich antworte, wir müssten das vorher mit unseren Kameraden beraten und würden ihm morgen das Ergebnis mitteilen, was er akzeptiert.

Den Abend verbringen wir am Radio in der Kantine, die den stolzen Namen »Café Emek Ayalon« trägt. Es ist eine Baracke, genau so groß wie alle andern, kärglich mit ein paar Tischen und Bänken; immerhin bekommt man hier einen guten türkischen Kaffee, Tee, Sodawasser (natürlich »Spinneys«)²⁴, Papier und Briefmarken. Der Lieferant des Warenlagers ist natürlich ein Araber, der an den jüdischen Gefangenen reich wurde. Ich sehe mich in der Kantine um: Die Wände sind mit Photographien und ein paar Buntdrucke »geschmückt«. Über dem Eingang hängt die Kino-Anzeige eines Wildwestfilms. Wie alle Neulinge falle ich auf den Witz herein, indem ich frage: »Wann habt ihr denn Kinoabend?« Alle »Alten« schüttelten sich vor Lachen über meine Naivität. »Nein,

24 Spinneys: englische Sodawasserfabrik.

Kino gibt es hier nicht!« Wohl habe die Regierung vor Jahren auch den jüdischen Gefangenen die »Wohltat« von Kinovorstellungen gönnen wollen, aber sie schickte nach Latrun dieselben blödsinnigen Filme, die sie andernorts offenbar den arabischen Gefangenen vorführte. Und als beim zweiten Filmabend zu allem Überfluss noch die gleiche Wochenschau gezeigt wurde, die schon beim vorigen Mal ausgepiffen worden war – da erklärten die Gefangenen, dass sie die Filmabende der Regierung boykottieren werden. Seit damals gibt es keinen Film mehr in Latrun, und die nationalen Institute hatten nicht einmal versucht, diese kleine Bereicherung des Lebens unserer Gefangenen durchzusetzen.

Freitag, 5. Juli 1946

Wir hatten lange Beratungen mit unserem Mefakeach Josef Becker und mit Moshe Gold über unser Verhalten gegenüber dem »Befehl« des Kommandanten, ins Lager der V. I. P.s zu übersiedeln. Viele Häftlinge waren dagegen; sie sagten, dass es unter den »Linken« einen vorbildlichen Eindruck mache, wenn wir auf Privilegien verzichteten, während die anderen »Führer« von der Masse abgesondert waren und – es fiel schwer, die Stimmung anders zu übersetzen als im Jargon des Klassenkampfes – »in Reichtum und Luxus schwelgten«. Ich entgegne, von solchen Stimmungen gar nichts zu halten. Viele andere würden es uns übelnehmen, dass wir durch unser Verhalten nur unsere »Trennungspolitik« auch im Lager demonstrieren wollen. Was uns angeht, sage ich, sei unser Standpunkt einfach: Die Behörden bewilligten Shofman und mir eine privilegierte Stellung als »Führer des Jischuws«. Diesen Titel haben wir nur dadurch verdient, dass wir Mitglieder des Merkaz der Hazach waren, als ich dessen Präsident war. Daher müsse Shofman dort sein, wo ich bin, oder ich müsse dort sein, wo er ist. Sollte der Kommandant uns erlauben, gemeinsam unter Beibehaltung aller unserer bisherigen Privilegien ins Lager der V. I. P.s zu übersiedeln, gehen wir »hinauf« – das Spitalslager liegt einige Meter höher als das Lager der Gesunden –, wenn nicht, bleiben wir »unten«. Nach langen Beratungen erhalten wir allgemeine Zustimmung, melden uns beim Kommandanten, dem ich unseren Standpunkt vortrage – und bekomme sofort die Erlaubnis, auch Gold mit uns zu nehmen. Er ist nach über zwanzig Monaten Gefangenschaft gesundheitlich und nervlich sehr geschwächt; für ihn sind diese Privilegien viel wichtiger als für uns. Wir beschließen, den Schabbat noch bei den »Jungen« zu verbringen und erst am kommenden Donnerstag zu übersiedeln. Die »Jungen« bitten mich, ihnen am Abend – nach dem Auslöschung des elektrischen Lichts um zehn Uhr – von meinen Reisen zu erzählen. Wenn es finster sei und jemand Geschichten erzähle, könne man besonders gut einschlafen, sagt mir Gold, der an Schlaflosigkeit leidet.

Nächste große Aufregung: Die ersten Entlassungen der »Neuen« werden verkündet. Josef Becker steht drüben im Lager 2 und liest eine schier endlose Reihe von Namen vor. Der Verleger Färber, der Reiseleiter, der italienische Arzt und noch einige andere Leute, die mit uns am selben Tisch im »Loch« saßen, sind darunter. Färber kommt freudestrahlend zu mir, Abschied zu nehmen, er verspricht, meiner Familie Mitteilung über unser Leben hier zu machen. Es ist ein merkwürdiges Bild und eine merkwürdige Stimmung hier im Lager: Die »Entlassenen« versammeln sich mit ihren Decken, Essgeschirren, Paketen beim Tor. Wieder werden sie gemustert, wieder werden ihre Namen aufgerufen – dann öffnet der arabische Polizist das Tor für die Menschen, die soeben noch Sklaven auf »unbestimmte Zeit« waren und in einigen Minuten »freie Bürger« sein werden – freilich wiederum nur auf »unbestimmte Zeit«. Wir alle freuen uns von ganzem Herzen, dass 177 Juden in die Freiheit zurückkehren, aber trotzdem ist ein kleines Gefühl der Trauer dabei – nicht des Neides, Gott behüte, nur der Trauer: Das Leben hier werde etwas leerer sein ohne diesen oder jenen Menschen, mit dem wir Freundschaft geschlossen hatten.

Die meisten Männer, die entlassen wurden, stammen aus Tel Aviv, wo sie »hausweise« verhaftet worden waren, aber auch etliche ganze »Häuser« aus Jerusalem wurden entlassen. Bisher habe ich nie verstanden, was die Bibel unter »Botey Yisrael«, Häuser Israels, versteht. Jetzt weiß ich es: Die Aktion von General Barker – Gott möge ihn baldigst im Himmel empfangen – hat es uns gelehrt. Nehmen wir an, dass in einem Haus Herr Sneh wohne oder Herr Grünbaum; nehmen wir weiters an, dass Herr Sneh oder Herr Grünbaum für ein Wochenende verreist seien und die Polizei sie nicht daheim antreffe. Was tat in einem solchen Fall das Militär Seiner Majestät, um »Ordnung und Frieden« in Palästina wiederherzustellen? Man verhaftete einfach sämtliche anwesenden männlichen Einwohner des Hauses, buchstäblich von den Kindern bis zu den Greisen. Ich sehe in Latrun weißbärtige Männer, und angeblich gab es sogar, wie erzählt wurde, einmal ein Kind, das in der Synagoge von Latrun seine Bar Mizwah feierte! Das also waren in den Augen der Machthaber die Terroristen, die das britische Imperium gefährden. In Tel Aviv war es besonders einfach: Da kam das Militär in nummerierte Häuser, welche die Phantasie des kommandierenden Offiziers anregten. Sagen wir: Rekhov Dizengoff²⁵ 136 oder 154 wurden »ausgehoben«, und alle Bewohner der beiden Häuser kamen nach Latrun – die Nachbarhäuser aber blieben verschont, ihre Einwohner konnten »Goimel bentschen«. Shofman sagt, eigentlich müssten die Mitbewohner seines Hauses ihm eine Dankadresse übersenden, dass er von der Polizei daheim aufgegriffen

²⁵ Meir Dizengoff (1861–1936): aus Russland stammender Ingenieur und Kaufmann, 1905 Mitbegründer und 1921–1925, 1928–1946 Bürgermeister von Tel Aviv.

wurde. Wäre er am Nachmittag in einem Kaffeehaus am Strand gesessen, dann wären sie alle nach Latrun gekommen.

Ein Teil dieser Gefangenen wurde nun entlassen. Aber trotzdem bleiben viele andere zurück, die genauso »zufällig« erwischt worden waren und gegen die nichts anderes vorlag, als dass ihr Haus eine »unglückliche« Nummer hatte. Unter ihnen sind tragische und komische Gestalten. Mein armer Moshe bleibt in Latrun und weiß immer noch nicht, ob seine Frau unterdessen entbunden hatte, und ebenso bleiben andere interniert, die sicher waren, dass sie die ersten sein würden, die entlassen werden. Die »Alten« erklären ihnen: C. I. D. sei eine Lotterie; niemand könne wissen, wer gefangen genommen und wer entlassen werde. Das sei »Zufall«. So wurde einmal ein »Transport« von 50 Mann nach Eritrea geschickt. Einer der für den Transport bestimmten Leute war aber ernsthaft krank und reiseunfähig, da nahm man an seiner Stelle einfach einen seiner Bettnachbarn mit. Das sei genau das System der Gestapo von 1933! Die »Gestapo von heute« sei aber noch viel schlimmer: System und Inbegriff eines blinden Terrors.

Die »Entlassenen« waren fort, und die verbliebenen Gefangenen begannen die Ereignisse zu rekapitulieren. Ein merkwürdiger Instinkt leitet diese Menschen, die von der Welt ja nur einen winzigen Ausschnitt sehen – den Polizeiinspektor, einen freundlichen oder einen unfreundlichen Polizei-Sergeanten, einen Wächter ... Aus kleinen Dingen und vagen Anzeichen müssen sie ihre Schlüsse ziehen, die jedoch sehr oft nicht unrichtig sind. Heute versucht man, die Freilassung der Leute aus Tel Aviv und die Übersiedlung von Shofman, Gold und mir ins »obere« Lager auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Einer der »Alten« schüttelt den Kopf: »Mir gefällt das nicht. Man will euch aus dem Lager weg haben, damit Ihr nicht sehen sollt, was hier geschieht, das ist klar. Was kann also geschehen? Nur zweierlei – entweder bereitet man wieder einen Transport nach Eritrea vor, oder man schickt uns alle nach Rafiakh.«

Rafiakh ... das ist ein Wort des Schreckens. Hier in Latrun haben die Häftlinge, so seltsam es klingt, noch ein gewisses Heimatgefühl. Sie haben sich »eingeorde-net«, wie es so schön im Jargon von Palästina heißt. Ein Revisionist, der mit einem »Linken« diskutiert und zum tausendsten Mal gefragt wird, welche Kolonien denn die Revisionisten in Palästina gegründet haben, die sich mit den Schöpfungen der nationalen Fonds vergleichen ließen, antwortet stolz: »Unsere Kolonie – das ist Latrun.« Und die »Alten« wollen von hier nicht weg. Hier ist noch die Versorgung mit Koscher-Fleisch in Ordnung, hier haben sie ihre Bibliothek, hier können sie problemlos Besuche von Jerusalem und Tel Aviv bekommen, hier sehen sie von ihren Baracken aus die Landstraße von Tel Aviv nach Jerusalem, sehen die Autos, die vorbeifahren, spüren etwas vom Leben des Jischuw. In Rafiakh würden sie sich einsam fühlen, verloren, vergessen; es würde schwerer sein, sie zu besuchen; vor allem aber – es wäre eine Änderung, und sie, die so viel durchgemacht hatten, haben Angst vor jeder Änderung.

Die Sonne sinkt. Ich kleide mich für den Schabbat um, gehe ins Lager hinaus. Der Raw X. war trotz der Proteste doch gekommen, Gerüchte über geplante »Aktionen« gegen ihn schwirren im Lager umher. Ich stattete Besuch bei den »Führern« ab, sprach mit dem Raw, der – wie zuvor Remez – mich beruhigte, er werde das »Missverständnis« schon aufklären. Noch eine halbe Stunde – und der erste Schabbat in Latrun wird für mich beginnen.

Sonntag, 7. Juli 1946

Mein erster Schabbat in Latrun ist vorüber. Wir zählen die Tage unserer Gefangenschaft und versichern uns gegenseitig, dass acht Tage immerhin schon einen nicht unbeträchtlichen Zeitabschnitt darstellen. Die »Alten« lachen uns aus: Am Anfang zähle man die Tage, dann die Wochen, dann die Monate und zum Schluss die Jahre. Je früher wir uns daran gewöhnen, dass wir auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert seien, desto besser. Shofman ist übrigens optimistisch, was unser beider Schicksal anbelangt. Ihm sei klar geworden, dass wir nur deshalb gefangen genommen worden waren, weil es der Labour-Regierung nicht passte, dass *nur* die Führer der »Linken« eingesperrt werden. Um diesen Schönheitsfehler zu beheben, habe man jene zwei bekannteren Revisionisten eingesperrt, deren pro-englische Gesinnung so stark in ihrer politischen Ideologie verankert sei, dass sie nicht einmal in ihrer Gefangenschaft pro-russisch werden könnten. Unsere Schuldigkeit hätten wir in dem Augenblick erfüllt, sobald unser Photo in der britischen Presse erschienen und damit der unwiderlegbare Beweis der britischen Äquidistanz gegenüber der jüdischen »Linken« und der »Rechten« erbracht worden sei. Deshalb werde man uns bald frei lassen, wozu sollte man uns länger gefangen halten?

Ich bin pessimistischer – obzwar ich viele der Gründe für richtig halte, die Shofman anführte. Ich meine, dass die Engländer die »Führer« verhaftet haben, nicht um die Hagana lahmzulegen, sondern um einen politischen Druck auf den Jischuw auszuüben. Die Juden sollten anfangen, zu betteln, man möge ihnen ihre teuren »Führer« wiedergeben, und sie sollten aufhören, zu fordern, dass man ihnen 100.000 Einwanderer genehmige oder gar die Errichtung eines Judenstaats. Und wenn diese Rechnung stimme, wenn der Jischuw wirklich so töricht sein sollte, seine Energie für die Freilassung seiner Funktionäre einzusetzen statt für die Fortführung des politischen Kampfes – warum sollten dann die Engländer so leichtfertig sein und die Leute freilassen, die sie gerade eingesperrt haben? Je länger die »Führer« sitzen, je gewichtiger sie als Objekt für Verhandlungen und für politischen Schacher dienen können – desto zurückhaltender werden die Juden in Fragen der Einwanderung ihrer Brüder und Schwestern agieren oder Verwaltungsreformen verlangen. Deshalb werden die Engländer diese Geiseln so lange wie möglich zurückhalten und sie nur einzeln, widerstrebend und nach langwierigen

Verhandlungen, wieder freilassen – und zwar, logischerweise, zuerst jene, für deren Freilassung die Juden die größten politischen Gegenleistungen bieten. Da unsere revisionistischen Kameraden für unsere Freilassung – hoffentlich! – gar nichts bieten, bleiben wir so lange inhaftiert, bis der letzte der »offiziellen« jüdischen Funktionäre entlassen sein werde. Und das könne sehr lange dauern.

David Hacoen, ein besonders kluger und nüchtern denkender Mann, sagte mir heute, dass er bereit sei, sich mit der C. I. D. – oder den Armeebehörden – auf eine Haft von sechs Monaten zu einigen. Die anderen »Führer« sind allerdings der Meinung, dass sie in wenigen Wochen freikommen müssen. Besonders Bernard Yosef ist sehr ungeduldig. »Er sitzt schlecht«, sagen die Fachleute im »Sitzen« über ihn. Es ist übrigens interessant, wie schwer es Menschen fällt, das Verhalten politischer Gegner richtig zu beurteilen.

Man erzählt von Yosef und Hacoen – mit allen Zeichen der Missbilligung und sogar des Hohnes – zwei Anekdoten, die ich anders bewerte als die meisten Genossen und die ich deshalb hier wiedergebe, weil sie mich lehrten, wie schwer, ja nachgerade unmöglich es sei, etwas zu tun, was nicht von den Gegnern zum Gegenstand der Kritik gemacht wird.

Bernard Yosef ließ sich, so wird erzählt, am Tage nach seiner Einlieferung dem Lagerkommandanten vorführen und fragte: »Wer ist hier der politisch verantwortliche Beamte?« Der Assistent Superintendent (A. S. P.) erwiderte: »Ich bin es.« – »Ich meine nicht Sie«, entgegnete Yosef. »Ich will wissen, wer ist verantwortlich für die Verhafteten. Ich will mich beschweren.« – »Ich bin verantwortlich«, sagte der A. S. P., »worüber wollen Sie sich beschweren?« – »Gegen meine ungesetzliche Verhaftung«, erklärte Yosef. Die Gefangenen, die diese Geschichte erzählten, fanden es höchst komisch, dass ein Jurist, und noch dazu der Jurist der Sochnut, sich über seine eigene Verhaftung beschwerte, nachdem er gegen die Verhaftung Hunderter anderer Juden nicht die geringste Beschwerde erhoben hatte. Ich kann dies aber weder komisch noch ungerechtfertigt finden. Es sei meiner Meinung nach richtig, dass jeder Einzelne, dem ein Unrecht zugefügt werde, dagegen protestiere, so laut und so oft er nur könne. Zwar verstehe ich durchaus, bedaure es aber, dass wir heutzutage empfindlicher gegen Unrecht geworden seien, das uns persönlich widerfahre, und weniger empfindlich gegen Unrecht, das andern geschehe. Seit den Tagen, da sich die ganze zivilisierte Welt gegen das Unrecht empört habe, das dem berühmten jüdischen Hauptmann Dreyfus oder dem kleinen Juden Beilis zugefügt wurde, sei die Welt zusehends barbarischer geworden. Aber das ändere nichts daran, dass es richtig ist, wenn der Einzelne in eigener Sache protestiert.²⁶

²⁶ Anm. WvWs: »Und warum hast du, Doktor Weisl, *nicht* gegen deine Verhaftung protestiert? Antwort: Weil ich zufrieden war, das Schicksal der anderen Opfer des Systems zu teilen. Weil es mir

Hacohen hingegen hatte sich erbittert über die primitiven Baracken beschwert, in denen die »Führer« der Sochnut untergebracht wurden. »Das ist eine Schande, wie ihr uns behandelt und unterbringt«, hatte er dem Kommandanten Claw vorgeworfen. »Ich habe nichts dagegen, auf der Erde zu schlafen, ich brauche keinen Komfort. Aber wenn Ihr Engländer deutsche Kriegsverbrecher gefangen nehmt, dann lasst Ihr sie in erstklassigen Hotels wohnen. Gab es keine solchen Hotels für die von euch gefangenen »Führer« des jüdischen Volkes? Müsst ihr uns in Bretterbuden einpferchen?« Unsere Mitgefangenen finden diese Rede falsch. Sie glauben, wir müssten den Engländern durch spartanische Härte imponieren. Fragen der Unterkunft und des Komforts dürften keine Rolle spielen. Ich aber glaube, dass Hacohen Recht hatte mit seinem Protest. Auch wenn man ein politischer Gefangener sei, habe man das Recht, seinem Rang gemäß behandelt zu werden. Ein gefangener General werde eben anders behandelt als ein gefangener Major, ein kriegsgefangener Leutnant habe andere Rechte als ein kriegsgefangener einfacher Soldat. Wir alle seien hier *Kriegsgefangene* – und wir dürfen und müssen fordern, unserem Rang gemäß behandelt zu werden.

Der Schabbat gestern war übrigens ein aufregender Tag gewesen. An allem war der Raw X. schuld, der es sich nicht hatte nehmen lassen, »seine Rede« an die Atzurim zu halten. Freitagabends begann es damit, dass fast alle Manhigim in feierlichem Zuge und festtäglich gekleidet gemeinsam zur Synagoge zogen. Schertok, Remez, Schattner, Halperin, der Exkommandant der Polizei Tel Avivs und der künftige Polizeikommandant der jüdischen Stadt von morgen, und ich saßen um einen großen, mit einer grauen groben Decke, geschmückt mit den magischen Buchstaben PP (Palestine Police oder Palestine Prison?), zugedeckten Tisch an der Misrach-Wand; der Raw hatte neben uns Platz genommen auf einem Sessel mit einem Steinpult davor, der Chasan, ein junger, hübscher Bursch mit einer herrlichen Tenorstimme, der im Lager Latrun Chasanuth gelernt hat, stand bereit, das Gebet zu beginnen; die Baracke, die als Synagoge diente, war voll gedrängt, und da näherte sich eine Deputation der Gabbaim dem geehrten Rabbi und sagte ihm laut, dass die Beter nicht mit ihm zusammen beten, sondern die Synagoge verlassen wollen, wenn er sie nicht verlassen werde.

Große, aber unterdrückte Aufregung: Der Raw bewahrt seine distanzierte Kaltblütigkeit und sagt mit abwehrender Handbewegung, das sei alles Unsinn; er werde morgen, nach Minchah, eine Rede halten und alle Missverständnisse aufklären. Die Atzurim mögen sich bis dahin gedulden. Die Gabbaim traten zurück, der Chasan erhob seine Stimme und das Gebet begann. Die Manhigim waren vom Gesang des Jungen

lieber war, hinter Stacheldraht zu sitzen, als – ebenso hilflos und machtlos – in meinem Sanatorium in Gedera.«

begeistert, und einer – ich will nicht sagen, wer – sagte, es lohne nach Latrun zu kommen, um solche eine Stimme zu hören.

Nach dem Kiddusch aber näherte sich der würdige Koch des »Loch« dem Gast und warf ihm mit lauter Stimme eine »Schaalah« vor: »Ist es einem Raw erlaubt, am Schabbat Scherez zu entfernen? Wenn ja, dann möge der Raw das tun.« Am nächsten Tag war diese Frage im ganzen Lager bekannt geworden, und in den Kreisen der Linken – die allerdings die Finesse erst verstanden, nachdem man ihnen den Sinn ausführlich erklärt hatte, erregte das große Empörung gegen die »Alten.« Wie kann man einem Raw, noch dazu einem Führer des Va'ad le'umi, so etwas sagen?

Es trug dieser Zwischenfall dazu bei, die Beziehungen wieder etwas zu verschärfen; bald gewann man den Eindruck, dass gewisse Leute ein Interesse daran hatten. Heute redet man offen davon, dass die Lagerleitung – bestehend hauptsächlich aus dem Supervisor Josef Becker, aber auch aus den Verwaltern der Bibliothek, den Köchen etc. – abgelöst werden müsse, da die »Linken« im Lager ja jetzt eine Zweidrittelmehrheit haben. Der Zwischenfall des Raws wurde dazu benützt, um zu beweisen, dass das nötig sei. Diese Angelegenheit obliege, wenn überhaupt, der Jurisdiktion des »inneren« Supervisors, der sowieso ein »Linker« sei, während Becker zwar kein »Linker«, aber auch kein Revisionist sei, sondern nur als »Rechter« gelten könne.

Für mich ist dieser geradezu kindische Streit um Ehren- oder Arbeitsfunktionen wie ein Schlag ins Gesicht. Auch hier kann man nicht den Dingen in Ruhe ihren Lauf lassen und es nicht acht Tage lang ohne »Neuwahlen« aushalten, die der Herrschaft einer Gruppe über die andere dienen sollen. Und welch armselige »Herrschaft« – der Judenrat im Ghetto.

Aber kehren wir zurück zu meinem ersten Schabbat in Latrun. Ich wollte nicht – wie es hier üblich ist – vor dem Kiddusch das Nachtmahl einnehmen, und so hatten wir, ein paar von den Orthodoxen und ich, eine kleine, bescheidene Seudah im Beth ha Knesset nach dem Gottesdienst organisiert. Man aß ein wenig Gemüse und Kartoffeln, trank dazu Wasser, sang Semiorth. Wein bekamen die Gefangenen nur eine einzige Flasche per Schabbat – und der musste für beide Kidduschim und die Hawdalah ausreichen. Wenn der Raw, der den Kiddusch sprach, oder der Atzur, den man damit beehrte, ein paar ordentliche Schlucke aus dem »Wasserglas« zu nehmen, das statt Kidduschbecher diente, dann waren alle anderen Gefangenen sehr traurig; ein Glas Wein für einige Dutzend Beter war nicht viel.

Am Schabbatvormittag erschienen wieder die Mitglieder der Sochnut und des Va'ad le'umi und wurden zur Thora aufgerufen. Ich freute mich darüber. Auch wenn für den einen oder andern der Weg zur Thora nur ein »Höflichkeitsbesuch beim lieben Gott« war, wie einmal ein deutscher Zionist es genannt hat, so ist es noch immer besser, gegenüber dem Gott Israels höflich als unhöflich zu sein. Und es gab unter uns – den

Revisionisten nicht weniger als unter den »Linken« – genug Männer, die ihren Stolz darein setzten, ihre Unhöflichkeit zu beweisen, und die um keinen Preis ihren Fuß ins Gotteshaus setzen wollten. Sie waren schrecklich eingebildet, dass sie »frei« geworden sind. Ich erinnere mich an Professor Kulischer in Paris, der vor einigen Jahren verstorben ist – man kann nicht auf ihn sagen »sichrono libvra chah«, er hätte es sich verbeuten – und der einmal ausrief: »Ich bin bereit, auf dem Scheiterhaufen zu sterben, um zu bezeugen, dass es keinen Gott gibt.« Er war der größte Dummkopf unter den Gelehrten oder der größte Gelehrte unter den Dummköpfen, die ich je gekannt habe, und er hat unsäglich viel dem Ha-Zohar und der nationalen Bewegung geschadet. Wenn ich einmal die Geschichte der nationalen Bewegung schreiben werde, wie sie hinter den Kulissen aussah, werde man sehen, dass dieser eine, den Massen ganz unbekannt Mann, der wegen seiner alten Bekanntschaft mit Jabotinsky leider Gottes Oberrichter der Zohar war, mitschuld war, dass der Zohar nicht zum Sieg und die Hazach nicht zur Macht kam – und zum großen Teil deshalb, weil er seine antireligiöse Haltung nicht verleugnen und stattdessen beweisen wollte, dass die Juden kein Volk seien, sondern dass es nur »Hebräer« gäbe – das heißt: Semiten. Die Juden seien eine »Konfessionsgemeinschaft«, lehrte er. Und für diese Idiotie mussten wir mit dem Verlust der Organisationsfähigkeit der Hazach während der entscheidenden Jahre 1935 bis 1938 bezahlen.

Ich bin abgeschweift; ich musste zur Kenntnis nehmen, dass die Mapai-Führer Schertok und Remez mehr Takt und mehr Würde in religiösen Fragen zeigten als manche Revisionisten damals und sogar noch heute. Nach dem Gottesdienst hielt ich in der Sifriah einen Vortrag über *Englands Politik im Nahen Osten* vor über 200 Zuhörern, darunter vielleicht ein Drittel »Linke«. Die Sifriah befand sich in einer Baracke mit ein paar armseligen Schränken, hinter deren Glasscheiben man zerlesene hebräische Bücher (etwa 300), englische Kriminalromane und minderwertigere andere Texte (etwa 80 Bände) sowie ein paar Zeitschriften sehen konnte. Es sollte angeblich auch einige deutsche und französische Bücher geben. An den Wänden verteilt waren einige offene Regale, in denen seriösere Werke standen: hebräische Wörterbücher, der *Tanach* von Gordon²⁷, ferner einige Dutzend ausgezeichnete englischer Bände über alte und moderne Geschichte, über Shakespeare und seine Zeit, über Nationalökonomie, Mathematik, Chemie, Physik, eine Handvoll französischer Nachschlagewerke, fast ausreichend für junge Leute, die sich für die London Matriculation (englische Matura) vorbereiten, alles Geschenke der Y. M. C. A. (Young Men's Christian Association) in Jerusalem! Von jüdischen Organisationen war kein einziges Buch nach Latrun geschickt worden, nichts, was den jungen Burschen hier helfen könnte, ihre Zeit nützlich zu verbringen und sich auf spätere Prüfungen vorzubereiten. Beachtung verdiente allerdings eine

²⁷ Gordon (siehe biographische Daten, S. 549).

kleine, bescheidene Bibliothek in der Synagoge mit religiösen Büchern: darunter der *Tanach* von Raschi²⁸, einige Bände der *Gemara* und der *Kitzur Schulchan Aruch*.

Die Zuhörer meines ersten politischen Vortrags waren sehr interessiert, wie ich die englische Politik in Palästina beurteile und in welchem Zusammenhang sie meiner Meinung nach mit der Weltlage stehe. Sie waren gespannt, ob ich »mutig« auch hinter den Stacheldrähten reden und etwas sagen werde, was »gefährlich« sei. Nach dem Vortrag kamen einige Burschen zu mir und baten mich, regelmäßig einen Kurs über diese Fragen abzuhalten, in dem ich besonders die Politik jedes einzelnen arabischen Landes behandeln sollte. Ich sagte zu und hatte so schon vier Tage der Woche mit Kursen besetzt.

Am Schabbatnachmittag hielt ich dann meine angekündigte Rede über die Haftara.²⁹ Sie schien eigens für unsere gegenwärtigen politischen Verhältnisse geschrieben zu sein: Shoftim 11, die Geschichte Jiftachs ha Giladi, der ein Held war – aber auch ein Ben isha hazonah, der Sohn einer Hure. Ein Held war er, erklärte ich den Burschen, für die Einen und ein Hurensohn für die Anderen. Als die Söhne des Gilad zur Macht kamen, da jagten sie den Gibbor Khaylil Jiftach wütend aus ihrem Haus hinaus: »Er soll nicht auch Anteil haben an der Hanhala unseres Hauses, denn er gehört nicht zu uns.« Und sie verjagten ihn genauso wie 500 Jahre früher Moses – der Eine wurde von seinen Brüdern verjagt, als sie die Macht dazu hatten, während der Andere von seinen Brüdern als Terrorist an die Mishtara und die Bolesheth (C. I. D.) des Pharaos denunziert worden war. Aber es schadete weder dem Einen noch dem Anderen, dass sie flüchten mussten; sie konnten auch ohne ihre Brüder leben. Es schadete nur den Juden, die die beiden Helden verjagt hatten; ihnen ging es schlechter als jenen. Wohin Jiftach und Moses auszogen, das wird nicht erwähnt. Sie gingen in die Makhtereth, würde man heute sagen, und warteten. Und dann kamen die Ammoniter aus dem Lande, das heute das Königreich Jordanien Abdallahs des Großen ist, und griffen die Juden an. Und da erwies sich, dass Israel des Erfolgs würdig war. Die Manhigim – die Thora nennt sie »Sikney Israel« – sagten damals nicht: »Erst müssen wir den Feind von innen erledigen, der nicht die Autorität der Mosdoth anerkennt«, sondern sie gingen zu Jiftach und baten ihn: »Du sollst unser Kommandant sein, und wir wollen gemeinsam unter deiner Führung kämpfen.« Jiftach erinnerte sich aber gut daran, was ihm diese Würdenträger angetan hatten: »Ihr habt mich gehasst und habt mich ausgeschlossen aus der Organisation, die mein Vater gegründet hat und die ich im Geiste meines Vaters leiten wollte,

28 Raschi (Schlomo ben Jizchak, 1040–1105): französischer Rabbiner, maßgeblicher Kommentator von Talmud und Tanach.

29 Die im Original folgende, thematisch weit abschweifende Bibelexegese wurde hier stark gekürzt.

aber jetzt, da ihr bedroht werdet, jetzt kommt ihr zu mir?» Da verstanden die Weisen, dass Jiftach nicht der Mann sei, der für sie nur diesen einen Krieg gegen Ammon führen wolle, und beschlossen daher, ihm, dem »Revisionisten«, nicht nur das militärische, sondern auch das politische Kommando zu übertragen. Und damit machten sich die Manhigim wirklich um das Wohl Israels verdient – sie machten gut, was sie in der Vergangenheit gesündigt hatten. Aber auch Jiftach bewies, dass er ein Patriot war. Er – der »Hurensohn« von Gestern, der Führer von »verantwortungslosen und disziplinenlosen gefährlichen Elementen, von Anashim rekim« – schloss mit den Manhigim einen Vertrag: Er übernahm ab sofort die militärische Führung, und die Manhigim versprachen ihm auch die politische Führung, sobald er im Kampf den Sieg an seine Fahnen heften werde. Und sie beschworen dieses Bündnis zwischen den Manhigim und den »Revisionisten« vor Gott in Mizpah.

Das ist die Lehre, sagte ich zu meinen Zuhörern, die wir aus dieser Parasha ziehen sollen. Die führenden Funktionäre in Latrun sollen sich daran erinnern, dass sie die »Anashim rekim« des Jiftach sind und die Aufgabe haben, das jüdische Volk zu retten. Die Ammoniter stehen vor unseren Toren – deshalb muss innerhalb unserer Tore Einigkeit herrschen wie damals in den Tagen Jiftachs des Sohnes des Gilad. Und dann wird Gott uns allen den Sieg schenken. Ich glaube, die mir zuhörenden Burschen waren selten von einer Haftara so »erbaut und getröstet« gewesen wie diesmal am Schabbatnachmittag in Latrun.

Montag, 8. Juli 1946

Gestern hatten Shofman, Gold und ich unsere Übersiedlung auf den »Berg des Spitals« gefeiert und Abschied von den Waswasim genommen, die uns nur ungerne ziehen ließen. Unser neues gemeinsames Zimmer ist geräumig, gut durchlüftet und angenehm kühl. Das Nachtmahl nahmen wir schon im Kreise der anderen Manhigim ein. Es war ein kleiner Raum neben der Spitalsküche für uns reserviert, ziemlich heiß, ziemlich ungemütlich. Mehrere Tische waren aneinandergeschoben: Am oberen Ende saßen Remez und Grünbaum, an der Schmalseite sitzen rechts David Hacoheh, Schertok, Yosef und Shofman, links Halperin, Shingarevsky, Ben Aharon und ich. Am unteren Ende saß der Lagerarzt Dr. Higgs, der sich nicht sehr gemütlich zu fühlen scheint.

Die Stimmung gestern und auch heute ist ziemlich eisig. Merkwürdig, wie kühl es sein kann, wenn draußen die Temperatur so hoch ist. Schertok macht deutliche Anstrengungen, einen gemütlichen Ton anzuschlagen und eine allgemeine Konversation zu ermöglichen. Aber es gelingt nicht. Das Essen ist erheblich besser als im »Loch« und vor allem besser serviert. Wir essen auf wirklichen Porzellantellern aus dem ehemaligen

Bestand des Jerusalemer Hotels Amdurski³⁰ und benützen ein richtiges Speisebesteck sowie wirkliche Wassergläser. Das ist ein großer Fortschritt gegenüber dem »Loch«. Aber die Stimmung war angenehmer bei Mandeloel, Gold fühlt sich deutlich unbehaglich und hätte wohl am liebsten allein gegessen.

Ein großer Gewinn des Lebens auf dem »Berg« besteht auch darin, dass wir nicht zum »Tamam« antreten müssen. Tamam – das war eine der regelmäßigen Pflichten der Gefangenen, über das ich bisher noch gar nicht gesprochen habe. Tamam ist die arabische Bezeichnung für »Appell«. Fünfmal am Tag beten die Araber, und viermal am Tag wurden die Gefangenen in Latrun gezählt. Um sechs Uhr früh, um zwei und fünf Uhr nachmittags sowie um halb zehn Uhr abends in den Betten. Außerdem konnte noch eine Inspektion in der Nacht erfolgen. Bei allen diesen Zählungen bleiben die Gefangenen in ihren Baracken, außer beim Tamam um zwei Uhr. Da müssen alle im Hof eines der vier Lager antreten, in Viererreihen aufgestellt, und werden dann gezählt. Die Zählung erfolgt durch den jüdischen Supervisor, einen arabischen Korporal und einen englischen Sergeant. Die Zählungen in den Baracken stören uns natürlich nicht; sollten nur die Sergeanten und Korporale rechnen, solange es ihnen passt. Aber die Zählung um zwei Uhr, wenn man den Nachmittagsschlaf halten wollte und man – natürlich bis zum Gürtel nackt, barfuß oder in Pantoffeln – in der glühenden Sonne stehen muss, bis die Rechenkünstler des High Commissioners glücklich ihre Additionen zustande gebracht haben, ist kein Vergnügen.

Dienstag, 9. Juli 1946

Der Spitalsarzt Dr. Riggs ruft mich in die Ambulanz. Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich eine illegale medizinische Praxis unter den Gefangenen eingerichtet hatte: Die Betarim, aber auch einige »Linke« kommen zu mir – meistens unter dem Vorwand, dass sie unter rheumatischen oder nervösen Krankheiten leiden, aber mit dem Hintergedanken, ob sich ihre Krankheiten nicht so übertreiben lassen, dass sie von einer Medical Commission für haftunfähig erklärt werden könnten. Ich befürchte, dass der Arzt – übrigens ein alter Bekannter aus Wien, ein Ex-»Blau-Weißer« – davon erfahren hat und dies mir übel nimmt. Es handelt sich aber um etwas anderes: Es ist ein Brief von der Hadassah gekommen, in dem mitgeteilt wurde, dass ich Anfang Mai in der Abteilung von Professor Samuel Zondek mit einer schweren Magenblutung, hervorgerufen durch ein Geschwür im Zwölffingerdarm, gelegen war. Dr. Riggs hält dies für eine ernste Sache – ich erkläre ihm aber, dass ich es ablehne, aus Gesundheitsgründen aus meiner Verhaftung, die eine politische Aktion der Engländer sei, entlassen zu werden. Ein paar

³⁰ Amdurski (Central) Hotel: in der Nähe des Jaffatores, heute Petra Hotel.

Stunden später ist der englische Regierungsarzt im Lager, Colonel Forster, und lässt mich ebenfalls vorladen. Ich sage auch ihm, ich sei gesund, und jede Untersuchung sei überflüssig. Ich verspreche aber, mich zu melden, wenn ich wieder Beschwerden haben sollte. Damit geben sich die beiden Ärzte zufrieden.

Gold geht mit mir spazieren und klagte darüber, wie schlecht unsere Lagerbibliothek ausgestattet sei. Es gebe keine wissenschaftlichen Bücher in Hebräisch, die der Fortbildung der Gefangenen dienen könnten, und auch zu wenig englische Bücher. Er klagt über den schrecklich niedrigen Bildungsgrad und auch zum Teil über das zu geringe Bildungsinteresse unserer Jugend. Als ich ihm sage, dass bei meinen Kursen über Hygiene und Politik bisher 30 oder 40 Zuhörer waren, schüttelt er düster den Kopf; erstens beweise das nichts, denn ich erzählte ja nur – ich zwingte aber nicht die Zuhörer, etwas zu lernen und in ihrer freien Zeit die Aufgaben zu machen, die zum weiteren Verständnis der Kurse nötig wären. Und zweitens – was sei das schon, 30 oder 40 Hörer in einem Lager von 500 Gefangenen! Bei den Linken sei es viel besser; sie arbeiten mit mehr Disziplin und wollen ernsthaft lernen. Er erzählt mir, dass Schertok einen Hebräischkurs abhalte, bei dem 60 Linke zuhören, während er bei seinem eigenen Hebräischkurs viel weniger Teilnehmer habe.

Bei einem langen Spaziergang mit Shofman auf dem Sportplatz skizziere ich ein neues revisionistisches Programm, das ich mit ihm und einigen anderen »Bewohnern von Latrun« genauer ausarbeiten möchte. Nie wieder würden so viele Revisionisten so lange und so ungestört beisammen sitzen wie wir hier in diesem Lager. Shofman teilt zwar meine politischen Anschauungen, will aber keine programmatische Arbeit leisten. Solange er in Latrun sitze, fehle ihm dazu die Bereitschaft. Auch andere Kameraden reagieren zurückhaltend – es sei gefährlich, solche Papiere zu verfassen; es gebe von Zeit zu Zeit Durchsuchungen der Quartiere, und dann würde man alle Papiere beschlagnahmen und der C. I. D. in Jerusalem übergeben. So resigniere auch ich und fange stattdessen an, eine Studie über Asthma zu schreiben und dafür ein paar Bücher durchzuarbeiten, zu deren Lektüre ich in Gedera nie gekommen wäre.

Mittwoch, 10. Juli 1946

Es hat sich hier ein kleiner Schachklub gebildet. Gold, Dr. Riggs und ich selbst sind die Hauptspieler sowie S., ein »Eritreer«, der krankheitshalber – chronische Darmentzündung und ein halbes Dutzend anderer Krankheiten – nach Latrun zurückgeschickt worden war, nachdem er monatelang im Spital in Khartum gelegen hatte. S. ist von uns allen der Stärkste und gewinnt auch meistens gegen mich.

Raw Fischmanns Zustand macht mir Sorgen: Seine Stimmung bessert sich zwar, und ich kann mit ihm schon wieder über Politik und Wirtschaft sprechen, aber sein

Herz ist nicht in Ordnung. Ich selbst fühle mich auch schon etwas weniger wohl als am Anfang. Ich hatte lange keinen Urlaub mehr gehabt, und deshalb habe ich die erste Woche in Latrun wunderbar geschlafen. Man denke: ein Arzt, der einmal sicher sein konnte, bei Nacht nicht zu einem Patienten gerufen zu werden! Aber jetzt habe ich das Schlafdefizit schon hereingebracht, und es fiel mir schwer, des Abends einzuschlafen.

Bei Tag bin ich indes beschäftigt: Kurse, Lektüre, Schach, Gespräche, medizinische Arbeit. Aber bei Nacht kommen böse Gedanken, wie sie Heine hatte: »Denk ich an Deutschland in der Nacht, / Dann bin ich um den Schlaf gebracht.«³¹ Bei mir genügte es, an Weizmann, die Chalukka³², die Sochnut, aber auch an die revisionistische Parteipolitik seit 1940 zu denken – dann war ich um den Schlaf gebracht.

Donnerstag, 11. Juli 1946

Das erste Paket meiner Frau ist angekommen: mit Obst und Gebäck und einem eigentlich verbotenen Brief – die Lagerinsassen reagieren verärgert über solch leichtfertige »Disziplinlosigkeit«. Ein alter Betari nimmt den Vorfall zum Anlass, ganz allgemein meine Aktivitäten im Lager zu tadeln: Ich würde zu viele Vorträge halten, beliebig mit jedermann sprechen, gleichgültig, ob er im Verdacht stehe, ein »Sternist« zu sein, oder ob man ihn für einen Kommunisten halte. Und ich würde zu viele Briefe schreiben. Als V. I. P. habe ich aber das Recht, wöchentlich ein oder sogar zwei Briefe zu schreiben, während dies anderen Gefangenen nur zweimal im Monat gestattet ist (immerhin dürfen sie jede Woche ein Paket empfangen). Mein Kritiker erklärt mir, er schreibe monatlich nicht einmal einen einzigen Brief. Denn jeder Brief, auch der harmloseste, werde von der C. I. D. begutachtet und komme zum »Tik«, d.h. in einen Personalakt. Mit jedem Brief aber werde der Tik dicker, und je dicker er werde, desto länger müsse man einsitzen. Und deshalb – sagt er beinahe triumphierend und voller Stolz auf seine Schlaueit – schreibe er überhaupt nichts. Sein Tik solle dünn bleiben. Ich bemitleide diesen Mann, dessen Verstand im Gefangenenlager offenbar sehr gelitten hatte. Mit all seiner Vorsicht sitzt dieser arme Teufel, der nie etwas mit dem Irgun zu schaffen hatte, jetzt schon über zwanzig Monate – und realisiert nicht, dass ihm seine Vorsicht nichts genützt hat, während andere mit einem dicken Tik schon längst frei waren. Ich beruhe ihn: »Wenn es nur auf einen dicken Tik ankomme – dann ist bei mir nichts mehr

31 Eingangsverse zu Heines Zeitgedicht *Nachtgedanken* (1844).

32 Da die Chalukka den Juden in Palästina prinzipiell gestattete, zu beten, die religiösen Schriften zu studieren und deren Gebote zu befolgen – auch auf Kosten der produktiven Mitwirkung an der modernen, sozioökonomischen Besiedlung Palästinas –, wurde sie von den Revisionisten heftig angefeindet.

zu verlieren. Mein Akt in der C. I. D. wird sicherlich ein ganzes Bücherregal füllen.« Und ich erinnere mich, dass mir in Singapur auf meiner Hochzeitsreise ein hoher Beamter erzählt hatte, mein »Akt«, in dem ich als deutscher Agent geführt wurde, sei mir dorthin nachgeschickt worden. Es geht eben nichts über einen gründlichen und tüchtigen britischen Geheimdienst.

Freitag, 12. Juli 1946

Die zweite Woche der Gefangenschaft ging zu Ende. Die Stimmung unter den Manhigim hat sich geändert. Die erste Woche hatte noch jeder – außer David Hacohe – fest daran geglaubt, dass die Verhaftung nur eine Frage von Tagen sein werde, und dann kämen wir alle frei. Die Entlassung der Tel Aviver und anderer hat diese Erwartung jedoch nicht verstärkt. Jetzt ist es anders geworden. Die Engländer erklären, dass jene Personen (und damit waren die Mitglieder der Jewish Agency gemeint), denen eine Verbindung zur Hagana nachgewiesen werden könne, vor ein Gericht gestellt, während alle andern freigelassen werden sollen. Da man weder mir noch Shofman irgendeinen Kontakt mit der Hagana nachweisen konnte, wäre unsere sofortige Entlassung logisch gewesen. Ich bin allerdings der Ansicht, dass wir länger werden sitzen müssen als die andern, obschon alle Behörden von unserer »Unschuld« überzeugt seien. Aber genauso wie man die Ausgangssperre auf den Straßen von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens nicht aus militärischen Gründen festsetzte (vom militärischen Standpunkt hätte der Zeitraum von 19.30 bis 5.30 genauso ausgereicht), sondern weil man eine brisante Atmosphäre im Lande erzeugen und den Eindruck erwecken wollte, dass der Jischuw hilflos den britischen Behörden ausgeliefert sei und sich daher bemühen solle, die Gnade des Obersten oder des District Officer zu erlangen, so sei unsere Verhaftung nur ein Vorwand, um dem Jischuw eine »Lektion« zu erteilen. Jeder Jude solle sich denken – wie Schertok werde es auch mir ergehen. Die Engländer werden mich bestrafen, wenn ich ein »Linker« wäre; wie dem Raw Fischmann werde es mir ergehen, wenn ich ein Orthodoxer wäre; und ebenso werde es mir ergehen, wenn ich ein »Rechter« wäre und mit den Engländern nicht kooperierte. Wenn ich mich aber zu einer solchen Kooperation entschliesse, dann ergehe es mir wie den Herren Rosenblüth oder Weizmann. Apropos: Vor einigen Tagen fragte mich Hacohe: »Warum hat man eigentlich Sie verhaftet und nicht Dr. Altman?« Ich erwiderte: »Warum hat man den Schertok verhaftet und nicht den Dr. Weizmann?« Womit wir beide uns ohne Antwort zufrieden geben mussten.

Sonst redet man wenig über Politik. Die Führer der »Linken« wissen wenig oder gar nichts von dem, was wirklich in den revisionistischen Reihen vorgeht, und vermutlich gilt das gleiche umgekehrt.

Unterdessen gehen bei uns die Intrigen gegen »unseren« Supervisor frisch und fröhlich weiter. Die »linke Mehrheit« verlangt einen »neutralen« Supervisor und schlägt Halperin vor. Shofman und ich besuchen heute Schertok, der uns in Gegenwart des juristischen Leiters der Sochnut, Bernard Yosef, feierlich empfängt. Ich erkläre ihm, dass ich dieses Vorgehen aus drei Gesichtspunkten für schädlich halte: erstens gegenüber den englischen Behörden, vom Standpunkt der nationalen Einheit aus. Niemand bezweifle, dass Becker ein ausgezeichnete Supervisor ist. Wenn er also jetzt plötzlich abgesetzt werde, wäre das ein Zeichen, dass die »Linken« auch hier in Latrun reine Partei- und keine Sachpolitik betreiben wollen; zweitens vom rein sachlichen Standpunkt des Lagers aus. Als die ersten revisionistischen Gefangenen in britische Gefängnisse kamen, mussten sie noch wie die Araber auf der Erde kauern ihr Essen in Empfang nehmen. Die »alten« gefangenen Juden haben mit permanenten Protesten bis hin zu Hungerstreiks von den Briten eine Reihe von Zugeständnissen erkämpft, die einigermaßen erträgliche, menschenwürdige Haftbedingungen gewährleisten. Die gegenwärtige »innere Leitung« des Lagers – in der die »Linken« durch einen tüchtigen (und sehr klassenbewussten) »inneren« Supervisor vertreten sind – habe längere Erfahrung mit den britischen Offizieren und Sergeanten des Lagers, und diese Erfahrung könnten die »Neuen« auch mit bestem Willen nicht in wenigen Tagen erwerben; drittens das wichtigste Argument aus außenpolitischer Sicht: Wir alle, die am Schabbat/Rosh Kodesh verhaftet worden waren, seien daran interessiert, dass die ganze Welt zu der Überzeugung gelange, wir würden unsere Verhaftung als einen Justizirrtum betrachten, der in wenigen Tagen behoben werden müsse. Aber wenn wir jetzt eine neue Lagerleitung wählen, in der die Männer des 29. Juni sitzen, so hieße das, dass wir uns alle auf eine lange Haft einrichten. Aus allen diesen Gründen denke ich, dass Schertok seinen Einfluss auf seine Kameraden dahin geltend machen solle, dass sie zumindest einige Wochen zuwarten, ehe sie eine neue Leitung wählen. Schertok lässt von meinen Argumenten nur das letzte gelten. Erstens gehe ihm die ganze Sache nichts an, wir sollen darüber mit David Hacoen sprechen. Zweitens sei die Mehrheit des Lagers mit *allen* bisherigen Leitungen nicht einverstanden gewesen. In der Sifriah herrsche eine derart angespannte Atmosphäre, dass es für viele der »Neuen« unmöglich sei, sie überhaupt zu betreten.³³ Auch sonst sei vieles reformbedürftig. Aber – so stimmt er mir zu – die Sache eile nicht, und die Engländer könnten tatsächlich aus einer Neuwahl zum jetzigen Zeitpunkt den Schluss ziehen, die Gefangenen des 29. Juni richteten sich auf eine lange Haft ein.

33 Anm. WvWs: »Unter den schlecht gezeichneten, aber wohlmeinenden Porträts an den Wänden der Sifriah befinden sich zwar die von Herzl, Nordau, Jabotinsky, Trumpeldor und Josiah C. Wedgwood sowie von Maimon [Jehuda Leib Fischmann] – aber es fehlen jene von Gordon, Brenner und Weizmann.«

Gegen Mittag schildert der Ex-Eritrea-Mann S. die dortigen Vorgänge, die Kämpfe, den Transport nach Sudan, den Rücktransport. Sein Bericht vom ungebrochenen Widerstand der Gefangenen gegen die Tyrannei der Polizei erschütterte uns. Besonders empörend wirkt auf mich die Tatsache, dass bei allen Transporten – sogar im Flugzeug nach Asmara, der Hauptstadt Eritreas – die jüdischen Gefangenen gefesselt waren. Aber als S. erzählt, wie es den Gefangenen im Eisenbahnzug auf dem Rücktransport vom Sudan nach Eritrea gelang, sich von ihren Fesseln zu befreien und diese aus dem Zug zu schleudern, da erfüllt mich wieder Stolz auf unsere Jugend, auf unser neues Geschlecht, den ich schon in den ersten Tagen von Latrun gefühlt habe.

Ein anderer Kamerad erzählt von seiner Kindheit in einer russischen Stadt, wo eine kleine Abteilung Kosaken garnisoniert war. Er hatte mit ihnen Freundschaft geschlossen, sie erlaubten ihm, auf einem Pferd zu sitzen, und einmal gaben sie ihm sogar ein Gewehr in die Hand. Da stürzte seine Mutter herbei und schrie: »Lass sofort das Gewehr los. Ein Gewehr schießt doch!« Und wieder ein anderer Kamerad erzählte mir bei dieser Gelegenheit seine Geschichte: Eine seiner Schwestern hatte einen Sohn eines berühmten Rabbi geheiratet, und die Familie beschloss, den jungen Ehegatten ins Holzgeschäft einzuführen. So fuhr er, natürlich in Begleitung seiner Frau, die das Betriebskapital beistellte, durch das Land und kam in einen Kiefernwald. »Wozu dienen die Kiefern?«, fragte er. Man erklärte ihm: »Von Kiefern fertigt man Bretter für Särge und Kisten an.« Gut, Juden brauchen Särge, Juden brauchen Kisten. Das sei ein Geschäft für Juden. Sie kamen zu einem andern Wald. »Wozu dienen diese Bäume?«, fragte er. »Daraus mache man Holz für Werkzeuge, für Gewehrläufe ...« Da packte ihn seine Frau beim Ärmel: »Das ist kein Holz für uns, Gewehrläufe schießen.«

Das war das jüdische Volk vor zwei Generationen. In diesem Volk wuchs ein Jabotinsky auf – es wundert euch, dass man ihn nicht verstand? In diesem Volk aber wuchs auch ich auf – ich, dem mein Vater, als ich 15 Jahre alt war, zwei Säbel und eine Fechtmaske nach Hause brachte, mir befahl, das Hemd abzulegen, und mir das Säbelfechten beibrachte, indem er mir Striemen auf die nackte Brust oder die nackten Arme schlug, wenn ich unvorsichtig aus der Parade ging. War es verwunderlich, dass ich diesen älteren Generationen von Juden fremd blieb, die Angst hatten vor Holz, weil man daraus Gewehrläufe produzierte? Aber heute wächst eine andere Generation heran, die keine Angst mehr vor Gewehrläufen und auch nicht vor Gefängnissen hat, und wenn man sie fesselt, durchschneiden sie ihre Fesseln.

Noch etwas war interessant in der Erzählung des S.: der endlose und hartnäckige Kampf der Gefangenen in Eritrea und im Sudan für koschere Küche, für koscheres Fleisch. Sie weigerten sich, Militärkonserven zu essen; sogar Fleisch, das angeblich von einem jüdischen Schochet in Asmara geschlachtet worden sei, wenn dieser nicht persönlich bezeugte, jedes einzelne Stück Vieh geschächtet zu haben. Dies geschah nicht

nur aus Solidarität mit jenen Männern, die aus religiöser Überzeugung so handelten, sondern auch um gegenüber den englischen Behörden die jüdische nationale Würde zu vertreten. Es war zudem die kluge Erkenntnis, dass man durch die Forderung nach Koscher-Fleisch mit einer jüdischen Gemeinde in Verbindung treten müsse und deshalb weniger von der Welt abgeschnitten sei als sonst. Aber mag diese praktische Erwägung auch mitgespielt haben – es war doch beeindruckend, zu hören, wie dreihundert Mann in Eritrea wochenlang gehungert oder zumindest jede Fleischnahrung abgelehnt haben, um der Kaschrut willen. Ich fragte den Raw Fischmann, was er dazu sage, dass sich die Revisionisten für die Kaschrut geopfert haben? Er sah mich erstaunt an: »Die Revisionisten? Sind denn Revisionisten unter den Gefangenen in Eritrea?« Das fragte er mich, nachdem er, der Vizepräsident der Sochnut, sich vor knapp einer Stunde einen Vortrag über die Gefangenen in Eritrea angehört hatte. Wer weiß, wo der alte Mann mit seinen traurigen Gedanken während dieses Vortrags gewesen war.

Sonntag, 14. Juli 1946

Vor zwei Tagen war eine Militärkommission bei Raw Fischmann. Zwei Ärzte haben ihn untersucht, nachdem man seinem Hausarzt Dr. Frey erlaubt hatte, ihn in Latrun zu besuchen. Diese Erlaubnis ist noch nie einem V. I. P. erteilt worden – nicht den Familienmitgliedern und nicht den Advokaten –, wohl aber politischen Funktionären. Was immer die Ärzte bei Fischmann diagnostiziert haben mögen, blieb ein unergründliches Geheimnis. Aber am Freitagmittag fuhr plötzlich ein schönes Auto bis zur Mitte der Hütte der Manhigim vor, und der Kommandant des Lagers erklärte dem Raw Fischmann, dass er »aus Gesundheitsgründen« entlassen werde. Der Raw freute sich, die Mitgefangenen freuten sich, das ganze Lager freute sich. Er war sehr populär geworden: erstens wegen seines Fastens und zweitens, weil man ihm eine uneingeschränkte Solidarisierung mit unseren politischen Forderungen und Methoden bescheinigte. Ein oder zwei Burschen begannen schüchtern die Hatikwah zu singen, als er einstieg; aber ehe noch die andern die Melodie erkannten, war sein Auto schon verschwunden, der erste der V. I. Ps war in die Freiheit gefahren.³⁴

Montag, 15. Juli 1946

Meine medizinische Praxis geht hervorragend – alle chronisch Kranken besuchen mich, in der Hoffnung, dass der neue Arzt dort helfen werde, wo alle anderen versagt haben.

³⁴ Der im Original folgende überlange, viele Wiederholungen enthaltende Bericht vom Sonntag, dem 14. Juli 1946, über die unbefriedigende Nahrungsversorgung der Lagerinsassen wurde hier weggelassen.

N. ist besonders hartnäckig, er will unbedingt, dass ich bei ihm eine möglichst schwere Lungentuberkulose finde. Ich untersuche ihn in Gegenwart des Dr. Riggs sehr sorgfältig – ohne Röntgen lässt sich aber leider nichts finden. Sein Nachbar im Spital befindet sich vor einem seelischen, und möglicherweise nervösen, Zusammenbruch. Ein dritter, ein braver Bursche, hat ernste Symptome einer sehr gefährlichen Gefäßlähmung, die unter Umständen zum Tode führen konnte. Und all die, die einfach an Haftpsychose leiden – deren Nerven sich von Woche zu Woche verschlimmern – deren Zahl ist groß, allzu groß. Zu ihnen gehört unser Kamerad Gold; für ihn war die Übersiedlung ins Spitallager geradezu ein Glück. Zu ihnen gehören aber auch einige von den Manhigim. Shingarevsky begann an Gewicht abzunehmen, obwohl unser Essen gut und reichlich ist, und auch Halperin ist deprimiert und in schlechtem Zustand. Sie beklagen sich gar nicht – »sie sitzen gut«, wie man sagt, aber sie werden eine lange Haft nicht gut aushalten.

Shofman hat Nachrichten von »draußen« erhalten. Man habe für uns interveniert, und die C. I. D. habe erklärt, dass sie überhaupt nicht von unserer Verhaftung gewusst hätte. Das alles sei lediglich Sache der Militärbehörden gewesen. Aber unsere Freilassung sei nur eine Frage weniger Tage. Ich sage ihm, dass ich beginne, mich richtig ausgeruht zu fühlen, und dass ich einverstanden sei, nächsten Sonntag nach Hause zu fahren. Gold sagt, dass wir bis zum Montag warten müssen: Am Schabbat und am Sonntag gibt es keine Entlassungen.

Dazu gehört übrigens eine kleine Geschichte: Die revisionistischen Gefangenen haben früher einmal im Bestreben, unsere teure und väterliche Mandatsregierung zur Beachtung der jüdischen Gesetze zu veranlassen, die Forderung erhoben, am Schabbat sollten weder Gefangene nach Latrun eingeliefert noch aus Latrun entlassen werden. (Das Letztere hat noch eine andere Bedeutung: Da am Schabbat keine jüdischen Autobusse verkehren, müssten die Freigelassenen mit arabischen Bussen fahren, was manchmal sehr unangenehm werden konnte).

Unsere »teure« Regierung hat allerdings nur die eine Hälfte der jüdischen Forderungen erfüllt. Die Gefangenen wurden zwar weiterhin am Schabbat verhaftet und nach Latrun gebracht, wie das Beispiel Raw Fischmanns und der anderen Opfer des 29. Juni lehrte, aber Entlassungen gab es am Schabbat keine mehr. Und da Sonntag der Tag des britischen Herrn sei, müssen die Juden, die am Freitag zur Entlassung bestimmt wurden, in der Regel bis zum folgenden Montag oder Dienstag in Latrun bleiben. Überdies hat uns die britische Regierung aus eifertigem Respekt für das jüdische Gesetz verboten, am Schabbat Fußball zu spielen. Und da sage man noch, dass die Palästina-Administration seiner Majestät nicht die jüdischen Empfindlichkeiten berücksichtige.

Dienstag, 16. Juli 1946

Am Morgen nach dem Gebet habe ich wieder einen Brief nach Hause abgeschickt. Unsere Briefe gehen durch die britische Zensur; wir müssen sie offen aufgeben mit der Adresse »Care of A. I. G., C. I. D., Jerusalem«. Die Buchstaben bedeuten: Assistant Inspector General, Criminal Investigation Department – eine »nette« Adresse. Für Sammler palästinensischer Postcuriosa werden diese Briefumschläge einmal einen gewissen Wert haben. Die Briefmarken dürfen wir nur zur Hälfte aufkleben – auf der Rückseite der Marke könnten sonst, Gott behüte, Geheimmitteilungen für Komplizen der gefangenen Verbrecher sein. Wir V. I. P.s müssen unsere Briefe nicht in den Briefkasten des »Kaffeehauses Ayalon« werfen, sondern dürfen sie entweder dem Mefakeach direkt oder dem Sergeanten übergeben, der auf der Hauptstraße seinen Dienst verrichtet. Auf diese Weise genießen wir »Manhigim« ein kostbareres Privileg nach dem andern.

Nach der Post halte ich meinen Vortrag über Hygiene. Die Hörerzahl wächst erfreulicherweise mit jedem Mal, heute sind es schon über vierzig. Auch der politische Kurs am Nachmittag wird immer besser besucht. Unter den Teilnehmern befindet sich regelmäßig ein Junge, den das Lager »Mosche Athlet« nennt. Dies ist aber nicht sein wirklicher Name. Der Bursch ist seit seiner Einlieferung am 29. Juni eine Spottfigur: ein Agudist der schwärzesten Couleur, einer von jenen, die die Mauern von Jerusalem mit Aufrufen gegen die bösen Zionisten beschmierten. Er kam ins Lager wie ein Mensch aus einer andern Welt: mit grauschwarzem Kaftan angetan, den ein schwarzer Gürtel zusammenhielt, mit bloßen Füßen in nie geputzten, abgetretenen Schuhen, die Schultern so hochgezogen und die Brust so vorgebeugt, dass er wie ein Buckliger aussah, mit langen Peoth und einem blassen, aber nicht unschönen und sehr intelligenten Gesicht. Es ist unfassbar, was man an diesem Menschen Verdächtiges gefunden haben konnte. Er war nicht nur nicht imstande, Mitglied der Hagana oder einer andern Geheimorganisation zu sein, sondern interessierte sich überhaupt nicht für den Zionismus, er ist ein halber »Krüppel« – ein »Mosche Athlet«. Erst jetzt beginnt allmählich seine Menschwerdung. Er kommt zu den Kursen, beginnt zu lernen, geht sogar zum Sportplatz und sieht zu, wie die Jungen Fußball spielen; er fängt an, sich für die Welt zu interessieren, in die er eingetreten war. Und heute sitzt er sogar in der ersten Reihe meines Kurses über die Kopten in Ägyptens Politik. Noch ein paar Wochen in Latrun, und »Mosche Athlet« wird Revisionist werden.

Die »Watikim« im Lager versichern, dass die Verhaftung des »Athleten« keineswegs den Gipfelpunkt des Grotesken darstelle. Die Polizei habe es scheinbar besonders scharf auf die Juden mit Peoth und Kaftan abgesehen, und vor unserem »Mosche Athlet« habe es in Latrun einen andern gegeben, bei dessen Ankunft das ganze Lager zusam-

mengelassen und von einem Ende bis zum andern in helles Gelächter ausgebrochen sei: ein Junge mit Armen und Beinen so dünn wie Zündhölzer, ein fanatischer Antizionist, der am Schabbat alle verfluchte, die Zigaretten rauchten, aber – »wir sind auch mit ihm fertig geworden«, sagten die »Alten« mit bescheidenem Stolz. »Nach ein paar Wochen fing er an, sich die Beine und die Brust zu waschen und Hebräisch zu sprechen. Und zum Schluss, als er wegging, bekam er seine Tismoreth wie jeder andere – er war unterdessen schon ein ganz guter Patriot geworden, mit dem Ansatz echter Muskeln.«

Tismoreth – die Musik! Das ist noch etwas, was ich nicht notiert habe. Wenn ein »Alter« in die Freiheit ging, so war das ein großes und feierliches Ereignis. Als »Alter« galt jeder, der drei Monate ohne Unterbrechung in Latrun gegessen hat – mindestens drei Monate, darauf wurde ganz penibel geachtet. Sobald die Nachricht von seiner bevorstehenden Entlassung eintraf, wurde die Eisenschiene vor der Hauptküche – der Latrun-Ersatz für den Speisegang – geläutet, damit das ganze Lager zusammenkam; das wurde fortgesetzt, bis der Entlassene mit seinem Gepäck beim Tor hinauszog. Und die Kameraden gaben ihm das Geleit bis zum Tor, indem auch sie auf allen möglichen Blechen, Tellern etc. so viel Lärm machten, als ihrer Meinung nach seiner jeweiligen Popularität gebührte. Das war die Tismoreth, die den Höhepunkt im Leben des Atzur von Latrun darstellte. Und wenn man von einem »ehemaligen« Kameraden sprach, dann redete man auch davon, welche schöne Tismoreth er gehabt hat, und fügte hinzu: »Aber ihr – Shofman, Weisl etc. – ihr werdet keine Tismoreth erleben. Ihr werdet zu früh herauskommen.« Das sollte ein Trost sein, natürlich. Aber es steckt darin auch etwas von mitleidiger Geringschätzung. »Ihr«, die Manhigim, ihr seid eben doch nur halbe Atzurim, ihr seid rein politische Gefangene. Ihr kommt heute, und morgen geht ihr, ihr seid nur Gäste. Die richtigen Gefangenen, die von der C. I. D. eingesperrten, mit richtigem »Tik« und Advokaten und mit »Detention« von einem Jahr aufwärts, das sind eben doch nur wir. Und es ist sehr richtig und sehr gut, dass nur wir die Tismoreth bekommen und nicht auch ihr. Irgendeine Gerechtigkeit muss es doch in Palästina geben.

Mittwoch, 17. Juli 1946

Wir haben einen neuen Gast im Lager der Manhigim und im Speisezimmer: Mordechai Schattner, Mitglied der Hanhala des Va'ad le'umi aus En Harod, wurde aus Rafiakh nach Latrun verlegt, und die Manhigim setzten durch, dass auch ihm »Yakhas meyukhad« – das heißt: inoffiziell der gleiche Status wie den V. I. P.s – zugebilligt wurde. Er sitzt zwischen Shofman und Gold auf dem früheren Platz des Dr. Riggs, der definitiv zur Messe der Spitalsangestellten übersiedelt war. Schattner verspricht, eine Bereicherung unseres kleinen Kreises zu werden. Er ist freundlich, fröhlich, plaudert ungezwungen, und seit er unter uns weilte, wurde der Ton bei Tisch wieder entspannter. Er erzählt

von Rafiakh und dem Leben dort. Nach seiner Meinung ist das Lager von Rafiakh in einer Hinsicht sogar ein nationaler Gewinn geworden: Viele Hunderte von Juden, die sonst nie in den Süden des Landes gekommen wären, haben jetzt den Negev und sein Klima aus eigener Erfahrung gründlicher kennengelernt, und zwar gerade in der beschwerlichsten Jahreszeit, im Hochsommer, und haben gesehen, dass auch dort das Klima erträglich sei und dass man dort auch im Juli gut leben könne. Nur der Sandstaub in der Luft sei schlimm. Aber auch das werde sich verbessern, wenn die Juden erst überall Wälder pflanzen werden. Rafiakh sei daher, nach Schattners Meinung, weniger ein Konzentrationslager der britischen Regierung als eine Station auf dem Wege zur Eroberung des Negev durch die Juden.

Mit ihm zusammen kam auch ein Arzt aus Rafiakh nach Latrun, Dr. Agulnik aus Yagur, der ursprünglich aus Worms stammt. Er hat »drei Monate« bekommen – aber die »Alten« beruhigen ihn. Das bedeute so gut wie gar nichts. Es gibt Leute, die bekommen offiziell ein Jahr, werden aber nach zwei Monaten freigelassen (wohlverstanden: weniger als fünf Wochen sitzt nie jemand, der von der C. I. D. nach Latrun geschickt wurde), und es gibt andere, die bekommen drei Monate, und wenn die vorüber sind, kriegen sie wieder ein Jahr – und so ins Endlose. »Wenn du drei Monate bekommst, kannst du drei Jahre sitzen, und wenn du ein Jahr bekommst, kannst du morgen hinausgehen«, das ist die Philosophie des Lagers.

S. zum Beispiel leidet derzeit unter großer Nervenbelastung. »Sein« Monat war vor ein paar Tagen abgelaufen, und er wartet auf seine Freilassung. Er war zuvor nach Eritrea geschickt worden, war dort schwer erkrankt und dann zur Entlassung nach Latrun gebracht worden, wo man sogleich seine Haft um einen Monat verlängerte. Als dieser Monat vorüber war, wurde jedoch seine Haft abermals um »einen« Monat verlängert. Und jetzt war auch dieser Monat vorüber, aber er sitzt immer noch. Warum? In Polen war er eng mit einem Mann befreundet, den man für den gegenwärtigen Oberkommandanten des Irgun hielt.³⁵ Als S. kurz nach der Ankunft dieses Freundes in Palästina heiratete, lud er ihn als Treuzeugen ein. Bei der Durchsuchung seines Hauses fand man die Ketuba, den Ehevertrag, und darauf stand auch der Name des Trauzeugen aus Polen. Kann man da sich wundern, wenn S. auf Kosten Seiner Majestät die ersten Ehejahre im Sudan, in Eritrea und in Latrun verbringen musste? Momentan leidet er zusätzlich an chronischer Darminfektion, an Leberschwellung mit Gelbsucht und häufigen Nierenkoliken.

³⁵ Vermutlich Menachem Begin (Nachfolger des Irgun-Führers Jabotinsky), der sich längere Zeit in Polen aufgehalten hatte.

Donnerstag, 18. Juli 1946

Wieder ist von meiner Frau ein Lebensmittelpaket mit einem Brief angekommen. Allerdings besteht keine Hoffnung auf einen Besuch. Den V. I. P.s sind noch immer keine Privatbesuche erlaubt. Meinem Anwalt und Freund Max Seligman hat man ebenfalls keine Besuchserlaubnis gewährt. Die Nachrichten von daheim sind schlecht. Jetzt, wo bei uns Hauptsaison wäre und wir dreißig Patienten täglich haben müssten, sind durchschnittlich pro Tag nur drei oder vier Patienten in unserem Sanatorium in Gedera. Das macht einen Geldverlust von vielen hundert Pfund im Monat aus. Kommen die Patienten nicht, weil der Arzt nicht im Haus ist oder weil sie Angst haben, sich durch einen Besuch in der »Villa Weisl« zu kompromittieren?

Freitag, 19. Juli 1946

Raw Bermann ist zu Besuch gekommen, um eine Drasha zu halten. Wir bekommen jetzt jeden Schabbat irgendeinen Besuch. Früher – das heißt: vor dem 29. Juni – gab es das nicht. Da kam höchstens ein gewisser Raw Arlosoroff, der den Schabbat mit den Gefangenen betete und mit ihnen den *Kitzur Schulchan Aruch* lernte. Jetzt haben wir die feinsten Rabbiner als Besucher, und die Atzurim schätzen diesen Fortschritt. Man ist nicht mehr so ganz vergessen.

Merkwürdigerweise kann ich mit Grünbaum oder mit einem der »Linken« leichter über politische Fragen reden als mit einem unserer revisionistischen Führer. Gold ist geradezu verärgert, wenn mich die politischen Nachrichten beunruhigen. »Du kannst nichts ändern. Du hättest auch nichts ändern können, wenn du in Freiheit gewesen wärest, aber jetzt in Latrun kannst du schon gar nichts machen. Also wozu zerbrichst du dir den Kopf über das, was kommen wird? Dich geht es nichts an.« Aber es geht mich etwas an. Es geht mich genauso an, wie es einen Vater angeht, wenn er hört, dass sein Kind krank ist, oder wie es ein Kind angeht, wenn es hört, dass seine Mutter in Gefahr ist. Wehe denen, die glauben, dass Politik nur die Sache von zehn oder zwanzig Männern ist, die gerade regieren. Wehe denen, die nicht täglich oder stündlich bereit seien, die politische Macht zu übernehmen, und nicht vorher wissen, was dann zu tun sei und welche konkreten Maßnahmen ergriffen werden müssen, wozu aber nur solche Führer befähigt seien, die Tag um Tag und Jahr um Jahr auf eine günstige Gelegenheit warten, um gerade das zu verwirklichen, was sie seit Langem erreichen wollten.

Sonntag, 21. Juli 1946

Die ganze alte, »rechte« Lagerleitung ist ausgetauscht worden, sogar die Köche, über die sich einige Insassen beklagt hatten. Die neuen, »linken« Köche kochen aber nicht besser, sondern eher schlechter als die alten. Ich beruhige meine Freunde, die sich darüber aufregen: Nach ein paar Wochen werden auch die neuen das Kochen erlernt haben. Es ist nicht schwerer als die Politik.

Am Schabbat fand im Lager eine Herzl-Feier statt. Auch sie stand leider im Zeichen des inneren Zwists. Freitagabends, während ich mit den orthodoxen Burschen und Raw Bermann zur Seudah im Beth ha Knesset saß und über den Psalm 92 (»Mismor shir le yom ha Schabbat« – »Wie schön ist es, dem Herrn zu danken«) sprach, klang plötzlich die Hatikwah durch das Lager. Erst da erfuhren wir, dass Schertok bei einer Herzl-Feier der »Linken« sprach, zu der uns niemand eingeladen hatte. Die neue Lagerleitung hatte »irgendwie vergessen«, die »anderen« Gefangenen zu verständigen.

Am Schabbatmorgen um elf Uhr hielten dann wir unsere eigene Herzl-Feier in der Sifriah ab. Shofman und ich sprachen. Es waren über zweihundert Mann anwesend, aber – wieder mit wenigen Ausnahmen – niemand von den »Linken«. Shofman hielt eine kurze, ausgezeichnete Rede: eine der besten Reden über Herzl, die ich je gehört habe. Dann sprach ich. Aber so schön auch die Versammlung war, ich war tief verstimmt. Selbst hier, wo wir weiß Gott für jede Abwechslung, jede geistige Anregung, jede Neuerung dankbar sein müssten, wurde das alte und jämmerliche parteipolitische Spiel von »draußen« weitergespielt. Die »Rechten« gingen nicht fünfzig Schritte weit, um Schertok zu hören – und sei es auch nur aus Neugierde, um zu wissen, was er sagen werde, und die »Linken« kamen nicht, um zu hören, was wir über Herzl zu sagen wussten. Als ich darüber zu einigen »Alten« sprach, fragten sie mich, warum ich nicht zu Schertoks Vortrag gekommen sei. Ich antwortete: »Hätte ich gewusst, dass er spricht, wäre ich gekommen. Auch ohne eingeladen zu sein.« Meine eigenen Kameraden verstanden nicht, dass man – wie ich – radikal in den Forderungen und im Handeln sein konnte, aber nicht Scheuklappen vor den Augen tragen müsste. Schade um unser Volk, das noch immer nicht verstand, was die größten zwei Sünden einer Nation sind: Sinath achim und Sinath chinam – unbegründeter Hass und Neid. Wegen dieser beiden Sünden wurde der zweite Tempel zerstört³⁶, und wegen dieser beiden Sünden gelingt es uns nicht, ihn wieder aufzubauen.

Die neue Lagerleitung hat sich heute mit einer großartigen Leistung eingeführt. Wir hatten die Rovina hier, »die« Rovina in echtem Fleisch und Blut. Es war ein Ereignis,

³⁶ Zerstörung des zweiten Tempels durch die Römer (70 n. Chr.).

beinahe etwas Unglaubliches für die Burschen hier, die schon ein Jahr oder länger hier saßen und die – außer der Stimme ihrer Mutter oder Schwester bei einem ihrer seltenen und kurzen Besuche – schon vergessen haben, wie eine Frauenstimme klingt.

Die Behörden haben der Rovina erlaubt, ein Konzert in Latrun zu geben, nachdem sie in Rafiakh aufgetreten war. Man hatte schon seit Tagen davon gesprochen, aber bis zum letzten Moment nicht daran geglaubt. Und nun, am späten Nachmittag, war sie mit ihrem Auto tatsächlich im Lager angekommen, und wie eine Fürstin hielt sie Einzug – begleitet, natürlich, vom Lagerkommandanten. In unserem kleinen Speisesaal trank man zuerst Kaffee, dann wurde ein Nachtmahl serviert. Die neuen Köche haben sich ungemein angestrengt. Statt des Standard-Menüs bekamen wir Kartoffelpuffer, besser bekannt als Latkes, deren Qualität man allerdings mit einem Lieblingszitat meines verstorbenen Freundes, des geistreichen und großen Malers Hermann Struck, umschreiben könnte: »Kunst kommt von Können – käme es vom Wollen, hieße sie Wulst.« Die Latkes à la Rovina kamen entschieden mehr vom Wollen als vom Können; im Straßenkampf hätte man sie als gefährliche Wurfgeschosse verwenden können – aber trotzdem aßen wir alle die Latkes mit Begeisterung; sie waren eine Huldigung für den Genius der Habimah.

Dann zogen wir alle zu dem großen Platz im Lager »B«, wo sogar zur Feier des Tages eine elektrische Lampe außerhalb der Baracke angebracht war, so dass man die Rovina leibhaftig sehen konnte. Alle Führer des Jischuw gaben ihr feierliches Geleit. Rechts ging Schertok, links ging ich, vorne Remez und Grünbaum, dahinter die andern – es war wie eine Prozession. Dann setzten wir uns auf Bänke, die hinter dem Vortragstisch aufgestellt waren. Die fünf- oder sechshundert Hörer kauerten auf der Erde im Halbkreis, zweitweise von Scheinwerfern beleuchtet, sonst nur als Schatten gegen den sternhellen Himmel sichtbar. Schertok hielt in wenigen Worten eine geradezu künstlerisch vollendete nationale Ansprache, die in die Herzen nahezu aller Zuhörer drang. Dann kam die Rovina zu Wort. Sie las einen Psalm, er klang in ihrem Munde wie ein Wandplakat der Cherut. Sie las, singend, einige Abschnitte des *Schir ha Schirim*, und das war ein ganz großes Erlebnis, ein raffinierter Genuss, das *Hohelied* von einer Frau gesprochen zu hören, vor Hunderten von Männern, die so lange keine Frau mehr gesehen haben, im Tale Ayalon, hinter Stacheldrähten. Erhaben und unvergesslich war auch der Chorgesang der Gefangenen³⁷, dirigiert von David Zehavi, der sich in den Pausen zwischen den Vorträgen der Rovina erhob. Die Lieder des Vaterlands schwangen sich zum Himmel auf mit solcher Macht des Glaubens, Mutes und Vertrauens, der Hoffnung,

37 Chor der Gefangenen (Freiheitschor): aus dem dritten Akt von Giuseppe Verdis (1813–1901) Oper *Nabucco* (1842). Die in Babylonien gefangenen Juden beklagen das ferne Heimatland und rufen Gott um Hilfe an, der Chor gilt als berühmtester aller Verdi-Chöre.

Kraft und Entschlossenheit, dass die Stacheldrähte und Wachtürme, die Polizisten und Soldaten des Empire wie kindisches Spielzeug erschienen gegenüber dieser grenzenlosen Entschlossenheit und diesem Willen zum Sieg. »Nein, England: Wir sind nicht so leicht zu besiegen, wie deine Berater es sich vorgestellt haben. Die Menschen hier sind zum Kampf bereit. Nur Feinde von innen können uns vernichten, aber nicht Du!«

Selbst die Rovina war von der Szenerie stark beeindruckt. Sie wurde nicht müde, zu wiederholen, um wie viel stärker Latrun auf sie wirke als Rafiakh, und wir, die Kolonisten von Latrun, nahmen diese Komplimente mit freudigem und stolzem Lokalpatriotismus entgegen, der sogar »unser« Konzentrationslager mit einbezog. Das Verdienst dafür lehnte Schertok bescheiden ab. Nicht ihm gebühren die Komplimente, deutete er höflich an, sondern dem englischen Lagerkommandanten, der daraufhin gerührt ein Glas Bier austrank. Mir aber und Shofman sagte der Kommandant vertraulich ins Ohr: »Verflucht viel Politik und Kunst gemischt, nicht wahr?« Worauf ihm Shofman antwortete: »Nicht mehr Politik als in der Bibel – Sie wissen doch, dass die Bibel den Juden das heilige Land Palästina versprochen hat, was sicherlich unvorsichtig von der Bibel war.«

Dann sprach die Rovina ein paar Worte des Abschieds, oben, in der Wohnbaracke von Ben-Aharon, Shingarevsky und Halperin. Sie sagte, dass sie so glücklich sei, hier Revisionisten und »Linke«, die britische Regierung und die jüdische Opposition, so einmütig und friedlich zusammen gesehen zu haben – und ob es nicht möglich sei, dies auch »draußen« zu erleben? Wir »Führer« – die wir ja doch in Wahrheit die Gefangenen unserer eigenen Parteien noch viel mehr als die der Engländer waren – blickten uns etwas verlegen an und schwiegen alle.

Nach dem Konzert wurde die *Hatikwah* gesungen – schön und würdig. Und, auf besondere Weisung eines der Funktionäre – nur die *Hatikwah*, nicht das *Tacheshnah*. Ich war dankbar, im Interesse der so wichtigen Einigkeit, für diesen Takt. Aber ich wunderte mich wieder einmal, und diesmal über die Empfindlichkeit der Revisionisten. Was haben wir Revisionisten eigentlich gegen dieses Lied, das *Tacheshnah*? Der Text ist hundertprozentig national – künstlerisch unvergleichlich höher stehend als die *Hatikwah*. Der Dichter war gleichermaßen ein »Linker« wie ein »Rechter«. Die Melodie ist viel schöner, origineller, feuriger als die der *Hatikwah*. Und zu allem Überdross war dieses Lied in den Zwanzigerjahren sogar ein revisionistisches Lied des jungen Betar in Riga.³⁸ Genügt es wirklich, dass ein so schönes Lied mit so schöner Musik von einer politischen Partei populär gemacht wurde, damit es von einer andern Partei boykottiert werden muss? Können wir nicht endlich aus diesem Hexenkessel von Hass und Kampf um nichts und wieder nichts herauskommen?

³⁸ In Riga war 1923 von Wladimir Zeev Jabotinsky der revisionistische Jugendbund Betar gegründet worden.

Montag 22. Juli 1946

Am Vormittag kommt zu einem der Kameraden ein Besuch und bringt Nachrichten von »draußen«. Die Leute, die es wissen müssen, haben revisionistischen Funktionären, die für Shofman und mich intervenierten, versprochen, dass wir Ende dieser Woche freigelassen werden. Wir beschließen, dies geheim zu halten.

Remez, Halperin und ich nehmen seit Tagen an einem Schiur der Gemara teil, bei dem ein Junge aus der Altstadt Lehrer ist. Der Bachur ist ganze 21 Jahre alt – aber er hat schon die Samchut als Raw und Schochet, er spricht ein vorzügliches Hebräisch, daneben auch Deutsch und Englisch. Er hat zwei Angebote bekommen, als »Reverend« in diesen Funktionen sowie als Hebräisch-Lehrer und politischer Repräsentant in lokalen Angelegenheiten nach Südafrika zu reisen, aber er wurde verhaftet, während diese Berufung noch im Verhandlungsstadium schwebte. Grund der Verhaftung – er war »verdächtig«. Warum er es war? Es gibt hier Sachverständige unter den Gefangenen, die sagten, dass ein orthodoxer junger Mann aus der Altstadt Jerusalems, der reinliche Fingernägel hat, saubere Hemden und Anzüge trägt und obendrein Englisch spricht, schon deshalb in den Augen der Engländer verdächtig sein müsse und daher Latrun – wenn nicht gar Eritrea – zehnmal verdiene. Andere behaupten, dass gegen diesen jungen Raw, Ehrlich ist sein Name, noch schwerere Verdachtsgründe vorliegen: Angeblich war er sogar Mitglied einer Organisation orthodoxer Revisionisten – der Misrachi.

Uns aber gereicht es zur Freude, in ihm einen klugen und eifrigen Lehrer gefunden zu haben. Remez, der offenbar in Kindheitserinnerungen schwelgt, ist von ihm ganz begeistert. Er habe nie gehaut, dass sich unter den Gefangenen in Latrun solche Köpfe und solche Charaktere befinden. Heute, auf dem Heimweg von der Synagoge zu unseren Baracken am Spitalsberg, spricht Remez mit mir über das Problem der Religionsfeindschaft unter Juden. »Ich verstehe«, sagt er, dass jemand, der »in der Jugend fromm war und später den Glauben verliert, sich nicht mehr um religiöse Probleme kümmert. Aber – ich verstehe nicht die Feindschaft, die so viele der alten Jeschiwa-Bochern gegen das religiöse Judentum zeigen, sobald sie erst einmal aus dem Ghetto draußen sind.« In der Tat ist für ihn, aber auch für Halperin und natürlich erst recht für mich die Stunde Gemara am Vormittag (oft sind es sogar beinahe zwei Stunden) ein einzigartiger Genuss, der tagsüber noch lange anhält. Für mich hat die Gemara eine andere Bedeutung als für Remez, der darin seine Jugendjahre wiederfindet. Aber uns beiden offenbart sich darin der Geist einer jüdischen Staatsphilosophie, deren Spuren wir nun – oft sogar im negativen Sinn – in den politischen Reaktionen des Jischuw wiederfinden. Das Sanhedrin stellt das Leben des Einzelnen, selbst eines Mörders und einer Ehebrecherin, über die Interessen dessen, was die Christen die »Gemeinde« nennen – nach talmudischem Recht aber kann kein Verbrecher, auch kein Schwerverbrecher, jemals wirklich verurteilt werden.

Welch hohe Kultur muss Israel besessen haben, dass mit solcher Gesetzgebung trotzdem die Verbrechen nicht überhandnahmen? Und in welchen Abgrund von Barbarei stürzte die Welt, als das Recht des Talmud und des Sanhedrin verdrängt und ersetzt wurde durch die sogenannte Religion der Liebe und das Recht des Christentums – wo man in England noch vor einem Jahrhundert Menschen wegen des Diebstahls einer Uhr oder eines Schafes aufhängte oder in Amerika wegen des Diebstahls eines Pferdes, von dem antichristlichen und noch barbarischeren Recht der Nationalsozialisten und der Sowjets gar nicht zu sprechen.

Am Nachmittag schwirren wieder Gerüchte durchs Lager. Ein Sergeant erzählt mir vertraulich, das Hauptquartier im King David Hotel sei in die Luft gesprengt worden, und es gebe fünfzig Tote. Wir können kein Radio hören; das Lager ist fast immer ohne elektrischen Strom bis 6 Uhr nachmittags. Die Meisten glauben die Nachricht nicht, halten sie zumindest für übertrieben. Die Mehrheit befürchtet, es werde nun bis auf weiteres keine Entlassungen von Gefangenen mehr geben. Die Minderheit hofft, dass die Verhandlungen über eine Teilung Palästinas scheitern werden. Und alle – warten. Am Abend hören wir dann endlich das Radio aus Jerusalem und London. Die Nachrichten im BBC (British Broadcasting Company) klingen erstaunlicherweise weniger ernst als die im PBC (Palestine BC). Warten wir also auf die morgigen Zeitungen.

Dienstag 23. Juli 1946

Die Zeitungen bestätigen, was wir gehört haben. Soviel ich gelernt habe, zwischen den Zeilen zu lesen – und, weiß Gott, das war mein Handwerk lange genug, sowohl als Journalist wie als Arzt: die Sache »stinkt«. »Es ist etwas faul im Staate Dänemark!«, wie es in Shakespeares *Hamlet* heißt. Irgendjemand im King David musste für die fünfzig Opfer größere Verantwortung tragen als die Terroristen selbst. In der »Palestine Post« steht klar und deutlich, dass die Redaktion und die Polizei vorher gewarnt worden seien – warum war dann das Hotel nicht rechtzeitig evakuiert worden? Wer waren die Täter? Die Hagana, meinen die meisten; vielleicht aber auch der »Etsel«? Denn diesmal habe es keine schwereren Verluste unter den Angreifern gegeben, lautet das zynische Argument. Oder war es die Stern-Gruppe³⁹, da die Bewohner des King David doch nicht gewarnt worden seien?

Nach außen ändert sich nichts im Leben des Lagers. Wir haben unser Gemara-Schiurim. Danach halte ich wie immer meine beiden Vorträge, Shofman unterrichtet die Geschichte Napoleons, wir spielen Schach. Aber innerlich bereitet man sich schon auf die Ankunft neuer Gefangener vor.

³⁹ Stern-Gruppe (siehe Anm. 21).

Nachmittags spricht man schon von mehr als 50 Toten. Jetzt werden die britischen Nazis von Jerusalem ihren Zorn auch an anderen Entlassenen kühlen. Für Shofman und mich – sagen sie – sei jetzt die Aussicht auf baldige Entlassung auf null gesunken. Jetzt werde man einsperren, nicht freilassen.

Abends erfahren wir, dass angeblich ein Communiqué der Hagana veröffentlicht worden sei, in dem diese jede Verantwortung für das Attentat auf King David zurückweist. Die Kameraden sind erstaunt und fragen: Wozu diese Erklärung? Bisher war üblich, dass jede verantwortliche Organisation proklamiert, *was* sie getan hat – es war aber nicht üblich, dass jemand mitteilt, was er *nicht* getan hat. Ist die Einheitsfront des Jischuw schon jetzt zerbrochen?

Die Stimmung unter den Führern ist übrigens in den letzten Tagen deutlich wärmer geworden. Man ist kameradschaftlicher als früher. Die Gespräche bei Tisch sind weniger gezwungen. Den Ton gibt wie immer dabei Schertok an, aber Schattner hat ein Hauptverdienst daran, und auch Remez trägt viel dazu bei, indem er ein neues Gesprächsthema entdeckt hat, das geradezu unerschöpflich zu werden verspricht. Bisher haben wir als »neutrale Themen« hauptsächlich das Essen, Abmagern und Zunehmen gehabt. Jetzt hat Remez eingeführt, dass man bei Tisch über das Blatt Gemara spricht, das wir drei am Vormittag jeweils gelesen haben. Er erzählt – so wie man eine literarische Neuigkeit berichtet, die man gerade in einer Zeitung gelesen hat –, was er heute gelernt hat und was von allgemeinem Interesse ist. Die anderen äußern sich dazu, vor allem David Hacohen, Grünbaum und Shofman als Vertreter der antiklerikalen Aufklärung in kritischem Sinne, Halperin und ich haben etwas zum Mitreden, und so ist ein Gespräch im Gange, ohne dass man sich sehr bemühen muss. Und da weder Mapai noch die Revisionisten an der Abfassung des Talmud einen entscheidenden Einfluss gehabt haben, und da Mapai, Revisionisten und die Rokachgruppe mit je einem Mandat an dem Talmud-Schiur gleichmäßig beteiligt sind (Remez, ich und Halperin), so sind die Gespräche vor jeder Möglichkeit politischer Ausdeutung sicher.

Mittwoch, 24. Juli 1946

Die ersten Neu-Verhafteten treffen ein. Gerüchten zufolge stehen im Lager gravierende Veränderungen bevor. Man erwartet große Transporte nach Rafiakh und befürchtet ebensolche nach Eritrea. Das Wort »Transport« heißt »Tayarah«, wenn es sich auf Eritrea bezieht. Eine ganz merkwürdige hebräische Sprachkonstruktion: Man fliegt nicht, sondern man wird geflogen. Aber die Sache selbst ist noch »passiver« als das neugebildete Wort. Die Gefangenen sind verbittert, wenn sie von den Vorgängen sprechen, die sich abspielen, wenn ein Transport nach Eritrea zusammengestellt wird. Aus dem eigenen Land vertrieben zu werden, ist für sie das Schlimmste. Latrun ist immerhin noch

Heimat – man sieht die Berge von Jerusalem zum Greifen nahe. Eritrea mag schöner, das Klima Asmaras besser sein, das Leben im Lager dort ist vielleicht freier als hier – aber es ist die Galuth, und die ist für uns Juden das Allerschlimmste. Im Sanhedrin haben wir heute gelernt, dass alle Sünden, die der Himmel mit Ausrottung und Tod bestraft, durch Galuth abgebußt werden. Unsere Weisen haben so empfunden wie unsere Bachurim hier im Lager. An der Seele des Volkes haben die zweitausend Jahre Galuth nichts geändert. Galuth heißt – Tod.

Donnerstag, 25. Juli 1946

Die Propheten haben Recht gehabt: Massenverhaftungen aller entlassenen revisionistischen Funktionäre im ganzen Land, in Jerusalem, Haifa, Tel Aviv, Netanja. Aus Latrun werden in großen Transporten alle Häftlinge des 29. Juni, ausgenommen wir »Führer«, abgeschoben, darunter aber nicht jene, die aus Rafiakh zu uns transferiert wurden. Schattner und Agulnik bleiben bei uns, auch Ben-Aharon, auf besonderen Wunsch der »Führer«. Alle wissen, was das zu bedeuten hat, dass man so viele abschiebt – es muss in Latrun Platz gemacht werden für neue Gefangene. Mehr als 600 Mann kann man hier nicht unterbringen.

Unter den Orthodoxen im Lager gibt es andere Aufregungen. Eine Deputation der Gabbaim der Synagoge spricht bei mir vor und bittet um meine Intervention bei der Lagerleitung. Folgendes ist der Tatbestand: Die Lebensmittelversorgung von Latrun war von der Regierung Seiner Majestät – wie üblich – wieder an einen arabischen Kontraktor⁴⁰ verpachtet worden. Die nationaljüdischen Institutionen, die sonst sofort gegen jegliche Avoda Sara in einem Privatbetrieb protestieren, und sei dies in noch so bescheidenem Umfang, haben merkwürdigerweise nicht reagiert, dass Araber Arbeiten verrichten dürfen, die gewöhnlich Juden vorbehalten sind, d. h. in diesem Fall, dass viele Hundert jüdischer Gefangener ihre Nahrungsmittel von Arabern erhalten. Die Fleischlieferung für Latrun ist fest in arabischer Hand. Das Fleisch selbst ist prinzipiell koscher. Der arabische Kontraktor hat aber öfter versucht, trefenes Fleisch einzuschmuggeln, das ihn weniger kostet. Daher setzten die Gefangenen eine Kontrollkommission ein, bestehend aus zwei oder drei frommen Burschen, die das Fleisch bei seiner Ankunft im Polizeilager kontrollieren. Der Schochet des Lagers ist der Schochet von Eqron, der geographisch nächstgelegenen Kolonie, querfeldein in drei Stunden zu Fuß zu erreichen. Da aber unsere »vortreffliche« Post- und unsere ebenso »vortreffliche« Telefondirektion auch etwas dreinzureden haben, braucht ein Brief von Latrun nach Eqron rund drei Tage (falls keine Zensur erforderlich ist, ansonsten sind es drei Wochen). Ein

⁴⁰ Kontraktor: Lieferant.

Telefongespräch ist entweder überhaupt unmöglich, oder es dauert länger als ein Fußmarsch nach Eqrn, bis eine Verbindung hergestellt wird. Daher trafen die Gefangenen mit dem Schochet die Vereinbarung, dass jede Fleischsendung genaue schriftliche, mit Marken versehene Angaben über die Anzahl des geschlachteten Viehs und die Qualität der Fleischstücke enthält. Dieses System hat bisher funktioniert, seit mehreren Wochen gab es keine Beanstandungen mehr, und daher haben die Kontrolleure zugestimmt, dass das Fleisch von ihnen nicht mehr im Polizeilager bei der Ankunft des Lieferautos, sondern inmitten des Gefangenenlagers vor dem Magazin kontrolliert werde. Aber heute klappt es nicht mehr: Der Brief des Schochet spricht von zwei Schawarim, die geschächtet, und von acht Fleischstücken, die mitgeschickt wurden. Die beigelegten Marken bestätigen zwar die Anzahl von acht Fleischstücken, die aber nicht einzeln gestempelt sind, so dass nicht gesichert ist, ob sie alle zweifelsfrei kosher sind. Die Kontrolleure haben daraufhin entschieden, dass folglich alles verdächtig sei und nicht in die Küche kommen dürfe. Die Lagerleitung hat aber erklärt, dass die 600 Gefangenen nicht ohne Fleisch über den Schabbat bleiben dürfen und dass die vom Schochet ausgestellte Koscherbestätigung für zwei Ochsen auch für die vier anderen Ochsen gelten müsse. Die Kontrolleure sind darüber empört, denn wenn das Fleisch trefe ist, macht es alle Gefäße in der Küche trefe, so dass die 80 oder 100 orthodoxen Gefangenen dann überhaupt nichts mehr essen dürfen. Man versucht, Eqrn telefonisch zu erreichen, aber es gelingt nicht. Und schon schimpft man über die »neue«, »linke« Lagerleitung, unter der »alten«, »rechten« wäre so etwas nicht passiert.

Die Diskussion greift auf die Führerbaracken über. Die Mehrheit ist über die Orthodoxen entrüstet, die solche Schwierigkeiten machen. Einige halten Reden über die Engherzigkeit der Klerikalen. Remez und ich versuchen, die Angelegenheit vom rein gesetzlichen Standpunkt zu erörtern, aber die Mehrheit lehnt diese Form der Diskussion ab. So gehe ich zum Gegenangriff über und sage, dass es sich hier ja auch um die Frage jüdischer Arbeit handle. Die Sochnut müsse über solche Schwierigkeiten froh sein, weil sie dadurch Gelegenheit bekäme, das Prinzip der Versorgung jüdischer Gefangener durch jüdische Kontraktoren neu zu regeln. Warum verzichtet die Tnuva z. B. darauf, selbst Kontraktor der jüdischen Gefangenen zu sein? Es handelt sich hier um ein Geschäft von mehr als 100.000 Pfund Umsatz im Jahr. Warum soll man das in arabischer Hand belassen?

David Hacoen, der trotz seiner aristokratischen Abkunft nicht mehr von einem jüdischen Priester an sich hat als seinerzeit der Aristokrat Talleyrand von einem katholischen, obgleich er vor der Revolution von 1789 Bischof gewesen war⁴¹, brummt vor sich

41 Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord (1754–1838): französischer Geistlicher und Staatsmann, 1788 Bischof von Autun, Anhänger der Französischen Revolution, 1791 exkommuniziert, 1797–

hin, ist aber offenbar von der Betrachtungsweise der Orthodoxen nicht unbeeindruckt. Ein paar Stunden später erfahren wir, dass die Lagerleitung zugestimmt hat, das Fleisch bis nach Schabbat aufs Eis zu legen und die Antwort vom Schochet aus Eqrn abzuwarten. So ist zumindest vorübergehend der Friede im Lager wiederhergestellt. Der Krieg um die Ochsen von Eqrn ist vermieden worden.

Am Abend gibt es lange Diskussionen über das Wann, Wo und Wie der Jabotinsky-Feier. Gold will die Feier »intim« abhalten: eine Feier nur für Jabotinskys Kameraden und Gesinnungsgenossen, am Schabbatnachmittag, nach dem Tamam um zwei Uhr. Die Ex-Lagerleitung will hingegen einen großen und feierlichen Rahmen, auf dem Platz, wo der Rovina-Auftritt stattgefunden hat, abends unter elektrischer Beleuchtung. Shofman und ich wollen aus der Jabotinsky-Feier eine politische Kundgebung für die Einheit des Jischuw machen; wir haben kein Bedürfnis nach »Intimität«, sondern wünschen uns, dass die Führer der Sochnut offiziell eingeladen werden. Dagegen gibt es Proteste: Die »Linken« haben ja auch nicht die Revisionisten zu ihrer Herzl-Feier eingeladen. Ich versuche, die politische Tragweite einer Jabotinsky-Feier in Latrun zu erläutern. Unter den »Radikalen«, und vor allem unter jenen, die die schärfste Tonart gegen die »Linken« anschlagen, verstecken sich im Grunde gerade die größten Defätisten innerhalb unseres Lagers. Wer wie ich an den politischen Sieg der Revisionisten glaubt, für den gibt es keine Fragen des Prestiges, der Eitelkeit, der Ambition. Für den existieren alle die infantilen Dummheiten nicht, die so viele Pseudo-Politiker aus dem Kindergarten in die Parlamentsberatungen herübergenommen haben. Für mich sind die beiden unversöhnlichen Flügel innerhalb der »Linken« (der radikale Hashomer Hazair) und innerhalb der Rechten (die fanatischen Antimarxisten) gleichermaßen unsympathische Defätisten, die ich, wenigstens in Latrun, so unerschrocken und konsequent wie nur möglich bekämpfen will.

Freitag, 26. Juli 1946

Wieder ein »schwarzer Freitag« für Hunderte. Die letzten Männer des 29. Juni – des »schwarzen« Schabbat-Rosch Khodesh Tammus⁴² – sind von Latrun nach Rafiakh verschickt worden. Und schon treffen die ersten neuverhafteten Revisionisten ein. Wieder wie in den ersten Tagen des Tammus stehen die Gefangenen von Latrun, nunmehr fast alles »Watikim«, an den Stacheldrahtverhauen und warten auf die Ankömmlinge.

^{1807, 1815} Außenminister, erfolgreicher Vertreter der französischen Interessen beim Wiener Kongress.

⁴² »Schwarzer Freitag« (siehe S. 97 und im Sachregister »Operation Agatha«, S. 571).

Es ist ein eigentümliches Gefühl, dass wir uns jetzt, nach vier Wochen Haft, schon selbst als »Alte« fühlen. Mit jedem Bekannten, mit jedem Freund, mit jedem Kameraden, der durch das Stacheldrahttor einzieht, erleben wir einen inneren Kampf zwischen dem Patrioten in unserer Brust, der ehrlich bekümmert darüber ist, dass wiederum so viele brave Männer aus ihrer privaten und ihrer nationalen Arbeit gerissen wurden, und dem »inneren Schweinehund«, dem egoistischen Gefühl der Freude darüber, dass wir jetzt mit diesem und jenem alten Kampfgefährten vereint sind, den wir sonst weiß Gott wie lange nicht gesehen hätten.

Je nachdem, wie lange die Kontrollen am Tor dauern, kommen die neuen Gefangenen mit ihren Decken und ihrem Essgeschirr, ihren Paketen und ihren Zahnbürsten und Zahnpasten seiner Britischen Majestät an, einzeln oder in Gruppen von drei oder vier oder fünf, darunter die mir bekannten Ärzte Beckmann, Zvi Lurie und Moshe Rosenberg, ferner Hermann Segal, der Rechtsanwalt Yaakov Meridor und der Dichter Skulski. 480 Mann sind neu verhaftet worden – ausnahmslos Leute, deren Akten von der C. I. D. geprüft und wieder geprüft wurden, die freigelassen wurden wegen Krankheit oder erwiesener Unschuld, die routinemäßig unter Polizeiüberwachung gestellt wurden und die auch ständig überwacht blieben. Sie sind deshalb verhaftet worden, weil doch die Behörden in Palästina den Behörden in London zeigen mussten, dass irgend etwas gegen die »verfluchten Terroristen« geschieht. Da man die Leute nicht erwischen kann, die terroristisch arbeiten, muss man eben diejenigen einsperren, die auf irgendeiner Liste stehen, aber sicher nichts mit King David zu tun hatten, weil sie just zum Zeitpunkt der Explosion unter Polizeiaufsicht standen und sich, womöglich genau zur selben Stunde, in Haifa oder Tel Aviv zur Kontrolle in der Polizeistation hatten melden müssen.⁴³

Natürlich hören wir auch die neuen, authentischen Nachrichten über die King David-Katastrophe. Nach Sichtung aller Informationen ergibt sich für mich folgender Tatbestand:

1) Das Attentat war nicht eine Einzelaktion des Irgun, sondern war von einer höheren, gemeinsamen Leitung nur deshalb dem Irgun zur Ausführung übertragen worden, weil die Drahtzieher überzeugt waren, dass der Irgun am besten für solche Blitzoperationen gerüstet sei. Das Attentat war von Anfang an so geplant gewesen, dass es nach Möglichkeit keine Menschenleben kosten sollte. Zwischen dem Moment, in dem die Warnung ausgegeben wurde, und jenem der Explosion war absichtlich dreimal so viel Zeit gelassen worden, als zur Evakuierung des ganzen Büro-Flügels des Hotels nötig gewesen wäre. Der Verlust an Menschenleben war für den Irgun ebenso wenig vorausgesehen worden wie für die Hagana oder wie für die Engländer selbst.

43 Weitere, belanglose Details im Original über die neuen Verhaftungen wurden hier stark gekürzt.

2) Die Warnungen wurden nicht nur an mehrere Stellen gleichzeitig gerichtet, sondern wurden auch tatsächlich sofort an Sir John Shaw weitergeleitet. Shaw selbst verließ, so melden alle Berichterstatter, auch unverzüglich sein Büro und das Hotelgebäude. Als aber sein Personal ihm folgen wollte, gab er strikt den Befehl, dass jeder auf seinem Platz bleiben müsse. Die Absicht des Etzel, Menschenleben zu schonen, wurde durch dieses unerklärliche Verhalten des höchsten britischen Beamten des Landes durchkreuzt.

3) Die merkwürdige Erklärung der Hagana, »nicht« das Attentat begangen zu haben, hat große Beunruhigung im ganzen Jischuw hervorgerufen. Man befürchtet, dass diese Erklärung ein Signal sei, dass die bisherige gemeinsame Front nicht mehr bestehe, dass die Hagana wieder mit der britischen Polizei kooperieren und es wieder Denunziationen oder Entführungen geben werde. Die Bereitschaft des Jischuw zu einem Bürgerkrieg wäre aber das größte Unglück für die jüdische Nation.

Die Sonne sinkt; wir kleiden uns für den Schabbat um. Aus Netanja ist ein berühmter Chasan – im Zivilberuf Diamanteur – eingetroffen, der heute vorbeten wird.

Sonntag, 28. Juli 1946

Es war ein großes Ereignis, dieser Schabbat. Ich bin fast versucht, zu sagen, es habe sich gelohnt, nach Latrun geschickt zu werden, nur um diese Atzereth für Jabotinsky hinter dem Geder Tayil zu erleben. So alt ich auch werden mag – nie werde ich diesen Tag, diesen Abend vergessen. Das armselige Bethaus mit den aus Orangenkisten gezimmerten Regalen und Bücherkästen, mit dem armen Aron HaKodesh, der aus ungehobelten und ungestrichenen Brettern zusammengenagelt ist, war bis zum letzten Platz gefüllt: Es waren über 200 Mann gekommen, um den Schabbat zu empfangen, und Dutzende standen vor den Fenstern und vor der Tür. Der Chasan Rabinowitsch rechtfertigte seinen Ruf, er hatte eine wunderbare Stimme, die durch die offenen Fenster hinaus durch das ganze Lager und darüber hinaus in die Ebene Ayalon drang. Die Polizisten hörten das Gebet 500 Meter weit entfernt in ihren Baracken.

Die Nacht hindurch führten wir Gespräche und ließen uns berichten über das, was draußen im Lande hinter den Kulissen vorging. Spät schliefen wir ein, früh standen wir auf. Nachmittags sprach ich, wie immer, vor einem kleinen Kreis von 40 oder 50 orthodoxen Burschen – diesmal waren einige »Neue« aus der Altstadt Jerusalems dabei – über die Parasha der Woche: Matoth. Und während ich mich bemühte, nach meiner Weise zu zeigen, wie die Worte der Thora, die vor bald 3400 Jahren niedergeschrieben wurden, genauso für unsere heutige Zeit gelten – für die späten Enkel so gut wie für die Ahnen –, da wusste ich, dass diese Parasha mir den Beginn meiner Rede über Jabotinsky geben wird. Und ich wusste, dass ich diesmal über Jabotinsky das werde sagen können, was ich oft sagen wollte, aber nie vorher zum Ausdruck bringen durfte.

Am Abend bereiteten wir alle uns für die Feier vor. Von der Sochnut wurde Grünbaum delegiert, vom Va'ad le'umi Schattner, um »offiziell« an der Versammlung teilzunehmen. Auf dem Platz, wo vor einer Woche die Rovina deklamiert hatte, waren diesmal Hunderte der »Alten« und Hunderte der »Neuen« versammelt. Einige wenige saßen auf Bänken, die meisten auf der Erde. Um den Vortragstisch saßen, zusammen mit den beiden Ehrengästen, die alten Kameraden: Shofman, Beckmann, Zvi Lurie, Hermann Segal, Gold und ich. Shofman, der in seiner Eigenschaft als Acting Chairman der Partei verhaftet worden war, eröffnete als solcher die Versammlung. Nach ihm sprachen die Kameraden – jeder über einen bestimmten Abschnitt aus dem Leben Jabotinskys.

Ich sprach als letzter über Jabotinskys Kampf gegen die Chalukka und über seine Bündnispolitik.⁴⁴ Während ich sprach, sah ich die Gesichter Hunderter von Männern, die als Schüler und Apostel Jabotinskys ausgezogen waren, um seine Lehre vom Judenstaat durch Wort und Tat, durch ihr eigenes Beispiel und ihr eigenes Opfer zu bekräftigen. Jene, die heute hier saßen, waren nur zum kleinsten Teil durch Zufall hierhergekommen – von den »Mityazwim«, den 480 neuen Gefangenen von gestern und vorgestern, war kein Einziger hier, der nicht deshalb verhaftet wurde, weil er als treuer Revisionist galt. Die Mitgliedskarte des Zohar und Betar, ja oft nur die Abonnement-Bestätigung des »Hamashkif« war für die meisten derer, die hier vor mir saßen und standen, die »Eintrittskarte« nach Latrun.

Wenn ich zu diesen Männern sprach von Mut und Hader, von Opfer und Größe, von Entschlossenheit und Wahrheit – dann waren diese Worte keine leere Phrase. Ich begann mit den einleitenden Worten der Parasha der Woche: »Und Moses sprach zu den Stammesfürsten Israels folgendes: ›Dies ist die Sache, die Gott befohlen hat. Ein Isch, ein rechtschaffener Mann, der ein Gelübde gelobt oder einen Schwur schwört, durch den er seine Seele verpflichtet, etwas nicht zu tun, darf sein Wort nicht ändern. Was immer sein Mund ausspricht, das muss er tun.‹ Hier in dieser Parasha haben wir ein Gesetz, das die Stammesfürsten und die Staatsmänner angeht, mehr als alle andern. Wer in Israel ein Mann, wer ein Führer sein will – wehe, wenn er sein Wort nicht hält, wehe, wenn er ein Gelübde nicht erfüllt oder einen Schwur bricht. Aber ihr, ihr gegenwärtigen Staatsmänner, glaubt nicht, dass für euch eine doppelte Moral gilt, wie sie die Engländer und alle andern Völker praktizieren. Glaubt nicht, dass nur im Privatleben euer Wort gilt, während ihr im öffentlichen Leben lügen dürft; glaubt nicht, dass die Politik rechtfertigt, etwas zu tun, was ein Privatmann zu tun sich schämen müsste: zu schwören, dass ihr nie die zustimmende Hand zur Teilung Palästinas erheben werdet, um dann den Mr.

⁴⁴ Die im Original seitenlange, redundante Rede über Jabotinsky wurde hier stark gekürzt.

Nahum Goldmann zur Palästina-Konferenz nach London zu schicken⁴⁵, damit er über Teilungen verhandelt; zu schwören, dass ihr den Judenstaat fordert, um dann inoffizielle Gespräche über alles andere zu führen, nur nicht über den jüdischen Staat und seine unabdingbare Voraussetzung: eine nationaljüdische Regierung.

Und das war die Größe Jabotinskys, dass er dieses Gebot Gottes erfüllt hat. Die ›kleinen‹ Männer in Israel lachten manchmal über ihn und versicherten, er sei nur ein Redner, aber kein Politiker. Aber das Volk liebte und die Jugend vergötterte ihn, weil er ein »Isch« war und in seinem Leben das verwirklichte, was er in seinen Reden und Schriften lehrte. Jabotinsky war Prophet und Lehrer für die nächsten Generationen.«

Und dann sprach ich über Jabotinskys Bündnispolitik. Vielleicht nur einer oder zwei der Anwesenden wussten, dass zuerst ich diese Bündnispolitik – und zwar auf der Weltkonferenz des Zohar in Krakau vom Dezember 1934 – mit dem Ziel vorgeschlagen hatte, die Auswanderung von 500.000 Juden aus Polen und Rumänien nach Palästina innerhalb von fünf Jahren mit Hilfe der Kleinen Entente⁴⁶ zu ermöglichen. Und ebenso wenige wussten, dass ich selbst den ersten praktischen Schritt zur Verwirklichung dieser »Bündnispolitik« im Frühjahr 1936 in Rumänien gesetzt habe und dass Jabotinsky nach Polen bereits mit rumänischen Versprechungen gefahren war, um dort die Lösung zur Evakuationspolitik vorzulegen⁴⁷, d. h. meinen bescheidenen »Zehnjahresplan« der Auswanderung von einer Million Juden binnen eines Jahrzehnts nach Palästina. Diese Bündnispolitik, die darauf basierte, dass die Auswanderung der Juden aus Europa nach Palästina nicht nur eine Angelegenheit sei, die die Juden, die Engländer und die Araber betreffe, sondern ebenso sehr, oder noch mehr, die anderen Staaten mit jüdischer Bevölkerung, war aber unvereinbar mit dem Gedanken einer Chalukka – denn nur ein großes Palästina konnte damals, und kann heute, die erforderliche große Anzahl jüdischer Immigranten aufnehmen. Wer daher die Evakuation bejahte, musste gegen die Chalukka, wer aber eine Teilung Palästinas für akzeptabel hielt, musste gegen die Evakuation sein. Und so war es logisch, dass die Zionisten, die die Evakuation ablehnten, sich für Weizmanns Chalukka-Pläne begeisterten und dass Jabotinsky von all jenen Zionisten verehrt wurde, die an ein großes, ungeteiltes Palästina ebenso glaubten wie an die Möglichkeit oder Notwendigkeit einer jüdischen Massenauswanderung aus Europa.«

»Und heute«, so fragte ich, »was würde heute Jabotinsky sagen, nachdem die Vernichtung von sechs Millionen Toten die Lage unseres Volkes dramatisch verändert hat? Was würde er heute sagen zu der Londoner Palästina-Konferenz und zu den erneuten Reden über eine Teilung des Landes?« Ich weiß, was er sagen würde: »Eyn Dubim we eyn Yaar.

45 Londoner Palästina-Konferenz: eröffnet am 10. November 1946.

46 Kleine Entente (siehe Sachregister, S. 569).

47 Evakuationspolitik (siehe ebda, S. 565).

Nichts wird herauskommen, gar nichts. Palästina wird nicht geteilt werden. Nicht jetzt und nicht später. Denn noch immer gibt es Hunderttausende und Millionen Juden, die ein ungeteiltes Palästina brauchen.

Die Bevins und Attlees haben geglaubt, dass Hitler alle die Juden ermordet hat, die nach Palästina auswandern wollten, und dass die ›paar tausend Überlebenden nur zu glücklich sein werden, in Europa bleiben zu können‹. Deshalb sei der Zionismus für die Lösung der ›Judenfrage‹ überflüssig geworden: aus Mangel an überlebenden Juden. Aber das Evakuationsprogramm ist heute aktueller denn je. Im Jahre 1936 hatte Jabotinsky die Evakuation von einer Million Juden innerhalb von zehn Jahren gefordert, heute fordern wir die Evakuation von weit mehr Juden in viel kürzerer Zeit. Heute sind bereits in Deutschland, Österreich und Italien rund 300.000 Juden zur sofortigen Emigration bereit; auf der Balkanhalbinsel sind es, samt Ungarn, mehr als 500.000 Juden – davon sind allein in Rumänien 318.000 Juden schon beim Palästinaamt registriert. In Russland, in der Schweiz, in Schweden und Frankreich stehen weitere Massen mit gepackten Koffern und warten auf das Signal. Sogar in Schanghai sind 1500 Juden, die schon die Brücken hinter sich abgebrochen haben. Und dazu kommen erst noch die Juden der arabischen Länder – die 45.000 Juden des Jemen und die 100.000 Juden im Irak, die 30.000 Juden Syriens und des Libanon, die 35.000 Juden in Tripolis, die Juden Persiens, die Juden der Türkei, die Juden Marokkos – Hunderttausende jüdische Menschen, die heute dort stehen, wo vor zehn Jahren die Juden Polens gestanden sind. Und hinter ihnen taucht, noch in der Ferne, die ›Judenfrage‹ Südafrikas und Südamerikas auf, die ›Judenfrage‹ der USA, die Frage des Weltjudentums.

Vor zehn Jahren waren wir die einzigen, die von illegaler Alija sprachen, und ich weiß noch, welche Schwierigkeiten die Landesleitung der Hazach in Österreich Anfang 1936 unter meinem Präsidium hatte, als sie mühsam die ersten zwölf Freiwilligen für die erste illegale Fahrt nach Palästina unter der Losung ›Af-Al-Pi‹ sammeln musste. Diesem ersten Schiff folgten ein zweites mit 60, ein drittes mit 300, ein viertes mit 500 Mann. Und dann kamen Tausende.

Heute gibt es niemanden mehr in Palästina, der gegen die Evakuation ist, niemanden mehr, der vor dem Kampf gegen die antisemitische, britische Regierung Angst hat. Hier in Latrun sitzen die Vorkämpfer der Evakuation von 1936 und ihre Gegner von damals Schulter an Schulter hinter Stacheldraht, und draußen, auf den Straßen Palästinas, fallen die Söhne Jabotinskys und die, die ihn gestern bekämpft haben, gemeinsam als Opfer für die Freiheit unter den Kugeln des britischen Regimes. Geeint stehen wir heute im Kampf, und wenn wir geeint bleiben, werden wir geeint siegen. Denn ein Volk, das keine Angst hat vor Tod und vor Kerker, das Hitler überlebt hat und die antizionistische Regierung der Sowjets, wird auch die Labour-Regierung des Mr. Attlee und Mr. Bevin überleben.«

Dienstag, 30. Juli 1946

Ozer in Tel Aviv! Belagerungszustand in der Hauptstadt des jüdischen Landes gegen den Jischuw. Eine Division Militär wird gegen 150.000 Juden eingesetzt; ein Soldat oder Polizist gegen sieben Juden, vom Kind zum Greis – angeblich um Terroristen zu fangen.

Im Lager herrscht eine Stimmung, die zwischen Wut und Empörung über diesen beispiellosen Überfall des Militärs auf die jüdischen Bürger und einem gewissen Stolz schwankt. Die Einen legen das Hauptgewicht darauf, dass in der Weltgeschichte – nicht einmal in Polen oder Frankreich zur Zeit der Okkupation Hitlers – die Bevölkerung einer Großstadt von fast 200.000 Einwohnern gleichsam in Geiselhaft genommen wurde, nur weil die Polizei nicht imstande ist, eine Gruppe von Attentätern ausfindig zu machen. Es gibt aber auch andere, die die Engländer in Schutz nehmen und einräumen, es sei auch in der Geschichte des britischen Imperiums noch nicht vorgekommen, dass am hellen Mittag das Hauptquartier der Besatzungstruppen und das Hauptbüro der Regierung mit mehreren Dutzend Beamten in die Luft gesprengt wurden und man nicht imstande gewesen wäre, die Täter zu verhaften – obwohl dieselben auf Straßenplakaten *urbi et orbi*⁴⁸ mitteilten, wer sie seien, und obwohl die Polizei die Namen aller terroristischen Hauptverantwortlichen kenne.⁴⁹

Mittwoch, 31. Juli 1946

Die ersten Nachrichten aus dem belagerten Tel Aviv werden verschlungen. Das ganze Lager hörte aus dem Radio bis spät in die Nacht hinein die Nachrichten vom »Kriegsschauplatz«. Die Zahl der Verhafteten wurde mit grimmem Humor quittiert. Hätte PBC oder BBC gemeldet, dass man 27 oder 13 oder 46 Verdächtige verhaftet habe – dann hätten vermutlich alle geglaubt, dass sich darunter tatsächlich viele Terroristen befanden. Aber sobald man von Hunderten spricht, die »zurückgehalten« werden, halten die »Sachverständigen von Latrun« das Ganze für einen schlechten, unglaubwürdigen Spaß: »Wenn die Polizei zehn oder zwanzig Leute verhaftet, besteht eine Chance, dass sie dem einen oder andern irgendeine Verbindung mit einer illegalen Organisation nachweisen könne. Wenn sie es aber erst mit einigen Hunderten zu tun hat, dann kann sie gar nichts nachweisen – dann ist sie einfach hilflos. Nur wenn durch Zufall jemand

48 *Urbi et orbi*: Segensspruch des katholischen Papstes für die »Stadt« (Rom) und den »ganzen« Erdkreis.

49 Die folgenden Seiten im Original, die das alltägliche Lagerleben mit zahlreichen schon bekannten Details schildern, wurden hier weggelassen.

in ihre Hände fällt, dessen Gesicht und Namen ihr bekannt sind, kann die Polizei hoffen, wirklich einen Terroristen zu erwischen.«

Große Aufregung herrscht über die Entdeckung eines Waffenlagers in der großen Synagoge von Tel Aviv.⁵⁰ Es gibt niemanden, der nicht bedauert, dass eine Gruppe einen solchen Ort als Versteck wählte. Aber andererseits ist die Menge der entdeckten Waffen so gering, dass man eigentlich keiner der illegalen Organisationen zutraut, dafür die große Synagoge als Depot gewählt zu haben.

Erst auf ausdrückliches Befragen erzählen mir die Gabbaim der Synagoge ein wenig kleinlaut, dass unterdessen vom Schochet aus Eqrone die Verständigung eingetroffen sei, das Fleisch aller sechs Ochsen sei kosher gewesen; er habe alle geschächtet, aber »vergessen«, für die anderen vier Ochsen die Garantiescheine beizulegen und dem Begleitbrief eine Richtigstellung hinzuzufügen, dass nicht nur zwei, sondern alle sechs Ochsen geschächtet worden seien. Die »Antiklerikalen«, die entschieden hatten, im Zweifelsfall sei das Fleisch als kosher zu betrachten, triumphieren. Sie haben es gleich gewusst. Weil der Schochet ein Faulpelz war, der keinen zweiten Brief schreiben wollte, musste das ganze Lager den Schabbat über ohne Fleisch bleiben!

Auch ich muss zugeben, dass unser »Clerus« nicht auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Dieses eine Beispiel von ungenügender Organisation zeigt wiederum, wie sehr Palästina darunter leidet, dass bei uns das Oberrabbinat keinen gewichtigen Einfluss auf die einzelnen Ortschaften ausübt und diese auch nicht wirksam zu kontrollieren vermag. Die Erneuerung des religiösen Judentums in Palästina, und vielleicht sogar in der ganzen Welt, hängt von einer Re-Organisation des palästinensischen Rabbinats und Oberrabbinats ab. Solange jeder Ort und in jedem Ort jede Gruppe machen können, was sie wollen, solange wird es Schochtim geben, die ihr Amt so ausüben wie der von Eqrone, ohne dass sie jemand zur Rechenschaft ziehe, weil sie niemandem gegenüber dazu verpflichtet seien.

Donnerstag, 8. August 1946

Meine Vermutung, dass die gigantische Militäraction gegen Tel Aviv ein kompletter Fehlschlag gewesen sei, wird von neuen Gefangenen bestätigt. Man sagt, dass sich kein einziger Mann des Irgun – weder ein wichtiger noch ein unwichtiger Mann – unter den Gefangenen befinde. Hingegen wurde als »verdächtig« ein Mann eingeliefert, der 1937

⁵⁰ Am 31. Juli 1946 wurden in Tel Avivs größter Synagoge ein großes Waffenversteck, eine vollständige Fälscherausrüstung und gefälschte Regierungsanleihen im Wert von 1 Million US Dollar entdeckt.

»illegal« ins Land gekommen war und sich eine Identitätskarte auf einen neuen Namen ausstellen hatte lassen. Als er jetzt »identifiziert« wurde, gab er in seiner Aufregung seinen alten Galuth-Namen an, der natürlich mit seiner Identitätskarte nicht übereinstimmte. Flugs wurde er ins Konzentrationslager gebracht. Er ist ein braver Kaufmann und Ladenbesitzer in Tel Aviv und weiß vom Irgun wahrscheinlich weniger als die Polizei.

Heute lernte ich übrigens ein neues Wort. Jemand sprach über zwei junge »Terroristen« im Alter von 15 oder 16 Jahren als »Itoanim«. Ich war bass erstaunt: »Was, diese Kinder sind Schriftsteller?« Man belehrte mich herablassend. »Itoanim« sind, im modernen Hebräisch von Latrun, jene Kinder, die von der Polizei dabei erwischt werden, dass sie illegale Zeitungen auf Wände kleben. Sie werden dann, zur weiteren Ausbildung, nach Latrun geschickt.

Freitag, 9. August 1946

Heute sind es zwei Wochen, seit die »neuen Alten«, die Mityazwim, wieder verhaftet worden sind, und einige unter ihnen sind sehr deprimiert. Sie versuchen, es nicht zu zeigen, aber das Gefühl, dass sie willenlose Sklaven der Launen einer Polizeibehörde sind, drückt sie nieder. Einer von ihnen macht mit mir einen Spaziergang auf dem Fußballplatz und beschreibt seine Stimmung, die er wohl auch mit den anderen teilt. Er möchte endlich einmal in Sicherheit vor Verhaftungen leben; er ist verheiratet und lebt stets ohne Frau, die Frau stets ohne ihn. Er ist freigelassen worden und hat seine Entlassung aus der Polizeiaufsicht erwirken können, aber er hielt es für klüger, weiter unter Aufsicht zu bleiben. So glaubte er, vor neuen Denunziationen, neuen Verhaftungen und neuen Untersuchungen besonders sicher zu sein. Stattdessen ist er aber gerade deshalb wieder verhaftet worden. Einer seiner Schicksalsgenossen ist wenige Tage vor dem 22. Juli, dem Anschlag auf das King David Hotel, aus der Polizeiaufsicht befreit worden. Aber er, der sich täglich bei der Polizeistation gemeldet und sich jeden Tag nach Sonnenuntergang zu Hause aufgehalten hatte, der seit einem Jahr in kein Theater, kein Kino, kein Konzert gegangen war, der in Kauf genommen hatte, dass immer wieder die Polizei an seine Türe klopfte – mal fünf Minuten nach acht Uhr, mal um drei Uhr früh, um nachzusehen, ob er auch brav zu Hause sei und welche Gesellschaft sich bei ihm treffe –, gerade er wurde abermals verhaftet und sitzt jetzt nun wiederum zwei Wochen in Latrun und bekommt, vielleicht, ein Jahr. Er ist mürbe geworden, mürbe und müde.

Ein anderer, aus Ramat Gan, ist hingegen anders gestimmt. Er erzählt vergnügt von seiner Verhaftung. Er hatte sich gerade bei der Polizei gemeldet, als er hörte, man nehme die »unter Aufsicht Stehenden« gefangen. Flugs ging er nach Hause – die Patrouillen, die ihn suchten, hatten eine alte und ungenaue Adresse – und schlief sich erst

einmal richtig aus. Er hatte keine Lust, die erste Nacht im Gefangenenhaus von Jaffa zu verbringen, wie er sagte. Am nächsten Tag meldete er sich bei der Polizei. »Ich habe stets einen kleinen Koffer mit allem, was man für das Gefängnis braucht, reisefertig gepackt in der Wohnung stehen«, verkündet er mit sichtbarem Stolz. Andere Leute fahren von Zeit zu Zeit nach Tiberias am See Genezareth oder auf den Har Kanaan, einen Berg in Galiläa. Er persönlich sei eher geneigt, seine Ferien in Latrun zu verbringen.

Mit Fassung erträgt auch einer unserer Ärzte, die wohl am schwersten unter ihren fortgesetzten Verhaftungen leiden, sein Schicksal. Er war zuerst nach Eritrea geschickt worden und wurde jetzt wieder verhaftet, weil man in einem verlassenen Auto, das angeblich von Terroristen benützt wurde, eine Morphiumampulle gefunden hat, die mit einem Rezept gekauft wurde, das er ausgestellt hatte.

Ein anderer Arzt, ein »Jecke«, entging nur durch seine Pedanterie einem ähnlichen Schicksal. Ein verwundeter Terrorist war von ihm behandelt und verbunden worden. Die Polizei machte ihn ausfindig: »Hast du am soundsovielten des Monats einen Verwundeten behandelt? Gestehe!« Der Jecke sagt ganz harmlos: »Wollen wir einmal nachschauen in meinem Ärztekalender. Richtig – da steht: Schusswunde verbunden, Patient heißt – sagen wir: Nudelbaum –, bezahlt: 600 Mils.⁵¹ Bitte, meine Herren, überzeugen Sie sich!« Angesichts so vieler Naivität blieb selbst die Polizei sprachlos, und der ordentliche, gewissenhafte Arzt durfte weiter seinem Beruf nachgehen. Dazu fallen mir zwei Geschichten ein, die ich niederschreiben will: ein Witz und eine wahre Begebenheit.

Zuerst der Witz: Ein Jecke trifft auf der Straße einen Bekannten und plaudert mit ihm. Nach ein paar Minuten zieht er sein Notizbuch und schreibt auf: »Ecke Allenby, Gespräch mit Dr. Meier, Donnerstag, 11 Uhr.« Dann gehen beide ins Kaffeehaus. Sogleich schreibt der Jecke wieder auf: »Kaffee Mograbi. Esse Mittag mit Dr. Meier, Donnerstag, zwölf Uhr.« Der Dr. Meier wird neugierig. »Was schreibst du denn da auf?« Der Jecke erklärt ihm: »Heute muss man vorsichtig sein; man muss immer wissen, wann und mit wem man irgendwo war – die Polizei kann einen danach fragen.« »Wunderbar«, sagt der Dr. Meier. In dem Augenblick nähert sich ein Polizist und sagt dem Jecken: »Sie sind verhaftet!« »Warum?«, fragt er. »Sie waren am Dienstagmittag vorige Woche an einem Überfall auf die Barclays Bank beteiligt.« »Warten Sie«, bittet der Jecke, zieht sein Notizbuch hervor und schaut nach: »Dienstagmittag, Barclays Bank ... stimmt!«, gesteht er.

Und jetzt die wahre Geschichte: Ein bekannter Fabrikant wurde vor zwei oder drei Jahren zusammen mit einer Reihe anderer Fabrikanten plötzlich verhaftet. Er wurde beschuldigt, er habe den Terroristen Geld gegeben. »Kein Wort davon ist wahr«, verteidigte sich der biedere Mann. »Ich habe dem Irgun niemals Geld gegeben. Die Sache

⁵¹ Das israelische Pfund umfasste damals 1000 Mils.

war anders. Einmal sind zwei junge Leute zu mir gekommen und haben erklärt, sie seien vom Irgun und ich solle ihnen Geld spenden. Da habe ich geantwortet, ich sei gern bereit, ihnen Geld zu geben, aber nicht so mir nichts dir nichts. Es könne doch jeder herkommen und behaupten, er sei ein Terrorist und dafür Geld verlangen. Bitte, die Herren sollen mit jemandem wiederkommen, der mir bestätigen könne, dass sie wirklich dem Irgun angehören, jemanden, den ich kenne und zu dem ich Zutrauen habe, und dann würde ich ihnen Geld geben, aber sonst nicht. Ich bin ein Kaufmann und möchte nicht, dass man mich betrüge.« Der Fabrikant wurde nach dieser Aufklärung von der Polizei freigelassen.

Heute Nachmittag gab es im Spitalslager neuerlich große Aufregung. Einer der Kranken, ein Soldat, der nach einem Autounfall wegen eines Nervenschocks aus dem Militärdienst entlassen worden war, hatte einen Tobsuchtsanfall: »Er macht eine Nummer«, heißt es im Lagerjargon. Er hielt es hier nicht mehr aus, er wollte »Fratsch«. »Fratsch« ist das arabische Wort für Schichrur, Befreiung. Ich weiß nicht genau, was der Anlass war, aber heute Nachmittag begann er plötzlich einen Zank mit unserem braven Spitalsdirektor Wassermann. Er schlug auf ihn ein und schleppte plötzlich alle Eisenbetten aus seinem Schlafsaal, um sie in die Mitte des Platzes vor dem Spital zu schleudern. Dann ging er hinüber in die Spitalsbaracke, trieb die Kranken aus den Zimmern, schleppte auch ihre Betten heraus und warf sie um, als ob sie nur ein paar Kilo schwer wären. Im ganzen Lager brach eine wilde Panik aus. Halperin wollte, in seiner Funktion als Supervisor, den Mann beruhigen und wurde dafür mit ein paar rüden Stößen belohnt. Der Lagerarzt erschien, sah sich aus sicherer Entfernung das Schauspiel an und kehrte, ohne einzugreifen, in aller Ruhe in sein Zimmer zurück. Polizei marschierte auf, britische und arabische Polizisten – schauten den Mann an und ... ließen ihn ebenfalls gewähren. Wirklich, die Engländer sind manchmal bewundernswert klug. In einem deutschen oder französischen Konzentrationslager hätte man einen solchen Tobenden überwältigt, gefesselt, mit Wasser angespritzt, ins Gefängnis gebracht, kurz: Man hätte energisch für Ordnung gesorgt. Die Engländer waren klüger. Sie ließen den Mann toben. Sie dachten sich, dass er nach ein paar Stunden müde werde, und wenn er unterdessen ein paar Betten zerbreche, werde die palästinensische Regierung mittels einer geringen Erhöhung der Einkommensteuer imstande sein, diesen Schaden an britischem Staatsvermögen wieder gutzumachen. Die Polizei beschränkte ihre Intervention darauf, Neugierige zu verscheuchen: »Bitte weitergehen, nicht stehen bleiben!« Nach einer Stunde etwa beruhigte sich der Gefangene und brach zusammen. Seine Zimmergenossen stellten die Betten wieder auf, richteten die Matratzen, hoben ihn auf sein altes Bett, und nach einigen Stunden schlief er ein. Der ganze Vorfall blieb ohne Folgen, ohne Untersuchung, ohne Strafen. Gott sei Dank!

Samstag, 11. August 1946

Wir kommen eben von der großen Hatzagah der »Lahakath Latrun« nach Hause, erschüttert, aufgewühlt, begeistert und glücklich. Es war ein wirkliches »Theatererlebnis«, von einer mir selten widerfahrenen Intensität – ganz abgesehen davon, dass es auch ein zionistisches Erlebnis war. Ich habe etwas für mich ganz Neues erlebt: die jüdische Gefängniskunst⁵², stark, gesund und mutig. Unser Volk lebt wirklich, auch in der Moledeth, lebt frei auch im Gefängnis. Es ist ein gesundes und starkes Volk. Gott segne unsere Jugend!

Es fällt mir schwer, meine Eindrücke zu ordnen. Ich will keine Kritik zum Ausdruck bringen, sondern will nur festhalten, was ich heute fühle, damit ich später meine Folgerungen daraus ziehen kann. Und das Erste, was sich mir heute aufdrängt, ist ein Vergleich mit den *Memoiren aus einem Totenhaus*⁵³, dem besten Buch des großen russischen Schriftstellers Dostojewski, der darin eine Theateraufführung der Verbannten in Sibirien beschreibt – was hätte er wohl gesagt, wenn er die Theateraufführung der »Lahakath Latrun« heute hätte sehen können. Dort, bei Dostojewski, naive Wirklichkeitsflucht in Szenen, die nichts anderes sind als Kasperltheater, im schlechtesten Sinne des Wortes, nämlich Vorstellungen, die vergessen machen sollen, wie die Welt ist, vergessen machen sollen, dass die Schauspieler keine »eleganten Gutsherren mit spanischem Rohr« seien, sondern Gefangene des Zaren. Hier in Latrun dagegen: Realismus und Patriotismus, Leben, wie es wirklich ist. Wir, die Gefangenen des High Commissioners, spielen und singen und tanzen, und das Publikum, ebenso in Gefangenschaft des High Commissioners, hört und sieht zu, lacht und applaudiert. Denn wir alle sind Juden in der Heimat, und unseren Mut und unseren Geist können keine Kerkermeister in Fesseln schlagen, unsere Hoffnung kann kein High Commissioner brechen. Wir singen und tanzen, denn wir sind Juden!

Im *Schir ha Maaloth*, dem Psalm 126, heißt es, dass die Gojim, wenn Gott mit uns nach Zion zurückkehrt, sagen werden, dies sei eine große Gnade. Wir aber werden sagen, dies sei nichts »Großes« – denn diese unsere Rückkehr habe ja Gott uns durch den Mund Moshe Rabbenus und aller Propheten vorhergesagt, und selbstverständlich erfülle Gott seine Verheißungen. Aber etwas anderes sei groß, was Gott uns beschieden, obschon er es nicht verheißt und nicht verkündet habe, dass wir in all den Jahrhunderten der Knechtschaft, der Trauer, der Verfolgungen, des Blutvergießens, des Wartens,

52 Jüdische Gefängniskunst: vgl. die musikalischen Darbietungen jüdischer KZ-Häftlinge im »Dritten Reich«.

53 Fjodor Michailowitsch Dostojewski (1821–1881): *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus* (1861/62), vgl. LWV 261, Anm. 264.

fröhlich geblieben sind, dass das Lachen nicht von unseren Augen und das Lied nicht von unseren Lippen gewichen ist – in Erwartung des endlichen Sieges. Das ist es, was ich heute empfunden habe. Wir, die Gefangenen Zions, sitzen auf der Erde Zions, und wir lachen über unsere Kerkermeister und singen unsere Lieder, in Fröhlichkeit und unbezwingbarem Mute und unbeugsamer Zuversicht. Dies können wir bekunden, und es ist mehr, als Dostojewski von seinen Gefangenen im *Totenhaus* berichten konnte.

Wenn jemand fragen sollte, wer an diesem Schabbat der glücklichste Mann im ganzen Mandated Territory of Palestine gewesen sei, so lautete die Antwort sicherlich: Josef Becker, der verantwortliche Organisator der großen Hatzagah im Lager Latrun. Alles verlief vorschriftsmäßig und wie am Schnürchen. Der große Platz vor der Bühne – wir hatten eine richtige Bühne, diesmal allerdings ohne Vorhang – war von 500 Mann besetzt, die Kopf an Kopf standen oder saßen. Auch die »Linken« waren diesmal vollzählig erschienen, und unter den Anwesenden bemerkte man – um im Stil der Zeitungsreportage zu sprechen – die Spitzen der nationalen Institutionen: Die Sochnut war durch Schertok und Grünbaum vertreten, der Va'ad le'umi schickte Remez und Schattner, von der Kirjath Haifa war David Hacoheh delegiert, und von Tel Aviv war, in Vertretung Rokachs, Halperin erschienen, die Leitung des Hafens Haifa sandte Shingarevsky, von den zionistischen Parteioorganisationen ganz zu schweigen. Nur die Banken und die Industrie waren spärlich vertreten, vom Industriellenverband war nur Shofman anwesend, und die Hochfinanz war offenbar nicht rechtzeitig eingeladen worden.

Vor der Vorstellung waren Gerüchte verbreitet worden, dass eine besondere Überraschung bevorstünde, man hatte vage Hoffnungen, dass Captain Claw erlauben würde, die Mädchen, die im Lager von Latrun »B« gefangen sitzen, für diesen Abend zur Vorstellung nach Latrun »A« zu bringen. Was das für unsere Burschen (und noch mehr natürlich für die armen Mädchen) bedeutet hätte, ist leicht verständlich. Aber im letzten Moment war der Captain Claw schlecht aufgelegt, nicht zu sprechen, und er selbst blieb leider der Vorstellung fern. So musste das Lager auf diese Überraschung verzichten. Trotzdem war die Stimmung ungewöhnlich heiter. Scheinwerfer erhellten die Bühne die ganze Zeit mit ihrem magischen Licht; eine Musikkapelle spielte, das Ensemble war versammelt, das Spiel konnte beginnen. Apropos Musikkapelle: Dafür gebührt auch dem Captain Claw besonders ehrenvolle Erwähnung. Wir hatten kein Akkordeon und brauchten eines. Alle Versuche, eines aufzutreiben, scheiterten, bis schließlich Captain Claw mit der Polizei in Petach Tikwah telefonierte. Die Polizei schickte einen Beamten zur Mutter eines der »Detainees«, der in Latrun saß, und brachte ihr die Botschaft, dass sie, wenn sie das Akkordeon ihres Sohnes am nächsten Tag nach Latrun mitbrächte, eine außerordentliche Besuchserlaubnis erhalten würde. Die glückliche Mutter kam, sah den Sohn wieder, brachte ihm das Akkordeon, und die Lahakath hatte ihr Orchester.

Das Programm war umfangreich. Die Conferenciers Ephraim Goldstein und Ewen Shaw agierten ausgezeichnet. Ein Blitzzeichner produzierte glänzende Karikaturen von Churchill, Roosevelt, Weizmann und anderen führenden Persönlichkeiten der Welt-politik. Unser Chasan Rabinowitsch aus Netanja war stimmlich und schauspielerisch hervorragend. Schraggi, ein Jude aus Taschkent, gab vorzügliche Imitationen unserer nationalen Redner, von Altman bis Raw Herzog und Raw Uziel, aber nicht das war das Wesentliche. Das Wesentliche, das kaum Beschreibbare war der Geist, waren die Worte. Es war eine Vorstellung von Latrun für Latrun – und nicht eine Kabarettaufführung in Latrun. Jedes Wort, jeder Witz, jedes Lied waren nicht darauf abgestimmt, den Ort und die Bedingungen der Vorstellung vergessen zu machen, sondern – im Gegenteil! – sie zu unterstreichen, zu betonen, zu erinnern, in das höhere und künstlerische Bewusstsein zu rufen. »Hier spricht Latrun« – das war die Devise, mit der unsere gefangenen Künstler auftraten.

Das größte Erlebnis des Abends waren, für mich wenigstens, zwei Lieder, die mir immer den Geist Latruns im Gedächtnis bewahren werden. Das erste Lied *Mah lak-hem, Leyloth Latrun, Leyloth Yareakh* schrieb Shlomo Skulski für seine junge Frau, von der er nur wenige Wochen nach der Hochzeit getrennt wurde. Skulski ist Professor an einem Gymnasium, Schriftsteller; einer von denen, die man einmal »versuchsweise« auf fünf oder sechs Wochen in Latrun eingesperrt hatte – versuchsweise, weil die Polizei hoffte, auf diese Weise Belastungsmaterial gegen ihn finden zu können, ein vergebliches Unterfangen. Er musste freigelassen werden, blieb aber unter Polizeiüberwachung und kam jetzt mit den 480 anderen »Mityazwim« nach Latrun zurück, wo er seine dichterische Begabung zur Entfaltung brachte. Und in dieser Stimmung glückte ihm ein Werk, wie es nur wenigen Dichtern beschieden ist: ein echtes Volkslied. Sein Mitgefangener, unser Chasan Rabinowitsch, komponierte gleich die ins Ohr gehende Melodie dazu, und eine Stunde nach der Premiere singt und pfeift schon das ganze Lager dieses Lied. Ich glaube, es hat sich für Skulski gelohnt, wiederum nach Latrun geschickt zu werden, nur um dieses Gedicht zu schreiben, mit all der Sentimentalität, die einem Volkslied gebührt. Das zweite Lied, geschrieben von Goldstein, ist eine beißende politische Satire des »Weges nach Latrun«. Ein Gefangener wird bei Nacht geweckt und über Jerusalem nach Latrun transportiert, verhört, instruiert: ein Lied voll Hohn und Trotz, ein Lied des jüdischen Witzes.

Es gab noch andere gute Lieder, wie z. B. *Matzav Ruach*⁵⁴, die bewiesen, dass wir in Palästina bereits eine wirkliche, bodenständige Poesie des Gefängnisses haben – ohne Zeitungen, ohne Bücher, ohne Anreiz des Ruhmes oder der Honorare. Das Volk dichtet in Hebräisch, das Volk singt von ihm erfundene oder gestohlene Melodien, das Volk

54 Matzav Ruach: »Atem« der gegenwärtigen Lage, geistige Verfassung.

produziert seine eigene Kunst. Und gerade in Latrun habe ich das zum ersten Mal gefühlt.

Der Eindruck des Abends war auf die Zuhörer gewaltig. Jeder war stolz auf die Kameraden, neidlos und zufrieden. Ich glaube, auch auf die Führer der »Linken« hat dieser Abend stärker gewirkt als viele politische Erklärungen. Sie sahen das Volk, unser Volk, und fühlten seinen Geist, den Geist des Trotzes und der Unbezwingbarkeit. Hinter den Stacheldrähten von Latrun äußerte sich dieser Geist freier als in Tel Aviv. Dort hat jeder Angst, dass er – Gott behüte – einmal nach Latrun kommen könne. Wir aber sind schon in Latrun, hier kann uns nichts mehr passieren.

Es wäre gut, wenn diese Truppe, nach der Freilassung der Kameraden, beisammenbleiben und das Land bereisen könnte, um überall solche Vorstellungen zu geben: die »Lahakath Latrun« zugunsten der Familien der Gefangenen Zions. Eine einzige Vorstellung kann die Realität der Konzentrationslager besser zeigen als viele politische Artikel und Reden. Der Jischuw muss endlich erwachen und begreifen, dass die Menschen in Latrun nicht anders seien als die in Tel Aviv oder in Jerusalem. Es sei nur ein Zufall, wenn ich in Latrun sitze, und du sitzt in Tel Aviv. Morgen kann es umgekehrt sein, du sitzt hier, und ich bin draußen. Und deshalb müssen wir alle zusammen gegen diesen Regierungsterror kämpfen – und dazu hilft das Lachen der »Lahakath Latrun« mindestens ebenso gut wie jeder Zeitungsartikel.

Sonntag, 11. August 1946⁵⁵

Schlechte politische Nachrichten. Das Gespenst der Londoner Konferenz, der Chalka, des neuerlichen Verrats geht wieder um. Im Lager beginnt man schon von einer Freilassung der Manhigim zu sprechen – als Preis für ihre Teilnahme an der Londoner Konferenz. Lieber sitze ich hier noch zehn Jahre, als dass ich für meine Freilassung der Jischuw nach Canossa, genauer: nach London gehe, um eines Tages gar noch Herrn Weizmann meinen Dank abstaten zu dürfen, dass meine Befreiung erst durch seine Kapitulation ermöglicht worden sei. Mir ekelt vor mir selbst, wenn ich an diese Möglichkeit auch nur denke.

Montag, 12. August 1946

Ein neuer Schlag ins Gesicht des Jischuws: Ein Schiff mit jüdischen Flüchtlingen aus den Konzentrationslagern wird angehalten, die Passagiere werden nach Cypern ge-

55 Die im Original anschließenden, thematisch abschweifenden Ausführungen über die »Problematik« und den Sinn des jüdischen Betens wurden hier gestrichen.

bracht.⁵⁶ Im Lager wird diese Nachricht sarkastisch entgegengenommen. »Jetzt werdet ihr die Reaktion des Jischuws sehen«, sagt ein »Alter«. »Es wird einen Streik geben, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat – alle Kinos werden von elf Uhr nachts bis elf Uhr vormittags geschlossen sein, und alle Kaffeehäuser werden zum Zeichen der nationalen Trauer von Mitternacht bis Morgens zusperren. Und die Autobusse werden nicht fahren, mindestens zwei Stunden lang, ohne Unterbrechung.«

Die beabsichtigte Deportation der Flüchtlinge nach Cypern wird von uns allen gleichermaßen als nationale Katastrophe empfunden. Es gibt zwar bei Tisch, wie überall, Optimisten und Pessimisten – solche, die glauben, dass im Grunde die Engländer alles nur tun, um einen Anlass zu haben, mit dem sie von uns Konzessionen erkaufen können, und Pessimisten, die in jeder neuen britischen Aktion die Absicht sehen, uns total zu unterdrücken, ja zu vernichten. Die unterschiedliche Beurteilung ist nicht abhängig von unserem Parteistandpunkt. Es gibt Revisionisten wie Shofman, Mapainiks wie Remez, die im Grunde sogar jetzt erst recht eine baldige Befreiung erwarten – während Grünbaum und ich mit neuen Schikanen der britischen Regierung gegen uns rechnen. Allerdings gibt es auch da wieder Nuancen. Grünbaum glaubt, dass die Engländer ihre repressive Politik konsequent weiterführen werden, während ich überzeugt bin, dass – so unglaublich es klingen mag – wir Juden auf Dauer die Stärkeren seien und dass England letztlich nachgeben werde, wenn wir unerschütterlich weiterkämpfen und auf keinen Kompromiss eingehen. Gott beschütze uns heute nur vor unseren eigenen Führern! Mit Attlee, Bevin und General Barker werden wir schon allein fertig werden, wenn nur nicht unsere Führer uns verraten, im Glauben, dass der Jischuw den Kampf nicht mehr länger weiterführen könne.

Gold und Shofman baten mich um einen Vortrag über Napoleons militärische Strategie und Taktik, die für uns Zionisten heute so aktuell seien: Ein Staatsmann und General, der damit rechne, den Krieg zu verlieren, denke immer nur an die Schwierigkeiten und Gefahren, in denen seine Armee und sein Volk schweben. Wer den Krieg aber gewinnen will, müsse immer überzeugt sein, dass sein Gegner sich noch in viel größeren Schwierigkeiten und Gefahren befinde und noch erheblich kriegsmüder sei als er selbst.

Ferner erzählte ich den Jungen von der Entscheidungsschlacht im türkisch-griechischen Krieg bei Dumlupinar am 26. August 1922, als Kemal Pascha die Schlacht schon verloren gab und nach Ankara zurückkehren wollte, während sein Generalstabschef, der gegenwärtige Präsident der Türkei İnönü, schon die Befehle zur Räumung der Stellungen niederschrieb. In diesem Augenblick läutete das Feldtelefon, der schwerhörige In-

56 Es handelt sich um das Alija-Bet-Schiff »Sagolem« (siehe Sachregister, S. 572). – »Yagur«: 1922 gegründeter Kibbutz bei Haifa, in dem die Briten am 1. Juli 1946 ein großes Waffenlager der Hagana entdeckt hatten.

önü verstand erst gar nicht die Meldung: Die Griechen unter König Konstantin waren im Begriffe, sich vollständig zurückzuziehen, weil sie zuerst die Nerven verloren hatten. Um zwölf Stunden zu früh hatte Griechenland den Sieg aus der Hand gegeben.⁵⁷

Das ist unsere Lage heute. Die Briten stehen den größten Gefahren gegenüber, die das Empire je bedroht haben – größer als zur Zeit Hitlers. Außenpolitisch droht Russland ein gefährlicherer Feind zu werden, als es die immerhin doch noch zivilisierten Deutschen je waren. Das Gefüge des Empire kracht in allen Fugen – von Indien bis Ägypten, von den Malayanstaaten bis Burma ist alles in Aufruhr. Wirtschaftlich an Amerika verschuldet, industriell in schwerster Reorganisationskrise, die Handelsflotte jener Amerikas weit unterlegen, die Bergwerke veraltet, die Arbeiterschaft unwillig. Ist es realpolitisch nicht höchst unwahrscheinlich, dass ein solch maroder Staat just in diesem Augenblick sich die Feindschaft des palästinensischen, amerikanischen, südafrikanischen und südamerikanischen Judentums zuziehen werde? Wenn England sehe, dass wir unerschütterlich seien, dass wir lachend und singend in den Tod und nicht nur nach Latrun gehen, nach wie vor entschlossen, uns auf Gedeih und Verderb mit dem britischen Empire zu verbünden, ein Mitglied des Empire zu werden wie Südafrika oder Neuseeland, wo auch nur zwei Millionen Weiße leben, das heißt so viel, wie es Juden in Palästina in fünf Jahren geben könne – wenn England nur wolle, dann werde das Königreich ebenso plötzlich unser Freund sein wie im Jahre 1938.

Meine Kameraden beklagen sich bitter über die Nachlässigkeit der Partei. Die »Linken« bekommen von ihren Parteiorganen – dem »Davar« und dem »Mishmar« – so viele Exemplare, wie sie nur wollen. Die Revisionisten hingegen haben im Lager ganze zwei Nummern des »Hamashkif« für mehrere hundert Mann, und wir oben im Spital bekommen noch eine dritte Nummer. Die »Linken« erhalten alle möglichen neuen Bücher; für uns hat man nicht einmal die neue Broschüre über Jabotinsky hergeschickt, die anlässlich seines Todestags erschienen ist und an der Shofman und ich mitgearbeitet haben.⁵⁸ Von dem im neuen revisionistischen Verlag »Hazon« erschienenen Buch *Uma u-moledet*⁵⁹, zu dem ich die Einleitung geschrieben habe (über die biologischen Grundlagen des Patriotismus), befindet sich überhaupt kein Exemplar in unserer Bibliothek.

Meine Kameraden sind verbittert. »Ehe die Linken nach Latrun in Massen geschickt wurden, wusste der Jischuw überhaupt nicht, dass es ein Latrun gab«, sagen sie: »Damals kannten das Lager Latrun nur die paar hundert Familien, die hierher fuhren und stundenlang in glühender Sonne oder strömendem Regen vor dem Gittertor warten

57 Vgl. zur griechisch-türkischen Entscheidungsschlacht bei Dumlupinar auch LWV 277.

58 *Tsarvoeh fun Zshabotinskin tsu der Yidisher yugnt.* Tel-Aviv: Kultur department fun shilton Betar 1940.

59 WvW [gemeinsam mit Yerahmi'el Yirnik]: *Umah u-moledet. Mivhar ha-sipur al gevurah ve-abavat moledet.* Tel Aviv: Hazon 1946.

mussten, ehe sie zum Besuch ihrer internierten Angehörigen zugelassen werden. Aber heute hat der Jischuw das Lager Latrun entdeckt: Ununterbrochen kommen Besucher, ununterbrochen kommen Geschenke, ununterbrochen kommen sogar Lebensmittel, seit die ›Linken‹ hier sind. Aber unsere eigene Partei hat uns vergessen. Sogar unsere eigene Zeitung weiß nicht, dass wir da sind und lesen möchten, was in der Partei vorgeht.« Unter den »Mityazwim« ist die Stimmung besonders schlecht. Sie hatten geglaubt, dass ihre Entlassung nur eine Frage von Tagen sein werde – vor allem nach der raschen Entlassung der ersten Invaliden aus Jerusalem. Und jetzt schleppt es sich ins Endlose. Man spricht von Hungerstreik.

Dienstag, 13. August 1946

Nach der Rückkehr von der Synagoge berichtet mir Shofman über den Besuch seiner Frau. Sie hatte wenig erfreuliche Nachrichten gebracht. Meinem Anwalt Seligman wurde weiterhin die Erlaubnis, mich zu besuchen, verweigert; sie selbst war in Jerusalem gewesen und überall auch sehr zuvorkommend empfangen worden – aber niemand könne etwas für uns tun. Die Entscheidung über unser Schicksal liege jetzt wieder in den Händen des Chief Secretary, das heißt: in den Händen der Londoner Regierung. Frau Shofman werde wieder nach Jerusalem fahren und versuchen, eine Audienz beim Chief Secretary zu erwirken. Bis dahin sollen wir Geduld haben. Der zweite Monat in Latrun geht zu Ende.

Dr. Schimschon Junitschmann bringt die Nachricht, dass er und mit ihm noch 70 bis 80 Gefangene entlassen werden sollen. Die Aufregung im Lager ist schwer zu beschreiben. Alle 450 Männer, die nach dem King David-Attentat interniert wurden, und darüber hinaus noch die Hälfte der anderen Insassen hoffen, dass sie auf der Liste stehen werden. Fratsch! Nur wir Manhigim bleiben gelassen – denn wir sind sicher, dass wir nicht dran kommen werden.

Der »Daily Herold«, das Organ der Labour Party, brachte Photos von Shofman und mir hinter dem Stacheldraht des Lagers, aber keine Bilder der anderen gefangenen Manhigim. Ich glaube, dass unser Photo einzig bezweckte, der Welt und vor allem der britischen Arbeiterschaft zu zeigen, dass am 29. Juni 1946 nur die Führer der »revisionistischen Reaktion« gefangen genommen wurden, nicht aber die Führer des jüdischen Proletariats. Als Entschädigung und im Namen der ausgleichenden Gerechtigkeit brachte die gesamte palästinensische Presse – außer dem »Hamashkif« – nur die Photos von den Manhigim der Sochnut, aber nicht die unseren. Ich hoffe, sowohl Schertok wie auch wir werden diese einseitige Popularität in voller Gesundheit überleben.

Am Abend hören wir die niederschmetternden Nachrichten über die Flüchtlinge an Bord der »Henrietta Szold«. Wir diskutieren über die Namengebung dieser jämmerlichen

kleinen Boote, die unsere Brüder und Schwestern in die Heimat bringen sollen. Die Revisionisten fragen, warum es kein Schiff gebe, das »Jabotinsky« heiße. Ich sage, dass ich alle die Namen, die wir diesen Booten bisher gegeben haben, für unglücklich halte. Es sind sentimentale jüdische oder hebräische Namen, das heißt Namen, die nur unser Gemüt ansprechen, aber den Gojim unverständlich sind. Die Namen unserer Schiffe müssten so gewählt werden, dass sie nicht die Juden, sondern auch die Christen und vor allem die Briten so stark bewegen, dass jeder Name einen Leitartikel in der Weltpresse provoziert. Welcher Engländer oder Amerikaner kennt »Yagur« oder »Henrietta Szold« oder »Sereni«? Diese Namen benötigen Kommentare, um verstanden zu werden. Nennen wir aber unsere Boote »Prime Minister Attlee« oder »President Truman«; nennen wir sie »Bevins's Polly« oder »Humanity«; nennen wir sie »Hitler and Halifax«⁶⁰ oder »Bergen Belsen«; nennen wir sie »Balfour Declaration« oder »British Policy 1946«; nennen wir sie »Freedom of Persecution« oder »Freedom of Migration« – und die ganze Welt würde verstehen, welche Niedertracht in Palästina an uns begangen wird. Die ganze Welt würde über die Groteske lachen, wenn die britischen Kriegsschiffe den »Prime Minister Attlee« konfiszieren oder uns Juden zwingen, die »Balfour Declaration« zu verabschieden. Auch »King of England« oder »Human Progress« wären erfolgversprechende Namen. Man muss die Engländer lächerlich machen – aber nicht an jüdische Sentimentalität appellieren.

Mittwoch, 14. August 1946

Die Freilassung von über 50 Gefangenen – nicht von 70 – hat tatsächlich stattgefunden. Im revisionistischen Führerzimmer bleiben nur zwei Kameraden zurück: Dr. Junitschmann und Dr. Beckmann, die beide mit gelassener Miene ihre Enttäuschung verbergen. Niemand weiß, nach welchen Regeln die C. I. D. einsperrt und nach welchen Regeln sie entlässt. Aber wir sind doch froh, dass es weniger Unglückliche im Lager gibt, auch wenn statt 600 Mann immer noch 540 »sitzen« müssen.

Soeben kommen zwei Briefe meiner Frau gleichzeitig an; die ersten Nachrichten seit zwanzig Tagen! Schlechte, traurige Nachrichten – Eli, der einzige Sohn eines teuren Freundes, ist »vermisst«, verschwunden seit der Aktion gegen die Brücken⁶¹, dem eigentlichen Vorwand für die »Operation Agatha« vom »schwarzen Schabbat«. Man befürchtet, dass er getötet, von Sprengstoff zerrissen worden sei. Welcher Jammer, welcher Fehler –

60 Edward Wood (Earl of Halifax): siehe biographische Daten, S. 560.

61 Leil HaGscharim (»Die Nacht der Brücken«): Eine Kampfgruppe der Palmach sprengte in der Nacht des 16./17. Juni 1946 zehn Brücken, die Palästina mit den Nachbarländern Libanon, Syrien, Transjordanien und Ägypten verbinden, um britische Militärtransporte zu verhindern. 14 Attentäter wurden getötet.

alle diese »Demonstrationen« jüdischen revolutionären Geistes gegen Steine oder Beton, gegen Baulichkeiten, deren Zerstörung den Briten weder ernstlich unangenehm ist, noch finanzielle Verluste für sie mit sich bringt. Die Schäden werden ja aus den Taschen des jüdischen Steuerzahlers von arabischen Arbeitern repariert – und wenn wir auch den »terroristischen Aktionen« der Hagana eine gewisse Bedeutung für unsere zionistischen Ziele bescheinigen wollten, so ist es doch ein Jammer, dass dafür das Leben so vieler junger Menschen geopfert wurde. Nie würde ein britischer Offizier es wagen, das Leben britischer Soldaten zu riskieren, um eine Brücke zu sprengen, die in 24 Stunden wieder repariert werden könne und auch dann unwichtig sei, wenn sie nicht repariert werde. Es ist ein schwacher Trost für uns, wenn wir in den Kundgebungen der Hagana erfahren, dass solche Operationen ohne Verluste an britischen oder arabischen Menschenleben durchgeführt wurden. Aber Juden sind gefallen – hier und in Haifa und nachher, bei den Durchsuchungen jüdischer Kolonien. Unter diesen Toten bist nunmehr auch du, mein junger, teurer Eli, wenn nicht ein Wunder dich gerettet hat. Du, der einzige Sohn deiner Eltern, du, das späte Kind, das deine Mutter geboren hat, als sie schon kaum mehr Hoffnung auf Söhne haben durfte, du warst ihr Glück – und jetzt bist du nicht mehr da. Du hast dein Leben hingegeben – weißt du, wofür? Dafür, dass die amerikanischen oder die englischen Zeitungen ein oder zwei Tage lange 40 oder 50 Zeilen über Palästina veröffentlichen werden, dafür, dass die Welt einen Moment aufhorcht, Hollywood und Streiks und Kriminalromane vergisst und erfährt, dass Juden sterben müssen, um ihre Brüder und Schwestern nach Palästina zu bringen. Weil die Welt so schwerhörig geworden ist, dass die Stimme der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, der Vernunft nicht mehr gehört wird, weil die Welt so hartherzig geworden ist, dass eine Bombe mehr Eindruck macht als hundert Reden und tausend Zeitungsartikel; weil die Sprengung einer Brücke die Welt mehr interessiert als der Aufbau eines Landes, als die Verwandlung der Wüste in Gärten. Deshalb musstest du, teurer Eli, deine Studien aufgeben, um Brücken zu sprengen. Nicht dich beklage ich, der du gestorben bist in einer Stunde, da du dein Leben stärker gelebt hast als je zuvor. Du hast erfahren, was der Große, was Trumpeldor gemeint hat, als er sagte: »Das Volk beklage ich, das den Frieden herbeisehnte und bereit war, dafür alles zu opfern.« Dieses Volk aber schickt dich jetzt, verspätet, in den Tod, weil wir 1936 der Chimäre der Chalukkah nachjagten; weil wir 1942 »auf die Notlage der Engländer« Rücksicht nahmen und der Welt verschwiegen, was die polnische Regierung uns offiziell mitteilte, dass die Deutschen mit der Ausrottung der Judenheit Europas anfangen; weil wir 1943 vergeblich darauf warteten, President Roosevelt werde den Juden die zionistische Propaganda gestatten⁶² – deshalb musstest du jetzt den Weg des Opfers gehen, des

62 Noch 1943, nach Bekanntwerden der Shoa in Europa, weigerten sich die amerikanischen Zionisten, eine Kampagne für die freie Einwanderung verfolgter Juden nach Palästina zu organisieren.

Sühneopfers. Möge deine Seele, mein Eli, und die deiner Kameraden droben für uns bitten, die wir nicht gewusst haben, eure Kraft rechtzeitig und am richtigen Ort einzusetzen.

Ich denke heute an ein Gespräch zurück, das ich Anfang 1944 mit einem Beamten der C. I. D. führte, der mich in Gedera aufsuchte, um mit mir über die Sprengung der drei britischen Einwanderungsämter in Jerusalem, Haifa und Tel Aviv zu sprechen.⁶³ Ich sagte ihm, was ich über die Nutzlosigkeit solcher Attentate dachte, und brachte dann mein Bedauern darüber zum Ausdruck, dass die palästinensische Polizei jetzt ganz hilflos einer Aufgabe gegenüberstehe, die sie nie werde bewältigen können – der Bekämpfung des neuen Terrors. »Was könnt ihr denn gegen die Terroristen unternehmen?«, frage ich ihn. »Selbst wenn ihr sie erwischt – ihr könnt ihnen nichts anhaben. Nehmen wir an, dass ihr sie in ein Gefängnis oder ein Konzentrationslager einsperrt und sie hängt, dann werden sie euch mit Hitler vergleichen, der ihre Brüder und Schwestern in Polen gehängt hat. Ihr werdet niemanden durch eure Strafen abschrecken, und schon gar nicht, wenn ihr die Juden in Palästina hängt, die dafür kämpfen, dass die Tore des Landes geöffnet werden. Für jeden, der ins Konzentrationslager kommt, wird der Irgun fünf neue Rekruten gewinnen, und für jeden, der von euch gehängt wird, werden hundert andere kommen.« Der Engländer, übrigens ein braver und kluger Mensch, mit viel Verständnis für unsere Lage, seufzte: »that is a terrible business«, und fragte mich dann, was meiner Meinung nach zu tun wäre. Ich antwortete ihm: »Sehr wenig. Lasst die Immigrationsämter geschlossen und macht die Tore Palästinas auf. In 24 Stunden habt ihr dann den Frieden.«

Aber die Tore des Landes wurden nicht geöffnet. Der Terror ging weiter. Die Engländer kämpften gegen die Terroristen, die damals, nach Ansicht der C. I. D., aus 600 bis 700 Leuten des Etzel/Irgun und aus 200 bis 300 Sternisten bestand. Sie schickten 300 Gefangene nach Eritrea, sie sperrten 600 Mann in Latrun ein. In Akko sitzen 100, in Jerusalem sitzen 80, von Rafiakh gar nicht zu reden. Und das Ergebnis dieser Arbeit? Dass, wiederum nach Schätzung der Engländer, der Etzel/Irgun heute 5000 bis 6000 Mann stark ist und die Sternisten noch immer 300 Mann zählen. Schade, dass sie nicht den leichteren Weg gegangen sind – den Weg der Öffnung der Tore des Landes. Viele Engländer würden heute leben, die in diesem Kampf gefallen sind – und auch du, Eli, mein Knabe, mein teures Kind, auch du.

Abends hören wir im Radio, dass es in Haifa Demonstrationen gegeben hat, natürlich unbewaffnete Demonstrationen, im besten Stil der passiven Resistenz Tolstois.⁶⁴

63 Die drei Sprengstoffanschläge auf die britischen Einwanderungsbehörden in Jerusalem, Tel Aviv und Haifa waren am 12. Februar 1944 von der Irgun verübt worden.

64 Leo Tolstoi (1828–1910) vertrat in *Leben und Werk* das moralische Prinzip des passiven Widerstands, insbesondere gegen den Krieg (Hauptwerk *Krieg und Frieden*, 1868/69).

Die Demonstranten wollten zum Hafen marschieren, um die Brüder auf den Flüchtlingsschiffen zu befreien, aber die Engländer schossen auf sie. Wieder floss jüdisches Blut. Jüdische Kinder wurden getötet. Und die Flüchtlinge wurden nach Zypern verbracht, ganz nach Programm. Wann werden wir endlich verstehen, dass von allen politischen Idioten, die je Menschenhirne erfunden und Menschenhände in Büchern gedruckt haben, die Idee des »gewaltlosen Widerstands« oder der Bergpredigt Jesu als Leitfaden für praktische Politik der größte Unsinn sei? Haben wir nicht von dem gewaltlosen Widerstand der Juden in Hebron gelernt, die geschlachtet wurden, weil sie sich nicht wehrten? Haben wir nicht gelernt vom gewaltlosen Widerstand der Juden in Safed, die verbrannt wurden und deren Häuser noch heute als Ruinen davon zeugen, wie es denen geht, die »gewaltlos« kämpfen wollen?⁶⁵ Haben wir unsere Lektion von Hitlers Regime nicht gelernt, der sechs Millionen Juden ermordete, die »gewaltlos« Widerstand leisten wollten? Wir müssen andere Wege suchen, um mit den Engländern zu verhandeln, und andere Wege für unseren Widerstand, Wege, die weniger Blut kosten.

Donnerstag, 15. August 1946

Da ich jetzt eine Stunde täglich mehr Zeit habe – mein Asthma-Kurs ist nach Entlassung der Ärzte eingeschlafen – fange ich an, wieder Arabisch zu lernen. Schertok hat zwei oder drei Schüler, denen er täglich Unterricht gibt, und hat mich als vierten genommen. Wir lesen den »Falestin«.⁶⁶ David Hacoen und Schattner sind voll Eifer bei der Sache, vor allem Schattner. David beschuldigt ihn, er nehme sich die Zeitung sogar aufs Klosett hinaus und lerne auch dort noch. Ich selbst bin tief beschämt darüber, wie vollständig ich alles vergessen habe, was ich je gewusst habe. Und dabei habe ich zwei Semester Arabisch an der Konsularakademie in Wien gelernt, ehe ich nach Palästina ging.

Es ist merkwürdig: Nach meiner Verwundung in den Unruhen 1929 in Jerusalem hatte ich viele Wochen lang sehr hohes Fieber – und danach zeigte sich, dass ich so gut wie alle Sprachen vergessen habe, die ich kannte, außer Deutsch. Aber sogar vom Deutschen habe ich so viel vergessen, dass mein Wortschatz seitdem viel ärmer wurde und mein Stil seit 1929 viel schwächer blieb als vorher. Englisch, Französisch, Hebräisch lernte ich wieder aufs Neue, aber Arabisch, Griechisch, Lateinisch und Italienisch lernte ich kaum mehr, diese Sprachen blieben vergessen. Und jetzt plage ich mich unter Schertoks Leitung, wieder etwas Arabisch zurückzuerinnern – und es geht sehr, sehr schwer.

65 Die Massaker von Hebron und Safed (23./24., 29. August 1929) kosteten ca. 90 Juden das Leben.

66 »Falastin«: 1911 bis 1967 in Palästina veröffentlichte arabische Tageszeitung.

Schertok ist übrigens ein Lehrer von Gottes Gnaden. Er hat ein ungewöhnliches Sprachtalent und eine ungewöhnliche Begabung, Schwieriges einfach erscheinen zu lassen. Die halbe Stunde, die er uns Unterricht gibt, wäre ein reines Vergnügen, wenn die Lektüre des »Falestin« nicht so schwer wäre. David Hacoen, der ziemlich viel Arabisch kann, ist immer über die Schrift des »Falestin« empört. »Dschungel«, schreit er, wenn irgendwo ein besonders schwieriges Wort auftaucht. »Der reinste Dschungel.« Das Wort »Dschungel« ist bei uns in Latrun jetzt sprichwörtlich geworden.

Für das Nachmittagsprogramm hat Shofman mit dem Gymnastiklehrer Israel Levin einen »Medizinball« zu unserer sportlichen Ertüchtigung organisiert. Nach dem Ballspiel lade ich ihn zu einem Spaziergang rund um den Fußballplatz ein und sage ihm, dass ich seit gestern, seit Cypern und Haifa, entschlossen sei, irgendetwas zu unternehmen: »Ich will nicht mehr in Latrun politisch tatenlos herumsitzen, während draußen der Jischuw in die Kapitulation hineingetrieben wird. Den Jischuw plagen jetzt größere Sorgen, als sich um uns zu kümmern. Und außerdem sind wir nur ein paar wenige Nummern unter rund 6000 Menschen, die in den englischen Lagern Palästinas und Cyperns hinter Stacheldraht sitzen – und so lange sitzen bleiben müssen, wie es den Engländern gefällt. Wir haben die Pflicht, wenn wir schon von den Engländern zu zionistischen »Führern« ernannt worden sind, wenigstens hier in Latrun etwas zu tun, um unseren Willen zum Widerstand zu demonstrieren. Ich denke, es wird mir nichts anderes übrig bleiben, als in einen Hungerstreik zu treten, aber nach indischem und nicht nach palästinensischem Muster.«

Freitag, 16. August 1946

Heute früh sitzen wir wieder beim Gemara-Schiur, als der Polizeiinspektor Halperin herausruft, um ihm mitzuteilen, dass er nun als Erster von uns freigelassen wird. Den ganzen Tag gibt es Gerüchte über weitere Entlassungen, die angeblich heute erfolgen sollten. Die Nervosität im Lager, die seit dem Beginn des Prozesses gegen die achtzehn Gefangenen des »Lechi« in Haifa⁶⁷ aufs Höchste gestiegen ist, wurde dadurch noch weiter verschärft. Während ich schreibe, sinkt die Sonne schon – und damit verschwindet die Chance, dass einige von uns noch vor Schabbat in die Freiheit ziehen können. Zu allen anderen traurigen Nachrichten und Gerüchten kommt eine neue Gefahr. Man flüstert, dass eine neue »Hatassah«, eine Verschickung nach Eritrea bevorstünde. Noch nie ist das Lager in so trauriger Stimmung zum Empfang des Schabbats geschritten wie heute.

67 Es handelt sich um 18 junge Lechi-Männer (»Kämpfer für die Freiheit Israels«), die am 17. Juni 1946 Bombenanschläge gegen die britischen Eisenbahndepots in Haifa verübt hatten.

Am Abend hören wir die Nachricht von der Verurteilung der 18 Mann des »Lechi« im Radio.⁶⁸ Zum Tode verurteilt. Es war, als hätte sich eine Wolke von stickiger Luft plötzlich auf Latrun gesenkt. Man hat Mühe zu atmen. Hunderte sind diesmal um das Radio versammelt – auch solche, die sonst grundsätzlich am Schabbat kein Radio hören wollen, um sich nicht die Schabbatstimmung zu verderben. Und als wir hören, dass alle achtzehn Mann, auch die Krüppel, des Todes würdig gefunden wurden, war uns, als stünden wir vor einer Katastrophe, die uns alle persönlich angeht.

Samstag, 17. August 1946

Ich will versuchen, zu schildern, was das Lager empfindet. Zwischen den Revisionisten, vor allem den Betarim, und jenen Leuten, die »im Verdacht« stehen, Beziehungen zur Stern-Gruppe⁶⁹ zu unterhalten, besteht grundsätzlich eine tiefe Kluft. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, dass ein Betari wie z. B. Gold einem »Kämpfer für die Freiheit Israels« ebenso misstraut und ihn ablehnt wie ein Mapainik einen Anhänger des »Etsel«. In beiden Fällen handelt es sich aber nicht um eine moralische Verurteilung, die ich als so unverbesserlicher Moralist und Realpolitiker noch akzeptieren könnte. Nein! – es handelt sich ausschließlich um Parteidifferenzen. So wie der Mapai den Revisionisten eine widersprüchliche, inkonsequente Politik insofern vorwirft, als sie einerseits die Hoheit der nationalen Institute ablehnen, sich andererseits aber doch deren Befehlen unterwerfen, so verdammt der Revisionist die »Sternisten« – vor allem deshalb, weil diese gegen Jabotinsky aufgetreten sind und seine zeitweise pro-britische Politik verurteilt haben.⁷⁰ Das ist natürlich die tiefere, psychologische Darstellung der Konflikte. Aber jetzt, angesichts

68 Das Todesurteil über die 18 Angeklagten wurde von den britischen Behörden am Freitag, dem 16. August 1946, verhängt und noch am selben Abend in Latrun bekanntgegeben, während WvW die Meldung ohne ersichtlichen Grund auf den darauffolgenden Samstag verlegt. Hier erfolgt sie – der historischen Chronologie entsprechend – am Freitag.

69 Stern-Gruppe (siehe Anm. 21).

70 Jabotinskys außenpolitisches Verhältnis zu Großbritannien war großen Schwankungen unterworfen. Als von Weizmann vorgeschlagenes Mitglied der WZO hatte er zunächst Churchills *Weißbuch* (Juni 1922) mitverantwortet, das eine binationale, jüdisch-arabische Verwaltung Palästinas, also eine Heimstätte für beide Völker vorsah. Das *Weißbuch* von 1930, das die jüdische Einwanderung nach Palästina einschränkte, lehnte Jabotinsky scharf ab, hielt jedoch noch immer einen jüdischen Staat als Teil des britischen Empire für möglich. Erst nach der Veröffentlichung des letzten britischen *Weißbuchs* (17. Mai 1939), das eine gemeinsame jüdisch-arabische Regierung anstrebte, betrieb Jabotinsky definitiv eine kompromisslose antibritische Politik. Dieses von James Ramsay MacDonald verfasste *Weißbuch* hatte eine maximale Einwanderung von 75.000 Juden (10.000 pro Jahr und 25.000 Flüchtlinge zusätzlich) für einen fünfjährigen Zeitraum vorgesehen. Danach sollte der weitere Zuzug nur mit arabischer Zustimmung gestattet werden.

des Galgens, den die britischen Offiziere den Sternleuten versprochen haben, sind diese Unterschiede weggewischt. Die Einigkeit der Nation kommt in der Stimme Israels zum Ausdruck. Es sind unsere braven, mutigen Kameraden, die singend und höhnend den Urteilsspruch des Militärgerichts entgegennehmen. Es sind unsere Bundesgenossen, die für die Freiheit Israels kämpfen und jetzt dem Tod durch den Strang in die Augen sehen.

Welche Folgen werde dieses Urteil für den Jischuw haben? Wir kennen die »Lechi« gut genug, um zu wissen, dass sie die Hinrichtung ihrer Kameraden nicht ohne Repressalien hinnehmen werden. Von nun an lasse sich kein jüdischer »Terrorist« mehr lebend verhaften, sondern werde sein Leben so teuer verkaufen wie nur möglich, d.h. mit der Absicht, möglichst viele britische Soldaten mit in den Tod zu ziehen. Die zweite Folge wären vermehrte Attentate, die dritte: vermehrte Repressalien der britischen Mandatsregierung gegen den Jischuw. Blut, Blut, Blut wird aus diesem Todesurteil fließen, wenn die Briten so töricht sein sollten, es zu vollstrecken.

Sonntag, 18. August 1946

Die Gerüchte über die »Hatassah« scheinen auf konkreten Grundlagen zu beruhen. Joseph Becker, der nach Halperins Freilassung stillschweigend wieder die Funktion des »Supervisors« übernommen hat, wurde vom Lagerkommandanten Claw beauftragt, neun Mann, deren Namen ihm auf einer Liste übergeben wurden, zu verständigen, dass ihre Überführung in das Lager von Rafiakh bevorstehe. Nun ist das klarerweise eine Ausrede. Denn nach Rafiakh kamen nur die Leute, gegen die noch keine administrative Verfügung getroffen war. Sobald jemand seine drei oder sechs Monate »administrativer Haft« abgesessen hatte, wurde er von Rafiakh nach Latrun überstellt. Da alle neun Mann zu Haftstrafen verurteilt waren, durchschaute Becker sofort, dass Rafiakh nur ein Vorwand war, das Aufsehen zu vermeiden, das eine zwangsweise Deportation nach Eritrea erregen würde. Bei der letzten »Hatassah« haben sich die Gefangenen in ihren Baracken verbarrikadiert und über eine Stunde lang den Soldaten und Polizisten Widerstand geleistet, ehe es dem Lagerkommandanten durch gutes Zureden gelang, sie zur Kapitulation zu bewegen.

Nach ihrer Verständigung treffen die neun Gefangenen sofort ihre Gegenmaßnahmen. Zuerst verstecken sie sich. Man könnte fast sagen, sie gehen in die Makhthereth. So merkwürdig es auch klingen mag, man kann sich tatsächlich im Lager »verstecken« – zumindest für einige Zeit. Die Polizei weiß nämlich nicht genau, wo sich die einzelnen Gefangenen befinden. Beim Tamam kümmert man sich nur darum, ob die Häupter aller Lieben zahlenmäßig stimmen⁷¹, nicht aber in welcher Baracke sie schlafen. Wenn nun

⁷¹ Vgl. Schillers *Lied von der Glocke* (1799): »Er zählt die Häupter seiner Lieben / Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.«

die zur Deportation ausgewählten Männer täglich anderswo schlafen, dann besteht eine gewisse Chance, dass sie bei einer plötzlichen nächtlichen Suche gar nicht, oder nur schwer, auffindig gemacht werden können.

Die zweite Maßnahme, die mehr Erfolg verspricht, ist die alterprobt Methode des »ärztlichen Zeugnisses«. Tatsächlich sind sieben unter den neun Mann mehr oder weniger krank, und wir, die gefangenen Ärzte – Dr. Beckmann aus Netanja, Dr. Agulnik aus Yagur und ich – versammeln uns in meiner Baracke zu einem Konsilium. Becker führt uns Mann für Mann die neun Kameraden vor, und wir untersuchen sie, stellen die Diagnose und einigen uns auf verschiedene Befunde wie Tuberkuloseverdacht, lebensgefährliche Gefäßerkrankungen, schwere nervöse Störungen usw. – ein Transport nach Eritrea wäre für diese »Patienten« zu riskant und nicht zu verantworten.

Montag, 19. August 1946

Eine zweite Gruppe von 1400 Flüchtlingen ist nach Cypern transportiert worden. Es wäre noch erträglich, verzeihlich, verständlich – ich suche nach einem Wort und finde es nicht –, wenn die unglücklichen Opfer Hitlers und Attlee-Bevins in Cypern wenigstens unter solchen Bedingungen untergebracht würden wie die polnischen Soldaten und ihre Frauen, Freunde und Kinder in Palästina, d.h. in Lagern, in denen sie sich frei bewegen können, mit Taschengeld der britischen Regierung, mit dem Recht, Privatwohnungen in Städten zu mieten, mit dem Recht, in Theater, Kinos und Kaffeehäuser zu gehen – kurz: als freie Menschen, denen man ein Land als Aufenthaltsgebiet zuweist. Stattdessen aber steckt man unsere Brüder und Schwestern in Gefängnisse, in denen sie Hunger leiden müssen. Man trennt Männer und Frauen, man führt also den Krieg zur Ausrottung der jüdischen Rasse fort, den Hitler begonnen hat – und das alles nur deshalb, weil die Flüchtlinge Juden sind, die in das Land einwandern wollen, von dem Churchill 1922 geschrieben hat, dass sie es »by right and not by sufferance« betreten dürfen.⁷²

Und der Jischuw? Er verlangt Gnade für die achtzehn zum Tode Verurteilten. Das ist jetzt die strategische Position, in die uns die Engländer hineinmanövriert haben: Die Juden fordern einen jüdischen Staat und, als Mindestprogramm, wenigstens 100.000 Einwanderer und Aufhebung der Bodengesetze à la Hitler.⁷³ Die Engländer verweigern das, verhaften 4000 Juden aus den Kibbuzim und aus Tel Aviv und weitere 1000 Personen, die verdächtig sind, Revisionisten zu sein. Sie verhaften zehn »Führer«,

⁷² Die Juden leben in Palästina »by right and not by sufferance«, hatte Winston Churchill 1922 in seinem *Weißbuch* (Anm. 70) erklärt.

⁷³ Die von der britischen Mandatsregierung am 28. Februar 1940 verfügte neuen Bodengesetze (»Land Transfer Regulations«) hatten die jüdischen Landkäufe in Palästina drastisch reduziert.

verurteilen achtzehn Terroristen zum Tode und verbannen 3000 Juden nach Cypern. Und was tut nun der Jischuw? Er vergisst die 100.000 Einwanderer und die Bodengesetze, und er denkt nur, was man tun könne, damit die zehn Führer, die 4000 friedlichen Bürger freigelassen und jetzt die achtzehn zum Tode Verurteilten begnadigt werden. Dabei ist die Situation der Engländer doch so, dass ihnen nichts anderes übrigbleibt, als die achtzehn Mann zu begnadigen. Man kann mit Eisenhämmern auf Stein, Eisen und Holz schlagen – aber nicht auf Dynamit.

Bei einem langen Spaziergang mit David Hacohe sage ich ihm, dass ich beschlossen habe, in den Hungerstreik zu treten, und frage ihn um seine Meinung, aus drei Gründen: Erstens habe ich David als einen besonders klugen Menschen schätzen gelernt und will wissen, wie er meinen Beschluss beurteilt; zweitens möchte ich vermeiden, dass mein Hungerstreik als eine Parteiaktion aufgezogen oder angesehen wird, und erwarte daher die Zustimmung und Kooperation der anderen Führer, und drittens hege ich die schwache Hoffnung, die anderen Führer vielleicht doch zu einer gemeinsamen Aktion ermutigen zu können. Hacohe wandte ein, dass mein Hungerstreik ganz wirkungslos bleiben werde. Die britische Regierung – nein, überhaupt eine jede Regierung – könne durch Hungerstreiks von Gefangenen zwar veranlasst werden, in Fragen der Gefängnis-Disziplin, der Ernährung, der Verhandlungsmodalitäten nachzugeben, sogar ein missliebiger Gefängnisdirektor könne abgesetzt werden, aber eine Freilassung von Gefangenen – das könne nicht durch Hungerstreiks erzwungen werden. Denn sonst würden einfach alle in Hungerstreik treten, dann wäre eine Gefängnisstrafe ja überhaupt gänzlich illusorisch. Dieser Gedankengang sei ganz richtig, sage ich. Aber mir gehe es ja nicht darum, wirklich freigelassen zu werden. Mir gehe es darum, in diesen Wochen der Entscheidung, in denen das Schicksal der Nation in London und Jerusalem entschieden werden soll, nicht untätig zu sein. Ich möchte beweisen, dass ein Jude auch hinter Stacheldraht und unter Druck des Militärs nicht ohnmächtig sein müsse.

Am Abend hatte ich ein Gespräch mit einem Gefangenen, dessen Schicksal besonders tragisch ist. Er ist Neffe und Alleinerbe eines alten Mannes, der in Sibirien lebt – oder gelebt hat, vielleicht ist er auch schon gestorben. Der Onkel besitzt hier in Palästina ein großes Haus und ausgedehnte Pardessim, die mittlerweile zu Baugründen umgewidmet wurden. Er hat zwei »Administratoren« eingesetzt: einen zur Verwaltung des Hauses, den andern zur Verwaltung der Pardessim. Beide sind aus unerklärlichen Gründen reich geworden. Vor ungefähr drei Jahren schrieb der Onkel, er sei alt und werde nicht mehr selbst nach Palästina kommen können, er übertrage daher sein ganzes Vermögen seinem Neffen. Die Administratoren weigerten sich aber, diese Übertragung anzuerkennen. Es gab einen Prozess, und plötzlich wurde der Junge verhaftet, erst nach Latrun, dann nach Eritrea gebracht und schließlich freigelassen. Unterdessen weigerten sich die beiden Administratoren, die Dokumente anzuerkennen, die mittlerweile ein-

getroffen waren. Sie sagten, in der Zwischenzeit könne vielleicht der Onkel gestorben sein und kurz zuvor noch ein neues, anderes Testament angefertigt haben – kurz: sie gaben weder das Haus noch die Pardessim heraus. Der Neffe schrieb wieder nach Sibirien – und jeder in Palästina weiß, was das bedeutet, mit Juden in Sowjetrußland zu korrespondieren. Er erhielt schließlich die Nachricht, dass der Onkel noch lebe und ein definitives Testament schicken werde; damit lief der Neffe zu Gericht. Flugs erschien »jemand« bei der Custody of Enemy Property⁷⁴ und machte darauf aufmerksam, welches Unheil für Staat und Menschheit hereinbrechen könne, wenn ein so schönes Vermögen plötzlich in die Hände eines »so gefährlichen Terroristen« falle. Zum »Glück« für die Administratoren flog das Hotel King David in die Luft, alle ehemaligen Eritreer wurden wieder verhaftet, so auch unser Erbe, dessen Prozess kurz bevorsteht.

Ich suche nach Worten, um meinem Unmut über diese Art von Justiz Ausdruck zu verleihen, aber der junge Kamerad antwortet gleichmütig, das sei doch gang und gäbe. Eine ganze Menge von Kameraden säße hier nur deshalb, weil sie Untermieter in einer Wohnung waren, aus der sie der Hauptmieter hinausdrängen wollte. Es genügte ein Brief mit der Anzeige, dass der Untermieter »ein gefährlicher Terrorist« sei und den von der informierten Polizei bei ihm aufgefundenen »Hamashkif« lese, damit er auf unbestimmte Zeit nach Latrun gebracht wurde. Das »schönste« Beispiel ist das eines Burschen, der telefonisch denunziert wurde, weil er sich mit einer Fabrikarbeiterin verlobte, nachdem er mit ihr, gemeinsam mit einer ihrer Freundinnen, einige längere Spaziergänge unternommen habe. Die Freundin hatte sich eingebildet, seine Aufmerksamkeiten gelten ihr, und als er sich dann für die Andere entschied, lief sie zum Telefon und verständigte die Boleshet: Der Bursche sei ein gefährlicher Terrorist und amüsiere sich jetzt gerade im Kaffeehaus. Dort wurde er sogleich verhaftet und saß etliche, sechs oder gar zwölf, Monate lang fest, ehe er wieder freigelassen wurde. Das ist Palästina von heute. Ich erinnere mich eines alten Studentenlieds, das ich einst gern gesungen habe:

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt;
Komm' mit deinem Scheine,
Hehres Himmelsbild.⁷⁵

Freiheit, die ich meine ... dein Platz ist nicht in Palästina und nicht auf unserer Erde, in unserer Zeit. Sklaven sind wir geworden, und die ganze Welt ist ein »Beth Awadim«.

⁷⁴ Anm. WvWs: »Bezeichnenderweise wird das Vermögen von Juden polnischer oder russischer Staatsbürgerschaft als »enemy property« betrachtet.«

⁷⁵ Max von Schenkendorf (1783–1817): *Freiheit, die ich meine* (1815), recte: »... Süßes Engelbild«.

Dienstag, 20. August 1946

Von 3463 Juden und Jüdinnen, die am 29. Juni mit mir zusammen verhaftet wurden, sitzen heute, fast acht Wochen später, »nur« noch 934 – teilt die Regierung beruhigend mit. Die Tatsache, dass also nach eigenem Zugeständnis der britischen Behörden 2529 Staatsbürger ohne den geringsten Schuldnachweis verhaftet, dem Terror der Polizei ausgeliefert und in ein Konzentrationslager gesperrt wurden, wird keines Kommentars und keiner Entschuldigung wert befunden. Im Gegenteil, es ist, als wäre die Regierung der Ansicht, der Jischuw müsse ihr dafür »Danke schön« sagen, dass immerhin 2500 Bürger zu ihren Familien und ihren Geschäften zurückkehren durften.

Raw Uziel interveniert für die »Begnadigung« der 18 jungen, zum Tode verurteilten Gefangenen. Zugleich wird ein Prozess gegen den britischen Leutnant Benjamin Woodworth eröffnet, der am 19. Juni 1946 auf offener Straße in Tel Aviv den armen Abraham Rosenberg von hinten niedergeschossen hatte. Alle Lagerinsassen sind davon überzeugt, dass der Offizier straflos ausgehen werde. Die Meinungen sind nur darüber geteilt, ob man ihn aus dem Dienst entlassen oder ihn gar befördern werde. Für mich wäre die Verurteilung des britischen Leutnants zum Tode ein Beweis, dass die Regierung beabsichtige, auch das Todesurteil an den 18 »Kämpfern für die Freiheit Israels« zu vollstrecken. Werde er aber nicht bestraft, dann würde man auch die 18 jüdischen Freiheitskämpfer begnadigen müssen. Das wäre zwar nicht »poetische«, aber »politische Gerechtigkeit« im 20. Jahrhundert.

Mittwoch, 21. August 1946

Leutnant Woodworth ist freigesprochen. *Fiat justitia pereat mundus.*⁷⁶ Wie schön ist es, in dieser Welt zu leben.

Während des Talmud-Schiur erscheint im Lager plötzlich mein alter Bekannter Knickerbocker mit Polizei und Kamera. Er betritt die Synagoge, den Kopf mit einem Taschentuch bedeckt, und überrascht Remez und mich über einen Folianten gebeugt. Remez hat sich von zu Hause ein sehr schön gedrucktes Exemplar des *Sanhedrin* schicken lassen, das ich mitbenützen darf. Ich glaube, es ist eine kleine Sensation für Knickerbocker. Es muss ihn an die Prophezeiung der Propheten erinnern, dass Löwe und Lamm zusammen grasen werden⁷⁷ – wobei in unserem Falle natürlich Remez der Löwe und ich das Lamm wäre und Latrun das Paradies. Wir tauschen Erinnerungen an den

⁷⁶ *Fiat justitia, et pereat mundus*: »Es geschehe Gerechtigkeit, und ginge die Welt darüber zugrunde.«

⁷⁷ Vgl. Jesaja 65:25: »Wolf und Lamm sollen weiden zugleich, der Löwe wird Stroh essen wie ein Rind.«

Pen-Club in Berlin aus, dessen Mitglieder wir beide gewesen waren, und dann fragt er Remez, warum er eigentlich in Latrun sitze. »Aus Irrtum«, antwortet Remez und überlässt es dem amerikanischen Reporter, daraus die entsprechenden Schlüsse zu ziehen. Dann geht Knickerbocker weiter, wir setzen uns nieder und »lernen« unser Blatt Gemara zu Ende.

Donnerstag, 22. August 1946

Im Lager herrscht Genugtuung über die Tatsache, dass man noch immer nicht die besagten neun Mann abgeholt hat. Wir hören jedoch, dass vier Mann aus Rafiakh nach Eritrea deportiert wurden. Einerseits sind wir jetzt noch überzeugter, dass auch die neun Mann, die nach Rafiakh geschickt werden sollen, in Wahrheit für Eritrea bestimmt sind; aber andererseits halten wir es für möglich, dass sie jetzt in Latrun bleiben dürfen, da der Transport nach Eritrea unser Lager schon längst verlassen hat.

Hier gibt es nun schon seit zwei Wochen nicht mehr genug Wasser, auch Strom gibt es nur noch vier Stunden täglich, zwei vormittags, je eine mittags und abends. Arabische Gefangene verstärken den Stacheldrahtzaun, der das Spitalslager vom gewöhnlichen Lager trennt. Ich befürchte, dass dies kein gutes Zeichen sei.

Freitag, 23. August 1946

Drei Burschen, die der »Aguda Israel« angehören und von den Engländern verhaftet wurden, weil sie Plakate ihrer Partei anschlugen, wurden vom Gericht freigesprochen – von der C. I. D. aber wiederum nach Latrun gebracht. Mein Gott, versteht denn unser Volk gar nicht mehr, dass wir in einem Land leben, in dem das Wort »bürgerliche Freiheit« nicht mehr existiert? Man müsse etwas tun, um das Volk aufzurütteln, um die öffentliche Meinung der ganzen Welt zu mobilisieren. Die Welt müsse begreifen, dass in Palästina heute ein politischer Zustand herrscht, der sich nur graduell, aber nicht im Wesen von der Tyrannei irgendeines faschistischen Staats unterscheide. Ich werde nun nicht mehr zögern. Ob meine Kameraden mir zustimmen oder nicht, ich werde den Hungerstreik proklamieren.⁷⁸

Vorläufig sind natürlich alle dagegen. Nach vielen kontroversen Diskussionen gelangte ich zu der Erkenntnis, dass mein Hungerstreik der Einheit des Jischuw dienen

⁷⁸ Die im Original anschließenden ausgedehnten politischen und philosophischen, psychologischen und theologischen, poetologisch-dramaturgischen und medizinischen Spekulationen über den Sinn des Fastens und Hungerns mit wiederholten Hinweisen auf Mahatma Gandhi und Therese von Konnersreuth, die ungefähr ein Viertel des Gesamttextes umfassen, wurden hier stark gekürzt.

solle. Daher kommt nur eine einzige Art des Fastens für mich in Betracht: jenes politische Fasten, wie es Gandhi eingeführt hat – das heißt: ein Fasten mit dem einzigen Zweck der politischen Erziehung unserer ganzen Nation, ohne jede Rücksicht auf die Reaktion der Engländer. Als der 73-jährige Gandhi 1942 im Gefängnis saß, hat er, wenn ich mich recht erinnere, 35 Tage lang gefastet und nur Fruchtsäfte und Ziegenmilch getrunken. Mein Fasten muss jedoch unter ganzlichem Verzicht auf jede Nahrung, auch flüssige, angekündigt und durchgeführt werden. Ob ich 35 Fasttage unter diesen härteren Bedingungen durchhalten könnte, bezweifle ich allerdings. Wie lange sollte dann mein Hungerstreik dauern? Zumindest länger als drei Wochen – denn bis zum 20. Tag sei, medizinisch gesehen, das Fasten gefahr- und deshalb wirkungslos. Nur wenn der Zeitungsleser in New York oder London sich täglich fragen müsse, ob der Streikende sein Fasten noch länger durchhalten könne oder es abbrechen oder ob er gar sterben müsse, nur dann habe der Hungerstreik seinen dramatischen Zweck erfüllt. Denn jede Handlung, die darauf berechnet sei, beim Zuschauer Gefühle auszulösen – und das gelte doch vor allem für politische Demonstrationen –, müsse den ehernen Gesetzen folgen, die Aristoteles dem Drama vorgeschrieben hat. Das heißt, das Fasten müsse beim Publikum »Furcht und Mitleid« auslösen. Das Publikum müsse – geradezu vor Aufregung zitternd – dem Hungernden den erhofften Erfolg wünschen. Wie aber könne ein Zuschauer, vor allem ein Christ in fernen Ländern, für den Sieg eines Juden »zittern«, sich also »fürchten«, um mit Aristoteles zu sprechen, wenn er wisse, dass keine Ursache für Furcht bestehe?

Sonntag, 25. August 1946

Ich versuche, meinen Kameraden darzulegen, dass ein Hungerstreik – in richtiger Weise durchgeführt – das ganze System des britischen Polizeistaats in Palästina erschüttern müsste. Nach den Gesetzen von Latrun, richtiger gesagt, nach den Gesetzen aller britischen Gefängnisse dieses Landes, muss jeder Gefangene, der in den Hungerstreik tritt, zunächst drei Tage lang in einer Einzelzelle verbringen – »Zinzana« heißt das im Lagerjargon –, und dort lässt man ihn hungern, wie er wolle. Am vierten Tag aber wird er vom Arzt zwangsweise ernährt, meistens mit dem Magenschlauch. Und damit ist der »Hungerstreik« für die Regierung beendet, auch wenn der Gefangene noch monatelang weiter das Essen verweigere. Nun könne man aber in die »Zinzana« zehn oder vielleicht zwanzig Personen einsperren – aber nicht 600; man könne mit dem Magenschlauch ein paar Dutzend Hungernder füttern, aber nicht ein paar hundert. Und wenn auf ein Signal hin Hunderte und Tausende von Gefangenen, in Cypern und Palästina, bis zu ihrer Freilassung die Nahrungsaufnahme verweigerten – dann müssten die Briten nachgeben. Und dann wären nicht nur diese Tausenden, sondern ganz Israel wäre frei.

Aber vergebens erzähle ich den skeptischen, ungläubigen Kameraden, dass ein zwanzigtägiges Fasten von vielen Naturheilern bei allen möglichen chronischen Krankheiten verordnet werde und dass es geradezu gesundheitsfördernd sei. Dass die »Gefahr« erst nach dem 20. Tage einsetze und auch dann noch nicht sofort lebensbedrohlich sei. Vergebens erzähle ich ihnen von den Methoden der Inder, erinnere sie an das jahrelange Fasten frommer Juden, spreche davon, dass Mosche Rabbenu vierzig Tage und vierzig Nächte nicht nur nichts gegessen, sondern auch nichts getrunken hat – im Grunde haben alle meine Kameraden Angst vor dem Fasten. Sie glauben nicht, was in der Thora steht. Aber ich, ich glaube daran.

Im Jahre 1927 bereitete ich mich in Berlin mit meiner jungen Frau auf eine Expedition nach Indien vor. In einer Zeitung las ich eine Notiz von vier oder fünf Zeilen über eine »Heilige«, die in dem bayerischen Gebirgsdorf Konnersreuth ihr Wesen trieb.⁷⁹ Diese »Heilige« habe die Stigmata Christi; sie falle jeden Freitag in Ekstase und schildere die »Passion«, wie sie als Zuschauerin am ganzen Leidensweg Christi bis zur Kreuzigung teilnehme; dabei weine sie blutige Tränen, auch an den Körperstellen, wo Jesus nach der Überlieferung geblutet habe, blute sie; sie nehme seit vielen Monaten überhaupt keine Nahrung zu sich. Außerdem spreche sie während der Ekstase Aramäisch. Noch am selben Tag saß ich in der Eisenbahn und fuhr nach Konnersreuth, um dieses Mädchen zu sehen. Ich habe mich immer für »Wunder« interessiert und nie Zeit und Geld gespart, um Dinge zu sehen und zu studieren, die nicht alltäglich waren.

In Konnersreuth sah ich eine Menschenmenge von etwa 1600 Pilgern, die aus der ganzen Umgebung herbeigeströmt waren, um das Mädchen – die »Therese von Konnersreuth« – in Ekstase zu sehen. Ich suchte den Pfarrer auf, stellte mich ihm als Arzt vor und erhielt sofort Zutritt zum Zimmer, wo die Therese in Ekstase, das heißt, ohne ihre Umgebung wahrzunehmen, im Bette saß. Während hunderte und hunderte Menschen an ihr still und feierlich vorbeizogen, durfte ich sie beobachten. Es bestand kein Zweifel – sie weinte Blut, echtes Blut. Am nächsten Tag hatte ich stundenlange Gespräche mit ihr, untersuchte ihre Wunden – kein Zweifel, es waren nicht natürliche Wunden, sondern »Stigmata«, das heißt, eine besondere Art von Wunden, wie sie zum ersten Mal bei St. Franciscus von Assisi beobachtet wurden⁸⁰, und seither bei etwa zweihundert katholischen Männern und Frauen im Laufe von etwa siebenhundert Jahren.

79 Therese Neumann (»Resl von Konnersreuth«, 1898–1962, siehe biographische Daten, S. 554).

80 Franz von Assisi (1181–1226): Begründer des Franziskanerordens, lebte im Sinne einer Imitatio Christi, gilt als erster überlieferter Fall einer Stigmatisierung mit den Wundmalen Christi, 1228 heiliggesprochen.

Nachdem ich noch anderes Material gesammelt hatte, veröffentlichte ich meine Ansicht über dieses Mädchen in einer Reihe von Artikeln sowohl in der Tagespresse⁸¹ als auch in wissenschaftlichen Zeitungen.⁸² Ich schrieb, dass es sich hier um eine wirkliche »Heilige« handle und nicht um eine Hysterikerin im gewöhnlichen Sinne des Wortes, auch nicht um eine Betrügerin – das Wort »heilig« gebraucht in dem Sinne, in dem es die vergleichende Religionswissenschaft kennt, und ohne Rücksicht darauf, ob die Kirche ihr diesen Charakter verleiht oder nicht. Was aber Resls dauerndes Hungern anbelangt – nach der Behauptung ihrer Anhänger esse und trinke sie nichts seit mehr als einem Jahre –, schrieb ich, dass ich das einfach nicht glaube. Die Anhänger führten als Beweis an, dass Therese fünfzehn Tage lang unter Beobachtung zweier Nonnen gestanden und während dieser Zeit weder gegessen noch – außer etwas Wasser – getrunken habe, dass sie wenig Urin und ganz wenig Kot abgegeben, dass der Urin manchmal viel, manchmal wenig, manchmal gar kein Azeton enthalten habe.⁸³ Der Gehalt an Kochsalz schwankte angeblich zwischen 0,66 bis 1,08, jener des Stickstoffs zwischen 0,48 bis 2,24 Prozent, wobei die niedrigste Menge am Ende der Beobachtungszeit gemessen worden sei. Das Gewicht blieb indes unverändert. Daraus folgerten die Anhänger, es sei »bewiesen«, dass Therese schon jahrelang gefastet habe. Die Gegner der »Heiligen« folgerten, es sei »bewiesen«, dass die Nonnen mit Therese gemeinsam geschwindelt und ihr heimlich zu essen gegeben hätten. Ich hingegen glaubte dem Mädchen durchaus, dass sie 15 Tage lang gefastet habe und sogar noch länger, dass das aber nichts »Wunderbares« sei. Moses, der Prophet Eliahu, Jesus – sie alle haben vierzig Tage lang gefastet, ohne zu sterben oder auch nur krank zu werden. Fünfzehn Tage lang fasten könne jeder beliebige Mensch, und ein solches Fasten beweise keineswegs, dass Resl jahrelang ohne Essen gelebt habe.

Meine Artikel über Konnersreuth hatten damals ein außerordentliches Aufsehen in der ganzen Welt und vor allem in wissenschaftlichen Kreisen hervorgerufen. Die Katholiken griffen mich an, weil ich nicht gläubig genug sei; die Protestanten beschuldigten mich, dass ich für die katholische Kirche Propaganda mache. Aber der Hauptpunkt war – beide, die Ungläubigen und die Gläubigen, warfen mir vor, dass ich das fünfzehntägige Fasten falsch beurteile. Und deshalb interessierte ich mich später, als ich nach

81 Siehe die Artikelserien in der NFP (Nr. 22599, 22601, 22633, 22940, 22941, 22942, 24475, 17., 19. August, 20. September 1927, 27., 28., 29. Juli 1928, 1. November 1932, und in der VZ (Nr. 384, 388, 390, 442, 16., 18., 19. August, 18. September 1927).

82 WvW: *Zwischen Religion und Krankheit. Das Problem der stigmatisierten Jungfrau von Konnersreuth*. Wien: Braumüller 1928 (= Veröffentlichungen des Wiener Religionspsychologischen Forschungsinstituts. Heft 4), S. 1–50.

83 Azeton: Stoffwechselprodukt, das im Hungerzustand bei Mangel an Kohlenhydraten (Insulin) entsteht.

Indien ging, besonders dafür, was die Inder vom Fasten wussten, was sie lehrten und glaubten.

Zur Thematik des »Wunders« erinnere ich mich noch einer kleinen Begebenheit, die ich ebenfalls hier in Latrun den Kameraden erzähle, ohne dass sie verstehen, welche Lehre ich daraus für sie ziehen wolle. Ein Jahr später besuchte ich Konnersreuth zum zweiten Male, um mir die »Heilige« wieder anzuschauen. Der Pfarrer war gerade in Gesellschaft eines Prälaten aus Bamberg, mit dem ich über religiöse Fragen korrespondiert hatte und der daher wusste, dass ich Jude sei. Er fragte mich, ob ich noch immer der Meinung sei, dass die Therese eine fromme, ehrliche Person sei, dass ihre Stigmata, Tränen, Ekstasen echt seien. Ich sagte, ja, das glaube ich. »Warum ziehen Sie also daraus nicht die Folgerung, zur katholischen Kirche überzutreten?«, fragte der Prälat. »Sehen Sie, vor einigen Monaten war hier ein Wiener Sozialdemokrat, ein Journalist namens Morgenstern, konfessionslos. Der wollte hier den Schwindel entlarven, blieb hier sechs Wochen, überzeugte sich, dass die Wunder echt seien – und trat zur katholischen Kirche über.« Ich lächelte ein wenig und sagte den beiden Priestern: »Das ist eben der Unterschied zwischen einem konfessionslosen, das heißt einem ungläubigen, und einem gläubigen Juden, wie ich es bin. Er, der Sozialdemokrat, hatte gelernt, dass alle Heiligen und Religionsstifter Schwindler und Betrüger seien. Als er daher zum ersten Male erlebte, dass es Dinge gebe, die nicht natürlich erklärt werden können – oder, genauer gesagt, die im Widerspruch zu dem stehen, was die Medizinische Wissenschaft erklären kann –, da stürzte seine ganze Welt zusammen, und er wurde katholisch. Ich aber glaube, dass alle Worte der Thora Wahrheit sind. Ich glaube, dass unsere Propheten Wunder getan haben, und ich glaube auch, dass andere Priester Wunder tun konnten – wie wir zum Beispiel von den Zeichendeutern des Pharao lernen. Habe Moshe Rabbenu deshalb in seinem Glauben geschwankt, weil die Ägypter auch Wunder tun konnten? Ich glaube auch die Wundererzählungen des Neuen Testaments, so wie auch unsere jüdischen Weisen im Talmud keineswegs die Wundertaten Jesu in Zweifel ziehen, ohne deshalb aber seine Lehren für richtig zu halten. Zum Unterschied von Ernest Renan⁸⁴ und den Aufklärern, die die Lehren und die Philosophie Jesu für richtig und bewundernswert hielten, aber die Wundererzählungen für Erfindungen ansahen, halte ich umgekehrt nur die Wundererzählungen für historisch, während die Lehren und die Philosophie zum Teil nichts anderes darstellten als die zeitgenössische jüdische Philosophie überhaupt, zum Teil aber für die Massen so uninteressant sein mussten, dass die Anziehungskraft Jesu überhaupt nur durch seine Tätigkeit als Wundermann zu erklären sei – ganz so, wie es der Talmud auffasst.

84 Ernest Renan (1823–1892): französischer Schriftsteller, Religionswissenschaftler, Historiker und Orientalist.

Und deshalb bin ich sehr glücklich, dass ich mit eigenen Augen übernatürliche Vorgänge zu sehen vermag. Aber dies erschüttert mich nicht nur nicht in meinem jüdischen Glauben, sondern es bestärkt mich noch mehr darin. Denn wenn sogar diese kleine unbedeutende Bauerndirne von Konnersreuth auserwählt ist, etwas zu tun, was die Welt »Wunder« nennt – um wie viel leichter fällt es uns dann, zu glauben, dass die Geistesriesen unserer Geschichte, die Propheten, imstande waren, übernatürliche Dinge zu tun.

In Indien hatte ich zuerst ein buddhistisches Kloster an einem See in Ceylon besucht, um beim großen Buddha-Forscher Nyanatiloka⁸⁵ Philosophie zu studieren. Nachdem ich eine Prüfung über die Grundzüge des Buddhismus (in englischer Sprache) abgelegt hatte, wurde ich in das Kloster als »Schüler« aufgenommen. Von diesem Augenblick an musste ich mich allen Klostervorschriften fügen. Ich musste auf einer harten Bank schlafen, ohne Kopfpolster, mit nur zwei Decken statt Matratze. Ich durfte nur einmal des Tages essen – zwischen 12 Uhr und ein Uhr mittags –, und ich musste das essen, was der Wohltäter des Klosters, der Stationsvorstand des nächsten Ortes, uns täglich durch seinen Diener in einem Boot als »Geschenk« für die Bettelmönche schickte. Es war täglich dasselbe Menü: Reis mit Fischcurry, der so scharf war, dass ich den Reis nicht essen konnte; Bananen und andere Früchte. Dazu gab es einen Liter Tee mit Zucker und Milch, der für den Abend reichen musste.

Das Fasten gilt in Indien als eine fast religiöse Übung, die dazu beitragen soll, den Geist von irdischen Dingen frei zu machen, und ist viel strenger als bei uns Juden. »Wenn wir fasten«, erklärte mir ein buddhistischer Mönch, »dann hören wir mittags auf zu essen, dann nehmen wir ein Abführmittel, damit unser Körper ganz rein sei, und dann erst, wenn das Mittel gewirkt hat, und kein Schmutz und keine Nahrung mehr im Körper ist – dann erst beginnt unser Fasten!« Ich fragte, wie lange ein Mönch fasten könne. Merkwürdigerweise gab es niemanden, der mir von Mönchen oder Heiligen berichten konnte, die länger als die vierzig Tage der Bibel gefastet hätten – außer wenn es sich um »schlafende« Mönche gehandelt habe, die sich in einen hypnotischen Ruhezustand versetzten. Aber im Wachzustand war auch für die Inder die Vierzig-Tage-Periode anscheinend die Grenze dessen, was Fleisch und Blut ertragen konnten. Ich selbst habe damals, in Indien, sieben Tage lang gefastet und später noch einmal elf Tage lang. Dass ich also nicht nach drei oder vier Tagen zusammenbrechen werde, wenn ich jetzt in Latrun das Fasten auf mich nehme, dessen bin ich ziemlich sicher.

85 Nyanatiloka Mahāthera (urspr. Anton Güth, 1878–1957): in Wiesbaden geborener Gelehrter, seit 1903 jahrelange Aufenthalte in Indien, Ceylon und Burma, gilt als erster deutscher buddhistischer Mönch.

Dienstag, 27. August 1946

Neue, unerfreuliche Nachrichten: Sedoth Yam wurde von der britischen Armee im Sturm genommen. 600 Flüchtlinge der beiden Schiffe in Haifa (»Katriel Jaffe« und »Dreiundzwanzig«)⁸⁶ wurden nach Zypern abgeschoben. Ruhama und Dorot sind vom Militär überfallen worden, und dort – ebenso wie in Sedoth Yam – sucht man nach Waffenlagern. Allen Leuten im Lager klopft das Herz: Alle beten, dass das Unglück von Yagur sich nicht wiederhole und die Engländer keine Depots finden würden. Aus London wird gemeldet, dass man mit der Teilnahme der Sochnut an der Round Table Conference mit Bestimmtheit rechnen und dass die »Führer« aus Latrun vermutlich bald freigelassen werden. Angeblich sollen auch Revisionisten an der Konferenz teilnehmen.

Mittwoch, 28. August 1946

Heute kamen mich meine Frau und meine Kinder besuchen. Du lächelst, Noemi – was hast du schon alles in deinem Leben mit mir mitmachen müssen. Einen Tag nach meinem Heiratsantrag habe ich dich verlassen, um an einer Expedition gegen die drusischen Aufständischen teilzunehmen. Allein warst du während der Monate, die ich in Arabien verschollen war. Allein und ohne Nachricht bliebst du, während ich im ersten Jahr unserer Ehe in den Himalaya reiste. An meinem Krankenbett wachtest du Wochen und Wochen, während ich bewusstlos und von den Ärzten aufgegeben in der Hadassah lag, eines der ersten Opfer des Pogroms von 1929⁸⁷, und du rettetest mein Leben. Und wieder ein Jahr später warst du allein in Jerusalem, während ich in Kurdistan und Persien verschollen war. Und es war dir eine Freude zu erfahren, dass ich – als englischer Spion verhaftet – endlich im Gefängnis von Teheran saß. »Frau Blum, Gott sei Dank, unsere Männer sitzen im Gefängnis – jetzt wissen wir wenigstens, dass sie am Leben

86 »23« (»Kaf Gimel Yordai Hasira«, »Die 23 Seefahrer«): Codename für das am 2. August aus dem italienischen Hafen Bocca di Magra ausgelaufene Alija-Bet-Schiff »San Sissimo«, das am 15. August 1946 vor Haifa von den Briten beschlagnahmt wurde. Alle 790 Flüchtlinge wurden nach Zypern deportiert. Die Bezeichnung »23« bezieht sich auf 23 Mitglieder der Palmach, die am 18. Mai 1941 im Mittelmeer bei einer Operation mit der britischen Armee gegen die französischen Vichy-Streitkräfte in Tripolis ums Leben gekommen waren.

87 Bei den Unruhen in Jerusalem (ausgehend von Zusammenstößen zwischen Juden und Arabern vor der Klagemauer) am 23. August 1929, die sich über andere Landesteile Palästinas ausbreiteten (vgl. Anm. 65), war WvW von einem jugendlichen Araber durch einen Dolchstoß in den Hals schwer verletzt worden und musste mehrere Wochen in der Jerusalemer Hadassah behandelt werden. Vor seiner Verwundung konnte er noch einen Bericht über *Die ersten Zusammenstöße zwischen Arabern und Juden* an die Redaktion der NFP senden, die diesen am 29. August 1929 (Nr. 23332) veröffentlichte.

sind«, sagtest du unserer Freundin, deren Mann, der Maler Ludwig Blum, mit mir die Reise unternommen hatte. Und dann – dann kamen wieder Operationen und Spital und Flucht vor Hitler und dem Konzentrationslager. Und jetzt bin ich doch in einem Konzentrationslager interniert, einem britischen, und du besuchst mich und lächelst. Sie haben dich nicht brechen können.

Der englische Polizist lehnt in der Tür und beaufsichtigt uns. Der jüdische Inspektor geht auf und ab, wichtigtuend und diskret zugleich. Die Kinder plaudern, erzählen von ihrem Leben, sind begieriger, mir mitzuteilen, was sich in meiner Abwesenheit zu Hause zugetragen hat, als etwas von mir zu erfahren. Schließlich schicken wir sie hinaus, um ruhig miteinander reden zu können. Ich sage meiner Frau, dass ich nicht länger untätig bleiben könne. Ich sei entschlossen, einen Hungerstreik zu beginnen; nur über die Form und den Zeitpunkt des Beginns sei ich noch unschlüssig. Noemi versucht gar nicht, mir grundsätzlich abzuraten, und fragt nur, ob nicht doch 20 Fasttage genügen würden, akzeptiert aber schließlich meine Argumente für die Dauer von 28 Tagen. Nach einer halben Stunde musste ich ins Lager zurück. Noemi und die Kinder winken mir noch nach, solange sie mich sehen können. Der Polizist bringt mich zur Baracke zurück. Ich lege die Feiertagskleider wieder ab. Der Alltag von Latrun beginnt aufs Neue.

Und jetzt sitze ich an meinem Tisch und versuche, den Besuch meiner Frau und unserer Kinder in einem Gedicht festzuhalten. Es gelingt nicht recht:

Zwei Vögel hatt' ich einst. Ein zahmer Fink
in seinem Käfig mit dem Weibchen hing.
Ich hegte sie wohl manchen Monat lang,
Doch keiner meiner beiden Vögel sang.
Da trennt' ich sie. Und schon am nächsten Tag
durchdrang den Raum des Hahnen schneller Schlag,
der schmetternd bald, bald girrend tief
nach der entschwundenen Gefährtin rief.
So geht's auch mir. Mir quillt der Sang hervor,
und ruft und klagt um Dich, die ich verlor ...

Donnerstag, 29. August 1946

Lange vor sechs Uhr sind wir alle schon wach. Im Schlaf hörten wir das Rollen von Automobilen in der Nähe des Lagers. Ich stehe auf, gehe auf die Terrasse hinaus und sehe im Nebel und der Morgendämmerung schattenhaft unklar eine Autokolonne vor dem Tor halten, höre leise Kommandos und sehe, wie »Rotkäppchen« die Baracken

umstellen und Polizisten den Zugang zur Unterkunft der Sochnut besetzen. Ich wecke die andern Kameraden. Kein Zweifel, die »Hatassah« findet diesmal bei Tage statt. Sie sind gekommen, um die neun Mann zu holen, die wir nicht herausgeben wollten. Wir stehen alle auf der Veranda und starren hinaus in die graue Nebellandschaft. Wir sehen Lastauto nach Lastauto beim Tore hereinrollen, alle voll mit bewaffneten »Rotkäppchen«. Wir sehen eine zweite Autokolonne den Hügel von Emmaus ins Tal herabfahren, auch sie zur Verstärkung der Truppen, die jetzt alle Baracken umstellt haben. Langsam erwacht das ganze Lager. Und plötzlich erhebt sich aus den Baracken der Gesang der Gefangenen und schwingt herüber zu uns. Dann warten wir wieder.

Die Sonne steht schon hoch am Himmel. Der Nebel zerreißt über den Bergen Judas. Das Land schimmert in schöner Klarheit und in großem Frieden. Aber von Baracke zu Baracke gehen die suchenden Soldaten, und man hört ihre hässlichen Schreie und den Lärm und dazwischen immer wieder den stolzen Gesang der Gefangenen.

Und jetzt – vier, fünf, nein sechs Soldaten jagen einen Gefangenen vor sich her, im Laufschrift, vom Eingangstor den Hügel hinauf zum Polizeilager. Sie haben Bajonette aufgesteckt und stechen ihn während des Laufens, damit er rascher laufe. Sie stechen ihn nicht gefährlich, wir sehen das gut, obwohl wir über 250 Meter entfernt sind, es ist nur ein Spiel, so wie die Katze mit der Maus spielt. Aber es sind diesmal sechs Katzen und eine Maus. Wir erkennen den Kameraden; er ist einer der neun, die auf der Liste stehen. Und jetzt wissen wir, was wir vorher nur geahnt haben: Es ist die »Hatassah« – die Kameraden werden nach Eritrea verschickt.

Dann mobilisierte man ein Bataillon oder noch eine größere Einheit – mir scheint, dass mehr als 600 Soldaten eingesetzt sind, ganz zu schweigen von den britischen und arabischen Polizisten der Lagerwache, die sich jedoch abseits halten und nicht an der Durchsuchung der Baracken teilnehmen. 600 Fallschirmjäger und etwa 150 Polizisten, um neun Gefangene unter 500 Mann herauszuholen. Kameraden machen abfällige Bemerkungen über dieses Massenaufgebot. Aber ich verstehe die Engländer und bewundere ihr nüchternes Kalkül, das sich nicht darum kümmert, was »man« sagen werde. Je stärker ihr Truppenaufgebot, desto aussichtsloser sei jeder Widerstand der Gefangenen, desto geringer die Gefahr, dass es zu einem Kampf komme, desto sicherer sei man also, dass die Aktion erfolgreich und ohne Blutvergießen ablaufen werde. Bei 600 Soldaten Einsatz werde kein Tropfen Blut vergossen; wären es nur sechzig, dann hätte es vielleicht Tote auf beiden Seiten gegeben. Es ist nicht nur klug, sondern es ist human, sehr stark zu sein. Hätte England dieses Geheimnis nur schon vorher gewusst, als man es mit Hitler zu tun hatte – dann würden heute sechs Millionen Juden mehr am Leben sein.

Ein zweiter, ein dritter, ein vierter, ein fünfter Kamerad der »Liste« wird den Hügel hinaufgejagt, manchmal mit Bajonetten, manchmal ohne, manchmal im Laufschrift, manchmal gemächlicher, manchmal mit nur drei Mann Bewachung, manchmal mit

fünf oder sechs. Langsam nähert sich die Durchsuchung dem Spitalslager. Hier bei uns sind nur noch zwei Mann der »Liste«: der Tuberkulosekranke und der Betari mit der Gefäßerkrankung der Füße. Sie warten mit bleichen Gesichtern, aber mit eiserner Ruhe. Keiner spricht ein Wort. Sie sind mutig, die Burschen unseres Geschlechts.

Nummer sechs wird den Hügel hinauftransportiert, während ein Major, zwei Offiziere, ein C. I. D. Beamter und ein Trupp »Rotkäppchen« zu unserer Baracke kommen. Sie betreten zuerst den Raum, in dem S. liegt. Ich gehe hin als Dolmetsch. Die Engländer verhören S., den Ex-Eriträer, der immer noch kränkelt. Sie schlagen ihm vor, sich ins Regierungsspital nach Jerusalem überstellen zu lassen, wo er untersucht würde. Er entgegnet, das Spital sei schlimmer als Latrun, er weigert sich. Er sei bereit, nach Sarafand ins Militärspital zu gehen oder ins Regierungsspital nach Jaffa, wo man ihn wenigstens besuchen könne, aber nicht ins Gefängnis nach Jerusalem. Die Offiziere reden ihm zu, aber er besteht auf seinem Willen, die Offiziere belassen es dabei und betreten unser Zimmer. Der Major rühmt die schöne Aussicht, die wir von unserer Veranda auf Emaus, das Trappistenkloster und das Gebirge haben. Shofman erwidert trocken, dass er die Aussicht von seiner Wohnung an der Rehov Glickson⁸⁸ in Tel Aviv vorziehe. Unterdessen war auch die Durchsuchung des Spitals beendet – die Armee zog ab, und ... die zwei Kranken blieben zurück! Wenigstens zwei unter den neun Gefangenen haben wir vor Eritrea gerettet. Gott sei Dank!

Am Nachmittag haben die Baracken-Führer ihre Berichte dem »Aufseher für äußere Angelegenheiten« Becker erstattet. Das Militär, das sich bei uns sehr taktvoll und zurückhaltend benommen, das nicht einmal unsere Bücher, geschweige denn unsere Papiere angeschaut hatte, hatte im Lager gewütet. In zwei Baracken waren die Holzverschalungen von den Wänden heruntergerissen worden, so dass die Baracken jetzt unbewohnbar sind. In der Lagerbibliothek wurden die englischen Kriminalromane und die anderen Schmöker gestohlen; in der Kantine sind alle Schokoladen und Zuckerwaren und Gasos-Flaschen verschwunden; in den Hütten haben sie Uhren und sogar Taschenkämme und ganz wertlose Kleinigkeiten mitgehen lassen. Den Gefangenen wurde unter antisemitischen Beschimpfungen ins Gesicht geschlagen, die britischen Soldaten rühmten Hitler.

Abends meldet das Radio, die Durchsuchung von Ruhama und Dorot gehe weiter. Im Lager Latrun haben Militär und Polizei eine »Routine-Untersuchung« durchgeführt, es sei nichts Verdächtiges gefunden worden. Weiters wird gemeldet, dass gegenwärtig in Rafiakh noch 800 Gefangene sitzen, in Latrun 500, in Eritrea 300. Verschwiegen werden aber die Tausenden, die in Cypern und Atlit sitzen, die Hunderten in Betlehem,

88 Moshe Yosef Glickson (1878–1939): Schriftsteller, Publizist, Herausgeber der hebräischen Tageszeitung »Haaretz«.

Akko, Jerusalem, Latrun B. Dagegen wird gemeldet, dass in Dorot (sage und schreibe!) *ein* Gewehr und *ein* Revolver gefunden wurden. Wie viel würde man erst finden, wenn man einmal in einem arabischen Dorf eine solche gründliche Razzia durchführen würde?

Freitag, 30. August 1946

Der dritte Monat, die zehnte Woche der Gefangenschaft beginnt. Im Lager Latrun ist alles zur »Aktion« bereit. Man wolle einen dreitägigen Proteststreik verkünden, beginnend am Samstagabend. Während dieser drei Tage wolle man »non-cooperation« mit den Gefängnisbehörden durchführen. Man werde sich weigern, Lebensmittel entgegenzunehmen, man werde zum Tamam nicht die Baracken verlassen, man werde keine Besuche empfangen.

Gegen meinen Grundsatz, mich nicht in Dinge einzumischen, die die Gefangenen für sich selbst entscheiden müssen, ergreife ich diesmal die Initiative. Ich sei gegen diese Demonstration, aus zwei Gründen: Erstens richte sie sich gegen das Lagerkommando, das mit den Vandalenaktionen nichts zu tun habe – der Lagerkommandant Claw sei klug genug gewesen, die ganze Verantwortung der C. I. D. in Jerusalem und der Armee zuzuschieben. Unsere Reaktion müsse daher gegen diese Behörden gerichtet sein, und dazu gebe es nur einen einzigen Weg: schriftlichen Protest, Schilderung der empörenden Diebstähle, begangen von Soldaten Seiner Majestät an armen und hilflosen Gefangenen. Zweitens aber: Wer glaubt denn, dass die Engländer oder sonst jemand sehr betrübt sein werden, wenn wir auf unsere Besuche verzichten oder uns weigern, Lebensmittel der Regierung entgegenzunehmen, während wir die Pakete von der »Tante Tnuva« annehmen werden?

Becker ist meinen Argumenten zugänglich. Es wird eine Versammlung der Sprecher aller Zrif einberufen. Über dreißig Männer sitzen in der Lagerbibliothek und beraten. Und, weiß Gott, sie beraten sachlicher und vernünftiger als so manche Parteileitung auf ihren Sitzungen in Tel Aviv. Jeder wiederholt seine Argumente – für oder gegen einen Streik. Die Mehrheit der Kameraden besteht aus den »Mityazwim«, die schon immer gefordert haben, man müsse durch einen großen Hungerstreik die Aufmerksamkeit des Jischuw auf sie lenken. Die Minderheit bilden die »Alten«, die sich hauptsächlich um die ganz jungen Burschen sorgen, deren Gesundheit durch ein dreitägiges Hungern in den Baracken in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. Es wird beschlossen, eine Abstimmung im Lager durchzuführen; jede Baracke wird separat abstimmen. Das Ergebnis wird noch vor Mittag mitgeteilt: Mehr als ein Drittel ist gegen den Proteststreik, damit fällt dieser Antrag. Man könne nicht diese Aktion gegen den Willen einer starken Minderheit durchführen. Wir entwerfen den von mir vorgeschlagenen Protestbrief.

Hilft er nicht, so schadet er nicht. Und während ich das Communiqué für die Presse konzipiere, habe ich innerlich beschlossen, morgen, nach dem Schabbat, meinen Hungerstreik zu beginnen.

31. August 1946
Mozae Schabbat

Ich habe meine letzte Mahlzeit gegessen, gebetet, in der Synagoge die Hawdalah gesprochen und mein Fasten begonnen. Vier Wochen, achtundzwanzig Tage, habe ich mir zugeschworen. Achtundzwanzig – das ist das Zahlenzeichen für Koakh: Kraft. Möge ich die Kraft haben, diese 28 Tage gesund zu überleben. Dass ich die Kraft haben werde, sie auch ohne seelische Überanstrengung durchzuhalten, davon bin ich überzeugt. Mit den Kameraden habe ich mich nicht weiter beraten. Den Brief an den Chief Secretary werde ich morgen absenden und ihm mitteilen, dass ich das Fasten schon begonnen habe. Ich muss einen Weg finden, um die Kopie dieses Briefs rasch der Presse zugänglich zu machen.

Radio London meldet, dass die Araber Palästinas beschlossen haben, nicht an der Londoner Konferenz teilzunehmen, weil die Engländer ihnen nicht erlauben, den Mufti Mohammed Amin Al-Husseini als Vertreter hinzuschicken. Ich glaube, dass nun auch die Juden nicht zur Konferenz gehen werden – aber es gibt unter den »Führern« einige, die meinen, dass die Abwesenheit der Araber uns sogar eine gewisse Chance biete. Ich will jedoch nicht freikommen, wenn die Juden nach Canossa – oder London – gehen.

Sonntag, 1. September 1946

Die viertägige Belagerung von Dorot und Ruhama ist aufgehoben worden. Sie hat mit der Zerstörung der beiden Kolonien geendet. Die armen Bäume, die umgehackt wurden.

Ich habe den Kameraden in der Messe noch nicht gesagt, dass ich bereits mein 28-tägiges Fasten begonnen habe. Sie sehen nur, dass ich mit ihnen bei Tisch sitze, nichts esse und – wie schon öfter – nur ungezuckerten Tee trinke, das ist daher für sie nichts Neues.

Montag, 2. September 1946

Ich gebe bei Tisch meinen Brief an den Chief Secretary zunächst Schertok zu lesen; er rät, ein oder zwei Worte wegzulassen, die ihm zu pathetisch erscheinen. Yosef, Da-

vid Hacothen und Remez lesen dann ebenfalls den Brief der Reihe nach durch. Remez bittet mich, zu ihm ins Zimmer zu kommen, und versucht dort, auf mich einzuwirken, das Fasten noch einige Tage aufzuschieben. Dann könne doch eine Entscheidung in London fallen. Warum wolle ich gerade jetzt mich in eine solche Gefahr begeben? Ich entgegne, dass ich gerade den jetzigen Moment für den richtigen halte, um demonstrativ mit meinem Hungerstreik zu beginnen. Ich würde es für ein entsetzliches Unglück halten, wenn die Sochnut zu den Verhandlungen in London gehen würde. Auch wenn ich durch meinen Hungerstreik nur den geringsten Beitrag leisten könnte, den Widerstandsgeist unserer Nation zu stärken und die jüdische Teilnahme an der Londoner Konferenz zu verhindern, hätte ich das Gefühl, eine große Pflicht erfüllt zu haben. Mein Fasten wird genau den gleichen Zweck wie die letzten großen Anschläge erfüllen, die so viele Menschenleben kosteten, nur um die englische und die amerikanische Presse davon in Kenntnis zu setzen, dass wir Juden uns nicht dem Diktat der Labour-Regierung beugen. Ein Dutzend junger Burschen starben bei den Brücken⁸⁹, andere fielen beim ebenso nutzlosen Angriff auf die Werkstätten in Haifa⁹⁰, achtzehn andere wurden zum Tode verurteilt und hoffen noch immer auf ihre Begnadigung. Man sprach und schrieb darüber, aber nur drei oder vier Tage lang. Wenn ich jetzt ein Fasten von 28 Tagen proklamiere, dann wird man darüber in der Weltpresse nicht nur an drei oder vier Tagen, sondern an dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Tagen sprechen und schreiben wie damals über Gandhi. Und das alles werde ich erreichen, ohne ein einziges Menschenleben zu gefährden.« »Außer deinem eigenen«, entgegnete Remez; »außer meinem eigenen Leben«, bestätigte ich. »Aber ich weiß, dass die Gefahr für mein eigenes Leben kleiner ist, als die Leute denken, die nicht gelernt haben zu fasten. Ich weiß, was ich mir zumuten kann.«

Nach einigen kleinen Abänderungen hatten alle meinen Brief akzeptiert. Ich adressierte ihn an den Chief Secretary, Government of Palestine, datiert mit dem 1. September 1946:

Sir, I have the honour to inform you that I shall abstain from taking food for a period of 28 days, beginning from yesterday, Saturday August 31, after sunset. This my fasting should be understood as a sign of my vehement indignation and protest against the unjust, unjustified and unjustifiable imprisonment of myself and of hundreds of other Jews who are, now for the tenth week, detained without even a hint of suspicion of our being connected with any illegal action in Palestine.

89 »Nacht der Brücken« (Anm. 61).

90 Bei dem Anschlag auf die britischen Eisenbahnwerkstätten in Haifa am 17. Juni 1946 (Anm. 67) waren elf Lechi-Kämpfer ums Leben gekommen.

I am well aware of the fact that neither my fasting nor that of anybody else will influence the attitude or the decisions of the men who rule today over Palestine and who, apparently, regard it as their duty to hinder by all means the return of Israel to its Home. But since, in these tragic times and circumstances, and at a crucial moment of my people's history, I can do nothing to help or to encourage them in their refusal against surrender – I will at least impose myself a voluntary sacrifice, by refusing any kind of food except water or other non-nourishing beverages, during the following four weeks.

May the Lord in His mercy accept this my fasting as a prayer His help in this hour of Israel's supreme distress.

I have the honour to be, Sir, faithfully yours, Wolfgang Weisl

Diesen Brief gab ich Becker mit der Bitte, ihn dem Superintendenten auszuhändigen und mündlich hinzuzufügen, dass ich selbstverständlich bereit sei, in die »Zinzana« zu übersiedeln, dass ich mich aber gegen jede künstliche Ernährung mit allen Mitteln zur Wehr setzen würde.

Dann ging ich, wie immer, zum Talmudkurs und nahm nachher an Schertoks Arabisch-Stunde teil. Zu Mittag saß ich, wie immer, auf meinem Platz. Die Kameraden, vor allem David Hacohen, waren sehr erstaunt, dass ich ungerührt zusehen konnte, wie sie aßen, und mich mit Zitronensaft ohne Zucker begnügte. Ich erklärte ihnen, die Stunden der gemeinsamen Mahlzeiten seien jetzt so angenehm, dass ich nicht das Vergnügen der Gesellschaft wegen meines Fastens missen wolle. Sobald ich das Fasten beschlossen habe, verspüre ich nicht mehr den geringsten Wunsch zu essen und empfinde auch nicht die leiseste Abneigung dagegen, andere essen zu sehen.

Nach der Mahlzeit arbeite ich eine Stunde lang an meinem Asthma-Buch, führe ein ebenso langes Gespräch mit Skulski über ein Drama, das ich mit ihm gemeinsam schreiben möchte, und absolviere dann meinen Kurs über Orientpolitik. Nach dem Kurs nehme ich, trotz Protesten der Kameraden, am »Medizinballturnen« teil, höre aber nach einer Viertelstunde auf, da ich zu erschöpft bin. Am Abend mache ich einen kurzen, viertelstündigen Spaziergang mit Dr. Agulnik, der mir von Tag zu Tag sympathischer wird. Nach dem »Nacht Mahl«, das diesmal aus einem Glas Tomatensaft und einem Glas ungezuckerten Tee besteht, beginne ich meiner Frau einen Brief zu schreiben. Währenddessen kommen Kameraden herein – zuerst David Hacohen, dann Shofman, dann andere – und erzählen mir mit strahlenden Gesichtern, Radio Jerusalem habe gemeldet, dass ich für die Dauer von 28 Tagen in den Hungerstreik getreten sei und dass sogar die wichtigsten Absätze meines Briefs an den Chief Secretary mitgeteilt wurden. Es ist merkwürdig zu sehen, wie »publicity« auf uns Menschen wirkt. Selbst die Kameraden, die bis dahin meinen Entschluss abgelehnt hatten, sind wie verwandelt, seit das Radio dieses Fasten gewissermaßen sanktioniert hat. Hacohen sagt mir in seiner

direkten Art: »Du weißt, dass ich gegen das Fasten war, aber jetzt, wo du es angefangen hat, musst du es bis zum Ende führen. Jetzt darfst du nicht mehr nachgeben.«

Dem Brief an meine Frau lege ich die Abschrift meiner Erklärung an den Chief Secretary bei: »Ich benütze das Wort ›Fasten‹ statt ›Hungerstreik‹«, erkläre ich ihr, »weil ich nicht ›streike‹ im eigentlichen Sinn des Wortes. Streik bezeichnet eine Waffe, mit deren Gebrauch der Streikende etwas erzwingen will – ich hingegen bin überzeugt, dass nichts durch mein Fasten gewonnen werden könne. Ich habe soeben den dritten Fasttag begonnen, trinke täglich etwa 700 Gramm (vier Tassen) Flüssigkeit, schwachen Tee oder Kaffee oder Wasser mit dem Saft einer Zitrone und hoffe, bis zum geplanten Ende durchzuhalten. Nahezu zwei Wochen lang habe ich überlegt, ob ich in den Hungerstreik eintreten solle oder nicht. Dann kam die ›Durchsuchung‹ des Lagers, und du kannst dir kaum vorstellen, welche unerträglichen Gefühle diese Szenen und der Abtransport von sieben Gefangenen nach ›unbekanntem Ort‹ in mir hervorriefen. Das gab mir den letzten Anstoß, mit meinem Fasten zu beginnen.«

Dienstag, 3. September 1946

Des Morgens stellte ich mich, wie immer, zuerst auf die Waage. Sonntag wog ich 80,700 kg; Montag 79,800 – das heißt: Ich hatte etwas mehr als ein Prozent abgenommen, das ich nach meinen medizinischen Kenntnissen und Berechnungen erwartet habe. Heute wiege ich 78,900 – das heißt: ich habe wiederum statt der 800 Gramm, die zu verlieren ich erwartet habe, 900 Gramm eingebüßt.

Ich nehme an den Kursen teil, wie immer. Die Kameraden kommen und fragen, ob ich den Hygiene-Kurs weiter abhalten werde, was ich selbstverständlich bejahe. Es gäbe keine Ursache, mein Tagesprogramm zu ändern. Aber nach einer Stunde Vortrag fühle ich mich doch schwächer als sonst. Ich habe ungewöhnlich starke Kopfschmerzen und bin deshalb etwas deprimiert. Abends versuche ich noch, am Medizinballturnen teilzunehmen, muss es aber bald vor Erschöpfung abbrechen.

Mittwoch, 4. September 1946

Ich fühle mich heute bedeutend wohler: Die Sochnut hat beschlossen, nicht an der Londoner Konferenz teilzunehmen. Das ist für mich wichtiger als Essen und Trinken.

Am Nachmittag halte ich wieder einen Kurs über Hygiene. Über hundert Kameraden nehmen daran teil, diesmal aber offenbar, um zu sehen, wie jemand aussieht, der vier Tage lang fastet und dabei arbeitet. Ich habe alle Hungerschmerzen überwunden, und auch die Schwäche von gestern ist weg. Keine Kopfschmerzen, keine Magenschmerzen. Ich fühle mich leicht und so zufrieden und ruhig wie schon monatelang nicht mehr.

Donnerstag, 5. September 1946

Ich schreibe diese Zeilen nicht mehr in meinem alten Zimmer, im Lager der »Führer« – ich bin jetzt in der »Zinzana«, in der Einzelzelle. So war es von Jerusalem angeordnet worden. Becker konnte aber mit dem Lagerkommando alle möglichen Erleichterungen für mich vereinbaren, um meinem Status als »Führer« auch in der Einzelhaft Rechnung zu tragen. Man erlaube mir, wie Becker versichert, meine Matratzen, Leintücher und Kopfpolster mitzunehmen. Ich könne Bücher und Schreibmaschine behalten und werde zweimal täglich von einem Arzt untersucht. Dr. Agulnik und Dr. Becker werden auch kommen dürfen; und eine Stunde täglich dürfen mich die Kameraden aus dem Lager besuchen, gegen vorherige Erlaubnis des Lagerkommandos. Ich dürfe im Gefängnis frei herumgehen und sogar in dem vergitterten Hof sitzen, mich sonnen oder bewegen, wie es mir beliebe.

Während ich meine Habseligkeiten zusammenpacke und mir von Jizchak Grünbaum noch Bücher zur Lektüre mitgeben lasse, erscheinen einige der Führer, um sich zu verabschieden. David Hacoheh meint ganz vernünftig, ich müsse mit Befriedigung in die »Zinzana« übersiedeln. Solange ich im Lager bleibe, könne immer der Verdacht aufkommen, dass ich im Geheimen esse. Wenn ich aber im Gefängnis sitze, dann werde die ganze Welt davon überzeugt sein, dass ich ernstlich faste.

Bald kommt ein Lastwagen, um mich und mein Gepäck abzuholen. Becker und ein Betari fahren mit, ein englischer Polizist chauffiert, die Kameraden winken zum Abschied, Hacoheh ruft mir zu: »Khasak we Amaz!« – »Seien Sie stark und mutig; jetzt dürfen Sie nicht nachgeben! Halten Sie durch!« Im Polizeilager, wo das Gefängnis steht, gleich neben der Baracke, wo ich vor einer Woche meine Frau wiedergesehen habe, empfängt mich zunächst der Wachtposten. Während Becker und der Kamerad eine Zelle für mich einrichten, warte ich im Dienstzimmer der Wache und studiere die Steckbriefe an den Wänden des Zimmers. Ich versuche, mir die Preisgelder zu merken, die für die Gefangennahme der dort abgebildeten Terroristen ausgerufen sind. Es gibt Terroristen in allen Preislagen – von 50 Pfund für Terroristen minderer »Qualität« bis 2000 Pfund für »erstklassige Ware«. Als ich mit dieser Lektüre fertig bin, kommt ein Sergeant und holt mich ab; das für mich reservierte Zimmer ist bereit. Mir ist, als finge ein neues Kapitel meines Lebens in dem Augenblick an, da ich das Lager Latrun verließ und in die Einzelhaft übersiedelte. Jetzt beginnt mein Fasten ein Opfer zu werden, und ich war darüber froh und dankbar.

Der Polizeiinspektor empfängt mich mit freundlicher Grobheit oder barscher Liebenswürdigkeit. Er grunzt, knurrt und tut doch zugleich alles, um mir das Leben in der Zelle so angenehm wie möglich zu gestalten. Die normale Ausstattung der zehn Zellen des Gefängnisses ist nicht gerade üppig: Sie besteht nur aus einer Bank, auf die Decken

gelegt werden, einer Tür mit Luftklappe und einem hohen vergitterten Fenster. Aber mir hat der Inspektor zwei Matratzen auf die Bank legen lassen; es gibt einen Tisch und einen Sessel, einen Krug Wasser und einen Thermophor mit Tee sowie eine Flasche und eine Tasse. Als ich den Wunsch ausspreche, einen Liegestuhl zu bekommen, wird sogleich danach geschickt. Als ich um eine stärkere elektrische Birne bitte, damit ich bei Nacht arbeiten könne, wird auch dies versprochen. Wahrlich, Besseres kann ich mir nicht wünschen als eine solche Haft in der »Zinzana«, die sonst nur als schwere Strafe für Terroristen verhängt wird.

Der Tag ist vergangen – so rasch vergangen wie alle meine Tage. Der fünfte Tag des Fastens ist zu Ende, und ich fühle mich wohl, frisch und arbeitsfreudig. Die Einzelhaft ist vorläufig eher ein Gewinn für mich als eine Strafe: Weil ich nicht gestört werde, kann ich viel intensiver arbeiten als sonst. Ich habe an meinem Asthma-Buch heute in sieben Stunden mehr Fortschritte gemacht als vorher im Lager während einer ganzen Woche. Dabei hatte ich nicht einmal über allzu große Einsamkeit zu klagen. Am Nachmittag kamen Dr. Agulnik und Becker in Begleitung des Polizeiinspektors, um zu sehen, wie es mir gehe. Dieser besah sich meine Getränke, öffnete die Thermosflasche, so dass ich gezwungen war, ihn einzuladen, davon zu kosten, um ihn zu überzeugen, dass kein Zucker im Tee sei. Er trank mit zufriedener Miene eine Tasse des bitteren Tees aus und führte dann mit mir ein Gespräch über das richtige Fasten. Ich faste *nicht* richtig, meinte er, wenn ich Tee trinke, denn Tee sei immerhin ein Stimulans, das den Verzicht auf Essen erleichtere. Der Mann hat recht – Tee ist tatsächlich ein Stimulans, und meine einzige Rechtfertigung ist, dass ich Tee einfach zur Abwechslung trinke und nicht deshalb, weil ich ihn zum Fasten brauche.

Am Abend kam dann Dr. Riggs, der Lagerarzt. Ich erzählte ihm von meinen indischen Erlebnissen. Wir sprachen über allergische Krankheiten. Dann fragte er mich nach der Geschichte meines Zwölffingerdarmgeschwürs aus und wollte mir nicht glauben, dass ich – ach Gott, leider! – an einer ganz neuartigen Krankheit leide: an einem »Ulcus duodemi politicum«. Riggs fragte erstaunt, ob ich nicht »Ulcus pepticum« meine – das sei ein Ulcus, das er kenne: Magengeschwüre, die von überschüssiger ätzender Magensäure erzeugt werden. Ich erklärte ihm, bei mir sei es etwas anderes. Ich leide nicht an zu viel Magensäure, sondern an zu viel Politik. Wenn ich mich sehr kränke oder mich über politische Katastrophen sehr aufrege, dann bekomme ich meine Ulcusschmerzen. Und wenn mir vor der Politik ekelt, dann bekomme ich Brechreiz, und wenn ich viel erbruche, dann tritt eine Magenblutung ein. Und ich schrieb ihm auf der Schreibmaschine gleich meine ganze Krankengeschichte auf: von dem ersten Ulcusanfall meines Lebens, den ich an dem Tag bekommen habe, da mein Lehrer Gerson, nur mit seinen Röntgenplatten von etwa 60 schweren Tuberkulosefällen im Koffer, aus Deutschland nach Wien zu mir flüchtete, weil Hitler den Boykott über die Juden ver-

hängt hatte.⁹¹ Und von dem Tag an kehrten bei mir die Ulcusanfälle regelmäßig wieder als Begleiterscheinungen politischer Ereignisse, meistens Kränkungen über zionistische und revisionistische Dummheiten, bis zu meiner letzten schweren Magenblutung am 1. Mai dieses Jahres. Ich erzählte dies alles, und Dr. Riggs notierte es mit der Erkenntnis, dass man Leuten, die an einem so leicht blutenden Ulcus leiden wie ich, keine Nahrung durch den Magenschlauch verabreichen dürfe. Bei mir komme deshalb eine zwangsweise verabreichte Nahrung nicht in Betracht. Und das ist für mich das Wichtigste.

Freitag, 6. September 1946

Der »Hamashkif« bringt täglich neue Nachrichten über mein Befinden, die offenbar von den Besuchern des Lagers zu ihm gelangen. Heute ist die Überschrift: *Dr. von Weisl fastet schon seit 144 Stunden*. Ach Gott, bei solchem Fasten darf man nicht nach Stunden rechnen, sonst kämen wir auf mehr als 500 Stunden, die mir noch bevorstehen. Und das klingt viel schlimmer als 22 Tage.

Ich habe eben eine Stunde am Gitter des Gefängnishofs verbracht und das Leben in diesem Teil des Lagers betrachtet, das ich noch nicht kannte. Die »Zinzana« – ein steinernes Blockhaus, etwa 6 mal 10 Meter Grundfläche groß – liegt in der Nähe des großen Eingangstors zum Lager, wo die Besucher der Gefangenen stehen und warten müssen, bis sie eingelassen werden. Es ist ein herzzerreißendes Bild. Die Sonne brennt auf die wartenden Frauen und Kinder nieder – unbarmherzig, unaufhörlich –, und niemand hat daran gedacht, wenigstens ein Sonnendach aufzuspannen, wie es die arabischen Hirten mit ein paar Stangen und trockenen Palmenblättern oder Matten zu improvisieren verstehen. Stundenlang müssen die Besucher dort warten, nachdem sie mehr als zwei Kilometer vom Autobus hierher marschiert sind und bevor sie wieder denselben Weg zurückmarschieren müssen. Unsere »humane« Regierung denkt nicht daran, ihnen ein paar Steinbänke hinzustellen, denkt nicht daran, die armen Frauen und Kinder ins Lager hineinzulassen und in einer der leeren Baracken unterzubringen, ehe sie an die Reihe kommen, ihre gefangenen Väter, Brüder, Gatten zu sehen. Wie Sklaven, wie Vieh werden wir behandelt. Mögen die Jüdinnen im Sommer von der Sonne verbrannt, mögen sie im Winter vom Regen gepeitscht werden – es sind ja nur Jüdinnen, es sind ja Angehörige von »Verbrechern«, von »Terroristen«.

Zwei neue Gefangene werden in die »Zinzana« eingeliefert; sie haben beide ihren Hungerstreik erklärt und werden nun einzeln inhaftiert. Sie bekommen eine Matratze

⁹¹ Boykott jüdischer Geschäfte, Warenhäuser, Banken, Arztpraxen, Rechtsanwalts- und Notarkanzleien, den das NS-Regime seit März 1933 plante und am Samstag, dem 1. April 1933, in ganz Deutschland durchführen ließ.

und eine Decke in ihre Zellen, sonst nichts. Die Tür wird hinter ihnen zugesperrt, der Polizist lässt sie allein. Durch die Tür hindurch spreche ich mit ihnen. Es sind arme Teufel, alle beide. Der eine, Awraham Jaisch, stammt aus Tiberias, hat Frau und vier Kinder unversorgt zurückgelassen und hungert nun, um freigelassen zu werden. Mit lauter Stimme sagt er die *Propheten* vor sich her.⁹² Der Klang seines Singens dringt weit über die »Zinzana« heraus. Der Zweite, Bezalel B., ist nervenkrank und leidet an Muskelschwäche. Er hungert als Protest dagegen, dass er keine fachmännische medizinische Behandlung bekommt. Er braucht Elektrotherapie und Massage und kann das in Latrun nicht erhalten. Er fordert seine Überführung in ein richtiges Spital. – Judenschicksale von heute. Fünfzig Jahre nach dem *Judenstaat* Herzls in dem »National Home« des jüdischen Volkes.

Meine Frau ist wieder gekommen, und ich darf sie sehen. Sie ist totenblass und bemüht sich, tapfer zu sein. »Die Leute in der C. I. D. haben mir die Besuchserlaubnis gegeben, aber erklärt, dass ich jetzt den ganzen Monat September keinen Besuch mehr werde machen dürfen. Sie erlaubten mir, zu dir zu kommen, nur weil sie hofften, ich werde dich überreden, das Fasten abubrechen.« »Nun, und wirst du mich überreden?«, frage ich. Meine Frau schüttelt den Kopf. »Du hast mit etwas angefangen, und jetzt musst du bis zum Ende durchhalten. Du darfst jetzt nicht nachgeben.« Dann erzählt sie mir von den Reaktionen auf mein Fasten im Lande. Die einfachen Leute, der Farmer, der Handwerker, der Chauffeur, seien begeistert, aber auch voller Sorge. Nur die sogenannten »guten Freunde« lehnen verärgert mein Fasten ab. Ein Arzt aus Jerusalem, ein alter Schulkamerad aus Wien, hat meiner Frau ins Gesicht gesagt: »Ihr Mann ist verrückt; wozu macht er solche Streiche? Er wird es doch nicht einmal eine Woche ohne Essen aushalten und wird sich nur blamieren.« Ja – die »guten Freunde«. Victorien Sardou hat einmal ein entzückendes Lustspiel über dieses Thema geschrieben, dass die »guten Freunde« etwas ganz anderes seien als »Freunde«.⁹³ Ein Freund bringe Opfer für seinen Freund; ein »guter Freund« aber erwarte, dass man für ihn Opfer bringe. Ein Freund freue sich über den Erfolg seines Freundes und kränke sich über dessen Misserfolg. Ein »guter Freund« freue sich über den Misserfolg seines Freundes und ärgere sich über dessen Erfolg. Ein Freund trete für die Ehre seines Freundes ein: Ein »guter Freund« sei der Erste, der alles verbreite, was der Ehre seines Freundes schaden könne. Und auf diese »guten Freunde« passt das Wort: »Gott schütze mich vor meinen Freunden – mit meinen Feinden werde ich schon allein fertig werden.«⁹⁴ Aber ein ganz klein

⁹² *Bücher der Propheten* aus dem Alten Testament.

⁹³ Victorien Sardou (1831–1908): *Nos Intimes*, Komödie (1860), dt. Übersetzung von Friedrich Lichterfeld unter dem Titel *Die falschen guten Freunde* (1862).

⁹⁴ Bonmot, das dem französischen Aufklärer Voltaire zugeschrieben wird und von WvW schon in seinem Roman *Er macht sich Sorgen um die Juden* verwendet wurde (SJ 51).

wenig tut es doch weh, zu hören, dass die »guten Freunde« dieselben geblieben sind, trotz Latrun und trotz Cypern.

Kaum ist meine Frau abgereist, erscheint der britische Polizeiinspektor und überbringt mir Grüße und Wünsche von Raw Raschi Uziel und Raw Levin, die beide im Lager waren, aber nicht die Erlaubnis erhielten, mich zu sehen. Sie lassen mir ausrichten, ich möge um Gotteswillen das Fasten aufgeben.

Wieder ein paar Minuten später kommen neue Gäste: Dr. Riggs mit dem – übrigens besonders netten und klugen – britischen Regierungsarzt Dr. Jones. Der Stuhlbefund von heute Morgen enthält Blut, und die Ärzte befürchten eine neue Entzündung meines alten Ulcus. Sie wollen mich daher nach Jerusalem ins Regierungsspital überführen. Ich wehre mich dagegen mit allen möglichen Argumenten: dass ich selbst immer spüre, wenn ich eine Darmblutung habe, jetzt aber sicher sei, dass es sich um nichts Ernstes handle. Im Übrigen sei ich sehr zufrieden in diesem Gefängnis, könne in Ruhe arbeiten und mich besser konzentrieren als anderswo. Dr. Jones lässt sich aber nicht überreden: »Sie haben jetzt sechs Tage gefastet, das ist ohnedies kolossal. Sie sind es Ihren Kindern schuldig, dass Sie ihnen Ihr Leben erhalten. Sie müssen das Fasten abbrechen.« Ich erwidere, es – im Gegenteil! – meinen Kindern schuldig zu sein, mein Gelübde bis zum Ende zu erfüllen. Der »gute Name« des Vaters sei kostbarer als sein Leben, außerdem sei ich überzeugt, dass ich wie Gandhi das Fasten überleben werde. Dr. Jones zuckt geringschätzig die Achseln. »Gandhi – ja, Gandhi ist aber ein Heiliger.« »Oho«, erwidere ich, »Sie beleidigen mich, Doktor. Woher wissen Sie, dass ich nicht auch ein Heiliger bin? Was ein Inder kann, kann auch ein Jude.«

Wieder vergehen nur wenige Minuten, und ich empfangen neue »Gäste«. Sieben der Führer – Schertok, Grünbaum, Remez, Schattner, Hacohen, Shofman und Gold – haben vom Lagerkommando die Besuchserlaubnis erhalten. Es ist ein Abschiedsbesuch. Sie sitzen auf meinem Bett, auf dem Tisch, im Liegestuhl und trösten mich, dass ich Latrun verlassen müsse. »Wer weiß, vielleicht geht der Weg von Latrun nach Gedera über Jerusalem«, meint Schertok. »Im Regierungsspital in Jerusalem wirst du bessere Pflege haben«, beruhigt mich Grünbaum. »Wenn sie dich freilassen, darfst du trotzdem nicht aufhören zu fasten, nachdem du jetzt damit angefangen hast«, ermutigt mich David Hacohen.

Um fünf Uhr nachmittags bringen mich die Polizisten zum Auto, in dem mich ein Soldat mit Maschinenpistole erwartet. Neben dem Fahrer sitzt, ähnlich bewaffnet, ein anderer Soldat, der von Zeit zu Zeit zurückblickt, um sich zu überzeugen, dass alles in Ordnung sei. Es ist eine recht friedliche und ereignisarme Fahrt – wenigstens bis zu den ersten Häusern Jerusalems.

Dort empfängt uns eine neue Eskorte: Ein Tank fährt unserem Wagen voraus und ein Militärfahrzeug hinterher. Es fehlt nur, dass Flugzeuge uns umkreisen, um die be-

sondere Wichtigkeit zu betonen, die einem fastenden V. I. P. bescheinigt wird. In feierlicher Prozession fahren wir durch die Straßen der »Heiligen Stadt«. Zum ersten Mal sehe ich mit eigenen Augen, dass die schönsten und elegantesten Geschäftsviertel durch die Repressionen der Engländer wie ausgestorben sind. Ich sehe die vermauerten Erdgeschosse hinter drei Meter breiten Stacheldrahtverhauen, wo sich früher Kaufläden, Banken und Buchhandlungen befunden haben. Ich sehe das, was sie jetzt »Zitadelle von Jerusalem« nennen, den schäbigen Ersatz für die Zitadelle von Kairo, die sie voreilig aufzugeben versprochen haben. Und ich erzittere über die Zerstörung dieser schönen Stadt unter den Händen der britischen Macht, die versprochen hat, das jüdische Nationalheim zu konservieren.

Durch eine Straße mit toten, vermauerten Augen rollt unsere Karawane zum »Russenplatz«, wo am Westende das Regierungsspital und am Ostende das Zentralgefängnis stehen. Die Tür des Autos wird geöffnet: »Aussteigen!« Ich packe meine Sachen zusammen, den Koffer, die Aktentasche mit meinen Manuskripten, vier medizinische Bücher und die Tageszeitungen, die ich als Lektüre für den Schabbat mitgenommen habe, und betrete das Spital. Ein britischer Polizeiinspektor nimmt mir das Gepäck ab. Ich protestiere, verlange meine Bücher und meine Schreibmaschine und erkläre, ohne Arbeit krank zu werden. Es nützt nichts, das sei Vorschrift. Über eine Eisentreppe führt man mich ins obere Stockwerk, eine riesige und kühle Halle, in der mich ein britischer Polizist mit Pistolen im Gürtel und Maschinenpistole im Anschlag, umgeben von drei bewaffneten arabischen Polizisten, in Empfang nimmt. Durch ein hohes, schweres Gittertor aus zolldicken Eisenstangen gelange ich in mein künftiges »Heim«. Eine junge, sehr hübsche armenische Krankenschwester und eine englische Oberschwester, genannt »Matron«, erscheinen. Eine kleine Tür innerhalb des Gittertors wird aufgesperrt, zwei schwere Kupferschlösser werden herausgenommen, ich trete ein. Ein einziges Bett ist frei, neben dem Fenster. Man lässt mich ohne Kamm zurück, ohne Zahnbürste, ohne Seife, ohne Bleistift und – natürlich – ohne Geld. Die Polizei will mich vielleicht durch solche Methoden zermürben, so dass ich den Hungerstreik abbreche. Wenn sie das bezweckt, werde ich sie aber enttäuschen müssen.

In der Zelle befinden sich fünf weitere Gefangene. Das Quartier ist sechs Meter lang und fünf Meter breit, mit zwei großen Fenstern nach Norden in einer Mauer, die etwa einen Meter dick ist. Durch die Fenster blickt man in einen kleinen Hof mit einem Baum, dessen Grün vor dem Fenster einen freundlichen Vorhang bildet. Meine Zimmergenossen sind eine gemischte Gesellschaft, anders als die Burschen in Latrun. Mir gegenüber liegen zwei »politische Gefangene«, mit denen ich mich sofort anfreunde. Der eine von ihnen, Dov, zeigt mir stolz eine Narbe, die von einer Rauferei in Brünn stammt, nach einem Vortrag, den ich – Welch seltsame Überraschung! – dort persönlich im Jahre 1934 gehalten hatte. Seinen jetzigen Spitalsaufenthalt aber verdanke er einer

anderen Narbe. Der arme Teufel wurde von einer Gewehrkugel getroffen, als er zufällig nahe der Polizeizentrale vorbeiging, auf die ein Überfall verübt wurde. Die Kugel durchschlug ihm beide Wangen und zerschmetterte seinen Unterkiefer. Jetzt befindet er sich als »Terrorist« in ständiger ärztlicher Behandlung, Operation folgt auf Operation. Der zweite »politische Gefangene« namens Jizchak ist ein fescher Bursch von etwa zwanzig Jahren, der hauptsächlich mit der Pflege seines kohlrabenschwarzen Bartes beschäftigt ist. Er stammt aus der Altstadt Jerusalems, ist Schlosser von Beruf und spricht vorzüglich Arabisch. Ein dritter Jude, der neben mir liegt, ist sehr zurückhaltend. Die »Politischen« flüstern mir zu, dass er wegen eines gewöhnlichen »bürgerlichen« Vergehens hier sei. Ich solle vorsichtig sein. Nummer vier und fünf sind Araber. Die Informationen sind vage – Raub, Totschlag oder so etwas Ähnliches. Man spricht nicht über die Ursache, warum jemand hierher kommt.

Schabbat, 7. September 1946

Der Tag im Spital beginnt um 5 Uhr morgens, Sommerzeit. Es ist noch Nacht, wenn der arabische Sanitäter uns weckt, um Temperatur zu messen, Puls zu zählen und die Urinflaschen wegzunehmen, die während der Nacht die Atmosphäre im Zimmer vergiftet haben. Da ich erst gegen zwei Uhr früh eingeschlafen bin, ist diese Stunde des Erwachens für mich ein wenig zu früh. Dann bringt der Sanitäter eine winzige Emailschüssel mit Wasser zum Waschen. Ein Nachbar borgt mir seine Seife, ein anderer seinen Kamm. Dann kommt das Frühstück. Ich bitte um eine Zitrone, um mir damit den Gaumen zu reiben, aber es gebe leider keine Zitrone im Regierungsspital, sagt man mir. Es sei nicht die Saison für Zitronen. Um acht Uhr kommt der Direktor des Spitals, Dr. Beschara, zur Visite, um eine Blut- und Röntgenuntersuchung anzuordnen. Ich bitte um Erlaubnis, meine Bücher zu bekommen und arbeiten zu dürfen. Er ist davon nicht begeistert: »Je weniger Sie sich anstrengen, desto weniger Kalorien verbrauchen Sie, desto länger können Sie das Fasten aushalten.« Er akzeptiert nicht meine Erklärung, dass ein Fastender sowohl körperlich wie geistig voll aktiv bleiben müsse, da gerade Untätigkeit und vor allem Bettruhe, Mangel an Bewegung etc. ihn mehr schwächen, als der geringere Verbrauch an Kalorien wettmachen könne.

Eine Stunde später kommt der Superintendent des Gefängnisses, ein schlanker, sehneriger, knurriger Polizeimajor, der aussieht, als wolle er beißen. Er liest meine Krankengeschichte und brummt: »Wann werden Sie mit diesem Blödsinn aufhören?« Mit größter Bescheidenheit erwidere ich: »In einundzwanzig einhalb Tagen.« Der Major knurrt noch grimmiger: »Glauben Sie, dass Sie dadurch freikommen werden? Dann irren Sie sich gewaltig. Wir haben hier Leute, die haben fast 90 Tage lang gefastet und sind doch nicht freigekommen.« Noch demütiger erwidere ich, mir sei nichts gleichgültiger als meine

Freilassung. Es genüge mir, wenn ich dadurch die Aufmerksamkeit der Welt auf die Zustände in Palästina lenke. Er knurrt noch mehr und entfernt sich. Der Wachpolizist sperrt die zwei Schlösser der Tür auf und reicht dem Superintendenten seine Pistole, die dieser vor dem Eintritt vorschriftsmäßig abgelegt hat, schließt die Tür wieder ab, hängt die beiden Schlösser ein, und der Friede des Schabbats senkt sich auf unsere Zelle hernieder.

Ein paar Stunden später kommt der brave, gute Rabbi Levin, »seine Kinder« zu besuchen. Nie versäume er das, erzählt man mir. Er sei der Einzige, der Schabbat um Schabbat zum Gittertor komme und durch die Eisenstäbe hindurch mit den Gefangenen Zions spreche, der sie tröste, ihre Wünsche anhöre und so die Verbindung zwischen ihnen und der übrigen Welt aufrechterhalte. Die Engländer erlauben ihm nicht, in die Zelle hineinzugehen. Er muss draußen stehen bleiben. Er erzählt mir von seinem vergeblichen Versuch, mich in Latrun zu sehen, und fragt, wie es mir gehe. Mit schwacher Überzeugungskraft und sichtlich, nur um sein Gewissen zu beruhigen, bittet er mich, doch Nahrung zu mir zu nehmen. Ich möge wenigstens zu Ehren des Schabbat essen. Es sei doch verboten, am Schabbat zu fasten: »Nicht wahr? Das wissen Sie doch selbst?« Ich lächle über die List des Rabbi, der nicht lügen will, und sage ihm, ich sei sicherlich ein Am-Haaretz, aber nicht so unwissend, dass es eine Averah sei, am Schabbat zu fasten, ich wisse indes auch, dass es erlaubt sei, um einer frommen Tat willen diese Averah zu begehen – nur sei der Fastende verpflichtet, für jeden Schabbat, an dem er faste, einen zusätzlichen Wochentag zu hungern und Almosen zu spenden für beide Fasttage, sowohl für den Schabbat als auch für den Wochentag, bemessen am Wert der Nahrung, die er sich durch sein Fasten erspart habe. Der Rabbi möge beruhigt sein, ich verspreche ihm hiermit feierlich, nach Ablauf der 28 Tage noch weitere vier Tage zu fasten, als Buße für mein Fasten am Schabbat und zudem zwei Tage als Buße für mein Fasten an den Feiertagen des Rosh Hashanah, die auf den 26. und 27. Tag meines Fastens fallen. Damit war diese Diskussion beendet.

Mit der Lektüre ist es hier übel bestellt. Die Gefangenen bekommen als einzige Zeitung »offiziell« nur den »Haaretz«, und diese Zeitung gelangt in zerrissenem und zerlesenem Zustand, mit einem Tag Verspätung, in unsere Hände. Manchmal bringt uns eine Krankenschwester oder ein Besucher eine Abendzeitung von einem jüdischen Kranken aus einer der Abteilungen des Spitals. Darüber herrscht dann große Freude. Des Morgens bekommt der englische Wachtposten stets ein Gratisexemplar der »Palestine Post«. Wenn er diese Zeitung ausgelesen hat, dann borgt er sie gewöhnlich den Gefangenen, manchmal im Tausch gegen ein englisches Magazin. Auf diese Weise bleiben wir in Verbindung mit den Weltereignissen. Aber sonst gibt es keine Nachrichten für uns. Kein Radio. Nichts.

Zum Lesen haben wir die Bücher aus der Gefängnisbibliothek und das, was uns die Krankenschwestern oder die Polizisten schenken. Dov hat ein Dutzend englischer

Kriminalromane und zwei Dutzend »Readers Digest«, »Liliput« und »Men Only«⁹⁵ – das letztere, meiner Meinung nach, das blödeste Magazin auf Gottes weiter Erde, zu idiotisch, um sogar in einem Gefängnis gelesen werden zu können. Dann haben wir die Bibel, einen Band von Romain Rolland⁹⁶ und Gronemanns Autobiographie eines Jecken in Ivrit.⁹⁷

Wie werde ich diese leeren Stunden überstehen? Und da erinnere ich mich an meine Gedanken, die ich – nach den Regeln der Hindu-Philosophie – monatelang »üben« musste, mit gekreuzten Beinen aufrecht sitzend, unbeweglich, langsam atmend, die Hände gefaltet, den Blick gerade gerichtet, wie es die Satzung gebot. Damals, im indischen Kloster, habe ich wirklich etwas »für das Leben« gelernt; ich habe gelernt, dass das Glück des Menschen nicht »bei der Tür« hereinkommt und dass der Narr, der sein ganzes Leben darauf wartet, das »Glück« werde zu ihm kommen, nur sein Leben verliert. Ich habe damals gelernt, dass der geistige Mensch frei sein müsse von allem, was diese Erde geben oder nehmen könne; dass das wahre Glück darin bestehe, nichts zu brauchen und nichts zu wollen; dass unsere Aufgabe auf Erden darin bestehe, unsere eigenen Kräfte zu entfalten und auf alles zu verzichten, was uns nicht ohne Anstrengung zuteil werde. Zu ruhen, ohne zu warten – ohne zu *erwarten* –, das sei der Weg zum Leben. Als ich das erkannt habe, sagte ich mir oft, dass mir eigentlich nichts geschehen könne, was mich unglücklich mache. Es war kein Zufall, dass ich mich schon damals in Indien, 1927, mit dem Gedanken an Gefangenschaft und Kerker beschäftigt hatte. Mönch in Indien heißt dasselbe, was Nazir bei uns Juden bedeutet, und nicht etwa, was Mönch bei den Christen ist. Man kann Mönch werden für kurze, man kann Mönch werden für lange Zeit, man kann befristet Mönch werden bis zu einem ganz bestimmten Datum. Und dieses Datum war für meinen indischen Lehrer ebenso wie für zehntausende Kameraden: die Befreiung Indiens von der britischen Herrschaft. Von meinen indischen Klostergenossen habe ich mehr gelernt als von allen Büchern über

95 »Reader's Digest«: 1922 gegründetes amerikanisches, international weitverbreitetes Wissensmagazin; »Men Only« und »Liliput«: 1935 bzw. 1937 gegründete britische Unterhaltungsmagazine.

96 Romain Rolland (1866–1944): französischer Schriftsteller, Pazifist, 1915 Literaturnobelpreis.

97 Sammy Gronemann: *Sichronot schel Jecke* (1946, die deutsche Fassung *Erinnerungen eines Jecken* erschien erst 2002 im Berliner Verlag Philo). Siehe Hanni Mittelman: *Sammy Gronemann. 1875–1952. Zionist, Schriftsteller und Satiriker in Palästina und Deutschland*. Frankfurt/M., New York: Campus 2004, S. 146: »Die Bezeichnung »Jecke« für einen deutschen Juden wird üblicherweise darauf bezogen, dass dieser im Unterschied zum kauftantragenden osteuropäischen Juden die westliche Jacke trägt.« Die Erinnerungen des in Deutschland geborenen Verfassers, der bis zu seiner Flucht 1933 als Rechtsanwalt in Berlin gelebt hatte, bewirkten in Israel eine Aufwertung der bisher abschätzig gebrauchten Bezeichnung für die deutschen Einwanderer. Zu der durch Gronemann erfolgten, von WvW übernommenen Bewertung des Balladendichters Börries Freiherr von Münchhausen vgl. LWV 117.

Kant, Spinoza, Schopenhauer und Bergson zusammen. Und ich habe mir vorgenommen, meine Arbeit für mein jüdisches Volk in dem Geiste zu führen, in dem ich diese jungen indischen Mönche habe arbeiten und leiden sehen. Jetzt, im Gefängnis in Jerusalem, kann ich beweisen, ob ich imstande sei, nicht nur »mentem in rebus arduis aequam« zu bewahren⁹⁸, wie es der Lateiner verlangt, sondern die ganze innere Freiheit zu erlangen, wie ich es mir vor zwanzig Jahren in Indien vorgenommen habe. Eines ist mir sicher: Das Fasten fällt mir nicht schwer. Ich verspüre so wenig das Verlangen nach Speise, als hätte ich überhaupt nicht angefangen zu fasten. Niemand glaubt mir das, selbst meine jüdischen Kameraden nicht, die sogar an Jom Kippur nicht fasten, weil sie es nicht »aushalten«, 24 Stunden lang keinen Hunger zu haben und nicht zu essen.

Sonntag, 8. September 1946

Die Nacht war nicht gut. Ich fröstelte trotz des Khamsins, und ich musste mich mit beiden Decken zudecken, um mich nur einigermaßen zu erwärmen. Im Bette liegend hatte ich leichte Schwindelgefühle, im Kopf verspürte ich eine unangenehme Leere. Von Zeit zu Zeit hatte ich Krämpfe in der Magengegend, die aber gegen Morgen aufhörten.

Heute haben jüdische Krankenschwestern Dienst. Die eine namens Masal ist besonders freundlich und hilfsbereit. Da ich kein Geld besitze, kauft sie von ihrem eigenen eine Zahnbürste und einen Kamm für mich und, was noch wichtiger ist, ein halbes Dutzend Flaschen Sodawasser und eine Flasche Mitz.⁹⁹ Dov erzählt mir, sie sei früher beim »Hashomer Hazair« gewesen, sei aber jetzt Revisionistin und mit einem revisionistischen Burschen verlobt. Die Gefangenen lieben sie alle. Eine andere Schwester ist weniger beliebt, sie ist eine deutsche Jüdin und tut nur ihre Pflicht, nichts anderes. Angeblich verkehrt sie oft mit englischen Offizieren. Auf sie könne man sich nicht verlassen. Einer der Ärzte ist Jude. Er bringt mir ein paar Nummern des »Lancet«¹⁰⁰ zum Lesen. Ein arabischer Arzt gibt mir zwei Nummern des »American Journal of Medicine«. Auf diese Weise habe ich wieder geistige Nahrung.

Am Abend, wenn wir sicher sind, dass keine Inspektion mehr kommt, gehe ich ein paar Dutzend Mal in der Zelle auf und ab, zehn Schritte in jede Richtung; aber nach vierzig oder fünfzig Mal, einem halben Kilometer Wegs, beginne ich schwindlig zu werden. Nachts sitze ich stundenlang aufrecht und meditiere wie in Indien.

⁹⁸ Aequam memento rebus in arduis servare mentem! (»Denke daran, in schwierigen Situationen Gelassenheit zu bewahren!«).

⁹⁹ Mitz (hebr.): Saft.

¹⁰⁰ »The Lancet«: britische medizinische Fachzeitschrift, die seit 1823 wöchentlich erscheint.

Montag, 9. September 1946

Ich faste heute den neunten Tag. Während der Nacht empfand ich noch stärkere Schwindelgefühle als gestern. Meine Schwäche tritt vor allem dann auf, wenn ich horizontal im Bett liege, nicht wenn ich aufrecht sitze und geistig konzentriert bin. Die Blutuntersuchung zeigt normale Resultate, ebenso die Stuhluntersuchung.

Unterdessen bekommen wir neue Gesellschaft, einer der Araber wird durch einen riesenhaften anderen ausgetauscht, der auf den Ärmeln die drei Streifen eines »Sergeant«, d.h. eines Gefängnisaufsehers, trägt. Er ist zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt – ein Mörder, aber kein »gewöhnlicher«. Nein! Er ist jener Araber, der den Mord an Arlosoroff zuerst gestanden, dann aber, unter dem Druck arabischer und anderer Notabeln, sein Geständnis widerrufen hat.

Wieder ein paar Stunden später bekommen wir noch einen Zuwachs. Ein kleiner, zum Skelett abgemagerter Yemenite aus Rehowot namens Jaaqow Mori wird eingeliefert. Auch ein Hungerstreiker. Seine Geschichte gleicht jener von vielen Hunderten anderer yemenitischer oder orientalischer Juden, die einfach Freiwill für unsere britischen Behörden sind. Der arme Junge war zuerst von Ende 1944 bis Anfang 1946 in Latrun inhaftiert, nach der Explosion im King David wurde er wieder verhaftet, obwohl er die ganze Zeit unter Polizeiaufsicht gestanden war und Rehowot nicht verlassen hatte. Man brachte ihn nach Jerusalem ins Untersuchungsgefängnis. Da es dort wochenlang zu keiner Gerichtsverhandlung kam, verweigerte er die Nahrungsaufnahme. Nach drei Tagen versprach ihm der Gefängniskommandant seine Freilassung in absehbarer Zeit, er solle nur das Fasten abbrechen. Mori begann wieder zu essen, aber die Freilassung ließ weiter auf sich warten. Daraufhin trat er neuerlich in Hungerstreik, fastete zuerst drei Tage und wurde dann zwangsweise durch einen Magenschlauch ernährt. So ging es weitere zehn Tage, bis er trotz der künstlichen Ernährung so geschwächt war, dass die Gefängnisleitung sich nun doch entschloss, ihn ins Spital zu überführen. Hier wurde er wiederum durch den Schlauch gefüttert; er machte keinen Versuch mehr, sich zu wehren, im Gegenteil: Fromm und geduldig wie ein Lamm ließ er sich den Schlauch einführen, durch den ein Liter Milch mit Eiern etc. hineingeschüttet wurde. Ansonsten nahm er nichts zu sich außer Tee mit Zucker, den ihm die Kameraden aufdrängten. Er ist schwach wie eine Fliege, aber fest entschlossen, nichts freiwillig zu essen, ehe man ihn entlasse.

Direktor Dr. Beschara und die »Matron« konfrontieren mich mit dem armen Mori als abschreckendem Beispiel: »Sehen Sie, Doktor, diesen Mann an. Er ist jünger als Sie, viel jünger, ihm wird täglich eine ganze Menge Kalorien zugeführt und trotzdem befindet er sich in Lebensgefahr. Wollen Sie in vier oder fünf Tagen ebenso aussehen wie dieser Kranke? Wollen Sie nicht Mitleid mit Ihrer Familie haben?« Neuerlich erklärte ich dem Arzt, dass ich ganz bestimmt auch nach viel mehr als vier oder fünf Tagen

nicht so aussehen werde wie der arme Mori. »Es kommt beim Hungern darauf an, wer hungert und warum er hungert. Sehen Sie, bei den Transporten der Nazis bekamen alle Gefangenen während dreier oder mehrerer Tage nichts zu essen. Wenn die Frachtwagons am Ziel geöffnet wurden, gab es immer einige Leute, die waren verhungert, andere waren in Lebensgefahr und wieder andere waren in relativ gutem Gesundheitszustand.«

Dienstag, 10. September 1946

Meine Frau hat doch wieder die Erlaubnis bekommen, mich im Gefängnis zu besuchen. Der Polizist gestattet mir, für ein paar Minuten in der Eingangshalle, neben ihm, auf einem Stuhl sitzend, mit meiner Frau zu reden, ohne dass uns die Gitter trennen. Ich beruhige sie über meinen Gesundheitszustand und zerstreue die übertriebenen Gerüchte, die nach draußen dringen. Ich stemme ein paar Mal einen Schemel in die Höhe, um ihr zu beweisen, dass ich noch nicht in den letzten Zügen liege. Ich verschweige ihr jedoch, dass es mir von Tag zu Tag schlechter geht, weil es mir an Luft und Sonne fehlt und mir vor allem die Möglichkeit zu körperlicher Bewegung und zu geistiger Beschäftigung verwehrt wird. Sie erzählt mir, dass der Jischuw täglich mehr und mehr an meinem Kampf Anteil nehme. Anfangs hat er mein Fasten nicht ernst genommen. Die meisten Genossen meinten, dass ich nach ein paar Tagen die Aktion abbrechen werde. Aber jetzt verändere sich allmählich die Lage. Ich bitte meine Frau, die Zeitungen zu benachrichtigen, dass es nicht um meine Freilassung gehe, sondern um die Freilassung all der Tausenden von Unschuldigen, um den Kampf gegen die Emergency Regulations, um den Kampf für bürgerliche Freiheit der Juden in Palästina schlechtweg.

Noemi berichtet, dass außer dem »Hamashkif« besonders der »Davar« meine Aktion unterstütze, während die bürgerliche Presse – vor allem »Haaretz« und »Palestine Post« – nur mit halbem Herzen für mich eintreten. Es scheint irgendwelchen jüdischen Instanzen nicht zu passen, dass allzu große Aufmerksamkeit auf Latrun gelenkt werde. Manche Leute hoffen offenbar doch noch, dass eine Quisling-Exekutive¹⁰¹ zustande komme, die ohne Schertok und Ben-Gurion mit den Engländern verhandle. Und diesen Leuten seien mein Fasten und der »Lärm«, den dieses hervorrufe, unangenehm. Andererseits seien telegraphische Solidaritätsbekundungen aus Amerika und England eingetroffen.

Am meisten freut mich, dass sich mein Sohn Dan bei dieser Gelegenheit für die Politik zu engagieren beginnt. Er unternimmt Reisen, macht politische Besuche, ist die

101 Vidkund Quisling (1887–1945, hingerichtet): 1942–1945 norwegischer Ministerpräsident einer von Nazideutschland eingesetzten Marionettenregierung, allgemeine Bezeichnung für einen politischen opportunistischen Kollaborateur.

Stütze der Mutter. Die dritte Generation tritt also in den zionistischen Kampf ein. Res venit ad Triarios¹⁰², wäre ich versucht zu sagen – wenn nicht die »Triarier« in diesem Falle so blutjunge Rekruten wären. Zögernd trennen wir uns, durch die Eisenstäbe küssen wir uns zum letzten Mal, und es ist wie ein erster Kuss. Barfuß, im zerdrückten Pyjama, unrasiert seit vier Tagen, mit langen Haaren, die in diesen Monaten weiß geworden sind, fühle ich mich innerlich jedoch nicht älter als vor bald zwanzig Jahren, da ich dich, Noemi, eingeladen hatte, mit mir zusammen das Abenteuer zu bestehen, das da heißt: Leben.

Mittwoch, 11. September 1946

Heute habe ich die erste Nacht ohne das Gefühl des »Verblutens« verbracht. Ich konnte ausgestreckt liegen, ohne Schwindel zu haben und ohne mich schwach zu fühlen. Den Ärzten habe ich natürlich nichts von meinen früheren Beschwerden gesagt und sage ihnen auch nichts davon, dass es mir jetzt wieder besser geht. Ich fühle mich wieder frisch und gesund. Der elfte Tag hat begonnen.

Nach den üblichen Untersuchungen kommt Dr. Riggs, unser Lagerarzt von Latrun. Er ist erstaunt zu sehen, dass ich am elften Tag des Fastens nicht schlechter aussehe. Nun beginne er zu glauben, dass ich den Hungerstreik bis ans Ende durchstehen werde. Ich aber bange, dass noch siebzehn Tage vor mir liegen.

Die Kameraden in Latrun und auch die gefangenen Mädchen in Beth-Lechem haben ihren Plan verwirklicht und einen 24-stündigen Hungerstreik als Zeichen der Solidarität mit mir durchgeführt. Eigentlich ist das ein bisschen widersinnig, denn ich habe ja meinen Hungerstreik als Sympathiestreik für die Gefangenen deklariert, und jetzt drehen die Kameraden den Spieß um und stellen es so dar, dass sie zu meinen Gunsten fasten. Die ganze Presse, auch die Zeitungen, die bisher sich wenig für meine Demonstration erwärmt haben, sind mit Leitartikeln anlässlich des Hungerstreiks der Latruner ins Feld gezogen. Die »Yedioth Ahronoth« vergleichen mich mit Gandhi, während Dr. Yohanan Bader im »Hamashkif« beweisen will, dass mir nichts ferner liege, als Gandhi nachzuahmen. »Hatzofe« behauptet, dass mein Fasten gegen die Prinzipien der Thora verstoße, weil mein Leben gefährdet werde. »Haboker« verlangt meine Freilassung, der »Davar« fasst die Angelegenheit vom richtigen, das heißt allgemein politischen Standpunkt auf. Kurzum: Der Hungerstreik zeigt öffentliche Wirkung.

Etwas anders lauten die Telegramme, die mir die C. I. D. wiederum zur Kenntnisnahme herüberschickt. Nur Ben Ami, der Bürgermeister von Netanja, und der Va'ad von

102 »Res ad triarios rediit«: »Jetzt sind die Triarier an der Reihe.« – Triarier: Eliteeinheit der römischen Legion, die zum Einsatz kam, wenn die anderen Truppen versagt hatten.

Rishon le Zion schicken mir ermutigende Botschaften, in denen sie mir Kraft wünschen, den Kampf bis zu Ende zu führen; ebenso ein mir unbekannter Jude aus Montevideo (Uruguay). Aber alle andern Telegramme sind von alter jüdischer Sentimentalität und Rachmanut diktiert. Selbst meine Freunde – selbst die, die die Mühe auf sich nehmen, zum Postamt zu gehen und ein Telegramm aufzugeben –, selbst sie verstehen nicht, dass nur eine Tat, die gefährlich sei, in der Welt von heute öffentlich wirken könne. Selbst sie verstehen nicht, dass ich damit andere Mitstreiter zu ähnlichen Taten ermutigen will. Selbst sie verstehen nicht, dass ich von anderen kein Mitleid brauche, sondern dass sie Mitleid mit ihrem Volk haben sollen.

Sonst bringt die Presse traurige Nachrichten: Der Kampf gegen den Jischuw geht weiter – Ozer in Tel Aviv, Massenverhaftungen in Ramat Gan, neuerlicher Überfall der Truppen auf Sedoth Yam und Hausdurchsuchungen überall. Die Engländer haben noch immer nicht die Absicht aufgegeben, den Geist des Jischuws zu brechen.

Donnerstag, 12. September 1946

Mein Nachbar Jaakow Mori ist freigelassen worden, am 16. Tag seines Hungerstreiks. Jetzt hat er endlich gesiegt. Eigentlich verdankt er seine Freilassung meiner Frau; hätte sie nicht die Zeitungen auf ihn aufmerksam gemacht, wäre er noch weiß Gott wie lange gesessen.

In Begleitung des Direktors Dr. Beschara besuchte mich heute Professor Mandl zur Untersuchung. Ich bat ihn um Eines: in seinem Gutachten zu betonen, dass künstliche Ernährung für mich nicht in Frage komme. Mandl versprach das. Er erinnerte mich daran, dass ich mich 1938 in Paris von ihm wegen meines Ulcus operieren lassen wollte, dass er damals aber nicht seine Zustimmung gegeben hatte. Und ich erinnerte ihn daran, dass ich ihm damals zugeredet hatte, nach Palästina auszuwandern, ohne vorher einen Vertrag mit der Hadassah zu fordern, und dass er meinem Rat gefolgt war. So waren wir beide in Erinnerungen an vergangene Zeiten vertieft, und ich zitierte den Vers des uns beiden teuren und unvergesslichen zionistischen Satirikers Beda: »Wie man sich trifft im Ampezzotal.«¹⁰³

Heute endet der dreizehnte Tag meines Fastens. Ich fühle mich wieder schwächer und werde schwindlig, wenn ich vom Bett aufstehe; heute bin ich sogar aufs Bett zurückgefallen. Ich bin überzeugt, dass daran nicht der Mangel an Nahrung, sondern nur der Mangel an Körperbewegung Schuld trage.

¹⁰³ Vgl. Fritz Löhners Sammlung *Wie man sich trifft im Ampezzotal*. Wien: Löwit 1916.

Freitag, 13. September 1946

Eine gute Nachricht: Der letzte der 18 zum Tode Verurteilten ist auch begnadigt worden. Damit ist wenigstens eine der vielen Gefahren schweren Blutvergießens beseitigt worden. Ich habe nie daran gezweifelt, dass das Todesurteil gegen die 18 aufgehoben werde – bei den Regenten unseres Lagers ist auch das Unmöglichste möglich. Gott sei Dank!

Meine Frau hat wieder Besuchserlaubnis bekommen, sie berichtet von einer Petition für mich, die von der Schriftstellerorganisation an den Information Officer gerichtet worden war. Das hatte ich schon in der »Palestine Post« gelesen, deren Meldung allerdings eine niederträchtige Bosheit enthielt: Die Schriftsteller hätten sich nur deshalb für mich verwendet, weil ich »einmal im Staff des ›Hamashkif‹ gewesen« wäre. Die hinterhältige Gemeinheit dieser Notiz ist eine dreifache: Erstens *war* ich nicht *einmal* im Staff des »Hamashkif«, sondern bin es *jetzt*; zweitens trat die Schriftstellerorganisation nicht deshalb für mich ein, weil ich im »Hamashkif« schreibe, sondern weil ich ein von der britischen Polizei beglaubigter »Führer der Nation« bin. Und drittens: Wenn ich in der literarischen Welt bekannt bin, dann als internationaler Schriftsteller, der schon zu einer Zeit Weltruf hatte, da die meisten der Redakteure der »Palestine Post« noch nicht einmal im Café Vienna am Zion Square in Jerusalem bekannt waren.

Aber noch andere Ereignisse verdienen Erwähnung. Die Kolonie Gedera und andere Dörfer verlangen meine Freilassung. Von Arthur Koestler und Meir Grossmann sind Telegramme an den High Commissioner geschickt worden. Die Ärzteorganisation unternimmt große Anstrengungen. Die Jischuw-Funktionäre von Tel Aviv haben versprochen zu intervenieren. Rubaschow¹⁰⁴ ist bereit mitzumachen, aber er will meine Angelegenheit nicht als meine Privatsache aufgefasst haben, sondern als Anlass, um den Jischuw gegen das ganze System der Konzentrationslager zu mobilisieren, womit er genau mein Motiv trifft. »Aber du verstehst den Jischuw nicht«, fügt meine Frau hinzu, »kein Mensch interessiert sich für die politische Seite deines Fastens. Wenn der Jude auf der Straße liest, dass du Bauchschmerzen hast oder Nasenbluten, dann zerschmilzt er vor Mitleid und ist zu jeder Tat bereit – in den Grenzen, in denen er es überhaupt tun kann. Wenn ich ihm aber erzähle, dass es dir gut gehe, dass du duschen und einen Stuhl in die Höhe stemmen kannst, dann wird er sich geradezu betrogen fühlen: ›Wozu habe ich solches Mitleid mit dem Doktor Weisl, wenn es ihm gar nicht schlecht geht?‹ Nein, solches darf man keinesfalls berichten, sondern: ›Du siehst schlecht und mager aus, du wirst schwindlig, wenn du vom Bett aufstehst, dein Zahnfleisch ist entzündet und blutet, du kannst nicht schlafen.‹ Das verstehen die Juden, und dafür interessieren sie sich.

104 Rubaschow (siehe biographische Daten unter Salman Schasar, S. 556).

Aber nur dafür! Das kannst du mir glauben. Ich habe sie jetzt wieder kennengelernt. Rachmanim bnei Rachmanim sind sie. Auch heute noch.«

Mein Sohn Dan erscheint mit Nachrichten von jenem Komitee, das sich gebildet, und jenem Journalisten, den er gesprochen hat. Er sieht mich zum ersten Mal seit meiner Verhaftung am 29. Juni und ist sichtlich mit seinem Vater zufrieden. Ich bitte ihn, mir etwas Gutes, Anständiges zum Lesen zu besorgen. Nach einer Stunde kommt tatsächlich ein Bücherpaket, mit Mühe und Not bewegen wir den Polizisten, es in Empfang zu nehmen. Ich öffne es erwartungsvoll ... und was finde ich?: »Men Only«, »Liliput« und »Reader's Digest«.

Sonntag, 15. September 1946

Der zweite Schabbat im Gefängnis ist vorüber, die zweite Woche des Fastens ist zu Ende. Die Sorge, nicht durchhalten zu können, wird geringer. Der größere Zeitabschnitt des Fastens liegt bereits hinter mir – gestern Abend war sozusagen die Sonnenwende im »Winter unseres Missvergnügens«. ¹⁰⁵ Sollte ich für eine wissenschaftliche Zeitung meinen Zustand von gestern schildern, so müsste ich eine Dreiteilung vornehmen zwischen körperlichem, geistigem und seelischem Befund.

Körperlich: alles in Ordnung; keinerlei Beschwerden von Seiten irgendeines meiner Organe, keine Hungerschmerzen, weder Appetit auf Essen noch Ekel davor – eher das Gegenteil. Wenn die anderen Gefangenen ihre Mahlzeit einnehmen, so gehe ich oft zu ihren Betten und sehe mir aus politischer Neugier an, was die Regierung ihnen schickt. Und wenn es etwas Gutes gibt (gestern zum Beispiel bekam Yitzchak ein paniertes Hirn, was sonst meine Leibspeise ist, und ließ es stehen, weil er Hirn nicht mag), habe ich nicht nur keinen Ekel davor, sondern ich denke: »Noch vierzehn Tage, und dann werde ich all das wieder essen können.« Und dieser Gedanke bereitet mir ein gewisses Vergnügen, ohne dass ich die leiseste Versuchung überwinden müsste, jetzt davon zu kosten.

Geistig: Ich fühle keinen Unterschied zu meinem Normalzustand, weder bin ich besonders arbeitsfähig oder habe ein besseres Gedächtnis als sonst, noch ermüde ich rascher beim Lesen oder habe ein schlechteres Gedächtnis.

Seelisch: Ich habe mich seit vielen Jahren nicht so ruhig und so zufrieden gefühlt wie jetzt – bei Tag und wenn ich des Nachts meditiere. Nur wenn ich einschlafen will, bin ich unruhig. Dann beginnen die Gedanken einander zu jagen, die ich im Wachzustand

¹⁰⁵ Vgl. den Beginn von Shakespeares *Richard III.*: »Nun ward der Winter unsers Mißvergnügens / Glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks; / Die Wolken all, die unser Haus bedräut, / Sind in des Weltmeers tiefem Schoß begraben.«

kontrollieren kann: politische Gedanken über die internationale Lage und einen kommenden dritten Weltkrieg; England und Amerika gegen Russland und dazwischen wir Juden; was können wir heute tun, um unsere Ziele durchzusetzen; was werden unsere Politiker in London, Washington und Jerusalem für Unheil anrichten, welche Konzessionen werden sie machen, die uns dauernd außerstande setzen werden, unsere Forderungen zu verwirklichen? Dann auch persönliche Gedanken über mich selbst – ich werde das Fasten durchhalten bis zum 28. Tage, dessen bin ich sicher. Aber was soll ich tun, wenn die Engländer mich trotzdem künstlich ernähren wollen? Ich werde mich zwingen, zu erbrechen – gut. Aber was, wenn mir dies nicht gelinge? Und was, wenn ich zwar nicht künstlich ernährt werde, die Engländer aber mich am 28. Tag nicht freilassen – soll ich dann weiter fasten? Werde man dann glauben, dass ich nur wegen meiner eigenen Freilassung gefastet habe? Soll ich verlangen, nach Latrun zurückgeschickt zu werden, wo ich unter Kameraden wäre? Wie Fliegen umkreisen mich diese Gedanken, finden nie eine Antwort und halten mich wach.

Montag, 16. September 1946

Neue Telegramme treffen ein, neue Interventionen werden unternommen. Die Ärzteorganisation ist besonders eifrig. Von Frau Jabotinsky, Hanna Markovna Halpern, kam ein Telegramm aus New York: Im Namen ihres verewigten Gatten bittet sie mich, das Fasten einzustellen. Der Stadtrat von Netanja kabelt Glückwünsche. Unser Gefängnisfriseur übermittelt mir neue Grüße der anderen Häftlinge mit der wiederholten Mahnung: stark sein, nicht nachgeben, nicht zu essen anfangen. Und diesmal noch eine ausdrückliche »Forderung«: »Auch wenn die Engländer dich freilassen, darfst du nicht zu essen anfangen – die Gefangenen bitten dich darum. Iss nur, wenn du in Lebensgefahr bist. Zeige einmal den Goyim, wozu Juden imstande sind.«

Nachrichten aus Latrun: Die sieben Insassen, die nach Eritrea verschickt werden sollten, sitzen noch im Jerusalemer Gefängnis und warten.

Dienstag, 17. September 1946

Dov gratuliert mir: »Sie werden freigelassen werden – Dr. Jones erklärt gerade dem Gefängnisinspektor, dass Sie nicht mehr haftfähig seien.« Dann setzt sich Dov zu mir und erzählt sein Leben, ich bin tief beschämt von der Seelengröße dieses Mannes. Kein Wort des Vorwurfs gegen das Schicksal, das ihn verstümmelt hat. Kein Wort des Vorwurfs gegen die Engländer. »Unser Volk steht im Kampf um die Freiheit«, sagt er. »In jedem Krieg kommt es vor, dass auch Zivilisten verwundet, gefangen oder getötet werden. Warum soll ich dann darüber klagen, dass mich eine Kugel getroffen hat. Wer nach

Palästina einwandert, muss wissen, was er auf sich nimmt.« Welche goldenen Herzen, welche reinen Seelen hat unsere Jugend!

Am Nachmittag kommt der Major zur Inspektion. Er geht von Bett zu Bett, unterhält sich demonstrativ lange mit jedem Gefangenen, eher er sich zum Schluss an mich wendet und mich in beleidigendem Ton anfährt: »Nun, wie lange wollen Sie noch diese Dummheit weitermachen?« – »Noch zwölf Tage und vier Stunden. Mein Fasten hat nichts mit meiner Freilassung zu tun. Ich habe Ihnen das schon oft genug gesagt.«

Ich wiege 71 kg, das heißt, ich habe weniger Gewicht verloren, als ich nach dem Lehrbuch der Physiologie verlieren sollte. In 16 Tagen hätte ich täglich rund 750 Gramm verlieren sollen, also 12 kg insgesamt. Stattdessen habe ich täglich nur 625 Gramm abgenommen. Seit einer Woche hatte ich überhaupt keinen Stuhl mehr, trotz Klystier. Vielleicht ist gestauter Stuhl verantwortlich für die Differenz meines Gewichtsverlusts gegenüber den Angaben des Lehrbuches.

Mittwoch, 18. September 1946

Ich habe besser geschlafen als in den letzten Nächten und fühle mich kräftiger als sonst. Der Spitalsdirektor Dr. Beschara kommt zur Morgenvisite heute zeitlicher als gewöhnlich, gegen acht Uhr früh, und untersucht mich routinemäßig. Lächelnd sagt er: »Ich habe eine gute Nachricht für Sie, Doktor. Die Regierung hat beschlossen, Sie freizulassen. Sie werden noch heute nach Gedera zurückgebracht werden. Aber jetzt müssen Sie sofort Nahrung zu sich nehmen.« Ich bin so überrascht, dass ich einige Augenblicke lang nicht sprechen kann. Ich habe mich auf alle Eventualitäten vorbereitet, nur nicht darauf, freigelassen zu werden, nachdem ich vor einigen Stunden die Predigt des Polizei-Superintendenten habe anhören müssen. Aber ich sammle mich sofort, danke dem Kollegen für seine Freundlichkeit und sage ihm, ich wünsche, nicht nach Gedera, sondern ins Jerusalemer Hadassah-Spital gebracht zu werden, da ich trotz meiner Freilassung weiter fasten werde. Jetzt ist der Direktor sprachlos. Dass jemand hungert, um freigelassen zu werden, versteht er, nicht aber, dass jemand weiter hungert, nachdem er freigelassen worden ist. Meine Überführung in die Hadassah sei unmöglich, behauptet er; der Befehl laute, mich nach Gedera zu bringen. Unterdessen aber müsse ich mich stärken; wenn ich nicht essen wolle, solle ich wenigstens Limonade mit Zucker trinken, damit ich den Transport besser überstehe. Ich gebe nach, bekomme ein Glas süßer Limonade und trinke es während der folgenden vierstündigen Wartezeit zur Hälfte aus. Ein Arzt kommt nach dem andern, mir zur Freilassung zu gratulieren. Auch die »Matron« erscheint und spricht mir neuerlich ihre Anerkennung für meine Konstitution aus. Aber die größte Freude haben die zwei jüdischen Gefangenen in meiner Zelle. Für sie ist meine Freilassung wie ein kleiner Sieg. Sie helfen mir, meine Kleider anzuziehen,

schnüren mir meine Schuhe, da es mir schwer fiel, mich zu bücken. Und dann, nachdem Freude und Aufregung sich gelegt haben, beginnt wieder das Warten. Ich sitze angekleidet auf meinem Bett und bemühe mich, meine Gefühle und Gedanken so intensiv wahrzunehmen, dass sie mir im Gedächtnis bleiben sollten. Was fühlt ein politischer Gefangener, wenn er von der Regierung, die ihn grundlos verhaftet hat, ebenso grundlos freigelassen wird? Ich habe so viele Männer in Latrun in die Freiheit gehen sehen, ohne mich zu fragen, was sie fühlen. Was fühle ich nun?

Zuerst – eine Art Enttäuschung. Mir geht es wie so vielen Menschen nach der ersten Liebesnacht: Sie haben sich die Erfüllung ihrer Träume schöner vorgestellt. Ich habe erwartet, dass ich eine Art Ekstase empfinden werde, wenn ich endlich wieder frei sei – aber eine Ekstase ist nicht da. Die Freiheit ist keine Freiheit, solange nur ich allein sie genieße. Der Anblick meiner Zellengenossen genügt, um mir das ins Bewusstsein zu rufen. Ja, es ist wahr, ich gehe aus dieser hässlichen, vergitterten Zelle hinaus; ich werde wieder lesen, sprechen, schlafen können, ohne von acht Polizisten-Augen Tag und Nacht bewacht zu werden. Das ist gut. Aber ich werde weiter in Palästina leben, wo meine Brüder und Schwestern nicht landen dürfen, wo sie hinter Stacheldraht Jahr um Jahr dahinsiechen – und ich werde nichts tun können, um ihnen zu helfen. Und so bleibe anstatt der Ekstase, die ich erhoffte, nur die eine bescheidene Genugtuung, dass der Druck der öffentlichen Meinung in Palästina und vielleicht auch draußen in der großen Welt wenigstens das eine erreicht hat, dass ich freikomme.

Dann kommt der zweite Gedanke, der mir noch mehr Sorgen bereitet: Was mache ich nun? Eines ist mir klar: Ich müsse weiterfasten. Elf Tage Hungern habe ich noch vor mir. Aber wenn ich zu Hause in Gedera bleibe, werde mir niemand glauben, dass ich wirklich nichts esse. Und ich will sowohl den Engländern wie den Juden beweisen, dass es nicht schwer sei, ein Gelübde zu erfüllen. Ich will ihnen einen Tag nach dem andern in Erinnerung rufen: »Gebt nicht den Kampf für die Freiheit der Gefangenen Zions auf, denn ihre Freiheit ist eure eigene Freiheit.« Von diesem Standpunkt aus wäre meine eigene Freilassung geradezu eine Schlappe für mich. Die britische Regierung hat durch diesen Befehl die Propaganda gegen die Emergency Regulations in dem Augenblick empfindlich getroffen, da diese gerade begonnen hat, wirksam zu werden. Das einzige, was ich jetzt noch tun könne, sei so rasch wie möglich in die Hadassah Jerusalems zu übersiedeln. Erlaube man mir dies nicht, so müsse ich ein Auto in Gedera bestellen und mich sofort in die Hadassah nach Tel Aviv bringen lassen. Mein Kampf beginnt eigentlich erst jetzt.

Gegen Mittag erscheint ein Zivilpolizist, um mich nach Gedera zu fahren. Meine Schreibmaschine, Bücher, Koffer sind schon im Auto des Roten Kreuzes verstaut. Außerdem wartet mein Schwager, Marc Zuckermann, auf mich. Er hat durch Zufall gerade heute Erlaubnis bekommen, mich zu besuchen, und wird uns begleiten. Auf seinen

Arm gestützt nehme ich Abschied von den Kameraden und den anderen Gefangenen, schreite durch das Gittertor und die lange Halle zur Treppe, die ich schon allein hinuntergehen kann, um schließlich ins Auto zu steigen, als hätte ich im Spital nie etwas anderes getan. Wir fahren nach Hause, diesmal ganz ohne Tanks und Jeeps und ähnliches »Ehrengelicht«. Mich fröstelt, und trotz der Hitze des Septembertags bitte ich, mich zuzudecken. Und dann geschieht etwas psychologisch sehr Merkwürdiges: Ich schlafe ein und schlafe fast während der ganzen Fahrt; erst wenige Kilometer vor Gedera wache ich auf. Man denke, ein Gefangener fährt nach fast dreimonatiger Gefangenschaft nach Hause, am helllichten Mittag und ... schläft ein.

Der Wagen hält vor dem Gartentor des Sanatoriums. Ich steige aus, der Polizist folgt mir, gibt mir ein Paket mit meinem Pass und anderen Papieren zurück. Sodann hält er, als ich glaube, alles sei schon vorüber, eine kleine, sorgfältig vorbereitete Ansprache an mich. »I am sorry but ...«, beginnt er und fährt fort: Ich werde fortan unter Polizeiüberwachung stehen, dürfe Gedera nicht verlassen und könne jederzeit wieder verhaftet werden, sobald mein Gesundheitszustand sich gebessert habe und ich wieder haftfähig sei. Ich antworte dem Polizisten sofort, dass mein Gesundheitszustand für eine Verlängerung der Haft gut genug sei, und schlage vor, er möge mich doch sogleich wieder ins Gefängnis zurückbringen. Der Polizist erwidert, dazu keinen Auftrag zu haben, grüßt und fährt ab. Und ich bin jetzt, von Latrun beurlaubt – zu Hause.

Meine Frau und mein Sohn sind noch in Tel Aviv bei Politikern, um meine Freilassung zu erwirken. Meine große Tochter ist im Gymnasium. Nur die kleinste darf die Schule verlassen, sie kommt nach Hause und ruft entrüstet: »Aba, du hast dir noch immer nicht den Schnurrbart abrasiert. Pfui!« Ich dusche, rasiere mich und setze mich an die Schreibmaschine, um ein Communiqué für die Presse auszuarbeiten, als schon zwei Autos mit den ersten Pressevertretern vom »Hamashkif« und den Vertretern der entlassenen Soldaten vorfahren. Ich muss lachen, als ich die entsetzten Gesichter der Journalisten und Kameraden sehe, die offenbar einen Sterbenden erwartet hatten und mich nun am Tische sitzend, über die Schreibmaschine gebeugt, antreffen. Sie sind sichtlich enttäuscht. Dass ein Mensch 18 Tage lang faste, sei schon kaum zu glauben – dass er aber dabei noch arbeitsfähig bleibe, sei absolut unglaubwürdig.

Wir setzen uns dann im Speisesaal an den gedeckten Tisch, und die armen Kollegen müssen eine weitere Enttäuschung erleben. Ich habe für die Herren der Presse einen Imbiss bestellt, Sandwich und Wein, während ich nur Limonade – diesmal ohne Zucker – trinke. Die armen Kollegen wollen mir nicht glauben, dass es mir gleichgültig sei, ob sie nun ihre Sandwiches unmittelbar in meiner Gegenwart essen oder ob ich mir nur in meiner Phantasie ausmale, sie würden diese daheim in ihren vier Wänden verzehren. Einige bestehen darauf, ihre Teller wenigstens zu einem andern Tisch zu tragen, um dort »im Geheimen« zu essen.

Endlose Fragen werden mir gestellt, vor allem über unsere Beziehungen zu den Funktionären der Sochnut. Dass ich darüber im Allgemeinen und über Schertok im Besonderen nur das Beste zu berichten weiß, versetzt die Interviewer fast ebenso in Erstaunen wie die Tatsache, dass ich 18 Tage ohne Essen ausgehalten habe.

Später kommen Journalisten anderer Zeitungen: des »Mishmar«, des »Haboker« und der »Palestine Post«. Der Korrespondent des »Davar« ruft an, er komme später, ich möge ihm ein Statement vorbereiten. Ich erkläre den Anwesenden, dass mein Fasten keine Privatangelegenheit für mich gewesen sei und dass ich auch nicht wünsche, dass meine Freilassung daran etwas ändere. Ich könne ihnen meine Erklärungen nur unter der Bedingung geben, dass sie sich verpflichten, nichts davon zu veröffentlichen, ehe sie dem »Davar«, der nicht hier vertreten ist, eine Kopie sowohl meines Statements als auch eine Zusammenfassung meiner mündlichen Erklärungen überbringen. Ich muss fast lachen, welch große Augen der Korrespondent des »Haboker« aufriss, ein fanatischer »Rechter«, gemäßigt nur durch seine fanatisch »linke« Frau. Solche Worte von mir über den »Davar« hat er nicht erwartet. Dass Dr. Weisl mit dem »Va'ad Hapoel« der »Histadrut« überhaupt telefoniert, erscheint ihm unfassbar. Indes ist es auch für mich unfassbar, dass ich nach so langer Zeit wieder mit dem Jischuw zusammenkomme, dass rund um meinen Tisch unterschiedlichste Parteifunktionäre sitzen und sich mit mir solidarisieren. Man sagt mir, dass mein Volk mich liebe, und ich dürfe es glauben. Ich weiß, dass solche Liebe nicht lange anhält und man darauf nichts, gar nichts bauen könne. Ich weiß, dass ich »geliebt« wurde, als ich im Zeppelin nach Palästina flog.¹⁰⁶ Und man hat für mein Leben gebetet, als ich 1929, von Arabern fast zu Tode verwundet, in der Jerusalemer Hadassah lag. Aber diese Liebe war nichts als die Sensation eines Tags oder eines Monats. Und doch gibt es nur wenige Menschen, die von sich sagen können, dass sie auch nur eine Stunde lang von Tausenden geliebt wurden, und noch viel weniger, die eine solche Stunde gar dreimal erlebt haben. Auch wenn ich weiß, dass ich in Kürze wieder bekämpft, wieder ein »Außenseiter« sein werde wie eh und je, so genieße ich doch dankbar und glücklich die Wärme, die mir jetzt für Augenblicke von den Menschen entgegenschlägt, die um mich sitzen. Einer von ihnen hat mich sogar geküsst – es möge ein gutes Omen sein, dass es der Führer des »Hashomer Hazair« in Gedera war.

Und neue Menschen, neue Freunde des Augenblicks kommen. Eine Delegation des »Va'ad« der Kolonie Gedera erscheint. Alle Nachbarn sind ehrlich froh über meine Befreiung. Dann fährt wiederum ein anderes Auto vor, mit Vertretern der revisionistischen

106 Siehe Weisls Artikelserien in der NFP: *Die Heimfahrt des Zeppelin* (Nr. 23181, 28. März 1929), *Schlusswort zur Zeppelin-Fahrt* (Nr. 23186, 3. April 1929) und in der VZ: *Im Zeppelin über Rom* (Nr. 144, 26. März 1929), *Im Zeppelin über Jerusalem* (Nr. 146, 26. März 1929), *Der »Zeppelin« landet heute* (Nr. 148, 28. März 1929), *Bilanz der Zeppelifahrt* (Nr. 153, 31. März 1929).

Partei, der Krankenkasse, der Arbeiterorganisation. Als die Herren hören, dass ich weiter fasten werde, sind sie erstaunt und beinahe verärgert. Niemand werde verstehen, dass ich weiter hungere, erklären sie mir. Der Höhepunkt des Interesses sei erreicht – jeder weitere Tag werde das allgemeine Interesse mindern, die Öffentlichkeit langweilen, ja sogar enttäuschen. Die Menschen, die für mich gezittert und gebetet haben – in Latrun, so höre ich, wurden täglich von 60 bis 70 Kameraden »Tillim« für mich gesagt –, werden glauben, dass sie zum Narren gehalten worden seien: »Erst haben wir gemeint, Dr. Weisl sterbe, jede weitere Minute längeres Fasten bringe ihn in Lebensgefahr – und jetzt fastet er weiter? Wozu haben wir uns für ihn aufgeregt und angestrengt?« Die Argumente sind sicher richtig und stichhaltig. Aber ich kann ihnen nicht nachgeben. Ich habe ein Gelübde abgegeben, dass ich achtundzwanzig Tage hungern werde. Und während die klugen und vernünftigen Kameraden zu mir sprechen, um mich von der Sinnlosigkeit weiteren Fastens zu überzeugen, höre ich die Abschiedsworte David Hachens sowie des Gefängnisfriseurs und des braven, guten Dov. Deren Meinungen sind mir wichtiger und teurer als die heutigen der Kameraden, die mich bestürmen, wieder zu essen.

Meine Frau und mein Sohn hatten erst durch das Radio von meiner Freilassung gehört und waren sofort nach Gedera zurückgeeilt. Beide bestärken mich, mein Wort zu halten, und mein Sohn, der junge Frechdachs, fügt hinzu »Du musst in ein Spital übersiedeln; wenn du hier bleibst, werden die Engländer sagen, du machst eine Mastkur in deinem Sanatorium.«

Die Ärzte Dr. Mannheim und Dr. Mendes erscheinen und untersuchen mich, sie sind zufrieden mit meinem Zustand, lehnen aber die Verantwortung für meine Behandlung ab. Sie gehen zusammen zur Polizeistation Qatra und fordern dort meine schleunige Überführung nach Tel Aviv in die Hadassah. Man verspricht die Antwort für den nächsten Tag.

Die Sonne geht unter. Zum ersten Mal seit langen Monaten sehe ich dieses Schauspiel, das ich so liebe, wieder als freier Mann. Mit meiner Frau gehe ich in den Garten hinaus und sehe die rosigen Wolken purpurn werden über den goldig zitternden Wipfeln der dunklen Zypressen. Der Abendwind streicht über die Blätter der Ficus-Religiosa-Bäume, die rascheln, als viele Regen. Der Duft der Erde steigt auf, kräftig und jung. Fische springen aus dem Wasser des Karpfenteichs und fallen klatschend wieder zurück. Ein Frosch quakt hinter dem Pinienhügel am Ufer des Schwimmteiches. Ich bin daheim – »auf Urlaub von Latrun«.

Donnerstag, 19. September 1946

Der neunzehnte Tag des Fastens beginnt mit einer guten Nachricht. Die C. I. D. hat zugestimmt; ich darf in die Hadassah nach Tel Aviv, aber zugleich plagt mich ein

schlechtes Gewissen, irgendeinem armen Kranken das Spitalsbett wegzunehmen, der es dringender brauche als ich.

Vor meiner Abreise kommen noch andere Besucher: alte Kameraden, Nachbarn und Ärzte des Dorfes, Arbeiter und Handwerker. Dann fährt ein Auto vor, Dr. Fröhlich und Dr. Joseph Paamoni von der Krankenkasse »Kupat Holim« mit Delegierten anderer Institutionen. Fröhlich ist ein alter Wiener Couleurstudent mit narbenzerhacktem Gesicht und der ganzen Grobheit eines schlagenden Studenten. Mit seiner Grobheit bringt er aufs Neue die Argumente gegen mein weiteres Fasten vor. Dr. Yohanan Bader sekundiert ihm aus parteipolitischen Gründen. Erst nach einer Stunde begreifen die beiden Herren endlich, dass ich ihren Argumenten unzugänglich bin, packen mich in ihr Auto und bringen mich direkt nach Tel Aviv in die Hadassah. Meine Frau verspricht, bald nachzukommen.

In gehobener, fast feiertäglicher Stimmung fahre ich durch die mir so wohlvertraute schöne Landschaft des Südens. Gestern, als ich aus dem Gefängnis entlassen wurde, habe ich noch nicht gewusst, ob ich den Kampf bis zu Ende würde führen können. Wenn ich gezwungen worden wäre, in Gadera zu bleiben, hätte mein Kampf seinen Sinn verloren. Aber jetzt weiß ich, dass es Sinn habe, weiter zu kämpfen. Die positive Wirkung des langen Fastens macht sich jetzt spürbar; ich denke leichter als sonst, spreche leichter, finde rascher Antworten. Ich bin in einem Zustand erhöhter Bereitschaft, größeren Wachseins.

Wir fahren in Tel Aviv ein. Meine Gefährten lassen das Auto anhalten, damit ich die Plakate lesen könne, mit denen die Mauern der Stadt, die Fenster von Geschäftslokalen bedeckt sind – Plakate, auf denen der Betar meine Gefangenschaft ehrt: »Wir stehen Habtacht vor Dr. von Weisl!« Ein Mitfahrer erzählt mir, welch plötzlichen Schrecken ihm einmal der Anblick eines solchen Plakats eingejagt habe. Die Terror-Organisationen pflegen auf Plakaten den Tod ihrer Mitglieder im Kampf gegen die Engländer mit dem Satz einzuleiten: »Wir stehen habtacht vor ...!«, und als er lesen musste: »Habtacht vor Doktor von Weisl!«, da glaubte er, ich sei schon verstorben. – »So leicht stirbt man nicht«, beruhige ich ihn.

Ankunft in der Hadassah. Ich werde auf einer Tragbahre in den dritten Stock gebracht, in die Abteilung Dr. Meshulam Levontins. Auch ein alter Gefährte – er war Direktor der Hadassah in Jerusalem, als ich dort im Jahre 1929 gelegen bin, fast tödlich verwundet – wie schon erwähnt (LWV 121, WL 483, 512) – durch den Messerstich eines Arabers. Jetzt bin ich wiederum sein »Gast« und begrüße ihn in der Hoffnung, ihm diesmal weniger Scherereien zu machen als damals. Er gibt mir das Beste, was er geben kann – ein Einzelzimmer! Welcher Luxus das in Palästinas Spitalsleben ist, weiß ich zu würdigen und schäme mich, der Hadassah so sehr zur Last zu fallen. Ich lege mich ins Bett und bespreche mit ihm und seinem Assistenten, Dr. Lurie, den Plan meines Auf-

enthalt. Wenn ich schon in der Hadassah liege, ohne krank zu sein, dann solle wenigstens mein Aufenthalt wissenschaftliche Früchte tragen. Es gebe in der modernen wissenschaftlichen Literatur keinen einzigen exemplarischen Fall eines 28-tägigen Fastens, den man überdies nun – zumindest während der folgenden letzten neun Tage – exakt durchuntersuchen und dokumentieren könne. Dr. Levontin entgegnet aber, ihn interessiere vor allem eines – mich wieder lebendig und gesund aus dem Spital entlassen zu können.

Dann erscheint Dr. Fischer, der Leiter des chemischen Laboratoriums und ein erfahrener Physiologe, um mit mir den Ablauf der Untersuchungen zu besprechen. Mein Gewicht beträgt bei der Ankunft 69,200 kg. Ich bekomme als Getränk Zitronensaft, versüßt mit (synthetischem) Himbeersaft. Zur Beobachtung wird mir eine Krankenschwester mit dem Auftrag zugeteilt, niemanden zu mir vorzulassen. Da ich aber größtes Interesse habe, möglichst viele Menschen zu empfangen, gibt es über die Anzahl und Dauer der Besuche, die ich ohne gesundheitliche Beeinträchtigung vertragen könne, eine heftige Diskussion.

Freitag, 20. September 1946

Ich habe gut und tief geschlafen, diese erste Nacht in Tel Aviv im Spital der Hadassah. Der heutige Befund: Gewicht: 69,050 kg – also nur ein Verlust von 150 Gramm in 16 Stunden. Gestern und heute je ein Klystier; zusammen 160 g Kot verloren, was also fast dem Gewichtsverlust entspricht, Trinkmenge in eineinhalb Tagen: 1700 Gramm. Harnmenge in derselben Zeit: 500 Gramm. Blutbefund normal. Rote Blutkörperchen: 4,500.000, Glukose im Blut: 108, also verhältnismäßig hoch, Urea: 14. Gesamalbumin: 4.76, Globulin: 1,79.

Ich beginne herumzugehen; erhalte Erlaubnis, ein paar Stunden auf der Terrasse zu verbringen. Ich turne, mache täglich zweimal 20 Kniebeugen, stemme täglich 40-mal mit jeder Hand einen Stuhl hoch, der immerhin 5,1 kg wiegt. Außerdem absolviere ich meine regelmäßigen Atemübungen.

Samstag, 21. September 1946

Ich hatte gestern und heute während des ganzen Tags zahllose Besuche. Schwester Batia notiert 21 gestern, 27 heute. Einer der Besucher ist ein Kamerad aus Latrun, der gerade befreit worden war und mir die Grüße des Lagers überbrachte sowie die Bitte, weiter zu fasten – bis zum letzten Tag. Das Lager wolle noch am letzten Tag des Fastens einen Solidaritätsstreik veranstalten. Das sei sinnlos, entgegnete ich, der letzte Tag sei ein Schabbat und folge auf die beiden Rosh-Hashana-Tage. Folglich würden die Zeitungen darüber erst dann schreiben können, wenn der Streik schon vorbei sei. Was der

Kamerad sonst noch erzählte, erfüllt mich mit tiefer Freude. Ich weiß heute, dass der Jischuw nicht verstanden hat, was ich mit meinem Kampf bezwecke, dass aber zumindest die 500 Mann in Latrun es verstanden haben.

Die meisten Besucher kommen zu mir, überzeugt, ein zum Skelett abgemagertes Wesen, das kaum einem Menschen mehr ähnlich sehe, werde auf dem Bett liegen und mit flüsternder Stimme ein paar Worte lispeln, während mir die Krankenschwestern zur Stärkung etwas Tee mit dem Löffel einflößen. Stattdessen sitze ich, meist in Buddha-Stellung, aufrecht im Bett oder im Liegestuhl, lese, spreche, diskutiere und bin um nichts weniger stark als die meisten meiner enttäuschten Besucher. Die Jischuw-Leute, von denen ich doch so lange getrennt war und die mich erst jetzt besuchen, fügen mir den größten Schmerz zu, wenn sie ihre Enttäuschung nicht verbergen können, dass ich so kräftig und lebendig aussehe, auch noch am 21. Tag meines Fastens. Ich aber bringe meinen Stolz zum Ausdruck, *nicht* darauf, dass ich das Fasten proklamiert habe und auch *nicht* darauf, dass ich das Fasten so standhaft durchhalte, sondern darauf, *nicht* den Kranken zu spielen, *nicht* dem öffentlichen Wunsch nachzugeben, ein Gegenstand des Mitleids zu sein, im Bett liegen und meine Kräfte schonen zu müssen. Ich kränke mich, dass gerade dieser Stolz in den Augen des Jischuw den Wert meiner Demonstration mindere, statt ihn zu erhöhen.

Sonntag, 22. September 1946

Die Besuche häufen sich weiter. Ich erfahre, dass drei bekannte amerikanische Schriftsteller Ben Hecht, Louis Bromfield und William Bernard Ziff, der Verfasser von *Rape of Palestine*, gemeinsam ein Telegramm an den High Commissioner adressiert haben, in dem sie ihn warnen, dass meine Verhaftung und mein Hungerstreik größten Widerhall in Amerika gefunden haben und dass dort die öffentliche Meinung fordert, ich solle freigelassen oder vor ein Gericht gestellt werden. Ich glaube nicht, dass dieses Telegramm mein Schicksal beeinflusst hat, bin aber den mir ganz unbekanntem Kollegen der Feder tief dankbar. Nur wäre ich noch dankbarer gewesen, wenn sie nicht für mich, sondern für all die Tausenden Gefangenen eingetreten wären und meine Sache in den Dienst des Jischuw gestellt hätten. Aber auch sie fühlen nur Rachmanut.

Mein alter Kamerad und Couleurbruder Dr. Isidor Schalit kommt zu Besuch, der einstige Sekretär Theodor Herzls, um mich mit aller unsympathischen Grobheit »auszuzanken«, wie er es ausdrückt: »Was machst du für Dummheiten. Ich komme anstelle deines Vaters, um dir zu sagen ...« Ich lasse ihn nicht weiterreden, danke ihm für seine freundlichen Worte und versichere ihm, dass mein Vater – wäre er noch am Leben – mich lieber tot als entehrt sehen würde. Und in den Augen meines Vaters, der seinen Ehrenstandpunkt als Couleurstudent und Offizier nie geändert habe, wäre

ich ehrlos, wenn ich etwas öffentlich Angekündigtes nicht ausführen würde. Um dem »lieben« Schalit klarzumachen, was die neue Jugend unseres Jischuw verlange, erzähle ich ihm, wie sich mein eigener Sohn mir gegenüber verhält: »Das, lieber Schalit, ist der Geist unserer Jugend. Nicht der Geist meiner Kinder, die etwa zufällig unter meinem Einfluss stehen. Der Segen Moshe Rabbenus liegt auf jenen, die sagen: »Meine Eltern kenne ich nicht«, wenn es um die Sache der Nation und Gottes geht. Dank Gott, dass meine Kinder zu diesem Stamm gehören.«

Es kommen noch viele weitere Besuche, die mich alle bitten, ich möge doch aufhören zu fasten. Besonders rührend ist der Schriftsteller P., der mir eine schriftliche Petition überreicht, die ca. vierzig der führenden Dichter und Schriftsteller Palästinas, von der extremen politischen Linken bis zur Rechten, unterzeichnet haben. Darin heißt es, dass mein Leben der jüdischen Nation und meinem literarischen Beruf gehöre, ich hätte kein Recht, es wegzuzwerfen. Ich fühle mich ob dieses Lobes beschämt, das ich von Seiten hebräischer Schriftsteller keineswegs verdiene, denn zur hebräischen nationalen Literatur habe ich bisher nichts, gar nichts beigetragen. Abgesehen von meiner politischen Publizistik, die der Tag verweht, gehört meine ganze literarische Leistung leider einem fremden Volk und einer fremden Sprache, die unsere Jugend heute nicht einmal mehr lesen will und die meine eigenen Töchter gar nicht mehr lesen werden können. Ich bitte Herrn P., seinen Kollegen meinen tiefen Dank auszusprechen und ihnen zu sagen, dass ich leben und nicht sterben würde und dass es meine Absicht sei, in Zukunft mehr und besser zu schreiben als bisher, um mich ihres Interesses würdig zu erweisen. Merkwürdigerweise hat die Petition fast kein revisionistischer Schriftsteller unterschrieben, außer Jacob Weinshall. Sonst war niemand meiner engeren Freunde dabei, was dieses Dokument zu einem Unikum in der jüdischen Literatur machen dürfte. Das war die Meinung wenigstens Paamonis, der es bei einem seiner täglichen Kontrollbesuche sogleich konfiszierte, um es seiner Dokumenten-Sammlung im Tel Aviver Jabotinsky-Museum in der »Metzudath Zeev« einzuverleiben. Meine Proteste halfen mir gar nichts. Er sagte, bei ihm werde es besser aufgehoben sein, als bei mir.

Übrigens ist er besorgt. Die Ärzte, vor allem Dr. Levontin und Dr. Lurie, sind beunruhigt, dass ich weiter an Gewicht verliere (450 Gramm seit Schabbatmorgen), dass mein Blutdruck immer niedriger wird (nur mehr 85/60) und mein Blutbefund plötzlich einen starken Mangel an Lymphozyten zeigt. Vergebens erkläre ich ihnen, dass ich mich im Gegenteil täglich wohler und stärker fühle, seit ich aus dem schrecklichen Loch des Jerusalemer Gefängnisspitals entlassen wurde. Ich steigere sogar meine regelmäßigen Turnübungen, stemme jetzt zweimal täglich den fünf Kilo schweren Stuhl mit jeder Hand je dreißigmal in die Höhe. Allerdings hatte ich am Ende der Turnstunde 154 Pulsschläge (statt 75 wie gewöhnlich) und war schwindlig ins Bett gefallen. Dr. Lurie gibt mir eine starke Leberinjektion, um den Blutbefund zu verbessern.

In der Zeitung lese ich, dass die Ärzte den Journalisten sogar gesagt hätten, ich könne jede Stunde in Lebensgefahr geraten, und dass »von Stunde zu Stunde mein Zustand sich verschlechtere, dass mein Herz schlechter arbeite, und dass meine zunehmende Schwäche jederzeit zur Katastrophe führen könne.« – »Nur meine Heiterkeit erhalte mich aufrecht und helfe mir, den Nervenkrieg zu überstehen«, hat sich einer meiner Ärzte geäußert.

Ich habe heute auf der Terrasse des Spitals einen Marsch von 2,5 km gemacht, in 32 Minuten. Ich glaube, dass das die beste Methode gegen Schwindel sei. Die Krankenschwester allerdings sagt, sie selbst sei schwindlig geworden, wenn sie mir zusah, wie ich hin und her marschierte. Ich duschte danach und fühlte mich wohler als vorher.

Montag, 23. September 1946

Überraschende und unerklärliche Wirkung der Leberinjektion: Ich habe von gestern auf heute, trotz Marschierens und Turnens, um 350 Gramm Gewicht zugenommen! Habe 1200 Gramm Wasser mit Himbeersaft getrunken, 300 g Harn ausgeschieden; Diese Gewichtszunahmen sind mir von meinem letzten Fastenversuch her bekannt; ich habe damals einmal sogar ca. ein Kilo plötzlich zugenommen, bin dann einen Tag auf dem gleichen Gewicht geblieben und habe dann am dritten Tag zwei Kilo auf einmal abgenommen. Auch bei der Konnersreutherin sind Gewichtszunahmen während des Fastens beobachtet worden.

Ich bekomme weiterhin viel mehr Besuche, als mir die Ärzte genehmigen. Unter den »Zugelassenen« ist ein Naturheilarzt, der mir seine reiche Erfahrung mit Fastenkuren erzählt und mit den Worten schließt: »Die größte Gefahr liegt beim Wieder-Essen; Fasten kann jeder Trottel – das Essen-Lernen ist die Kunst ...«

Dann kommt ein schöner, ehrwürdiger alter Mann, mit dem schwarzem Fez der Perser auf seinen weißen Haaren, der sich als »Arzt und Kollege« vorstellt. Er wohnt in Jerusalem, der »Heiligen Stadt«, und reitet oder fährt täglich in das christliche Araberstädtchen Beth Dajalla gegenüber Bethlehem, wo er eine ansehnliche Gratispraxis für arabische Patienten hat, die er nach der Methode Avicennas behandelt¹⁰⁷, vermutlich in den meisten Fällen mit nicht weniger Erfolg als moderne Ärzte, denke ich. Denn bei 90 Kranken unter 100 heilt ja die Natur von selbst, wenn nur der Arzt die Angehörigen – vor allem die Mutter, Tanten und Gattinnen – hindert, den Kranken unter dem Vorwand zärtlicher Pflege zu schaden. Und drei oder vier von 100 sterben auf

¹⁰⁷ Avicenna (eigtl. Abū Alī al-Husain ibn Abdullāh ibn Sīnā, ca. 980–1037, persischer Philosoph, Arzt, Mathematiker, Astronom): sein *Kanon der Medizin* gilt bis ins 19. Jahrhundert als Standardwerk der medizinischen Ausbildung.

alle Fälle, auch unter den Händen des besten Arztes. Der Unterschied zwischen gutem und schlechtem Arzt liege also darin, ob er 97 von 100 heilt, oder nur 96 oder gar nur 91. Das zu erkennen aber brauche einen anderen Verstand, als ihn die meisten und vor allem als die meisten Nichtärzte besitzen.

Der persische Arzt kam nicht aus medizinischen Motiven, sondern um mit mir über Religion zu sprechen: Er hält sich für den Messias oder einen seiner Vorläufer. Sicherlich aber ist er davon überzeugt, dass er berufen sei, eine geistliche Rolle zu spielen. Er habe einmal auf einer Reise in Palästina eine Stimme gehört, die zu ihm am hellen Tage, als er zu Pferde saß und an nichts Übersinnliches dachte, gesprochen habe. Und seither sei sein Leben verändert. Er sehe Gesichter, spreche mit Gott, prophezeie Regen, kurz: Er sei ein Heiliger geworden.

Die Krankenschwester ist ungeduldig und verärgert, dass ich mit dem »Verrückten« über das Wirken Gottes auf Erden spreche und darüber, wie wir Menschen uns in sein Wirken einordnen können. Sie will ihn aus dem Zimmer weisen, ich halte sie zurück. Ist es nicht merkwürdig, ja beschämend, dass der *einzig*e Besucher, der mit mir über Gott redet, kein Rabbiner, kein Orthodoxer, sondern ein muslimischer Perser ist, den die Welt für einen harmlosen »Wahnsinnigen« hält? Ist es soweit mit uns gekommen, dass man als »verrückt« gilt, wenn man über Gottes Walten ehrlich und ehrfürchtig im Alltag spricht und nicht nur vom Pult der Synagogenkanzel herab? Ich habe immer besonders starkes Interesse und besondere Liebe für diese Menschen gehabt, die Gott im Alltag suchen und erleben, auch wenn andere sie für abnormal halten. Man nennt sie »verrückt« mit jenem hässlichen Achselzucken, das unsere Zeit für alle Menschen übrig hat, die Werte anders bewerten als Krämer und Hausierer.

»Verrückt« war Herzl in den Augen seiner Zeit, »verrückt« sind die Revisionisten – »Sie werden doch Ihre schöne Tochter nicht dem Doktor Weisl zur Frau geben, er ist doch ein Revisionist!«, hatten die Damen in Haifa meine spätere Schwiegermutter gewarnt, als ich mich um ihre Tochter bewarb. Und »verrückt« sind natürlich alle frommen Menschen, die nichts höher schätzen als den Frieden, den sie in Gott suchen und finden. Und diesen Frieden hat der siebzigjährige Perser gefunden. Mag er glauben, was er will, und mag sein Glauben nicht der meine sein. Aus seinen schönen Augen leuchtet solche Güte, solcher Friede, solch gesammelte Ruhe, dass ich lieber mit ihm tauschen möchte als mit denen, denen er nur ein Gegenstand des Gelächters ist. Das soll nicht heißen, dass ich jeden Menschen, der vorgibt, Gesichter und religiöse Ekstasen zu haben, liebe oder schätze. Es gibt unter diesen Halunken, Schwindler, Scharlatane und wirkliche Geisteskranke im medizinischen Sinne, die mich zwar auch interessieren – wie alles, was anders ist als der Alltag –, aber die ich weder liebe noch schätze und schon gar nicht beneide.

Nachdem der persische Arzt sich verabschiedet hat, erzähle ich der Krankenschwester von einem solchen Fall, der mir besonders deutlich in Erinnerung geblieben ist: Es

war in Berlin im Jahre 1929, glaube ich. Dort gab es damals einen merkwürdigen Menschen namens Weißenberg, der den Eindruck eines versoffenen Kutschers machte und tatsächlich ein versoffener Bierkutscher gewesen ist, ehe er zu nichts Geringerem als zum »Heiligen Geist« avancierte, der Verkörperung der dritten Person der christlichen Gottheit.¹⁰⁸ Er hatte zweifellos eine große magnetische Kraft. Er konnte durch Handauflegen und Streicheln Kranke heilen. Sogar kranke Tiere, Hunde, die vom Tierarzt schon zur Vertilgung bestimmt waren, hat er gesund gemacht. Ich sah mit eigenen Augen, wie in seinen Gebetsversammlungen Dutzende Frauen in Ekstase fielen, Gesichter bekamen, hysterische Anfälle zeigten und von ihm und seinen »Werkzeugen« – zwei Dutzend Assistenten, die er in Magnetismus ausbildete – durch Handauflegen aus ihrer Trance erweckt wurden.

Bei einer Gebetsversammlung dieses »menschgewordenen Heiligen Geistes«, an der ich mit meiner Frau teilnahm, kam es plötzlich zu besonders ekelregenden Szenen: Tumulte brachen aus, Dutzende Frauen schrien: »Der Teufel stehe vor der Türe«, und fielen in Krämpfe; die »Werkzeuge« des Weißenberg konnten nicht rasch genug die einen von ihren Ekstasen erwecken, und schon waren andere wieder in Trance verfallen, wanden sich in Krämpfen, schrien und heulten. Meine Frau bat mich, sie aus dem Saale zu führen, und ich selber war neugierig, den Teufel zu sehen, der draußen offenbar sein Unwesen trieb. Wir drängten uns ins Freie und fanden im Korridor, vor der Türe, drei oder vier ruhige, ärmlich aber sauber gekleidete Leute. Einer von ihnen war besonders schön, jung, mit blonden Haaren und blassem Gesicht. Er sah traurig aus. Ich sprach ihn an, wies auf die Türe, hinter der das Heulen und Schreien der Hysteriker zu hören war, und sagte: »Schrecklich – da drinnen!« »Ja«, erwiderte der junge Mann. »Schrecklich. Die armen Leute. Sie glauben, dass der Schwindler dort der Heilige Geist ist.« Ich sagte und meinte es als Scherz: »Er tut immerhin Wunder, heilt Kranke, woher wissen Sie, dass er nicht wirklich der Heilige Geist ist?« »Ich muss das wissen«, erwiderte mir der schöne, junge Mann tiefernt. »Denn ich bin Jesus ...«

Dienstag, 24. September 1946

Die Ärzte sind noch immer sehr besorgt, obwohl mein Gewicht die letzten 24 Stunden praktisch unverändert geblieben (68,400 kg) und der Blutdruck auf einen ganz

¹⁰⁸ Siehe WvWs Artikelserien in der NFP: *Geistererscheinungen in Berlin I, II, III* (Nr. 23259, 23266, 23729; 16., 23. Juni, 7. Juli 1929), *Dämonenzauber in Berlin* (Nr. 23286, 14. Juli 1929) und in der VZ: *Das Reich der Geisterseher* (Nr. 268, 9. Juni 1929), *Die Besessenen in Haverlands Festsälen* (Nr. 274, 13. Juni 1929), *Die Frau, die Totengerippe sieht* (Nr. 292, 23. Juni 1929), *Dämonenzauber um Weißenberg* (Nr. 304, 30. Juni 1929).

normalen Wert (120/90), nach 25 Kniebeugen und 30-mal Stemmen des Stuhles auf 165/90 gestiegen ist. Auch meine Herztätigkeit ist besser geworden; der Puls war nach dem Turnen normal, das heißt 100, und ich hatte keinen Schwindelanfall. Ich machte einen Spaziergang auf der Terrasse des Spitals von 1300 Metern in scharfem Tempo und fühlte mich danach ganz wohl. Für mich ist es rätselhaft, dass ich trotz oft anstrengender Gespräche mit den vielen Besuchern kaum an Gewicht verliere.

Dr. Levontin gibt der Presse ein Interview, dass ich mich in ständiger Lebensgefahr befinde und nur mehr dank meiner ungewöhnlichen Willenskraft lebe, mit der ich mich gewissermaßen »selbst aufesse«. Ich versuche, ihm klarzumachen, dass ich gar keine ungewöhnliche Willenskraft habe und ganz im Gegenteil eine große Willenskraft aufbieten müsste, um meinen Entschluss, nicht zu essen, zu ändern. Habe die Bibel nicht im buchstäblichen Sinne des Wortes Recht, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebe, sondern ebenso von seinem Geiste, den man auch »Willenskraft« nennen könne?

Meine Frau besucht mich heute, vor Rosh Hashana, um Abschied zu nehmen. Sie hat sich endlich beruhigt und ist nun überzeugt, dass ich die letzten vier Tage überleben werde. Sie meint sogar, dass ich gut aussehe und jünger geworden sei, was natürlich nicht stimmt. Im Spiegel sehe ich, dass meine Haare seit Latrun ganz weiß geworden sind.

Mittwoch, 25. September 1946
Vorabend (»Rüsttag«) des Rosh Hashana

Meine Kinder kommen zu Besuch. Die beiden Mädchen genießen sich in der fremden Umgebung und wissen kaum, was sie mit mir sprechen sollen. Der Vater, der im Bett liegt, ist nicht der Vater, den sie kannten. Der größere Junge aber spricht viel, vor allem über Politik. Er erzählt, was »man« auf dem Lande spreche, was er im Autobus oder von Kollegen aufgeschnappt habe. Indes ist auch er sichtlich froh, als er Abschied nehmen kann.

Es fällt mir schwer, gerade diesen Neujahrstag allein verbringen zu müssen – und noch schwerer, zu wissen, dass meine Familie sich um mich an diesen letzten dreimal 24 Stunden des Fastens sorgen werde und mich nicht einmal telefonisch erreichen könne. Denn feiertags und am Schabbat gibt es kein Telefon in unserem Dorf. Aber trotz dieser Trauer fühle ich einen seelischen Frieden, wie ich ihn viele, viele Jahre nicht mehr gekannt habe. Mir ist, als sei ich losgelöst von dem Schmutz und dem Schlamm des Alltags. In dieser Feiertagsstimmung bin ich bereit, die »geläuterte Seele« zu empfangen, mit der wir vor Gott erscheinen sollen.

Dazu tragen zwei große Freuden bei, die ich gerade heute erleben darf. Ein Kame-rad aus Latrun, der Bräutigam meiner Krankenschwester, war freigelassen worden und bringt mir die Grüße der Gefangenen. Sie haben mein Motiv verstanden und bitten

mich, nicht nachzugeben und auch die letzten drei Tage bis zum Ende zu fasten. »Die Engländer sollen sehen, dass es jüdische Führer gibt, die genau das tun, was sie gesagt haben«, lassen mir die Kameraden ausrichten. In der »Bibliothek« des Lagers werden täglich von fünfzig oder sechzig Menschen Psalmen für mich aufgesagt. Sie alle wissen, dass mein Kampf der ihre sei.

Auch der Dichter Skulski wurde am Vortag des Rosh Hashana entlassen und besucht mich. Seine junge Frau begleitet ihn, und während er mir von der Stimmung im Lager erzählt, streichelt sie ihn ununterbrochen mit den Augen. Die C. I. D. hat ihr versprochen, dass ihr Mann zum Fest nach Hause geschickt werde, und sie hat das Versprechen gehalten. Ein paar Stunden vor Feiertagsbeginn war er entlassen worden. Worauf ich mir die Frage stelle: Wo ist der Sinn der ganzen »Detention«, wenn die C. I. D. einen Mann – der noch dazu unter Polizeiaufsicht stand – verhaftet und interniert, offenbar in der Annahme, dass etwas gegen ihn vorliege, und vierzehn Tage vor seiner Freilassung schon wisse, dass er freigelassen werde?! Ist das nicht der beste Beweis dafür, dass die ganze Einrichtung der Detention-Camps in Palästina ausschließlich gegen den *Geist* der jüdischen Bevölkerung gerichtet sei und überhaupt nicht gegen die Terroristen? Die C. I. D. wisse ganz genau, dass dieser oder jener »sitzt«, der gar nichts mit den Aktionen gegen die Regierung zu tun habe – aber man lasse ihn in Haft, um Schrecken unter seinen Bekannten zu verbreiten.

Immerhin berichten beide Besucher, dass jetzt eine Wendung zum Besseren bevorstehe. Der Lagerkommandant habe ihnen offiziell mitgeteilt, dass eine »Commission« der Regierung aus zwei Richtern und einem Beamten jeden einzelnen Fall untersuchen und jeder Gefangene das Recht haben werde, persönlich vor dieser Kommission zu erscheinen. Die Gefangenen seien darüber außerordentlich glücklich; bisher war ja das Schrecklichste für sie, nicht offiziell zu wissen, was überhaupt gegen sie vorliege, wessen sie beschuldigt werden. Jetzt würden sie sich verteidigen können. Beide Kameraden reden mir ein, diese Wendung als einen Erfolg meines Fastens zu bewerten, ich solle dies in einem Presse-Communiqué mitteilen, was ich natürlich ablehne. Weder wissen wir noch, ob diese Änderungen auch wirklich durchgeführt werden, noch wissen wir, ob sie nicht auch ohne mein Fasten zustande gekommen wären.

Die zweite Freude, die mir heute bereitet wird, ist der Besuch von zwei Führern des Mapai. Vor einem Jahr wäre es noch unmöglich gewesen, dass ein »Labour«-Mann bei hellichtem Tag einen Revisionisten besuche, noch dazu an einem Ort, wo er riskiere, von andern Genossen gesehen zu werden. Die Überwindung oder zumindest Abschwächung dieses idiotischen Parteihasse halte ich für einen echten Fortschritt zur nationalen jüdischen Einheit in Palästina. Und weil ich mir einbilde, dass ich selbst ein wenig dazu beigetragen habe, die ideologischen Mauern abzutragen, die zwischen »Rechts« und »Links« bisher bestanden haben, schätze ich mich glücklich.

Weniger zufrieden als ich sind meine Ärzte. Trotz gleichbleibendem Körpergewicht hatte sich der Eiweißzerfall schon gesteigert: Urea: 7,12 Gramm; Ammoniak: 55 mg. Zur größten Sorge der Ärzte habe ich sehr viel Azeton und eine positive Diazoreaktion.¹⁰⁹ Der Direktor des Spitals, Dr. Abramowitsch, lässt sofort Paamoni als den Vertreter der Krankenkasse rufen und verlangt von ihm, dafür zu sorgen, dass ich unverzüglich das Fasten abbreche oder das Spital verlasse; er wolle keine Verantwortung mehr für mein Leben tragen. Paamoni erklärt, dass ich ein Gelübde geleistet habe und es ausgeschlossen sei, mich zu überreden. Es wäre grausam, mich zu zwingen, das Spital in den letzten Tagen des Fastens zu verlassen. Schließlich wird der Bürgermeister Rokach angerufen, der mir erlaubt, weiterhin im Spital zu bleiben.

Unterdessen ist es Abend geworden. Ich wasche mich, kleide mich an und bete. Es ist das erste Neujahrsfest meines Lebens, das ich fastend begehe. Ich habe schon Rosh Hashana im Schützengraben verbracht, ich habe gebetet in einer Einsiedelei an der Grenze Nepals, sechs Meilen von Tibets Schneewüsten entfernt; ich war einmal zu Rosh Hashana im Gefängnis von Täbris, wo die Polizei des Reza Schah mich als englischen Spion verhaftet hatte – sie hielten mich für Oberst Lawrence in Verkleidung! Möge mein erstes Fasten am Neujahrstag wohlgefällig sein vor dem Throne von Israels Hüter.

Donnerstag, 26. September 1946

Am ersten Rosh Hashana Tag erhalte ich von der C. I. D. einen »sehr wichtigen und dringenden«, von Schertok und allen anderen »Führern« unterschriebenen Brief, der schon am 19. September aus Latrun abgeschickt worden war. Sie fordern mich in herzlichen Worten auf, das Fasten einzustellen. Paamoni konfisziert sogleich auch diesen Brief, auf dem Shofman und Gold gemeinsam mit Schertok, Grünbaum und David Hacoen, Remez und Shingarevsky unterzeichnet sind, als Unikum für sein Museum.

Ein Schriftsteller, der mich besuchte, sagte mir: »Was Sie vertreten, ist doch nichts anderes als Buddhismus, wieso sind Sie eigentlich Jude geblieben und nicht Buddhist geworden?« Ich erwiderte: »Sie irren sich. Ich bin vom Buddhismus weit entfernt geblieben, obwohl ich unter Buddhisten gelebt und viel von ihnen gelernt habe. Als ich vor dreißig Jahren als Offizier im Ersten Weltkrieg zum ersten Mal die Lehre vom vierfachen unentrinnbaren Übel – von Geburt, Krankheit, Alter und Tod, die niemanden verschonen – vernahm, war ich bis ins Innerste erschüttert von dieser gewaltigen Logik.

¹⁰⁹ Diazoreaktion: Untersuchungsverfahren, das dem Nachweis von rotem Gallenfarbstoff im Serum und von Diazoverbindungen im Harn dient, um verschiedene Infektionskrankheiten zu diagnostizieren.

Und dann geschah mir das Erlebnis, das mein ganzes Leben bestimmte und mich zum Juden machte. Auf einem Patrouillengang war ich in Gedanken versunken, als plötzlich neben uns rasch hintereinander sechs Granaten einschlugen – die Salve einer feindlichen Batterie. Die Soldaten anderer Patrouillen warfen sich selbstverständlich nieder; ich war zerstreut und ging meines Weges weiter, ohne auf die Explosionen zu achten. Erst einige Minuten später kam mir zur Erkenntnis, was mir geschehen war: Der Tod war in meiner Nähe gewesen, und ich hatte ihn nicht gefürchtet.¹¹⁰ Wenn ich ihn aber nicht gefürchtet habe, dann war er kein Übel – denn nur etwas, wovor man sich fürchte, sei ein Übel. Und wenn der Tod kein Übel sei, dann beruhe der ganze Satz vom vierfachen Übel auf einem Denkfehler. Denn wer nicht den Tod fürchte und sich nicht am Leben festklammere, für den gebe es überhaupt kein unentrinnbares Übel. Der Feige stirbt jeden Tag, der Mutige nur einmal – sagt ein Sprichwort. Wer aber sich selbst erkenne, wisse, dass der Mutige überhaupt nicht sterbe. Wenn der Tod kein Übel sei, dann könne auch die Welt nicht von Übel sein, wie es der Buddhismus lehrt. Dann sei vielmehr die Welt gut, wie es die Thora lehrt. Und so wurde ich Jude, in voller Freiheit der Wahl. Ich sage »ja« zu dieser Welt, auch wenn in ihr ein Hitler oder ein Stalin lebt, ein Mufti oder ein Bevin, ein Neville Chamberlain oder ein Pierre Laval. Und ich sage mit leichtem Herzen: »Tow lahodot le Adonai« – »es ist gut, Gott zu danken«.

Samstag, 28. September 1946
Ausgang des Schabbat

Die letzten Stunden des Vormittags verbringe ich in einer Erregung, teils freudiger Ungeduld, teils Nervosität. Zum ersten Mal fühle ich eine größere Schwäche. Ich konnte nur mehr dreißigmal mit der rechten, nur mehr zehnmal mit der linken Hand den Stuhl stemmen. Nachmittags bleibe ich im Bett, aus Müdigkeit und nicht nur aus Vorsicht. Aber gegen Abend fällt alle Nervosität von mir ab. Sobald drei Sterne aufgegangen waren¹¹¹, stehe ich vom Lager auf, wasche mich und kleide mich langsam an, unter Überwindung mehrerer Anfälle leichten Schwindels. Als ich das Abendgebet spreche, gerate ich – ich scheue mich, es auszusprechen – in einen euphorischen Zustand, in dem ich die feierlichste Hawdalah meines ganzen Lebens zelebriere. Dann gehe ich, von der Krankenschwester begleitet, sonst aber ohne Hilfe, den Gang hinunter zum Ärztezimmer. Patienten aus den anderen Sälen schließen sich mir an. Im Ärztezimmer, wo Wein und Zwieback vorbereitet waren, hat sich unterdessen ein Dutzend Freunde versammelt, um mir Gesellschaft zu leisten – bei meiner ersten Mahlzeit nach 28-tägigem Fasten.

110 Vgl. dieselbe in LWV 129 geschilderte Episode.

111 Sobald drei Sterne am Himmel sichtbar werden, ist der Schabbat zu Ende.

Man reicht mir die Hawdalahkerze und die Besamimbüchse mit den Gewürzen, und ich lese in tiefer Dankbarkeit und Demut die Segenssprüche vor, im Bewusstsein, dass ich nicht durch eigene Kraft diese Prüfung überstanden habe. Danach wasche ich mir die Hände, bete und segne das Brot und esse ... zwei Stück Zwieback, die ich in ein Glas Malagawein tauche, trinke dazu ein Glas Kakao und später im Bett noch ein Glas gezuckerten Tee. Ich habe mein Gelübde erfüllt. Die 28 Tage des Hungerstreiks sind zu Ende.

Unterdessen klingelte einige Male das Telefon. Der »Davar« erkundigte sich, wie mir das Essen schmecke, ich freue mich über diesen Anruf. Ein zweites Mal rief mich ein Korrespondent einer englischen Tageszeitung aus Jerusalem an. Man habe ihm erzählt, dass ich im Sterben liege, behauptete er und war dann sehr »enttäuscht«, als ich ihm selbst am Telefon sagte, ich sei so gesund, wie ich es mir nur wünschen könne. Und dann, ganz spät am Abend, ruft noch meine Frau aus Gedera an. Unser Postdirektor hatte Gnade walten lassen und ausnahmsweise die Verbindung mit Tel Aviv hergestellt. Sie ist glücklich zu hören, dass ich schon gegessen, aber auch etwas enttäuscht, dass ich nicht daran gedacht hatte, ihr Blumen zu Neujahr nach Gedera zu schicken. Ich habe wirklich nicht daran gedacht und schäme mich bitterlich.

Epilog

Am nächsten Tag verspürte ich plötzlich in der Blinddarmgegend so starke Schmerzen, dass mir kalter Schweiß über die Stirn und bald über den ganzen Körper lief. Ich schrie vor Schmerzen. Ich wusste, dass es sich nicht um eine Blinddarmentzündung handeln konnte, da mein Blinddarm längst entfernt war – es war also »nur« eine Darmkolik, hervorgerufen durch eine kindskopfgroße Geschwulst im Unterleib. Man befürchtete einen Darmverschluss, da setzte plötzlich Stuhldrang ein. Jetzt erst war die Stunde gekommen, wo ich wirklich in Lebensgefahr schwebte. Ständig pulslos, in eiskaltem Schweiß, entleerte ich fast eine ganze Stunde lang ununterbrochen Stuhlmengen, deren Gesamtmenge schließlich 200 Gramm betrug. Man verabreichte mir Strychnin, Kampfer und andere Herzmittel, schließlich Morphinum und Atropin, dann verlor ich das Bewusstsein.

Die Ursache meines Kollapses bestand darin, dass ich eine zentrale Vorschrift des Fastens vernachlässigte, die ich – wie erwähnt (WL 482) – in Indien gelernt hatte. Der Inder nimmt vor und auch während des Fastens Abführmittel ein, um den Körper von Schmutz und Schlacken rein zu halten. Ich hielt dies für eine rituelle »Rationalisierung« eines geistigen Strebens nach innerer Reinheit. Ähnlich schreibt ja auch der *Kitzur Schulchan Aruch* vor, dass der Jude jeden Morgen erst seinen Körper durch Entleerung

reinige, ehe er zum Gebet vor den Schöpfer trete. So verstand ich die indische Technik des Fastens nur als eine rituelle Handlung und glaubte, auf sie verzichten zu können, umso mehr, als ich ja wiederholt Klystier bekommen hatte. Aber die Inder hatten einen guten Grund: Die Därme, obzwar durch die lange Hungerperiode lahmgelegt und ihrer peristaltischen Bewegungen beraubt, fuhren fort, ihre Säfte auszuscheiden, die ja bekanntlich den größten Teil dessen ausmachen, was wir als Exkreme bezeichnen. (Nur etwa 15 bis 25 % der Exkreme sind Nahrungsreste!) Und alle diese Massen bleiben an Ort und Stelle liegen. Als nun, nach der ersten Mahlzeit, mein Magen wieder zu arbeiten anfangt, setzte offenbar automatisch wieder die Peristaltik des Darmes ein. Die Exkreme blieben nicht mehr an Ort und Stelle liegen, sondern wurden tiefer und tiefer hinabgeschoben, bis sie eine mächtige Masse bildeten, die meine wahnsinnigen Schmerzen hervorrief. Als wenige Stunden später meine Frau erschien – Alarmnachrichten hatten gemeldet, ich liege im Sterben –, war die ärgste Gefahr bereits überwunden; der Puls war zurückgekehrt, und ich war wieder bei Bewusstsein und in fast heiterer Stimmung, nur dank dem Morphium etwas schläfrig.

Es vergingen noch zwei Tage in Ungewissheit, dann war ich endgültig außer Lebensgefahr. Ich aß täglich mehr, nahm rapid zu. Am zweiten Tag hatte ich bereits 400 Gramm zugenommen, am dritten Tag weitere 200 Gramm. Die Darmtätigkeit hatte sich normalisiert. Am vierten Tag aß ich zum ersten Mal Fleisch und nahm weitere 500 Gramm zu, am fünften Tag betrug die Zunahme 2200 Gramm, und ich hatte schon Angst, rasch zu dick zu werden. Ich machte in Begleitung meiner Frau meinen ersten Spaziergang im Freien. Der »Nazir« war seines Gelübdes entledigt, er verneigte sich und betete: »Barukh Matir Assurim« – »Gelobt sei Gott«, der die Gefangenen Zions befreit. Aber es war weniger ein persönlicher Dank als ein Gebet – für die Anderen, die noch immer gefangen waren und auf ihre Befreiung warteten.

Zugegebenermaßen hat sich nicht viel geändert nach meinem Fasten. Heute, Ende Februar 1947, während ich diese Zeilen schreibe, sind noch immer über tausend Juden in Gefangenschaft, davon etwa achthundert ohne Anklage und ohne Urteil in Latrun und Eritrea und etwa zweihundert in den Kerkern von Jerusalem und Akko. Mein Freund und Zellengenosse Dov aus dem Spital in Jerusalem – ich darf ihn nun beim vollen Namen nennen: es ist der heldenmütige Dov Grüner – ist zum Tod verurteilt worden und wartet im roten Kleid der Todgeweihten auf den Henker. Die Schwester Masal hat ihren Bachur geheiratet und den Spitalsdienst verlassen. Die Führer – mit Ausnahme meines Kameraden Moshe Gold – wurden etwa sechs Wochen nach meiner Entlassung aus dem Spital begnadigt und freigelassen¹¹², und ich hatte die Freude, mit einigen von

¹¹² Am 5. November 1946 wurden aus Latrun entlassen: Mosche Schertok, Issac Grünbaum, Ber-

ihnen in Volksversammlungen von der Tribüne herab zu sprechen, als Kamerad unter Kameraden, ohne Rücksicht auf Parteiunterschiede.

Aber die Gesetze, die jeden Juden Palästinas unter Polizei-Tyrannei stellen, bestehen nicht nur weiter, sondern wurden noch verschärft. Nach wie vor kann jeder Jude jederzeit verhaftet und ins Konzentrationslager gebracht werden. Juden werden zum Tode verurteilt, wenn man bei ihnen Waffen findet. Araber hingegen erhalten für dasselbe Vergehen nur eine Gefängnisstrafe von einigen Monaten. Mitglieder einer bewaffneten jüdischen Organisation werden zum Tode verurteilt, aber Araber dürfen öffentliche Paraden ihrer »Futawa« und »Najjada« abhalten, die den Zweck haben, eine militärische Garde für den Mufti auszubilden, der sich jetzt in Ägypten aufhält.¹¹³ Jüdische Häuser und ganze jüdische Bezirke in Jerusalem, Haifa und Tel Aviv werden »aus Sicherheitsgründen« und ohne Entschädigung beschlagnahmt, ihre Einwohner auf die Straße geworfen – und kein Rechtsmittel besteht dagegen. Der Polizeistaat Palästinas ist in voller Blüte.

Mein Fasten hat auf all das keinen Einfluss gehabt. Aber doch würde ich zögern, zu sagen, dass es zwecklos gewesen sei. Ich wage zu hoffen, dass von meinem Handeln andere gelernt haben. Die – oft aus Missverständnis geborene – Sympathie mit meiner Person übertrug sich bald auf all die Tausenden, die gleich mir gefangen waren. Wenn so der Geist der Brüderlichkeit mit den Tausenden Gefangenen Zions entflammt wurde, von Brasilien und Amerika bis Shanghai und zu den Konzentrationslagern Deutschlands, dann ist etwas erreicht worden, was mich mit Stolz und Zufriedenheit erfüllen kann.

Mir selbst aber hat das Fasten sehr viel gegeben: Wenn ich später auf den Zionistenkongressen in Basel, Frankreich und Belgien und auch in Palästina mit Kameraden zusammentraf, die in den Konzentrationslagern Hitlers oder Stalins gelebt und überlebt haben, die geflüchtet sind aus den Tundren von Archangelsk oder aus dem fahrenden Zug nach Oswiecim (Auschwitz), die zurückgekehrt sind und sofort wieder ihre Arbeit für Zion, für den Betar und für die Freiheit aufgenommen haben – dann konnte ich diesen Helden, wie größere sie kein Volk hervorgebracht hat, ins Gesicht sehen, ohne mich ihrer allzu sehr unwürdig zu fühlen und mich vor ihnen, denen ich nicht helfen konnte, allzu sehr schämen zu müssen. Und wenn sie, die Helden von Warschau und Archangelsk, die Partisanen der Ukraine und die Männer und Frauen aus Dachau und Oswiecim mich als einen der ihren anerkennen, dann weiß ich, dass meine Taten nicht vergebens waren und dass ich nicht vergebens gelebt habe.

nard Joseph, David Remez, David Hacohen, David Shingarevsky, Joseph Shofman und Mordechai Schattner; Moshe Gold hingegen wurde erst 1948 freigelassen.

113 Mohammed Amin Al-Husseini (siehe biographische Daten, S. 544).

D. Niva von Weisl

Nachwort

Es war etwa ein Jahr vor seinem Tod, da stand er mit seiner Frau auf dem Balkon, den Garten mit seinen blauen Zypressen und Pinien überblickend, unter ihm die Steinterrasse, der Pool und die Bühne mit ihrem marmornen Flur – gleich einem verschwommenen Abbild der Wiener Romantik. Sein Blick fiel auf den Weg, der zu dem eingeschossigen Sanatorium führte, das sie gebaut und mit großer Beharrlichkeit und Umsicht geleitet hatten, und schweifte über die beiden Treppenaufgänge, von denen einer an den eilig hochgezogenen zweireihigen Baracken direkt am Sanatorium endete. Man hatte sie errichtet, um britische Offiziere zu behandeln und fallweise auch die Kämpfer der Untergrundbewegung zu verstecken. Hin und wieder war ein Patient mit einer »geheimnisvollen und gefährlichen« Krankheit hier untergebracht, und niemand außer dem Arzt oder seiner Frau durfte diesen »ansteckenden« Patienten besuchen. Die andere Treppe führte in einen wundervollen Obstgarten, in dem die Blüten von Zitronenbäumen, Guaven, Mandel- und Granatapfelbäumen ihren Duft verströmten. So standen sie da – vor der Mauer, auf die der österreichische Künstler Ernst Degasperi (1927–2011) die *Erschaffung des Lichts* gemalt hatte, und betrachteten lächelnd die Bande der kleinen und großen Kinder, die dort unter Freudenrufen herumtobten. Da nahm er die Hand seiner Frau und sagte: »Noemi, letzten Endes haben wir etwas vollbracht.«

Einige Monate später verschied er. In der Nacht zuvor hatte er sie noch nach dem Namen jenes Schiffes (»Bremen«) gefragt, das sie 1927 nach Indien gebracht hatte.

Sein Leichnam – eingehüllt in einen Tallit¹ – wurde in Großmutter's Wiener Salon aufgebahrt, umgeben von den Erinnerungstücken aus seinen Reisen in die arabischen Länder, auf dem Tisch der »Kasten« mit Ehrenzeichen, an den Wänden der sieben Meter lange majestätische arabische Teppich, ein Geschenk eines ägyptischen Würdenträgers zur Hochzeit, ein Ölgemälde seines Vaters, Dr. Ernst von Weisl, mit allen seinen Auszeichnungen neben dem eigenen Portrait des Verstorbenen in der Uniform der IDF (Israel Defense Forces) mit dem Fernglas in der Hand, das ihm im Unabhängigkeitskrieg (1948) sein Leben gerettet hatte² – dies war wohl sein meistgeschätztes Andenken!

1 Tallit: jüdischer Gebetsmantel in weißer Farbe, meist mit schwarzen oder blauen Streifen verziert.

2 Siehe LWV 108.

An der gegenüberliegenden Wand ein Portrait seiner wunderschönen Frau, geschmückt mit weißen Straußenfedern, die er ihr aus Indien geschickt hatte – damals eine Sensation in den Salons Wiens und Berlins, und das Portrait der Marie Michlup-Singer in ihrem prachtvollen Hochzeitskleid. Zwei alte Tanten, Töchter der Fanny Popper-Singer³, die in wundersamer Weise das Vernichtungslager Theresienstadt überlebt hatten und nach Prag zurückgekehrt waren, hatten ihn gebeten, das bezaubernde Familienerbstück vor den Kommunisten in Sicherheit zu bringen. Mein Großvater hatte sich an seinen Freund Degaspari gewandt. Dieser organisierte eine Ausstellung seiner Kunstwerke in Prag und konnte so die Grenze ungehindert passieren. Er führte seine Gemälde ins Land ein und wieder aus, so dass er am Grenzübergang schon gut bekannt war. Eines Tages löste er »Marie« aus ihrem barocken goldenen Bilderrahmen, zerriss in seinem Auto die Polsterung der Rücksitze seines Autos und versteckte sie dort. Dieses Gemälde, das 1861 in Wien entstand und einen Augenblick des Glamours im Leben einer jüdischen Frau verewigt, deren 300-jährige Familiengeschichte mit der österreichisch-ungarischen Monarchie untrennbar verbunden war, verließ Prag und landete in Israel, in einer kleinen Biluim-Siedlung⁴, der Morgenröte der Rückkehr Zions. Hier in Gedera, wo Heinrich York-Steiner 1898 mit Rabbi Shachevitz und seiner bezaubernden Tochter Rosa zusammentraf – sie war es auch, die ihn zu seiner Erzählung *Der Talmudbauer* inspirierte.⁵ Es war dieselbe Erzählung, die meinen Großvater im zarten Alter von fünf Jahren bewogen hat, seinen Eltern zu eröffnen, dass er nach Palästina gehen werde. Das Schicksal wollte, dass er 1922 auf dem Weg in das Land seiner Vorfäter diese Rosa und ihre ebenso wunderschöne Tochter Noemi traf, sodass er 1926 an seinen Vater telegraphierte und um dessen Einwilligung bat, die »Enkelin des Talmudbauers« heiraten zu dürfen.

Der kleine Salon war zum Bersten voll mit Trauergästen, und Hunderte umringten das Haus. Mein Onkel Uzi Rubin trat ein und blieb erstaunt am Eingang stehen: »Er wirkt so klein! Im Leben war er so groß!«

In meinem Leben bin ich Dutzenden Menschen begegnet, die in Begeisterung ausbrachen, wenn ich mich vorstellte. Der Name meines Großvaters veranlasste sie zu Lo-

3 Fanny Popper-Singer (1842–1933): Großmutter WvWs und Schwester Marie Michlup-Singers (1844–1907), die seine Mutter Charlotte (1868–1954) adoptiert und aufgezogen hat.

4 Bilu (Beit Ya'akov Lekhu Venelkha, »Haus Jakobs, lass uns gehen«, Jessaja 2:5): Gruppe russischer Juden, die nach einer Welle von Pogromen zwischen 1881–1884 nach Palästina emigrierten und das Land um Gedera bebauten, das den Arabern abgekauft worden war (vgl. LWV 216, Anm. 201).

5 Vgl. S. 79.

beshymnen auf ihn und sein Lebenswerk, ja sie fühlten sich geradezu geehrt, mit seiner Enkelin sprechen zu dürfen, und schilderten Szenen aus seinem Leben in den buntesten Farben, geschmückt mit Superlativen: »Er war ein Genie, eine Persönlichkeit nicht von dieser Welt – ein Visionär – ein äußerst bemerkenswerter Führer, der über allen anderen stand ...« Als mein Bruder Eran sich einmal in einem Krankenhaus befand und die Rede auf unseren Großvater kam, riss sich sein Bettnachbar die Infusionsschläuche vom Körper und küsste zitternd die Hand meines Bruders. »Von Weisl«, sagte er voller Ehrfurcht, »in meiner Jugend ging ich stundenlang zu Fuß, um eine Rede deines Großvaters zu hören«.

Man schrieb über ihn, dass »die Geschichte des Zionismus und die große historische Persönlichkeit Wolfgang von Weisls sich nicht trennen lassen. Seine Person ist mit der wunderbaren zionistischen Bewegung verwoben, die den Staat Israel gegründet hat«. ⁶ Er hat mit der Leidenschaft seines Glaubens an eine Rückkehr nach Zion Tausende Menschen *begeistert*. Einer von ihnen war Arthur Koestler, sein Bundesbruder aus der Wiener jüdischen Studentenverbindung »Unitas«, der ihm den fehlenden Sinn des Lebens und das Speiseeis verdankte, welches ihn vor dem Verhungern rettete, und auch seine erste feste Anstellung als Journalist beim Ullstein Verlag, von wo aus seine internationale Karriere begann. ⁷

Wladimir Zeev Jabotinsky sagte wiederholt, dass er mit meinem Großvater zwar nicht zusammenarbeiten, ihn aber auch nicht entlassen könne, denn neun von zehn Ideen kamen von ihm. Wolfgang von Weisl war der Erste, der in der deutschsprachigen Presse voller Stolz vom Wiedererwachen der Juden in Palästina schrieb, über den Zionismus als aufstrebende Kraft, unauflösbar verbunden mit den geopolitischen Veränderungen im Nahen Osten und den Interessen des Westens. Er blickte in die Zukunft.

Und doch blieb sein Name in den »Falten der Geschichte« verborgen. ⁸

Als ich mit der Suche nach Schriften und Dokumenten für die Biographie meines Großvaters Dr. Wolfgang Johannes Benjamin Zeev von Weisl begann, habe ich mir dieselbe Frage wie mein Onkel Uzi Rubin nach dem Gegensatz zwischen seiner übermächtigen Person und ihrer geringen Beachtung in der Geschichtsschreibung gestellt:

6 So Arie Leo Dulzin (1913–1989, zionistischer Aktivist und Leiter der Wirtschaftsabteilung in der Jewish Agency, Präsident der World Zionist Organisation und Minister im Kabinett Golda Meirs) zum 70. Geburtstag Wolfgang von Weisls (1966).

7 Siehe die Episode in LWV 315.

8 Vgl. den Artikel Niva von Weisls: *In den Falten der Geschichte* [hebr.]. In: Mitteilungsblatt der Association of Israelis of Central European Origin (Tel Aviv) 2014.

Wie kann es angesichts der außerordentlichen Leistungen Wolfgang von Weisls sein, dass die Erinnerung an ihn dermaßen verblasst ist?

Nun wird bekanntlich »Geschichte von den Siegern geschrieben«, und Wolfgang von Weisl war – wie auch eine Reihe anderer seiner bedeutsamen Mitstreiter – kein Anhänger der Arbeiterpartei, die die politischen Geschicke der ersten Jahrzehnte des Staates Israel sowie die akademischen Studien zur Geschichte des Zionismus bestimmte.⁹

Vielleicht ist ein Teil der Antwort auch in der bescheidenen, sanften Bemerkung verborgen, die mein Großvater meiner Großmutter auf der Terrasse zugeflüstert hatte: »... letzten Endes haben wir etwas vollbracht«.

Niemals hat mein Großvater uns von seiner Tapferkeit, seinen Erfolgen und seinen Abenteuern erzählt. Erst als ich mich anschickte, die Geheimnisse seines Lebens zu ergünden, erfuhr ich mehr über ihn. Mit seinem Ausspruch verwies er nicht auf die Tatsache, dass er eine Gallionsfigur des Ullstein Verlags war und dass man ihn wegen seiner abenteuerlichen Reisen und Begegnungen mit arabischen Emiren und Königen ehrfurchtsvoll und bewundernd als »Jüdischen Lawrence von Arabien« bezeichnete. Er berief sich auch nicht auf seine bedeutende Rolle als Gründer und Führer der Revisionistischen Partei in Palästina und Österreich oder dass er im Unabhängigkeitskrieg die Wüste Negev vor der ägyptischen Besatzung rettete. Er meinte vielmehr nur Eines: die Aufgabe und Verantwortung der nächsten und der übernächsten Generation für das jüdische Volk in seinem freien Heimatland.

Wir, Wolfgang von Weisls Enkelkinder, die auf seine Obstbäume geklettert sind, die er eigenhändig in der kleinen Bilu-Moshava Gedera (zu deren Gründern 1882 auch der Großvater seiner Frau gehörte) gepflanzt hatte, waren alles, was in dem Satz: »Letzten Endes haben wir etwas vollbracht«, enthalten war.

Wir sind der lebende Beweis dafür, dass er als Generalsekretär des Jüdischen Nationalfonds (JNF) während seiner Studienzeit an der Wiener Medizinischen Fakultät das Kapital aufbrachte, mit dem Land in Palästina gekauft und dessen Wildnis mit Zehntausenden Bäumen bepflanzt werden konnte. Wir sind der Beweis für die Tausenden von Reden, die er in ganz Europa, am Balkan und in der Türkei gehalten hat: »Seht her ... hinter diesen Bergen ist unser Heimatland. Steht auf, lasst alles liegen und geht, legal oder illegal, brecht auf in das Land eurer Vorfäter, bevor es zu spät ist!« Wir sind der Beweis des Todeskampfes und der Schuld, die er ertrug für jeden einzelnen Juden,

9 Eine andere Sichtweise vermittelt Moshe Arens (geb. 1925), ehemaliger Likud-Politiker, Verteidigungs- und Außenminister Israels, mit seinem 2009 in hebräischer Sprache, 2011 in englischer Übersetzung erschienenen Buch über die Geschichte des Warschauer Ghettoaufstandes (*Flags Over the Warsaw Ghetto*). Darin wird die zentrale Rolle jüdischer Betar-Kämpfer geschildert, die jahrzehntelang verschwiegen wurde, um das Narrativ der Arbeiterpartei nicht zu konterkarieren.

der verfolgt wurde, und für alle, die keine Zuflucht fanden im Lande ihrer Vorfäter. »Mein Ziel, mein Lebenszweck ist die Rettung meines Volkes in Palästina«, schrieb er an seine junge Frau während einer Schiffsreise nach Indien 1928. »Ich fühle mich verantwortlich, mitschuldig für jeden Juden, der nach Palästina gehen wollte und nicht konnte, für jeden Juden, der konvertiert ist, für jeden Juden, der ermordet wurde, und für jeden Juden, der im Exil sterben musste. Ich unterhielt mich mit Jemeniten und fühlte erneut diese Verantwortung. Ich fühle mich so, als wäre es meine Schuld. Mea Culpa, Mea Culpa, Mea Maxima Culpa. Dies ist meine Aufgabe, die Armen meines Volkes zu retten, ihnen ihren Boden zurückzugeben, ihre Freiheit, ihr Leben. Und alles was ich tue, der Journalismus, die Reisen, die Bücher die ich schreibe, glaub mir, Noemi, all das ist für dieses eine Ziel.«

Wir sind sein persönlicher und sein nationaler Sieg: sein Sieg über die Kleingläubigen, über diejenigen, die nicht glauben wollten, dass die Juden ein Gewehr halten und tapfere Kämpfer sein können, sein Sieg über diejenigen, die nicht an die Rückkehr nach Zion geglaubt haben.

* * *

Die Menge der Trauernden, die sich vor der Haustür drängten, erschwerte es, die Bahre aus dem Haus zu tragen. Der Offizier (im Reservedienst) wurde auf den Schultern von sechs Obersten (im Reservedienst) getragen. Meine Großmutter, mein Vater, seine Schwester und wir, seine älteren Enkel, schlossen uns – einander an den Händen haltend – dem Trauerzug an. Unter dem Druck der Menge wurde ich abgedrängt und versuchte – verzweifelt weinend –, mir den Weg zurück an die Spitze des Trauerzuges zu bahnen: »Ich bin die Enkelin, lassen Sie mich durch! ...«

Und seitdem blieb die Sehnsucht nach meinem Großvater.

* * *

Mein Dank gilt Professor Dietmar Goltschnigg, Mag. Patrizia Gruber und Dr. Barbara Lorenz sowie der verstorbenen Dr. Charlotte Grolleg-Edler und Dr. Victoria Kumar, dass sie sich mit Herz und Seele meiner Reise angeschlossen haben und dass nun das Vermächtnis meines Großvaters Dr. Wolfgang von Weisl sowie die Geschichte seiner Familie herausgegeben und wissenschaftlich bearbeitet werden. Mein Dank gilt dem Böhlau Verlag, der dieses große Publikationsprojekt übernommen hat. Umso mehr bedauere ich, dass mein Vater Dan und meine Tante Elda, die mir eine unschätzbare Hilfe waren, dieses Ereignis nicht mehr erleben dürfen.¹⁰

¹⁰ Deutsche Übersetzung aus dem Englischen: Barbara Lorenz.

E. Anhang

1. Zeittafel

- 1890 6. März: Geburt Marianne Weisls in Wien. Vater: Ernst Franz Weisl (1857–1931), Mutter: Charlotte geb. Popper-Michlup (1868–1952).
- 1896 Februar: Theodor Herzl: *Der Judenstaat – Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage* (Leipzig, Wien: Breitenstein).
27. März: Geburt WvWs in Wien.
- 1897 »Die Welt. Zentralorgan der zionistischen Bewegung« (Wien), gegründet von Theodor Herzl.
29.–31. August: Erster Zionistenkongress in Basel unter dem Präsidium Theodor Herzls, der in Wien mit Ernst Franz Weisl zusammenarbeitet, Gründung der Zionistischen Weltorganisation (World Zionist Organization, WZO) mit dem Ziel der »Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina«.
- 1898 Ernst Franz Weisl: Obmann der Wiener Zionistischen Vereinigung für die Bezirke Mariahilf und Neubau (1900 Rücktritt), Präsident der »Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft« (bis 1914).
30. November: Geburt Georg Martin Weisls in Wien.
- 1901 26.–30. Dezember: Fünfter Zionisten-Kongress in Basel unter dem Präsidium Herzls, Gründung des Jüdischen Nationalfonds (JNF).
- 1901–1904 Privatunterricht WvWs.
- 1903 6./7. April (Ostersonntag): Pogrom gegen Juden in Kischinew/Chişinău (Russland, heute Moldawien), 47 Tote, mehrere Hundert zum Teil Schwerverwundete.
- 1904 3. Juli: Tod Theodor Herzls.
- 1904/05 WvW: Volksschule in Wien, Burggasse.
- 1905–1914 Piaristen-Gymnasium Wien-Josefstadt, Amerling-Gymnasium Wien-Mariahilf. Mitglied der Mittelschülervereinigung »Zion«, des jüdischen Jugendwanderbunds »Blau-Weiß«, Geldsammlungen für den JNF.
- 1913 2.–9. September: Teilnahme am 11. Zionistenkongress in Wien (unter Vorsitz David Wolffsohns) als Korrespondent des »Wiener Handelsblatts«.
- 1914 Matura WvWs.
28. Juni: Ermordung des habsburgischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajevo.
28. Juli: Kriegserklärung Kaiser Franz Josephs gegen Serbien, Beginn des Ersten Weltkriegs.
Oktober: Inskription WvWs an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien. Lehrer: Julius Tandler (Anatomie), Franz Chvostek (Innere Medizin), Clemens Pirquet (Kinderheilkunde), Ernst Fuchs (Augenheilkunde), Paul Schilder (Psychiatrie),

- Otto Pöttl (Neurologie, Psychiatrie), Bernhard Aschner (Gynäkologie), Konrad Büdinger (Chirurgie), Otto Zuckerkandl (Chirurgie).
Mitglied der Wiener Zionistischen Vereinigung.
Ernennung Ernst Franz Weisls zum stellvertretenden Generalmilitäranwalt.
- 1915 WvW Einjährigfreiwilliger im K.-u.-k.-Feldhaubitzenregiment Nr. 2.
- 1916 21. November: Tod Kaiser Franz Josephs.
- 1916/17 Winterkriegseinsatz in Galizien.
- 1917 Frühjahr: Studienurlaub in Wien.
Herbst: Kurs für Artilleriemesswesen in Wien-Simmering. Beförderung zum Leutnant.
Erneuter Kriegseinsatz in Galizien.
2. November: Balfour-Deklaration.
7. Dezember: Kriegserklärung der USA gegen Österreich-Ungarn.
9. Dezember: Besetzung Jerusalems durch britische Truppen unter General Edmund Allenby.
- 1918 Frühjahr: Versetzung an die italienische Front (Spilimbergo), Hinwendung »zum geistig-religiösen Judentum«, Mitwirkung an der Errichtung einer Synagoge.
24. Juli: Grundsteinlegung der Hebräischen Universität Jerusalem.
September: Genehmigung des Adelsprädikats »von« vor dem Familiennamen für Ernst Franz Weisl.
28. Oktober: Proklamation der »Tschechoslowakischen Republik« in Prag.
3. November: Waffenstillstand, Kaiser Karl verzichtet auf die Ausübung der Staatsgeschäfte.
12. November: Ausrufung der Republik »Deutschösterreich« als Bestandteil der »Deutschen Republik«.
November/Dezember: Mitwirkung WvWs im Jüdischen Nationalrat für Österreich unter Vorsitz des Wiener Oberrabbiners Zwi Perez Chajes und des zionistischen Journalisten Robert Stricker, Aufstellung einer jüdischen Militärmiliz zum Schutz der jüdischen Stadtviertel und der heimkehrenden jüdischen Soldaten.
Fortsetzung des Medizinstudiums. Konfrontation mit antisemitischen, deutschnationalen Couleurstudenten: »Juden raus! Juden haben im deutschen Österreich nichts zu suchen! Ihr Saujuden verstinkt die Universität.« Definitiver Entschluss WvWs zur frühestmöglichen Ausreise aus Österreich nach Palästina.
- 1919 Robert Stricker (Vorsitzender der nationaljüdischen Partei) erringt ein Mandat bei den Wahlen zur Konstituierenden Nationalversammlung Österreichs.
September: Friedensvertrag von St. Germain: »Republik Österreich« mit Anschlussverbot an Deutschland.
- 1919/20 18. Januar 1919 bis 21. Januar 1920: Pariser Friedenskonferenz, Chaim Weizmann fordert, »Palästina so jüdisch zu machen, wie Amerika amerikanisch oder England englisch« sei.
- 1919–1922 WvW: Generalsekretär des österreichischen JNF, Auseinandersetzung mit der marxistischen »Poale Zion«, Spendensammlungen und Vortragstätigkeit, Eintritt in die

- Wiener Jüdische Studentenverbindung »Unitas«, Freundschaft mit Arthur Koestler, Mitarbeiter der neugegründeten zionistischen »Wiener Morgenzeitung«.
- 1920 29. Februar/1. März: Tod Joseph Trumpeldors und sieben weiterer jüdischer Siedler und Siedlerinnen bei Kämpfen in Tel Chai/Obergaliläa gegen Araber.
4.–7. April: Zusammenstöße zu Pessach bzw. Nabi-Musa (muslimische Verehrung des Propheten Moses) in Jerusalem: 5 Tote und ca. 200 Verletzte auf jüdischer, 4 Tote und 23 Verletzte auf arabischer Seite, 17 verletzte britische Soldaten.
20. August: Vertrag von Sèvres: Frankreich erhält das Völkerbundmandat für Syrien und Libanon, Großbritannien für Palästina (beiderseits des Jordans) und Mesopotamien (Irak).
September: Gründung der Gdud Avoda (»Legion der Arbeit«).
16. Dezember: Österreich Mitglied des Völkerbunds.
24. Dezember: Errichtung des Keren Hayesod (»Gründungs-Staatsfonds«) nach Beschluss der Zionistischen Weltkonferenz in London (Juli 1920).
- 1921 Frühjahr: erste persönliche Begegnung mit Wladimir Zeev Jabotinsky in Wien zur Abwicklung eines Waffengeschäfts (Verkauf von 21 Maschinengewehren an den Keren Hayesod); programmatische Rede Jabotinskys vor einem dreitausendköpfigen Publikum im Sophiensaal.
1.–7. Mai: Jaffa-Massaker: Auseinandersetzungen zwischen der Kommunistischen Arbeiterpartei und der sozialistischen Gdud Avoda, Zusammenstöße zwischen Arabern und Juden mit insgesamt 95 Toten (47 Juden, darunter Chaim Brenner, 48 Araber) und über 200 zum Teil Schwerverletzte (146 Juden und 73 Araber).
1.–14. September: 12. Zionistenkongress in Karlsbad (unter Vorsitz Nachum Sokolows), Treffen mit Weizmann, Wiederbegegnung mit Jabotinsky, »Freundschaft« mit dem »bedeutenden Rassenforscher« Ignaz Zollschan.
15. Dezember: Promotion zum Dr. med.
- 1922 Frühjahr: Propagandareise für den JNF in die Tschechoslowakei.
24. April: Teilung des englischen Völkerbundmandats Palästina in West Bank (Cisjordanien, Westpalästina) und East Bank (Transjordanien, Ostpalästina).
Juni: Churchills (von WvW abgelehntes) *Weißbuch*, das zwar prinzipiell an der Balfour-Deklaration festhält, allerdings mit der Einschränkung, dass unter »Jüdischem Nationalheim« nicht zu verstehen sei, Palästina werde (oder solle) »so jüdisch sein wie England englisch«.
8. Juni: erste Reise WvWs nach Palästina über Saloniki, Philippopol/Plovdiv, Sofia, Konstantinopel, Smyrna (Izmir), Rhodos, Landung in Jaffa, Fahrt nach Jerusalem, Begegnungen mit Hugo Bergmann, Joseph Chaim Sonnenfeld, Abraham Isaac Kuk (Kook), Yosef Weitz, Nathan Bistritzky, Elieser Ben-Jehuda, Mosche Wallach, Clemy Meyer, Max Schwarz, Elieser Dan Slonim, Menachem Ussishkin.
Buchhalter im Shaare-Zedek-Spital, Landarbeiter in jüdischen Siedlungen, Bauarbeiter in Talpioth.
26.–30. August: Schlacht bei Dumlupinar zwischen Türken und Griechen, die sich vorzeitig zurückzogen.
13. September: Brand von Smyrna.

- Dezember: Aufgabe der österreichischen, Annahme der palästinensischen Staatsbürgerschaft. Rückkehr über Kairo, Alexandrien, Kreta, Athen nach Wien.
- 1922–1925 Hyperinflation in Österreich.
- 1922–1938 Christlich-soziale bzw. ständestaatliche Regierungen (zuerst unter Prälat Ignaz Seipel, 1933 unter Engelbert Dollfuß), Sozialdemokratische Arbeiterpartei durchweg in Opposition.
- 1923 Geldsammlungen WvWs für den JNF, vor allem in der Tschechoslowakei.
Praktikum an der Chirurgischen Abteilung des Allgemeinen Wiener Krankenhauses bei Konrad Büdinger.
25. März: Errichtung des (halb)autonomen Emirats Transjordanien.
6.–8. August: Teilnahme am 13. Zionistenkongress in Karlsbad (unter Vorsitz Sokolows).
24. Dezember: erster Artikel in der Weihnachtsbeilage der Wiener »Neuen Freien Presse«.
- 1924 Januar: über Vermittlung seines »Gesinnungsgenossen« Paul Diamant Anstellung als Palästina-Korrespondent beim Ullstein-Nachrichtendienst.
März/April: Reise nach Ma'an (Jordanien), Audienz bei König Hussein ibn Ali, dem neu proklamierten »Kalifen von Transjordanien, Hedschas und Irak«, der die Balfour-Deklaration ablehnt, die Juden zwar als »arabische Untertanen« überall willkommen heißt, aber nicht in »Massen« und nicht konzentriert auf Palästina, Gespräche mit dem transjordanischen Emir Abdallah, dem Sohn Husseins.
Mehrmonatiger Aufenthalt in Jerusalem: neben journalistischer Tätigkeit Übernahme einer Arztordination in Arye Behams Pasteur-Institut, Begegnungen mit Avraham Herzfeld, Judah Leon Magnes, Gerschon Agron, kurzfristige Zusammenarbeit mit dem Arbeiterbataillon Gdud Avoda (Israel und Manja Schochat), Abhaltung des »ersten Offizierskurses der Hagana« gemeinsam mit Otto Hahn in Tel Yosef.
Spätherbst: »herzlicher Empfang« des »Weisl von Zion« im Berliner Ullsteinhaus. Verlagsvertrag für das Palästina-Buch *Der Kampf um das Heilige Land*, das im Herbst 1925 erscheint.
- 1925 Januar: Reise nach Paris, Begegnungen mit Alexander Redlich und Jabotinsky.
Februar: Aufenthalt in Wien.
März: Währungsreform in Österreich, Einführung des Schillings.
Reise in die Türkei zur Berichterstattung über den Kurdenaufstand, Audienz beim türkischen Ministerpräsidenten Ismet İnönü in Ankara, der den Kurdenaufstand als lokal begrenzte, »ganz unbedeutende Unruhen von Bauern und Nomaden in Ostanatolien« bagatellisiert.
1. April: Eröffnung der Hebräischen Universität Jerusalem, »der ersten westlichen Universität in einem orientalischen Land mit einer orientalischen Unterrichtssprache«, ca. 4000 Teilnehmer, darunter Weizmann, Arthur Balfour, Edmund Allenby, Herbert Samuel, William Rappard, André Gide, Patrick Geddes, Abraham Isaac Kuk. Enttäuschende Gespräche mit Weizmann, der Tempo und Anzahl der jüdischen Einwanderung nach Palästina beschränken will.

25. April: Gründung der Organisation der Revisionistischen Zionisten (Ha-Zohar) in Paris unter Führung Jabotinskys.
- Mai: Gründung der Revisionistischen Partei Palästinas in Tel Aviv durch WvW, Abraham und Jacob Weinsall, Efraim Waschitz, Miriam Bernstein-Cohen, Arthur Koestler u. a.): »Es ist meine feste Überzeugung, dass ohne sie es keinen jüdischen Staat geben würde, dass wir paar Enthusiasten damals den Staatsgedanken lebendig erhalten und die Jugend gelehrt haben, dass Zionismus mit Schießen-Lernen beginnt.«
- Juni: Reise mit Ludwig Blum nach Akaba, letztes Interview mit König Hussein, der von den Briten aus Jordanien nach Zypern verbannt wird.
- 17.–22. August: Reise in den Dschebel Drus im Süden Syriens anlässlich des drusischen Aufstands gegen die französische Mandatsregierung, Interview in Medschel mit dem Führer der Aufständischen, Sultan Pascha al-Atrasch.
- 18.–31. August: 14. Zionistenkongress in Wien, antisemitische Demonstrationen und Ausschreitungen.
28. September (Jom Kippur): Zusammenstöße mit Arabern in Jerusalem, die den Juden das Gebet vor der Klagemauer verwehren wollen, WvW erwirkt die Unterstützung des britischen Hochkommissars Sir Ronald Storrs.
- 1926
Mai/Juni: Aufenthalt in Kairo.
August/September: Reisen nach Beirut und Damaskus.
Zwischenaufenthalt in Haifa. Begegnung mit Arthur Koestler und Noemi Zuckermann, WvWs späterer Frau.
- 1926/27
Oktober/November: Reisen nach Dschidda zum neuen König Ibn Saud, nach Jemen (vergeblicher Versuch eines Interviews mit König Yahya), über die britische Inselkolonie Kamaran nach Asir zum Groß-Senussi Sidi Ahmed Scherif und dem Imam Hassan Idrisi, die mit Unterstützung Ibn Sauds die Unabhängigkeit vom Jemen anstreben.
November bis März: Aufenthalt in Kairo.
- 1927
1. Dezember: Interview mit Zaghul Pascha, dem Ministerpräsidenten Ägyptens.
April: Reisen nach Wien, Prag, Berlin.
3. Mai: Feier zum 70. Geburtstag Ernst Franz von Weisls in Wien.
Mai: Schließung des Ullstein-Büros in Kairo.
8. Juni: Hochzeit WvWs in Haifa mit Noemi Zuckermann, anschließend Reisen mit seiner Frau über Jerusalem nach Kairo, Alexandrien, Athen, Saloniki, Wien.
15. Juli: Arbeiterdemonstration in Wien, Brand des Justizpalastes, Schießbefehl von Polizeipräsident Johann Schober, ca. 100 Tote, mehrere Hundert zum Teil Schwerverletzte.
Mehrmonatiger Aufenthalt WvWs mit Noemi in Berlin (Mitglied des PEN-Klubs). Besuch der »heiligen«, stigmatisierten katholischen Bauernmagd Therese (»Resl«) Neumann im bayerisch-oberpfälzischen Fichtelgebirgsdorf Konnersreuth.
30. August bis 11. September: Teilnahme am 15. Zionistenkongress in Basel (unter Vorsitz Sokolows).
- 1928
Reisen nach Ceylon, Indien (mehrwöchiger Aufenthalt in Neu-Delhi), Persien, Wallfahrten nach Tibet, Meditationen in buddhistischen Klöstern.

- Juli: zweiter Besuch in Konnersreuth.
- 1929 19. Januar: Geburt Dan Weisls in Wien.
25.–28. März (Purim): Flug mit dem Luftschiff »Graf Zeppelin« über Palästina, großer internationaler propagandistischer Erfolg für den Zionismus.
Juni/Juli: Aufenthalt in Berlin.
28. Juli bis 14. August: 16. Zionistenkongress in Zürich.
23. August: schwere Zusammenstöße zwischen Juden und Arabern vor der Klage-mauer in Jerusalem, Ausbreitung der Kämpfe über weite Teile Palästinas, zahlreiche Juden werden getötet (Pogrome in Hebron und Safed), lebensgefährliche Verletzung WvWs durch einen arabischen Dolchstoß, wochenlange Behandlung im Jerusalemer Hadassah-Spital.
- 1929/30 24. Oktober: Börsenkrach in New York, Ausbruch der Weltwirtschaftskrise.
Rehabilitation WvWs im Sanatorium Kassel-Wilhelmshöhe auf Einladung des Diä-tologen Max Gerson, mit dem er einige Monate zusammenarbeitet.
Sommer 1930: Rückkehr auf Wunsch Jabotinskys nach Jerusalem zur Übernahme der Leitung des revisionistischen »Doar Hayom« (»Tagespost«), der zweitgrößten Zeitung Palästinas.
Präsident der Revisionistischen Partei Palästinas, die bei der Wahl zur Jüdischen Na-tionalversammlung (Assifath haNiwcharim) zweitstärkste Partei wird.
Herbst: Reise mit Ludwig Blum nach Kurdistan an die persisch-russische Grenze, Verhaftung in Urmia (Rizayah) als »englischer Spion« (Verwechslung mit »Lawrence von Arabien«), Gefängnis in Täbris, nach Freilassung Audienz bei Schah Reza Schah Pahlavi in Teheran.
21. Oktober: (von WvW abgelehntes) *Passfield-Weißbuch* auf Basis des Hope-Sim-son-Berichts (Beschränkung der jüdischen Einwanderung nach Palästina).
- 1930 13.–15. August: 4. Weltkonferenz der Union Revisionistischer Zionisten in Prag.
- 1931 20. April: Geburt der Tochter Elda (Aldeah).
18. Juni: Tod des Vaters Ernst Franz von Weisl in Wien.
30. Juni bis 17. Juli: 17. Zionisten-Kongress in Basel (unter Sokolow nach Rücktritt Weizmanns aus Protest gegen das *Passfield-Weißbuch*).
Abschied WvWs von Ullstein, Eröffnung einer Arztpraxis in Wien.
- 1933 31. Januar: Machtübernahme Adolf Hitlers in Deutschland.
- 1933–1938 Zahlreiche Vortragsreisen ins Ausland, Warnung vor dem »unabwendbaren« Welt-krieg Hitlers und der drohenden Vernichtung der europäischen Judenheit, Aufruf zur Auswanderung nach Palästina.
Organisation illegaler Flüchtlingstransporte auf Schiffen nach Palästina (Alija Bet).
- 1934 12.–14. Februar: blutige Niederschlagung des österreichischen Arbeiteraufstands (ca. 400 Tote, 800 Verwundete, standrechtliche Hinrichtung von 9 Kommandanten des Republikanischen Schutzbundes), Verbot der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.
1. Mai: Ausrufung des »christlich-deutschen Ständestaats« unter Bundeskanzler En-gelbert Dollfuß.
25. Juli: Ermordung Dollfuß' durch nationalsozialistische Putschisten.
Dezember: Konferenz der Weltunion Revisionistischer Zionisten in Krakau.

- 1935 7. September: Wiener Gründungskonferenz der Neuen Zionistischen Organisation (NZO, Hazach) unter Jabotinsky, die aus der Zionistischen Weltorganisation austritt.
2. November: Gründung der Neuen Zionistischen Organisation für Österreich in Wien, Vorsitzender WvW.
- 1938 12./13. März: Anschluss Österreichs an Hitlerdeutschland, Flucht WvWs mit Familie nach Paris. Zweijähriger Aufenthalt, Zusammenarbeit mit dem deutschen Krebsforscher Eduard Jacobs, Abfassung einer Schrift über die Analogie des in Marquis de Sades Romanen dargestellten »sexualpathologischen Sadismus« mit dem »grausigen« Terror Hitlers, die jedoch »kein Verlag zu drucken wagt«.
Sommer: kurze Reisen nach London zu Jabotinsky, der WvWs Pläne für eine Unterstützung möglichst vieler polnischer Juden zur Auswanderung nach Palästina ebenso ablehnt wie den Vorschlag, »bewaffnete jüdische Streitkräfte in Palästina landen zu lassen«.
9./10. November: »Reichskristallnacht«, Pogrome gegen Juden in Nazideutschland, ca. 400 Tote, Zerstörung von über 1400 Synagogen, Tausenden Geschäften und Wohnungen; Internierung von 30.000 Juden, Hunderte wurden ermordet oder starben an den Haftfolgen.
- 1939 17. Mai: *MacDonald-Weißbuch*, das die Auswanderung jüdischer Flüchtlinge nach Palästina und die jüdischen Landkäufe einschränkt (von WvW strikt abgelehnt).
Letztes Zusammentreffen mit Jabotinsky in London, der trotz des bevorstehenden Untergangs Polens noch immer nicht an einen Weltkrieg glaubt.
1. September: Angriff Hitlerdeutschlands auf Polen.
3. September: Kriegserklärungen Frankreichs und Großbritanniens an Deutschland, Beginn des Zweiten Weltkriegs.
- 1940 13.–15. Mai: Panzerdurchbruch der deutschen Truppen bei Sedan, Flucht WvWs mit Familie über Angers (Geburt der Tochter Eliana) nach Marseille.
Anfang Juni: Ausreise nach Beirut (während die Mutter und Marianne Beth nach London und später in die USA emigrieren).
10. Juni: Kriegserklärung Italiens durch Mussolini an Frankreich und Großbritannien.
Niederlassung in Gedera, Ausbau des von WvWs Schwiegervater Binyamin Zuckermann errichteten Hauses zu einem Spital.
4. August: Tod Wladimir Zeev Jabotinskys in New York.
- 1942 WvW: Präsident der NZO Palästinas.
12. Juni: Erschießung des Lechi-Führers Avraham Stern durch britische Polizisten in Tel Aviv.
23. Oktober bis 4. November: »Rettung Palästinas und des Jischuw« durch den entscheidenden Sieg Bernard Montgomerys über Erwin Rommel in der zweiten Schlacht bei El Alamein.
- 1944 12. Februar: Sprengstoffanschläge der Irgun auf die britischen Einwanderungsbehörden in Jerusalem, Tel Aviv und Haifa.
- 1946 17./18. Januar: Beschlagnahmung des Alija-Bet-Schiffs »Rondine« (Codename »Enzo Sereni«) mit 908 Flüchtlingen vor Haifa.

13. Mai: Landung des Alija-Bet-Schiffs »Fede« (Codename »Dov Hoz«) mit 675 Flüchtlingen in Haifa.
- 16./17. Juni: »Leil HaGescharim« (»Nacht der Brücken«), Palmach-Kämpfer sprengen zehn Brücken, die Palästina mit den Nachbarländern Libanon, Syrien, Transjordanien und Ägypten verbinden, Tötung von 14 Attentätern.
17. Juni: Bombenanschlag jugendlicher Lechi-Kämpfer auf die Eisenbahndepots in Haifa, elf Attentäter werden getötet, 18 gefangen genommen und zum Tode verurteilt.
18. Juni: Geiselnahme von drei britischen Offizieren durch die Lechi.
- 29./30. Juni: »Operation Agatha« (»Black Sabbath«), Polizei- und Militäraktion der britischen Mandatsregierung gegen die Jewish Agency, die Hagana, Palmach, Lechi und Irgun, Verhaftung von ca. 2700 Verdächtigen, darunter WvW, der mit anderen zionistischen »Führern« im britischen »Konzentrationslager« Latrun interniert wird.
4. Juli: Freilassung der drei am 18. Juni entführten britischen Offiziere.
22. Juli: Bombardierung des King David Hotels mit dem britischen Militärhauptquartier in Jerusalem, 91 Tote (28 britische Soldaten, Polizisten und Zivilisten, 3 Irgun-Kämpfer, 60 Araber), über 100 Verletzte.
- 11./12./13./15. August: Beschlagnahmung der Alija-Bet-Schiffe »Sagolem« (Codename »Yagur«) mit 759, »Arites Salas« (Codename »Henrietta Szold«) mit 536, »Avanti« (Codename »Katriel Jaffe«) mit 604, »San Sissimo« (Codename »Kaf Gimmel Yordai Hasira«, »Die 23 Seefahrer«) mit 790 Flüchtlingen, die alle nach Zypern deportiert werden.
29. August: Aufhebung der Todesurteile gegen die 18 jugendlichen Attentäter vom 17. Juni.
31. August: Beginn von WvWs Hungerstreik im Lager Latrun.
6. September: Überführung WvWs nach Jerusalem ins britische Regierungsspital.
19. September: Überführung nach Tel Aviv ins Hadassah-Spital.
28. September: Ende des Hungerstreiks.
5. November: Entlassung von insgesamt 2550 Hagana-Verdächtigen (darunter aus Latrun: Mosche Schertok, Issac Grünbaum, Bernard Joseph, David Remez, David Hacoen, David Shingarevsky, Joseph Shofman und Mordechai Schattner).
10. November: Palästina-Konferenz in London.
- Dezember: Teilnahme am 22. Zionistenkongress in Basel.
- 1947
1. März: Bombenanschlag der Irgun auf den britischen Offiziersklub in Jerusalem, 17 Tote, 27 Verwundete, Ausrufung eines 16-tägigen Kriegsrechts.
16. April: Hinrichtung des Irgun-Kämpfers Dov Grüner in Akko.
- Sommer: erneute Internierung WvWs im Konzentrationslager Latrun, Entlassung nach Ankündigung eines abermaligen Hungerstreiks.
29. September: Bombenanschlag der Irgun gegen eine britische Polizeistation in Haifa, 13 Tote, 53 Verletzte.
29. November: UNO-Beschluss zur Teilung Palästinas in einen arabischen und einen jüdischen Staat.
- 1948
29. Februar: Bombenanschlag einer Lechi-Truppe bei Rechowot (20 km südlich von

- Haifa) auf einen Eisenbahnzug (29 britische Soldaten getötet, ca. 100 Zivilisten verletzt).
14. Mai: Ausrufung eines souveränen und unabhängigen Staates Israel durch David Ben-Gurion im Namen des Jüdischen Nationalrats.
15. Mai: Einmarsch der Truppen der vier arabischen Nachbarstaaten Ägypten, Jordanien, Libanon und Syrien, freiwilliger Einsatz WvWs als 52-jähriger Artilleriekommandant an der Südfront bei Beer Sheva gegen die Ägypter.
31. Mai: Gründung der israelischen Armee.
15. Juni: Eintritt WvWs in Menachem Begins national-konservative, aus der Irgun hervorgegangene Partei Cherut (»Freiheit«).
22. Juni: Versenkung des Irgun-Schiffs »Altalena« (italien. »Schaukel«, Pseud. für Jabotinsky) durch die israelische Armee unter dem Kommando Yitzhak Rabins auf Befehl des Ministerpräsidenten David Ben-Gurion.
- 1949
Februar bis Juli: Waffenstillstandsabkommen in Rhodos, Rückzug der arabischen Truppen.
14. Februar: Gründungsversammlung der Knesset.
23. Februar: Geburt von WvWs jüngster Tochter Amarel.
Mitglied des Direktoriums des Jüdischen Weltkongresses.
- 1955
Austritt WvWs aus der Cherut-Bewegung wegen deren unnachgiebiger »Deutschlandpolitik« (Ablehnung des Luxemburger »Wiedergutmachungsvertrags« zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Israel) und wegen der »Conference on Jewish Material Claims Against Germany« (»schändlicher Verrat an den Opfern der Shoah«).
- 1957/58
Anschluss WvWs an die gemäßigt liberale Zentrumspartei der »Allgemeinen Zionisten« (Tzionim Klaliym), Leitung deren Pariser Europa-Büros, Herausgeber der Monatsschrift »L'Écho Sioniste« und der antikommunistischen Wochenschrift »Hamaarav«.
- 1967
5.–10. Juni: Sechstagekrieg gegen Ägypten, Jordanien und Syrien, Eroberung des Gazastreifens, der Sinaihalbinsel, des Westjordanlands mit Ostjerusalem und der Golanhöhen.
- 1973
6.–26. Oktober: Yom-Kippur-Krieg gegen Ägypten und Syrien, Rückgabe des Sinai an Ägypten, das Israel als souveränen Staat völkerrechtlich anerkennt.
- 1974
21. Februar: Tod WvWs in Gadera.

2. Biographische Daten

- ABDALLAH IBN AL-HUSSAIN I. (1882–1951): Sohn von Hussein ibn Ali, 1921–1951 Emir und König Transjordanien.
- ABDUL HAMID II. (1842–1918): 1876–1909 Sultan des Osmanischen Reichs.
- AGRON, Gershon (1894–1959): geb. in der Ukraine, Soldat der mit England verbündeten »Jüdischen Legion«, Redakteur der Jewish Telegraphic Agency (JTA), 1924 Emigration nach Palästina, Korrespondent der Londoner »Times«, 1932 Gründer und Herausgeber der »Palestine Post«, 1955–1959 Bürgermeister von Jerusalem.

- AGULNIK, Ferdinand (Shraga Ogen, 1900–1995): aus Worms stammender praktischer Arzt, 1933 Emigration nach Palästina, 1946 mit WvW in Latrun interniert, wohnhaft im Kibbuz Jagur bei Haifa.
- AL-HUSSEINI, Mohammed Amin (1893–1974): 1921–1937 Großmufti von Jerusalem, fanatischer Antisemit, im Oktober 1937 Flucht vor Verhaftung durch die britische Mandatsregierung, 1941 in Berlin, Mitglied der SS, Befürworter der Vernichtung der Juden im Deutschen Reich, ab 1946 Asylant in Ägypten.
- AL-IDRISI, Muhammad ibn (1876–1920): 1908 Gründer des Imamats von Asir, das 1934 von Saudi-Arabien annektiert wurde.
- ALI BIN HUSSEIN (1879–1935): Sohn von Hussein ibn Ali, 1924/25 König des Hedschas.
- ALLENBY, Edmund (1861–1936): erfolgreicher britischer General im Ersten Weltkrieg auf dem Sinai, in Palästina und Syrien gegen die osmanische Armee, in seinem Auftrag Bau der nach ihm benannten Brücke über den Jordan.
- ALTMAN, Aryeh (1902–1982): in Russland geborener Politologe, Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler, 1935 Emigration nach Palästina, führender revisionistischer Politiker, 1940 Nachfolger Jabotinskys in der NZO.
- APFEL, Alfred (1882–1941): Jurist, Schriftsteller, Vorsitzender der »Berliner Zionistischen Vereinigung«, 1933 Flucht nach Frankreich.
- APFEL, Alice (geb. Schachmann, 1905–1957): Juristin, Frau von Alfred Apfel.
- ARLOSOROFF, Chaim (1899–1933): 1924 aus der Ukraine nach Palästina ausgewanderter Funktionär der Mapai, Leiter der politischen Abteilung der Jewish Agency, 1933 Verfechter einer Zusammenarbeit mit den Briten und einer Annäherung an die Araber, Initiator des von Jabotinsky heftig kritisierten »Transfervtrags« mit dem Deutschen Reich, der den jüdischen Boykott deutscher Waren unterließ, kurz danach in Tel Aviv ermordet.
- ASCHNER, Bernhard (1883–1960): Gynäkologe und Geburtshelfer, Endokrinologe und Medizinhistoriker, Leiter des Frauenambulatoriums am Allgemeinen Krankenhaus Wien, führender Vertreter der »Konstitutionstherapie«, die den ganzen Körper, nicht nur einzelne Organe behandelt, 1938 Emigration nach New York.
- ATRASCH, Pascha (1891–1982): drusischer Sultan, 1925 Anführer des Aufstands gegen die französische Mandatsherrschaft, nach dessen blutiger Niederschlagung 1927 nach Jordanien verbannt.
- ATTLEE, Clement (1883–1967): 1945–1951 britischer Premierminister (Labour).
- BACHRACH, Robert (geb. 1879): Chirurg, Urologe am Mariahilfer Ambulatorium in Wien, 1938 Emigration nach Amerika.
- BADER, Yohanan (1901–1994): aus Polen stammender Rechtswissenschaftler, Mitglied des Hashomer Hazair, 1943 Auswanderung nach Palästina, Beitritt zur Irgun, 1945 in Latrun interniert, Mitbegründer der Cherut-Partei, seit 1949 Knessetabgeordneter.
- BALFOUR, Arthur James (1848–1930): 1902–1905 konservativer britischer Premierminister, 1916–1919 Außenminister, 1917 Garantieerklärung für die Errichtung einer »nationalen Heimstätte« des jüdischen Volkes in Palästina (»Balfour Declaration«).
- BAR KOCHBA (urspr. BAR KOSIBA), Simon (»Sternensohn«): Anführer des dritten jüdischen Aufstands gegen die Römer 132–135 n. Chr., in der Festung Betar, seiner letzten Zufluchtsstätte, getötet.

- BARKER, Evelyn Hugh (1894–1983):** 1946/47 Oberkommandant der britischen Truppen in Palästina, Hauptverantwortlicher der »Operation Agatha« (29./30. Juni 1946) und (nach dem Anschlag auf das King David Hotel in Jerusalem am 22. Juli 1946) weiterer harter Antiterrormaßnahmen gegen jüdische Untergrundorganisationen.
- BARLEW, Chaim (1924–1994):** 1939 Emigration aus Wien nach Palästina, 1942 Mitglied der Palmach, mehrmals israelischer Handels- und Industrieminister, 1992–1994 Botschafter in Moskau.
- BEGIN, Menachem (1913–1992):** aus Brest-Litowsk stammender, 1939 nach Palästina geflüchteter revisionistischer Zionist, seit 1943 Oberkommandant der Irgun, verantwortlich für den Sprengstoffanschlag am 22. Juli 1946 auf das King David Hotel, 1948 Gründung der Cherut-Partei (der WvW beitrug), 1973 mit anderen Parteien Zusammenschluss zum Likud-Block, 1977–1983 israelischer Ministerpräsident, 1978 Friedensnobelpreis (gemeinsam mit dem ägyptischen Staatspräsidenten Muhammad Anwar as-Sadat).
- BEHAM, Arye (1877–1941):** in Litauen geborener Arzt, 1913 Gründer und Direktor des Pasteur-Instituts in Jerusalem.
- BEILIS, Menachem Mendel (1874–1934):** 1911 in Kiew des Ritualmords an einem Zwölfjährigen beschuldigt, nach zweijähriger Haft freigesprochen.
- BEN-AHARON, Yitzhak (1906–2006):** aus der Bukowina stammender Arbeiterführer, 1928 Emigration nach Palästina, Gründer des Kibbutz Givat Hayim, 1939 Leutnant der britischen Armee, 1941–1945 in deutscher Kriegsgefangenschaft, 1946 mit WvW in Latrun interniert, 1949 Knessetabgeordneter, 1959–1962 Verkehrsminister.
- BEN-CHORIN, Schalom (1913–1999):** in München geborener Schriftsteller und Religionsphilosoph, 1935 Flucht nach Palästina, 1975 Mitbegründer des Verbands deutschsprachiger Schriftsteller Israels, Leo-Baeck-Preis (1959), Ehrendoktor der Universitäten München (1988) und Bonn (1993).
- BEN-GURION, David (1886–1973):** 1906 aus Polen nach Palästina emigrierter Zionist, Gründer der Mapai (1930–1963 Parteivorsitzender), 1945 Vorsitzender der Jewish Agency, 1948 Unterzeichner der israelischen Unabhängigkeitserklärung, 1948–1953, 1955–1963 Ministerpräsident.
- BEN-JEHUDA, Elieser (1858–1922):** aus Russland stammender Journalist, Lehrer, Autor des ersten modernen hebräischen Wörterbuchs, 1881 Emigration nach Palästina, Lehrer an der Alliance Israélite Universelle in Jerusalem, der ersten Schule mit Unterrichtsfächern in Hebräisch, ab 1884 Herausgeber der hebräischen Zeitung »HaTzewi« (»Der Hirsch«).
- BEN-NATHAN, Asher (1921–2014):** 1938 Flucht aus Wien nach Palästina, 1946 Mitbegründer des Kibbutz Dovrat, Mitglied der Hagana, Leiter der Beriha (Hilfsorganisation zur Emigration österreichischer Juden nach Israel), 1959–1965 Generaldirektor des israelischen Verteidigungsministeriums, 1965–1970 (erster) israelischer Botschafter in der Bundesrepublik Deutschland, 1970–1974 in Frankreich.
- BERGMANN, Hugo (1883–1975):** aus Prag stammender Schriftsteller, Philosoph und Bibliothekar, bekannt mit Martin Buber und Franz Brentano, befreundet mit Kafka, Max Brod und Felix Weltsch, Mitglied der zionistischen Studentengruppe »Bar Kochba«, 1919 Emigration nach Palästina, Mitwirkung am Aufbau der Hebräischen Nationalbibliothek, 1935 Professor für Philosophie an der Hebräischen Universität und deren Präsident, Mitglied der zionisti-

- schen Arbeiterpartei HaPoel HaZair («Der junge Arbeiter») und Mitbegründer des Verbands »Brit Schalom« («Bekenntnis zum Frieden») für einen gemeinsamen jüdisch-arabischen Staat in Palästina.
- BERKOWITZ, Michael (1865–1935): aus der Ukraine stammender Zionist und Theologe, Gymnasiallehrer in Bielitz (Schlesien/Polen).
- BERNFELD, Siegfried (1892–1953): aus Galizien stammender Zionist und Mitbegründer der modernen Jugendpsychologie, Mitarbeiter in Sigmund Freuds »Wiener Psychoanalytischer Vereinigung« und in Martin Bubers Zeitschrift »Der Jude«, 1934 Emigration in die USA.
- BERNHARD, Georg (1875–1944): Berliner Publizist, 1914–1930 Chefredakteur der »Vossischen Zeitung«, Mitbegründer der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei, Reichstagsabgeordneter, 1933 Emigration nach Paris, Gründung der Exilzeitung »Pariser Tageblatt«.
- BERNSTEIN-COHEN, Miriam (1895–1991): in Kischinew (heute Moldawien) geborene Schauspielerin, Schriftstellerin, Übersetzerin, 1924 Emigration nach Palästina, Theaterdirektorin in Tel-Aviv, Mitbegründerin der Revisionistischen Partei Palästinas, 1975 Israel-Preis.
- BETH, Karl (1872–1959): Professor für Dogmatik, Symbolik und Ethik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien, seit 1911 verh. mit WvWs Schwester Marianne, 1938 geschieden, 1939 Emigration in die USA, 1941–1944 Lehrtätigkeit an der Meadville Lombard Theological School in Chicago.
- BEVIN, Ernest (1881–1951): 1940–1945 britischer Arbeits-, 1945–1951 Außenminister (Labour), distanzierte Haltung zur Gründung eines jüdischen Staats in Palästina.
- BEY, Essad (Pseud. für Lew Abramowitsch Nussimbaum, 1905–1942): georgisch-jüdischer, zum Islam konvertierter Schriftsteller, mit WvW Verfasser des Buchs *Allah ist groß. Niedergang und Aufstieg der islamischen Welt von Abdul Hamid und Ibn Saud* (1936).
- BIALIK, Chaim Nachman (1873–1934): in der Ukraine geborener, 1924 nach Palästina ausgewanderter, Hebräisch und Jiddisch schreibender »Nationaldichter« Israels, Übersetzer, Journalist.
- BISTRITZKY, Nathan (1896–1980): 1920 aus der Ukraine nach Palästina emigrierter hebräischer Publizist, Dramatiker.
- BLAU, Sigmund (1876–1935): Chefredakteur des »Prager Tagblatts«.
- BLUM, Ludwig (1891–1975): aus Brünn stammender, 1923 nach Palästina emigrierter bildender Künstler, »Maler von Jerusalem«.
- BODENHEIMER, Max Isidor (1865–1940): in Stuttgart geborener Jurist, 1897 Mitbegründer und Vorsitzender der »National-Jüdischen Vereinigung Deutschlands«, 1897 Begegnung mit Theodor Herzl in Basel beim Ersten Zionistischen Weltkongress (1901–1922 dessen Anwalt), 1907–1914 Präsident des Jüdischen Nationalfonds (JNF), 1921 Distanzierung von Chaim Weizmann, 1929 Anschluss an die Revisionisten um Wladimir Zeev Jabotinsky (1934 Austritt), 1933 Emigration nach Palästina.
- BÖHM, Adolf (1873–1941): Wiener Fabrikant, Vorsitzender des österreichischen »Jüdischen Nationalfonds«, Mitarbeiter in Martin Bubers Zeitschrift »Der Jude«, Mitherausgeber der Zeitschrift »Palästina«, in der Euthanasieanstalt Hartheim bei Linz ermordet.
- BÖHM, Erich (1894–1984): aus Mährisch Ostrau stammender Chemiker und Textilfabrikant.
- BONAR LAW, Andrew (1858–1923): 1922/23 konservativer britischer Premierminister.

- BORAK, Jonas (1893–1949): in Galizien geborener Leiter des Röntgenlabors am Wiener Rothschild-Spital.
- BRENNER, Josef Chaim (1881–1921): in der Ukraine geborener, 1909 nach Palästina ausgewandeter hebräischer Schriftsteller, am 2. Mai 1921 bei arabisch-jüdischen Zusammenstößen in der Nähe von Jaffa getötet.
- BRIAND, Aristide (1862–1932): mehrfacher französischer Ministerpräsident, Unterrichts-, Justiz- und Außenminister, 1926 Friedensnobelpreis mit Gustav Stresemann für die Verträge von Locarno (Verzichtserklärungen Deutschlands und Frankreichs auf Veränderung ihrer im Friedensvertrag von Versailles festgelegten Staatsgrenzen).
- BROMFIELD, Louis (1896–1956): amerikanischer Schriftsteller, Dramaturg, Theater- und Musikkritiker.
- BUBER, Martin (1878–1965): in Wien geborener Religionsphilosoph und (gemeinsam mit Franz Rosenzweig) Bibelübersetzer, 1938 Flucht nach Jerusalem, Professor für Anthropologie und Soziologie an der Hebräischen Universität, Befürworter eines gemeinsamen jüdisch-arabischen Staats in Palästina, Verfechter des »dialogischen Prinzips« (*Ich und Du*, 1923).
- BÜDINGER, Konrad (1867–1944): seit 1909 Professor für Chirurgie in Wien und Primar am Allgemeinen Krankenhaus.
- CARBILLET, Gabriel Marie Victor (1884–1940): 1924/25 französischer Gouverneur des Druisenstaats.
- CHAJES, Zwi Perez (1876–1927): Oberrabbiner von Wien (1918–1927).
- CHAMBERLAIN, Joseph Austen (1863–1937): 1924–1929 liberaler britischer Außenminister, 1925 Friedensnobelpreis.
- CHAMBERLAIN, Neville (1869–1940): 1937–1940 konservativer britischer Premierminister, Vertreter der international scharf kritisierten »Appeasement Policy« (Beschwichtigungspolitik) gegenüber Nazideutschland.
- CHURCHILL, Winston (1874–1965): 1940–1945, 1951–1955 konservativer britischer Premierminister, Autor politischer und historischer Schriften (1953 Literaturnobelpreis).
- CHVOSTEK, Franz (1864–1944): 1909 Professor für Innere Medizin, 1911 Leiter der III. Medizinischen Klinik in Wien, Anhänger der deutschnationalen Bewegung Georg von Schönerers.
- COOLIDGE, John Calvin (1872–1933): 1923–1929 republikanischer Präsident der USA.
- DANZIGER, Felix (1877–1948): Berliner Chirurg, 1923 Auswanderung nach Jerusalem, dort Gründer eines Hospitals.
- DAYAN, Moshe (1915–1981): geb. im Kibbuz Degania, Mitglied der Hagana und der Palmach, 1954–1958 Oberkommandierender der Israelischen Armee, 1967–1974 Verteidigungs-, 1977–1979 Außenminister.
- DEPUI, Laurent (Ibrahim Sherif, »Lawrence d'Arabie français«, 1878–1947): französischer Offizier, Diplomat, Konsul in Dschidda, Konversion zum Islam.
- DIAMANT, Paul (1887–1966): Wiener Historiker und Genealoge, Mitbegründer der zionistischen »Wiener Morgenzeitung« und des Wochenblatts »Der Judenstaat«, 1925 Mitbegründer der Weltunion der Revisionistischen Zionisten, Organisator illegaler jüdischer Einwanderung nach Palästina, 1938 Emigration nach Palästina.
- DREYFUS, Alfred (1859–1935): französisch-jüdischer Offizier, 1894 zu Unrecht des Landesverrats bezichtigt, zwölf Jahre später rehabilitiert, sein Fall erregte europaweit bei Juden und

- Antisemiten größtes Aufsehen und bestärkte auch Theodor Herzl in Paris bei der Abfassung seiner zionistischen Programmschrift *Der Judenstaat* (1896).
- DRUMMOND-HAY, Grace (1895–1946): englische Journalistin, umrundete 1929 als erste Frau in einem Luftschiff die Erde.
- EHRlich, Leopold (1877–1972): 1938 aus Wien nach Palästina emigrierter Schriftsteller, 1945 Rückkehr nach Wien.
- EINSTEIN, Albert (1879–1955): deutsch-jüdischer Physiker (*Relativitätstheorie*, 1905), 1921 Physiknobelpreis, 1933 Emigration in die USA.
- EISENKLAMM, Dorian (1897–1974): Wiener Chirurg, 1938 Emigration in die USA.
- ELBAU, Julius (1881–1965): 1920–1930 Redakteur der »Vossischen Zeitung«, dann Chefredakteur, 1938 Emigration in die USA.
- ELITZUR, Jehuda (1911–1997): orthodoxer Bibelforscher, führender Theoretiker des jüdischen Fundamentalismus.
- ELKIND, Menachem (1897–1938): aus Russland nach Palästina emigrierter, der Gdud Avoda beigetretener Kommunist, Mai 1928 Gründung des Kibbutz »Vojo Nova« (Neues Leben) auf der Krim, den er vor der Liquidation durch Stalin 1934 verließ, Ende 1937 in Leningrad von den Sowjets verhaftet, der Kollaboration mit dem englischen Nachrichtendienst beschuldigt, zum Tod verurteilt und erschossen.
- ENVER PASCHA (1881–1922): osmanischer Generalleutnant und Kriegsminister.
- FAISAL I. (1883–1933): Sohn von Hussein ibn Ali, seit 1921 König des Irak.
- FAISAL IBN ABD AL-AZIZ (1906–1975, ermordet): seit 1964 König von Saudi-Arabien.
- FAST, Abraham (1843–1928): aus der deutschen Kolonie Liebenau/Molotschna (Südrussland) stammender, nach Jerusalem emigrierter Hotelier.
- FELLINGER, Franz (1865–1940): Rektor des Österreich-Hospiz zur Heiligen Familie in Jerusalem, Professor für Bibelwissenschaft an der Diözesanlehranstalt Linz, Ritter des Ordens vom Heiligen Grab, 1929 Weihbischof und Generalvikar im Lateinischen Patriarchat Jerusalem.
- FISCHMANN (MAIMON), Jehuda Leib (1875–1962): aus Russland stammender Rabbiner, Mitbegründer der Misrachi-Bewegung, seit 1935 im Ausschuss der Jewish Agency, 1946 mit WvW in Latrun interniert, Mitunterzeichner der Israelischen Unabhängigkeitserklärung, 1948–1951.
- FLEISCHMANN, Carl (1859–1938): 1910–1924 Leiter des Wiener Rothschild-Spitals, 1938 Emigration nach London.
- FODOR, Andor (1884–1968): aus Budapest stammender Professor für Biochemie in Halle (1921–1923), auf Einladung Chaim Weizmanns Auswanderung nach Jerusalem zum Aufbau des Instituts für Chemie an der Hebräischen Universität.
- FUAD I., Ahmad Pascha (1868–1936): 1922–1936 König von Ägypten.
- FUAD EL KHATIB BEY (1882–1957): Außenminister unter Hussein ibn Ali, König des Hedschas.
- FUCHS, Ernst (1851–1930): 1885–1915 Professor für Augenheilkunde in Wien.
- GANDHI (»Mahatma«, »große Seele«, 1869–1948): Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung gegen die britische Kolonialmacht, Protagonist eines gewaltlosen Widerstands (mit Hungerstreik etc.), acht Jahre inhaftiert, nach der 1947 erfolgten Teilung in die beiden Staaten

- Indien (mehrheitlich hinduistisch) und Pakistan (mehrheitlich muslimisch) Ermordung durch einen fanatischen Hindu.
- GÄRTNER, Gustav (1855–1937): 1918 Professor für Pathologie in Wien, Ernährungsexperte (Reduktionsdiät), verheiratet mit Melanie Schalek, einer Kusine Ernst Franz von Weisls.
- GELLER, Alexander (1884–1952): 1911–1920 Mitherausgeber und Chefredakteur der »Wiener Morgenzeitung«, Schwager Robert Strickers.
- GEORGES-PICOT, François (1870–1951): französischer Generalkonsul in Beirut.
- GERSON, Max (1881–1959): Begründer einer biologisch-vegetarischen, fett- und salzfreien Diät zur Therapie von Migräne, Tuberkulose und Krebs, Arzt u.a. in Kassel-Wilhelmshöhe (1929/30 Zusammenarbeit mit WvW), 1933 Flucht nach Wien, 1935/36 Emigration über Paris nach New York.
- GERSONY, Otto (1890–1964): in Teplitz-Schönau geborener Kinderarzt, Obmann des Wiener Jugendbunds »Blau-Weiß«, Sohn Robert G.s., 1938 Emigration nach New York.
- GERSONY, Robert (1844–1924): aus Prag stammender Chirurg, 1911 Vorsitzender der Wiener Zionistischen Vereinigung.
- GOLD, Moshe (1906–1988): geb. in Riga, Weltvorsitzender der revisionistischen Jugendbewegung Betar, 1933 Emigration nach Palästina, Mitglied der Irgun, 1942 Führer von Beitar Eretz Israel, 1946 mit WvW in Latrun interniert, erst 1948 freigelassen, Mitglied der Cherut.
- GLASENAPP, Helmuth von (1891–1963): Indologe und Religionswissenschaftler, 1920–1928 Dozent in Berlin, später Professor in Königsberg und Tübingen.
- GOLDMANN, Nahum (1895–1982): aus Weißrussland stammender Leiter der Deutschen Zionistischen Vereinigung, Vertreter der Jewish Agency beim Völkerbund in Genf, Präsident des 1936 von ihm mitgegründeten Jüdischen Weltkongresses (Dachorganisation aller jüdischen Verbände außerhalb Palästinas), 1940 Emigration nach Amerika, 1956–1968 Vorsitzender der Zionistischen Weltorganisation, Befürworter eines jüdisch-arabischen Staats in Palästina.
- GOLDSTEIN, Ephraim (Ephraim Di-Zahav, 1903–1957): 1933 aus Deutschland nach Palästina emigrierter Sänger und Musiker, Mitarbeiter des Palestine Broadcasting Service (PBS), 1946 mit WvW in Latrun interniert.
- GORDON, Aharon David (1856–1922): in Russland geborener hebräischer Schriftsteller und Zionist.
- GRABSKI, Władysław Dominik (1874–1938): 1920, 1923–1925 nationaldemokratischer Ministerpräsident Polens.
- GRAUBART, Siegfried (1890–1963): Kaufmann, Oberleutnant der Tiroler Kaiserschützen im Ersten Weltkrieg, Kommissar des Jüdischen Nationalfonds in Innsbruck, 1921 Gründung (mit WvW und anderen Zionisten) einer »Weltvereinigung jüdischer Kriegsteilnehmer« unter dem Namen »Cherut«, 1925 in Innsbruck Treffen mit Jabotinsky, 1938 Emigration nach London, Zusammenarbeit mit Chaim Weizmann.
- GREENBERG (GRÜNBERG), Uri Zvi (1896–1981): aus Galizien stammender hebräisch-jüdischer Schriftsteller, nach dem Ersten Weltkrieg in Berlin und Warschau, Herausgeber der jüdischen Literatur- und Kunstzeitschrift »Albatros«, 1924 Emigration nach Palästina, Mitarbeiter des »Davar« und des »Doar Hayom« (unter WvWs Leitung), Mitglied der Irgun und Lechi, 1948 in Menachem Begins Cherut-Partei, 1949 Knessetabgeordneter.
- GRONEMANN, Sammy (1875–1952): geb. in Strassburg/Westpreußen, Sohn des hannoverschen

- Landesrabbiners Selig G., Lyzeum in Hannover (Mitschüler des Balladendichters Börries Freiherr von Münchhausen), ab 1905 Rechtsanwalt in Berlin, 1909 Mitbegründer des Schutzverbands deutscher Schriftsteller, seit 1911 Ehrenrichter des Zionistenkongresses, 1933 Flucht nach Paris, 1936 Auswanderung nach Palästina.
- GROSSMANN, Meir (1888–1964): aus Russland stammender Journalist und führender revisionistischer Zionist, verließ die Bewegung wegen Differenzen mit Jabotinsky, Mitbegründer der »Judenstaatspartei«.
- GRÜNBAUM, Jitzhak (1879–1970): seit 1933 Vorstandsmitglied der Jewish Agency, 1946 mit WvW in Latrun interniert, Israels erster Innenminister.
- GRÜNER, Dov Bela (1912–1947): aus Ungarn stammender Zionist, 1940 Emigration nach Palästina, Soldat der britischen Jewish Brigade im Kampf gegen Nazideutschland, Irgun-Aktivist, nach Überfall auf eine britische Militäreinrichtung im März 1946 verhaftet, September 1946 mit WvW im britischen Regierungsspital Jerusalem, April 1947 in Akko hingerichtet.
- HAAN, Jacob Israël de (1881–1924): niederländischer Jurist, Journalist, Schriftsteller, 1919 Auswanderung nach Israel, Anschluss an die orthodoxe, antizionistische Bewegung Joseph Chaim Sonnenfelds, für eine Aussöhnung mit den Arabern, 1924 von der Hagana ermordet (im Auftrag von Jizchak Ben Zwi, dem zweiten Staatspräsidenten Israels), Darstellung seines Schicksals in Arnold Zweigs Roman *De Vriendt kehrt heim* (1932), in dem unter dem Namen Ritter von Marschalkowitz auch WvW porträtiert wird.
- HACOHEN, David (1898–1984): aus Weißrussland eingewandertes Mitglied der Gdud Avoda, der Mapai und der Hagana, im Zweiten Weltkrieg Verbindungsoffizier der Hagana mit dem britischen Militär, 1946 mit WvW in Latrun interniert, mehrmals Abgeordneter der Knesset.
- HAHN, Otto: Arzt, Bundesbruder WvWs in der Wiener jüdischen Studentenverbindung »Unitas«, Sekretär des Wiener Jüdischen Nationalfonds, 1925 mit WvW Leiter von Militärkursen in Tel Yosef, Chirurg in Tel Aviv.
- HALPERIN (HAREL), Isser (1912–2003): 1930 aus Russland nach Palästina ausgewandert, ab 1942 Leiter des Nachrichtendienstes der Hagana, 1946 mit WvW in Latrun interniert, 1957 Chef des israelischen Geheimdiensts »Mossad«, maßgeblich an der Fahndung nach Adolf Eichmann und anderen NS-Kriegsverbrechern beteiligt, 1969–1973 Knessetabgeordneter.
- HECHT, Ben (1894–1964): amerikanischer Schriftsteller, Journalist, Drehbuchautor, Filmregisseur (zweifacher Oscar-Preisträger), Zionist, scharfer Kritiker der britischen Palästina-Politik.
- HERZFELD, Avraham (1891–1973): 1914 Emigration aus der Ukraine nach Palästina, 1920 Mitbegründer der Arbeiterbewegung Histadrut, Vorsitzender der »Agricultural Association«, Leiter der jüdischen Siedlungspolitik, Mitarbeiter des Jüdischen Nationalfonds, 1949–1965 Mapai-Abgeordneter in der Knesset.
- HERZL, Theodor (1860–1904): aus Budapest stammender, in Wien tätiger Jurist, Redakteur der »Neuen Freien Presse«, Protagonist des Zionismus (*Der Judenstaat*, 1896), 1897–1903 Vorsitzender der ersten sechs Zionistenkongresse, Erzähler (*Altneuland*, Roman, 1902), auch Bühnenautor (*Das neue Ghetto*, 1894, Aufführung 1898 im Wiener Carltheater).
- HERZOG, Isaak HaLevy (1888–1959): in Polen beheimateter erster Großrabbiner Irlands (1921–1936), 1937–1948 aschkenasischer Oberrabbiner Palästinas, danach Israels.
- HIRSCH, Samson ben Raphael (1808–1880): aus Hamburg stammender, die »Trennungsoortho-

- doxie« propagierender Rabbiner, zuletzt in Frankfurt/M., wo sich die israelitische Religionsgesellschaft von der jüdischen Einheitsgemeinde abspaltete.
- HIRSCHFELD, Magnus (1868–1935): Sexualforscher, Mitbegründer der ersten Homosexuellen-Bewegung, 1899–1923 Herausgeber des »Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen«, 1918 Gründung des Berliner »Instituts für Sexualwissenschaft«.
- HÖFLICH, Eugen (1891–1965): aus Wien stammender, 1927 nach Palästina ausgewanderter Schriftsteller, Aktivist der Hagana.
- HOFMANN, Robert (1889–1987): mit WvW befreundeter Wiener Maler, 1939 Emigration nach England.
- HONIG, Erwin (geb. 1882): Redakteur des Ullstein-Nachrichtendienstes, 1933 Emigration nach Amerika.
- HOPE-SIMPSON, John (1868–1961): liberaler englischer Politiker, 1925 Vizepräsident des Refugee Settlement Committees in Athen, 1929 Leiter der »Commission for Immigration, Land Settlement and Agricultural Development« in Jerusalem.
- HOZ, Dov (1894–1940): 1906 Emigration mit seiner Familie aus Russland nach Palästina, im Ersten Weltkrieg Mitglied der Jüdischen Legion in der britischen Armee, 1920–1940 führende Rolle in der Hagana, Gründer und Chef der Teilorganisation Awiron, die das Flugwesen in Palästina einführte, 1935 Vizebürgermeister von Tel Aviv.
- HUSSEIN IBN ALI (1853–1931): 1908–1916 Emir des Hedschas und (Groß-)Scherif von Mekka, 1916–1925 König des Hedschas, 1924 auch des Irak und Transjordanien, 1925 von den Engländern nach Zypern verbannt.
- IBN SAUD (1876–1953): seit 1924 (nach Eroberung des Hedschas mit den heiligen Städten Mekka und Medina im Kampf gegen den Haschimiten-König Hussein ibn Ali) König des Hedschas, 1932 des neuen Einheitsstaats Saudi-Arabien.
- INÖNÜ, İsmet Paşa (1884–1973): 1923–1937 erster Ministerpräsident der türkischen Republik, 1938–1950 zweiter Staatspräsident, Vorsitzender der kemalistischen Republikanischen Volkspartei.
- ISMAIL SIDKY PASCHA (1875–1950): ägyptischer Jurist und Politiker, 1921 Finanz-, 1925 Innen-, 1930–1933, 1946 Premierminister.
- JABOTINSKY, Wladimir Zeev (1880–1940): in Odessa geborener Journalist und Schriftsteller (Pseud. »Altalena«, italien. »Schaukel«), 1920 Mitglied der Exekutive der World Zionist Organization (WZO) unter Chaim Weizmann, 1923 Austritt aus Protest gegen dessen gemäßigten, von den »ursprünglichen zionistischen Zielen abweichenden Kurs«, 1923 Gründung der zionistischen Jugendbewegung »Betar« in Riga, 1925 der Weltunion der Revisionistischen Zionisten in Paris, 1935 der New Zionist Organization (NZO) in Wien, die einen jüdischen Staat in Palästina beiderseits des Jordans mit jüdischer Bevölkerungsmehrheit und Hebräisch als Staatssprache anstrebte, auf der Grundlage einer Beendigung der jüdischen Diaspora in Europa und einer starken jüdischen Armee, unter Achtung von Gleichheit und Autonomie der arabischen Minderheit in kulturellen und religiösen Angelegenheiten, 1937–1940 Oberkommandant der Irgun.
- JACOBS, Ed(ou)ard (geb. 1897): deutscher Krebsforscher, Assistent am Institut für Krebsforschung der Charité Berlin, seit 1935 Bekanntschaft mit WvW, 1938–1940 gemeinsames Krebsforschungsprojekt in Paris.

- JAFFE, Katriel (1909–1941): geb. in Jaffa, Mitbegründer des Kibbuz Afikim, 1936 Teilnahme an der Verteidigung von Tel Aviv, Aktivist der Alijah Beth, Marineausbilder, Kommandant einer Palmach-Einheit, deren 23 Kämpfer im Mai 1941 im Mittelmeer bei einer gemeinsamen Operation mit der britischen Armee gegen die französischen Vichy-Streitkräfte in Tripolis ums Leben kamen.
- JOUVENEL, Henry de (1876–1935): französischer Journalist, Politiker, Diplomat, 1925/26 Hochkommissar in Syrien und im Libanon.
- JUDAS MAKKABÄUS («Hammer», getötet 160 v. Chr.): jüdischer Freiheitskämpfer gegen das hellenistische Reich der Seleukiden und deren jüdische Anhänger.
- JUNITSCHMANN (UNICHMAN), Schimschon (1907–1961): aus Russland stammender Mediziner, Anschluss an Jabotinsky, Aktivist im Betar, 1935 Emigration nach Palästina, Irgun-Aktivist, 1946 mit WvW in Latrun interniert, 1948 Beitritt zur Cherut, 1955 Knessetabgeordneter.
- KEMAL PASCHA MUSTAFA (seit 1934 mit dem Nachnamen Atatürk, 1881–1938): Gründer der aus dem Osmanischen Reich hervorgegangenen türkischen Republik, 1923–1938 deren erster Staatspräsident.
- KLABER, Isidor (1892–1972): Wien, mit Jacob Landau Gründer der Wiener Zionistischen Vereinigung, 1938 Emigration nach Palästina.
- KNICKERBOCKER, Hubert Renfro (1898–1949): amerikanischer Publizist, Pulitzerpreisträger (1931), 1923–1933 in Deutschland, Mitarbeiter der »Vossischen Zeitung« und des »Berliner Tageblatts«.
- KOESTLER, Arthur (1905–1983, Suizid): aus Budapest stammender Schriftsteller, »Leibfuchs« WvWs in der Wiener »Unitas«, 1926 Emigration nach Palästina, 1927 Nachfolger WvWs als Ullstein-Nahost-Korrespondent in Jerusalem, 1930 Übersiedlung nach Berlin, Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands und Antizionist, Aufenthalte in der Sowjetunion und in Spanien (Kriegsberichterstatte), aufgrund der stalinistischen »Säuberungen« und »Schauprozesse« 1937/38 Abwendung vom Kommunismus, seit 1940 in England, Zusammenarbeit mit Weizmann im Anglo-America-Palestine Committee.
- KOLLEK, Teddy (1911–2007): in Ungarn geborener, in Wien aufgewachsener Zionist, 1935 Emigration nach Palästina, 1937 Mitbegründer des Kibbuz Ein Gev am See Genezareth, Mitarbeiter Ben-Gurions, 1965–1993 Bürgermeister von Jerusalem.
- KOLTSCHAK, Alexander Wassiljewitsch (1874–1920): Kriegs- und Marineminister der »Sibirischen Regierung«, der – mit materieller Unterstützung durch England und Frankreich – die Rote Armee bekämpfte, Ende 1919 Kapitulation, am 7. Februar 1920 in Irkutsk standrechtlich exekutiert.
- KONSTANTIN I. (1868–1923): 1913–1917, 1920–1922 »König der Hellenen«.
- KREMENETZKY, Johann (1850–1934): Wiener Elektroingenieur, Industrieller und Zionist (enger Freund und Mitarbeiter Herzls), 1901 Gründer und bis 1907 Direktor des Jüdischen Nationalfonds in Wien, 1920 Errichtung einer Silikatziegelfabrik in Jaffa.
- KUK (KOOK), Abraham Isaac (1865–1935): geb. in Lettland, seit 1919 aschkenasischer Oberrabbiner in Jerusalem, Engagement für eine einheitliche Gemeindeorganisation der palästinensischen Judenheit.
- KULISCHER, Alexander (1890–1942): aus Russland stammender deutsch-jüdischer Migrations-

- forscher, in Paris 1942 von den Nationalsozialisten verhaftet, nach Auschwitz deportiert und ermordet.
- KUTTIN, Steffi: Mitglied des Wiener »Blau-Weiß«, 1938 Emigration nach Palästina, wohnhaft in Gedera.
- LAMM, Josef Michael (1899–1976): aus Galizien stammender Wiener Jurist, 1938 im KZ Dachau interniert, 1939 Flucht nach Palästina, 1944 Mitglied des Jewish National Council, 1949 Mapai-Abgeordneter in der ersten Knesset, 1961–1963 Präsident der Bnai Brith Israel, 1965–1971 Vizepräsident der Zionistischen Weltorganisation, Präsident des Israelischen Fußballverbands.
- LANDAU, Jacob (1892–1952): Wiener Journalist, 1919 mit Meir Grossmann Gründung und Leitung der Jewish Telegraphic Agency (JTA) in London, Übersiedlung nach New York.
- LANSING, Robert (1864–1928): Rechtsanwalt, 1915–1920 amerikanischer Außenminister (Demokrat).
- LAVAL, Pierre (1883–1945): 1940–1945 (mit Unterbrechungen) französischer Außenminister und Ministerpräsident der mit Nazideutschland kollaborierenden Vichy-Regierung.
- LAWRENCE, Thomas Edward (»Lawrence von Arabien«, 1888–1935): Guerilla-Strategie im arabischen, von den Briten unterstützten Unabhängigkeitskampf gegen die Türken, 1917 Einnahme der Hafenstadt Akaba, 1918 von Damaskus.
- LAZAROWICZ, Severin (1888–1942): Rechtsanwalt, Mitglied der Bukovina Zionist State Organization, Opfer der Struma-Katastrophe (siehe Sachregister, S. 553).
- LEVIN, Jitzhak-Meir (1893–1971): aus Polen stammender, 1940 nach Palästina emigrierter agudistischer Rabbiner, Knessetabgeordneter und Wohlfahrtsminister.
- LEVIN, Schemarjahu (1867–1935): aus Weißrussland stammender, 1924 nach Palästina emigrierter zionistischer Rabbiner, Politiker, Publizist und Schriftsteller, mit Chaim Nachman Bialik Leiter des hebräischen Verlags Dvir.
- LEVONTIN, Meshulam (1884–1957): aus Weißrussland stammender Tropenmediziner, 1911 Arzt in Hebron, 1914 in Jaffa, 1915 Teilnahme unter dem Kommando Trumpeldors auf Seiten der Briten an der Schlacht gegen die Türken auf der Halbinsel Gallipoli zwischen den Dardanellen und dem Marmarameer, Direktor des Hadassah-Spitals in Jerusalem.
- LIEME, Nehemia de (1882–1940): Bankexperte aus Den Haag, 1907 Beitritt zum Niederländischen Zionistenbund (NZB), 1919 Direktor des Jüdischen Nationalfonds (1921 abgesetzt), 1937 Austritt aus dem NZB nach Annahme des britischen Vorschlags einer Teilung Palästinas zwischen Juden und Arabern durch den Internationalen Zionistenkongress.
- LÖHNER (eigtl. Löwy), Fritz (Pseud. »Beda«, 1883–1942): aus Böhmen stammender Jurist, Schlagertexter, Satiriker, Operettenlibrettist, nach dem »Anschluss« Österreichs an Nazi-Deutschland Verhaftung, Deportation über Dachau und Buchenwald nach Auschwitz, ermordet.
- LOYD GEORGE, David (1863–1945): 1916–1922 liberaler britischer Premierminister.
- MACDONALD, James Ramsay (1866–1937): 1924, 1929–1931 britischer Premierminister (Labour).
- MACMAHON, Arthur Henry (1862–1949): 1915/16 britischer Hochkommissar in Ägypten, der in einem Geheimabkommen Hussein ibn Ali die Befreiung vom Osmanischen Reich zusagte

- unter Voraussetzung eines Aufstands der arabischen Stämme unter Führung von »Lawrence von Arabien« gegen die Türken.
- MAGNES, Judah Leon (1877–1948): 1922 aus Amerika nach Palästina emigrierter Rabbiner des Reformjudentums, Befürworter eines gemeinsamen jüdisch-arabischen Staats, 1925 Mitbegründer der Hebräischen Universität Jerusalem, 1935 deren Präsident.
- MANDL, Felix (1892–1957): aus Brünn stammender, in Wien ausgebildeter Chirurg, 1938/39 Emigration über die Schweiz und Frankreich nach Jerusalem, Leitung der Chirurgischen Abteilung im Hadassah-Spital, 1940 Professor an der Hebräischen Universität, 1947 Rückkehr nach Wien, Vorstand der Chirurgischen Abteilung des Franz Joseph-Spitals.
- MEHMED VI. VAHIDEDDIN (1861–1926): 1918–1922 letzter Sultan des Osmanischen Reiches.
- MENZEL, Rudolf (1889–1972, Arzt) und Rudolfine (1891–1973, Chemikerin): aus Linz stammende »Blau-Weiß«-Mitglieder, 1938 nach dem »Anschluss« Österreichs an Nazideutschland Emigration nach Tel Aviv, Gründung einer Schule für Kampfhunde der israelischen Polizei und Armee.
- MERIDOR, Yaakov (1913–1995): aus Polen stammender Rechtsanwalt, 1932 Emigration nach Palästina, Kommandant der Irgun, 1946 mit WvW in Latrun interniert, Mitbegründer der Cherut-Partei, 1949–1984 mehrmals Knessetabgeordneter, 1981–1984 Wirtschaftsminister.
- MOHAMMED EL SENUSSI (1787–1859): Gründer des Senussi-Ordens.
- MONTGOMERY, Bernard (1887–1976): britischer General, Sieger über Erwin Rommels Afrikakorps in der Schlacht von El Alamein (Oktober/November 1942).
- MORGENTHAU, Henry (1856–1946): 1913–1916 amerikanischer Botschafter in Istanbul, 1923 Vorsitzender der »Greek Refugee Settlement Commission« und des »American Red Cross«.
- MÜLLER-COHEN, Anitta (1890–1962): Wiener Sozialpolitikerin, Frauenrechtlerin, Journalistin, Gründung des jüdischen Hilfswerks für bedürftige Kinder, 1935 Emigration nach Palästina, Vorsitzende der Misrachi-Frauenbewegung, 1950 Eintritt in die Cherut-Partei, Namenspatronin des 1965 eröffneten Elternheims für österreichische Juden in Tel Aviv (Ramat Chen).
- NEUMANN, Therese (»Resl von Konnersreuth«, 1898–1962): katholische, mit den Wundmalen Christi stigmatisierte, im bayerisch-oberpfälzischen Fichtelgebirge beheimatete Mystikerin, die von Weisl 1927/28 zweimal besucht wurde.
- NORDAU, Max (urspr. Maximilian Simon Südfeld, 1849–1923): aus Budapest stammender Arzt, Journalist, Korrespondent der »Neuen Freien Presse« in Paris, führender Zionist, engster Freund Herzls.
- PAAMONI, Joseph (1902–1966): Funktionär der Krankenkasse »Kupat Holim«, Gründer und erster Direktor des Jabotinsky-Instituts in Tel Aviv.
- PAASSEN, Pierre van (1895–1968): niederländischer Schriftsteller und Journalist.
- PERL, William R. (1906–1998): aus Prag stammender Rechtsanwalt in Wien, 1938–1940 Organisator der »illegalen« Schiffstransporte jüdischer Flüchtlinge nach Palästina, 1941 Offizier der US-Armee, seit 1958 Psychologe an der George Washington University.
- PETLJURA, Symon Wassylyjowysch (1879–1926): 1919/20 ukrainischer Regierungschef, verantwortlich für zahlreiche Pogrome (ca. 50.000 jüdische Mordopfer), in Paris von dem Anarchisten Scholom Schwartzbard (1886–1938) erschossen, der seine Tat als Rache für die begangenen Pogrome rechtfertigte und vor Gericht freigesprochen wurde.

- PETRIE, William Matthew Flinders (1853–1942): englischer Archäologe, 1892 Professor für Ägyptologie am London University College, ab 1926 Forschungen im palästinensisch-ägyptischen Grenzgebiet, 1933 Übersiedlung nach Jerusalem.
- PHILBY, Harry St John Bridger (1885–1960): britischer Arabist, Botaniker, Geograph und Diplomat, 1917 Vermittler zwischen dem Wahhabitenführer Ibn Saud und dem Haschemitenkönig Hussein, 1921–1924 Leiter des Secret Service in Palästina, ab 1925 Handelsgesellschafter in Dschidda, antizionistischer außenpolitischer Berater Ibn Sauds, 1931 Konversion zum Islam.
- PICK, Alois (1859–1945): geb. in Prag, seit 1889 Leiter der Abteilung für Innere Medizin im Wiener Garnisonsspital, 1904 Professor, im Ersten Weltkrieg Generaloberstabsarzt, 1918–1932 Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Wien.
- PIRON, Mordechai (1921–2014): 1938 Emigration aus Wien nach Palästina, Eintritt in die Hagana, 1948 als Soldat im Israelischen Unabhängigkeitskrieg verwundet, 1969–1980 militärischer Oberrabbiner und Generalmajor.
- PIRQUET, Clemens Peter Freiherr von (1874–1929, Suizid): 1911 Professor für Kinderheilkunde in Wien, Experte für Bakteriologie und Immunologie, Begründer des »NEM-Ernährungssystems« (1 NEM = 1 Gramm Milch).
- PÖTZL, Otto (1877–1962): Neurologe und Psychiater, Vorstand der Wiener Psychiatrisch-Neurologischen Universitätsklinik.
- RABINOWICZ, Oskar Kwasnik (1902–1969): in Aspern bei Wien geborener, in Brünn und Prag tätiger Historiker und Bankier, 1925–1929 Präsident der tschechoslowakischen Zionistischen Revisionisten, enger Mitarbeiter Jabotinskys, 1931–1935 Mitglied des Aktionskomitees der WZO, 1934–1939 Mitbegründer und Schriftleiter der Prager Wochenschrift »Medina Iwrit«, 1939 Flucht nach England, wechselnde Wohnsitze in New York und Jerusalem.
- RAUCHWERGER, Shimshon (»Puttelek«): Bundesbruder WvWs in der Wiener »Unitas«.
- RECANATI (RACANTI), Avraham (1888–1980): aus Saloniki stammender revisionistisch zionistischer Politiker und Journalist, 1934 Emigration nach Palästina, 1949 Cherut-Abgeordneter der ersten Knesset.
- RECHNITZER, Hugo (1876–1942): Wiener Bankbeamter, sozialistischer Zionist, 1942 im KZ bei Riga ermordet, Verfasser des Gedichts *Der Judensterne* (1939/40, siehe S. 22–24).
- REMEZ, David (1886–1951): 1913 aus Weißrussland nach Palästina emigriertes Gründungsmitglied der Mapai, Sekretär des Gewerkschaftsbunds Histadrut, Vorsitzender des Va'ad Le'umi, 1946 mit WvW in Latrun interniert, Mitunterzeichner der israelischen Unabhängigkeitserklärung, erster israelischer Verkehrsminister.
- RIHANI, Ameen (1876–1940): 1888 mit seiner Familie aus dem Libanon nach Amerika ausgewandertes Schriftsteller, Befürworter der Einheit säkularisierter arabischer Staaten, befreundet mit König Ibn Saud.
- ROKACH, Israel (1896–1959): 1936–1953 Bürgermeister von Tel Aviv, 1946 im britischen Lager Rafiakh interniert, 1952–1955 israelischer Innenminister.
- ROMMEL, Erwin (1891–1944, Suizid): Oberbefehlshaber der deutschen »Panzerarmee Afrika« (»Wüstenfuchs«), von Mai bis Juli 1942 Anfängerfolge gegen die britische Armee, die schließlich im Herbst 1942 bei El Alamein von der britischen Armee unter General Bernard Montgomery entscheidend besiegt wurde.

- ROSENBLÜTH, Felix (1887–1978): aus Berlin stammender Jurist, 1911 Mitbegründer des »Blau-Weiß«, 1920–1923 Vorsitzender der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, 1926 Auswanderung nach Palästina, 1942 Gründer und Vorsitzender der Neuen Aliyah-Partei, 1948–1956, 1958–1961 israelischer Justizminister.
- ROSNER, Rudolf: Mitglied des Wiener »Blau-Weiß«, 1938 Emigration nach Palästina, wohnhaft in Gadera.
- ROTHSCHILD, Edmond de (1845–1934): Pariser Bankier, seit 1882 Ankauf von Grundstücken in Palästina für jüdische Siedler, 1924 Gründung der Palestine Jewish Colonization Association, die mehr als 500 Quadratkilometer Grundfläche in Israel erwarb.
- ROVINA, Hanna (1889–1980): aus Weißrussland stammende, seit 1928 in Palästina ansässige jüdische Schauspielerin, Mitbegründerin des jüdischen Nationaltheaters in Tel Aviv (»Habi-mah«).
- RUPPIN, Arthur (1876–1943): deutscher Soziologe, forderte zur jüdischen Besiedlung Palästinas eine »Auslese des Menschenmaterials«, 1908 Emigration nach Palästina, 1926 Professor für Soziologie an der Hebräischen Universität Jerusalem, enger Mitarbeiter Weizmanns, Befürworter eines »Zweinationalitätenstaats« in Palästina.
- RUTHENBERG, Pinchas (1879–1942): russischer Wasserbau- und Elektroingenieur, Mitglied der Sozialrevolutionären Partei Russlands, Gründer der »Palestine Electric Corporation« (heute »Israel Electric Corporation«).
- SAMUEL, Herbert Louis (1870–1963): liberaler britischer Post- und Innenminister, Befürworter der Balfour-Deklaration, 1920–1925 Hochkommissar der britischen Mandatsregierung in Palästina.
- SARRAIL, Maurice (1856–1929): französischer General im Ersten Weltkrieg, 1924/25 Hochkommissar des französischen Völkerbundmandats für Syrien und Libanon.
- SAYID AHMED BEN IDRISI (1750/1760–1837): marokkanischer Gelehrter und Sufist, Begründer der Dynastie der Idrisiden von Asir.
- SAYID MIRGHANI (1879–1968): Oberhaupt der sunnitischen Khatmiyyah-Bruderschaft.
- SCHALIT, Isidor (1871–1954): Zahnarzt, Bundesbruder WvWs in der Wiener »Unitas«, Sekretär Theodor Herzls, Zionist in mehreren Leitungsfunktionen, 1938 Flucht nach Palästina.
- SCHASAR, Salman (urspr. Schneiur Salman RUBASCHOW, 1889–1974): aus Weißrussland stammender Historiker, Journalist, 1924 Emigration nach Palästina, Mitbegründer der Mapai, Redakteur des »Davar«, 1949–1963 Abgeordneter der Knesset, 1963–1973 dritter Staatspräsident Israels.
- SCHATTNER(Shatter), Mordechai (1904–1964): aus Ungarn stammender zionistischer Aktivist, 1924 Emigration nach Palästina, Mitglied des Va'ad Le'umi, 1946 mit WvW in Latrun interniert, Mitunterzeichner der Staatsgründungsurkunde Israels.
- SCHERTOK (Scharet), Mosche (1894–1965): 1906 Übersiedlung mit der Familie aus der Ukraine nach Palästina, im Ersten Weltkrieg Freiwilliger in der deutsch-türkischen Armee, Studium der Wirtschaftswissenschaften in London, 1925 Rückkehr nach Palästina, Redakteur des »Davar«, seit 1933 Leiter der politischen Abteilung der Jewish Agency, 1946 mit WvW in Latrun interniert, erster Außenminister Israels, 1953–1955 Ministerpräsident.
- SCHICK, Otto (1894–1955): geb. in Wien, Offizier der K.-u.-k.-Armee, »Blau-Weiß«-Mitglied,

- 1933 Herausgeber der Jewish Telegraphic Agency in Berlin, 1935 Korrespondent in Wien, 1938 Chefredakteur in London.
- SCHILDER, Paul Ferdinand (1886–1940): 1918–1920 Assistent von Julius Wagner-Jauregg an der Wiener Psychiatrischen Universitätsklinik, 1919 Mitglied in Sigmund Freuds »Wiener Psychoanalytischer Vereinigung«, 1925 Professor für Psychiatrie in Wien, 1929 Professor an der New York University und Clinical Director am Bellevue Hospital.
- SCHLESINGER, Richard (1871–1938): Rechtsanwalt, 1919–1938 Großmeister der Wiener Freimaurer-Großloge, Vater von WvWs Schulkamerad Edmund Schlesinger.
- SCHOCHAT, Israel (1886–1961): aus Weißrussland stammender Agrartechniker und Jurist, 1904 Auswanderung nach Palästina, 1909 Gründung des linkssozialistischen Hashomer Hazair (»Der Wächter«), im Ersten Weltkrieg mit seiner Frau von den türkischen Behörden verhaftet und nach Bursa deportiert, 1919 Rückkehr nach Palästina, Mitbegründer der Hagana und der Arbeiterlegion Gdud Avoda mit einem Waffenlager in Kfar Giladi, kurzfristige Zusammenarbeit mit Menachem Elkind, Rechtsberater der israelischen Regierung.
- SCHOCHAT, Manja (1880–1961): Frau Israel Schochats, führende Funktionärin der jüdischen Arbeiterschaft zur landwirtschaftlichen Besiedlung Palästinas, 1930 Mitbegründerin der Liga für jüdisch-arabische Freundschaft, 1940 Mitglied der Mapai.
- SCHWAGER, Karl (1895–1980): oberösterreichischer Jurist, Journalist, 1913 Gründer des Linzer »Blau-Weiß«, 1938 Emigration nach Palästina.
- SCHWAGER, Paula (verh. Schiller, 1898–1975): Schwester Karl Schwagers, 1938 Emigration nach Palästina.
- SCHWARZ, Max (1903–1977): Landwirt, Führer des Innsbrucker »Blau-Weiß«, 1922 Emigration nach Palästina.
- SCHWARZ-HILLER, Rudolf (1876–1932): Rechtsanwalt, liberales Mitglied des Wiener Gemeinderats, Leiter der Zentralstelle der Fürsorge für Kriegsflüchtlinge.
- SEGAL, Zvi Hermann (1901–1965): Mitbegründer der Neuen Zionistischen Organisation und der Jugendgruppe Betar in Danzig, 1940 Emigration nach Palästina, führender Aktivist der Irgun, 1946 mit WvW in Latrun interniert, dann nach Eritrea deportiert, Mitunterzeichner der Unabhängigkeitserklärung Israels.
- SELIGMAN, Max (1902–1987): 1921 von Swansea nach Palästina ausgewandert, Jusstudium an der Hebräischen Universität in Jerusalem, 1946 Strafverteidiger zahlreicher von den Briten inhaftierter Zionisten und Irgun-Mitglieder (auch WvWs).
- SENUSSI, Ahmed asch-Scharif (1873–1933): Oberhaupt des libyschen Senussi-Ordens.
- SERENI, ENZO (1905–1944): 1927 Emigration aus Italien nach Palästina, Mitbegründer des Kibbuz Giwath Brenner, freiwilliger Soldat der britischen Armee im Zweiten Weltkrieg, deutsche Kriegsgefangenschaft, nach Dachau deportiert und ermordet.
- SHAHBANDAR, Abd al-Rahman (1880–1940): Arzt und Politiker aus Damaskus, 1920 Außenminister unter König Faisal I., 1921 Gründung einer Untergrundorganisation gegen die französische Verwaltung, Organisator des Drusenaufstands 1925–1927, nach dessen Niederschlagung Exil in Ägypten, 1940 in Damaskus erschossen.
- SHAW, John Valentine Wistar (1894–1982): 1940–1946 britischer Kolonial-Administrator und Hochkommissar für Palästina.
- SHINGAREVSKY (Shinkaravsky), David Adiri: Sekretär des Hafentarbeiterausschusses von Haifa,

- Direktor der Arabischen Abteilung der Histadrut, Mitglied der Mapai, der Jewish Agency, 1946 mit WvW in Latrun interniert.
- SHOFMAN, Joseph (Yosef, 1903–1978): geb. in Warschau, Jusstudium, Rechtsanwalt und Journalist, 1937 Vorsitzender der polnischen NZO, 1940 Emigration nach Palästina, 1946 Vorsitzender der NZO in Palästina, mit WvW in Latrun interniert, 1949–1969 Knessetabgeordneter der Cherut, 1971–1974 Botschafter in Venezuela.
- SKULSKI, Shlomo (1914–1962): aus der Ukraine stammender Dichter, Journalist, Verfasser von Liedern für die Betar und für zionistische Untergrundorganisationen, mit WvW 1946 in Latrun interniert.
- SLONIM, Elieser Dan (1900–1929): Direktor der English-Palestine-Bank, (einziges jüdisches) Mitglied des Stadtrats von Hebron, beim Massaker am 23. August 1929 zusammen mit seiner Familie und 22 anderen Juden von den Arabern getötet.
- SNEH, Mosche (1909–1972): aus Russland stammender Arzt, marxistischer Politiker, Mitglied der Hagana, 1946 Flucht nach Paris, 1949 Abgeordneter der Knesset.
- SOKOLOW, Nahum (1859–1936): aus Polen stammender polyglotter Journalist und überaus produktiver Schriftsteller, 1905 Generalsekretär der Zionistischen Organisation in Köln, Redakteur der »Welt«, seit 1921 Präsident der Zionistischen Weltkongresse, 1931–1935 Präsident der WZO, Übersetzer von Herzls Roman *Altneuland* unter dem Titel *Tel Aviv* (»Frühlingshügel«) ins Hebräische (1902).
- SOLOWEITSCHIK, Max (1883–1957): litauischer Zionist, 1919, 1922/23 Minister für jüdische Angelegenheiten.
- SONNENFELD, Joseph Chaim (1848–1932): aus der Slowakei stammender ultraorthodoxer, anti-zionistischer Großrabbiner von Jerusalem, Führer der Aguda Israel (»Trennungsothodoxie«).
- STARASELSKI, Albert (1903–1980): Journalist, Sekretär Jabotinskys, Redakteur und Herausgeber französischsprachiger Zeitungen in Kairo (»Bourse Egyptienne«, »La voix Juive«), Leiter der dortigen New Zionist Organization.
- STEED, Henry Wickham (1871–1956): britischer Journalist und Historiker, 1902 Aufenthalt in Wien, Bekanntschaft mit Theodor Herzl, 1914 Leiter der außenpolitischen Redaktion der Londoner »Times«, Unterstützer der Balfour-Deklaration, 1919–1922 Chefredakteur der »Times«.
- STERN, Avraham (»Yair«, 1907–1942): aus Polen 1925 nach Palästina ausgewandertes revisionistischer Zionist, 1931 Gründungsmitglied der Irgun, 1940 Oberkommandant der Lechi, zahlreiche Terroranschläge, 1942 von britischen Polizisten in Tel Aviv erschossen.
- STORRS, Ronald (1881–1955): 1917–1920 britischer Militär-, 1920–1926 Zivilgouverneur von Jerusalem, Befürworter der Balfour-Deklaration im Sinne eines Ausgleichs jüdischer und arabischer Interessen, 1926–1932 Gouverneur von Zypern.
- STRICKER, Robert (1879–1944): aus Mähren stammender Bahnbeamter, Journalist und Publizist, 1912–1938 Vorstandsmitglied der Wiener Kultusgemeinde, 1919 einziger zionistischer Vertreter im österreichischen Nationalrat und einziger Abgeordneter, der gegen die Vereinigung der Republik Deutschösterreich mit dem Deutschen Reich stimmte, 1919–1927 Chefredakteur und Mitherausgeber der zionistischen »Wiener Morgenzeitung«, 1927–1938 Herausgeber der revisionistischen Wochenschrift »Die Neue Welt«, 1931 Präsident der Revisio-

nistischen Organisation Österreichs, nach dem »Anschluss« Österreichs an Nazideutschland verhaftet, in Auschwitz ermordet.

- STRUCK, Hermann (1876–1944): Berliner Zeichner, Lithograph und Radierer, im Ersten Weltkrieg Referent für jüdische Angelegenheiten bei der deutschen Armee an der Ostfront, mit Arnold Zweig Publikation des Buchs *Das ostjüdische Antlitz* (1920), das 50 Zeichnungen von Struck enthält, Mitbegründer der Misrachi-Bewegung, 1923 Auswanderung nach Palästina, Mitglied der Bezalel Akademie für Kunst und Design in Jerusalem, Mitbegründer des Tel Aviv Museum of Art, 1927 Trauzeuge WvWs.
- SYKES, Mark (1879–1919): britischer Schriftsteller, Oberst, Politiker und Diplomat.
- SZOLD, Henrietta (1860–1945): amerikanische Pädagogin, 1910 Präsidentin der Federation of American Zionists, 1912 Gründerin der Frauenorganisation Hadassah, ab 1920 in Jerusalem, 1934 Leitung der Jugend-Alija.
- TANDLER, Julius (1869–1936): 1910 Professor für Anatomie in Wien, 1919 sozialdemokratischer Staatssekretär und Leiter des Volksgesundheitsamts.
- TARTAKOWER, Aryeh (1897–1982): aus Polen stammender sozialistisch-zionistischer Politiker, Historiker, in Wien promovierter Soziologe, 1939–1945 Direktor des Instituts of Jewish Affairs beim World Jewish Congress in New York, 1948–1971 in Jerusalem, Professor für Soziologie an der Hebräischen Universität.
- TICHO, Abraham (1883–1960): Wiener Augenarzt, 1912 Emigration mit seiner Frau Anna (1894–1980, Landschaftsmalerin) nach Palästina.
- TIETZE, Hans Karl (1880–1954): Kunsthistoriker aus assimilierter, zum Protestantismus konvertierter Prager jüdischer Familie, 1938 Emigration in die USA.
- TOLLER, Ernst (1893–1939): deutsch-jüdischer, aus Polen stammender Schriftsteller, linkssozialistischer Revolutionär, 1919 Protagonist der Münchner Räterepublik.
- TRIETSCH, Davis (1870–1935): deutscher Schriftsteller und zionistischer Wirtschaftspolitiker, Verfasser eines Memorandums für die jüdische Besiedlung Zyperns als Vorstufe einer Kolonisation »Groß-Palästinas«.
- TRUMAN, Harry S. (1884–1972): 1945–1953 Präsident der USA (Demokrat).
- TRUMPELDOR, Joseph (1880–1920): geboren in der russischen Stadt Pjatigorsk (Nordkaukasus), Soldat im Krieg gegen Japan (1905), schwer verwundet (Verlust des linken Arms), 1906 vielfach dekoriertes, erster jüdischer Offizier der russischen Armee, 1911 Emigration nach Palästina, Mitbegründer der zionistischen Arbeiterbewegung, im Ersten Weltkrieg mit Jabotinsky Begründer der »Jüdischen Legion« auf Seiten der britischen Armee, 1920 bei der Verteidigung der jüdischen Siedlung Tel Chai gegen die Araber gefallen.
- USSISHKIN, Avraham Menachem Mendel (1863–1941): aus Weißrussland stammender Landwirt, Delegierter beim ersten Zionistischen Weltkongress 1897 in Basel, 1919 Emigration nach Palästina, 1921 Vorsitzender der Jewish Agency, 1922 des Jüdischen Nationalfonds, 1935–1941 der Zionistischen Weltorganisation.
- UZIEL, Ben-Zion Meir Hai (1880–1954): in Jerusalem geborener sephardischer Oberrabbiner Palästinas (1939–1948), dann Israels.
- WAGNER-JAUREGG, Julius (1857–1940): 1893 Professor an der Universität Wien und Direktor der Wiener Psychiatrischen Klinik, 1927 Medizinnobelpreis.

- WALLACH, Moritz/Mosche (1866–1957): aus dem Rheinland stammender, 1890 nach Jerusalem emigrierter Arzt, 1902 Gründer des Allgemeinen Jüdischen Krankenhauses »Schaare Zedek«.
- WASCHITZ, Ephraim (1879–1945): aus Galizien stammender, 1920 nach Palästina ausgewanderner Rechtsanwalt, 1925 Mitbegründer der Revisionistisch-Zionistischen Partei Palästinas.
- WASSILKO VON SERECKI, Zoe (1897–1978): in Czernowitz geborene Wiener Parapsychologin und Astrologin, 1927 Mitbegründerin und Generalsekretärin der Österreichischen Gesellschaft für Psychische Forschung, Vizepräsidentin der Österreichischen Astrologischen Gesellschaft.
- WAUCHOPE, Arthur Grenfell (1874–1947): 1931–1938 britischer Oberkommandant Palästinas.
- WEBB, Sidney James (1859–1947, seit 1929 »Baron Passfield«): britischer Sozialwissenschaftler, Politiker (Labour).
- WEBER, Koloman (1871–1931): Rabbiner in Piešťany (Slowakei).
- WEDGWOOD, Josiah C. (1872–1943): britischer Politiker (Liberal und Labour Party), Unterstützer des Zionismus.
- WEIL, Robert (Pseud. »Homunkulus«, 1881–1960): Wiener Komödiendichter, Lyriker, Kabarettist, Librettist, Drehbuchautor, 1938 Flucht über Prag und Zürich nach New York.
- WEINSHALL, Jacob (1891–1980): aus Aserbaidschan stammender Arzt, Schriftsteller, Journalist, mit seinem Bruder Abraham WEINSHALL (1893–1968), einem Juristen, WvW und anderen Aktivisten Begründer der Revisionistisch-Zionistischen Partei Palästinas.
- WEISL, Amarel (geb. 1949): Tochter WvWs.
- WEISL, Charlotte (geb. Popper-Michlup, 1868–1952): Mutter WvWs.
- WEISL, Dan (1929–2019): Rechtsanwalt, Sohn WvWs.
- WEISL, Elda (Aldeah, verh. Rubin, 1931–2012): Tochter WvWs.
- WEISL, Eliana (geb. 1940): Tochter WvWs.
- WEISL, Ernst Franz (1857–1931): Vater WvWs, Militärjurist, Rechtsanwalt.
- WEISL, Georg Martin von (1898–1974): Bruder WvWs, Rechtsanwalt.
- WEISL, Marianne (1890–1984): Studium der Orientalistik (1912 Dr. phil.), 1911 Heirat mit dem evangelischen Theologen Karl Beth und Taufe, 1919 Jusstudium (1921 Dr. jur. als erste Frau Österreichs), 1922 Rechtsanwältin (in der Kanzlei ihres Vaters), Frauenrechtlerin, 1938 nach dem »Anschluss« Österreichs an Nazideutschland Scheidung von Karl Beth, Flucht in die USA, dort Sprachlehrerin, Übersetzerin, Sozialökonomin.
- WEISL, Noemi (geb. Zuckermann, 1906–1993): Ehefrau WvWs, Präsidentin der »Weltorganisation revisionistischer Frauen«.
- WEISL, Wolf (1810–1880): Großvater WvWs, Arzt.
- WEISSENBERG, Joseph (1855–1941): Berliner Spiritualist, Heilmagnetiseur.
- WEITZ, Yosef (1890–1972): aus Russland 1908 nach Palästina emigrierter Agrarexperte, Leiter der Forstwirtschaftlichen Abteilung des Jüdischen Nationalfonds, Hauptorganisator des jüdischen Landerwerbs in Palästina.
- WEIZMANN, Chaim (1874–1952): geb. im weißrussischen Motal bei Pinsk, Chemie-Professor in Genf und Manchester, 1921 Präsident der WZO, 1929 Leitung der Jewish Agency, 1949 erster Staatspräsident Israels.
- WOOD, Edward (Earl of Halifax, 1881–1959): 1938–1940 britischer Außenminister (konservativ), Befürworter der »Appeasement Policy« gegenüber Hitler, 1940–1946 Botschafter in den USA.

- WREDE, Alfred Carl Fürst von (1844–1911): Präsident der Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft.
- YAHYA, Muhammad Hamid ad-Din (1869–1948, ermordet): seit 1904 Imam und König von Jemen, 1934 Niederlage im Krieg mit Saudi-Arabien um die Provinz Asir.
- YORK-STEINER, Heinrich (1859–1934): aus Senitz/Ungarn (heute Senica/Slowakei) stammender Schriftsteller, Journalist, 1886 Übersiedlung nach Wien, Mitglied des engeren Kreises um Theodor Herzl, Mitverfasser der Statuten der WZO, Mitbegründer der Zeitschrift »Die Welt«, 1903 Leiter der »Jüdischen Kolonialbank« in New York, Mitglied in Jabotinskys Weltunion der Revisionistischen Zionisten, 1933 Emigration nach Palästina, Verfasser der Novelle *Der Talmudbauer* (1904), in der die Vorfahren Noemi Zuckermanns dargestellt werden.
- YOSEF, Dov Bernard (1899–1980): aus Montreal stammender Philosoph, Jurist, 1918 Auswanderung nach Palästina, 1933 Mitglied der Mapai, im Zweiten Weltkrieg Koordinator der Mobilisierung jüdischer Freiwilliger in der britischen Armee, 1945 Vorstandsmitglied der Jewish Agency, 1946 mit WvW in Latrun interniert, erster Justizminister Israels.
- ZAGHLUL Pascha, Sad ibn Ibrahim (1859–1927): Führer der nationalistischen Wafd-Partei für die Unabhängigkeit Ägyptens von Großbritannien, 1907–1910 Erziehungs-, 1910–1912 Justizminister, mehrfach von der britischen Mandatsregierung verhaftet und verbannt, 1924 Premierminister, Rücktritt nach wenigen Monaten auf britischen Druck.
- ZAKI, Ahmed Pascha (1867–1934): ägyptischer Philologe, Arabist, langjähriger Generalsekretär der ägyptischen Regierung.
- ZEHAVI, David (1910–1977): aus Jaffa stammender Komponist, Mitbegründer des zentralisraelischen Kibbuz Na'an, mit WvW 1946 in Latrun interniert.
- ZIFF, William Bernard (1898–1953): 1935 Vorsitzender der amerikanischen revisionistischen Zionisten (1936 Rücktritt), scharfer Kritiker der britischen Mandatsmacht (*The Rape of Palestine*, 1938).
- ZOLLSCHAN, Ignaz (1877–1948): aus Wien stammender, 1938 nach England emigrierter Arzt und Rassenforscher (*Das Rassenproblem unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage*, 1910), der die Ansicht vertrat, dass die Zusammengehörigkeit der Judenheit auch durch »Reinrassigkeit« begründet sei, Freund WvWs.
- ZONDEK, Samuel (1894–1970): 1934 aus Polen nach Palästina emigrierter Chefarzt für Innere Medizin am Hadassah-Spital in Tel Aviv.
- ZUCKERKANDL, Otto (1861–1921): Chirurg am Wiener Rothschild-Spital, 1912 Professor, Spezialist für urologische Operationen.
- ZUCKERMANN, Binyamin (1876–1948): Schwiegervater WvWs.
- ZUCKERMANN, Dora: Schwägerin WvWs.
- ZUCKERMANN, Hugo (1881–1914): aus Westböhmen stammender Rechtsanwalt und zionistischer Lyriker, an der Ostfront gefallen.
- ZUCKERMANN, Marc: WvWs Schwager (Noemis Bruder).
- ZUCKERMANN, Rosa (1884–1942): Vize-Vorsitzende der zionistischen Ortsgruppe Smyrna, Schwiegermutter WvWs.
- ZWEIG, Arnold (1887–1968): deutscher Schriftsteller, 1930 Emigration über die Tschechoslowakei, die Schweiz und Frankreich nach Palästina, Verfasser des palästinensischen, das Schicksal

Jacob Israël de Haans darstellenden Schlüsselromans *De Vriendt kebrt heim* (1932), in dem auch WvW porträtiert wird, 1948 Rückkehr nach Ostberlin.

ZWEIG, Stefan (1881–1942, Suizid): Sohn einer wohlhabenden assimilierten jüdischen Wiener Kaufmannsfamilie, Philosophiestudium in Wien, 1914–1917 im K.-u.-k.-Kriegsarchiv, 1917–1919 in Zürich, 1919–1933 in Salzburg, 1934 Emigration nach London, 1940 über New York, Argentinien und Paraguay nach Brasilien, seine Autobiographie *Die Welt von Gestern* dient den Memoiren WvWs als vielzitiertes antipodisches Vorbild.

3. Sachen, Begriffe, Orte, Glossar

ABU ARISH: Provinz im Südwesten Saudi-Arabiens.

ABU L' LISAN: Ortschaft in SüdJordanien nahe der Hafenstadt Akaba.

ADUA: Stadt in Nordäthiopien.

AF-AL-PI (»trotz allem«): Einwanderung der Juden in Palästina ungeachtet des von England veranlassten Einwanderungsstopps.

AGUDA ISRAEL (»Vereinigung Israels«): ultraorthodoxe Partei, die den Zionismus ablehnt (»Trennungsothodoxie«) und einzig die Thora als legitime Rechtsquelle des jüdischen Lebens anerkennt.

AKABA: seit 1925 einziger Seehafen Jordaniens am Roten Meer.

ALAWITEN: religiöse Minderheit, Abspaltung von den Schiiten.

ALBION: antiker Name für Großbritannien.

Aleph bet: Alphabet.

ALIJA (»Aufstieg«): seit dem babylonischen Exil (586–539 v. Chr.) die Rückkehr der Juden aus der Diaspora ins »Gelobte Land«.

ALIJA BET: Codename für die »zweite« (Bet: zweiter Buchstabe des hebräischen Alphabets), nach britischem Recht illegale Einwanderung europäischer Juden nach Palästina von 1934 bis zur Staatsgründung Israels 1948.

ALLENBY-BRÜCKE: über den Jordan, 1918 im Auftrag des britischen Generals Edmund Allenby (siehe biographische Daten, S. 544) auf den Resten einer alten ottomanischen Brücke gebaut, in der Nacht zum 16. Juni 1946 (»Nacht der Brücken«) von der Palmach gesprengt, abermals im Sechstagekrieg 1967 von Moshe Dayan.

AMANUS: Gebirgszug im Osten Kilikiens entlang der Mittelmeerküste bis zum Libanon.

AM-HAARETZ (»Volk des Landes«): im biblischen Judentum der ungebildete Teil der Bevölkerung, im rabbinischen Judentum alle, die das Gesetz nicht kennen oder nicht befolgen.

AMMONITER: semitischer Stamm, der sich westlich und östlich des Jordans ansiedelte und viele Kämpfe mit israelitischen Stämmen ausfocht; das Reich der Ammoniter existierte ca. 1030 bis 110 v. Chr. östlich des Jordans mit der Hauptstadt Rabbat-Ammon (später Amman).

ANGLO-AMERICAN ENQUIRY COMMISSION: gegründet 1945 zur Vermittlung zwischen Juden und Arabern in Palästina, bestehend aus insgesamt zwölf Politikern, Diplomaten, Juristen und Journalisten, empfahl in ihrem Abschlussbericht vom 12. Mai 1946 die Umwandlung des britischen Mandats in ein UN-Protectorat unter internationaler Aufsicht und die rasche Einwanderung für 100.000 Juden.

- ARITES SALAS:** Alija-Bet-Schiff (Codename »Henrietta Szold«, siehe biographische Daten, S. 559), am 12. August 1946 mit 536 Flüchtlingen von den Briten beschlagnahmt, Deportation der Flüchtlinge nach Zypern.
- ARON HAKODESH:** »heiliger Schrein« zur Aufbewahrung der Thorarollen in der Synagoge.
- ASCHKENASEN** (»nördliches Volk«): mittel-, nord- und osteuropäische Juden.
- ASIR** (arab. »schwieriges Land«): Provinz zwischen Hedschas und Jemen.
- ASSIREY ZION:** Gefangene Zions.
- ATLIT:** Ortschaft mit britischem Internierungslager, 20 km südlich von Haifa.
- ATRASCH:** drusische Herrscherdynastie.
- ATZERETH:** Feier.
- ATZUR:** Gefangener.
- AVANTI:** Alija-Bet-Schiff (Codename »Katriel Jaffe«, siehe biographische Daten, S. 552), am 13. August 1946 mit 604 Flüchtlingen von den Briten beschlagnahmt.
- AVARJANIM:** Gesetzesübertreter.
- AVERAH:** Übertretung, Vergehen.
- AVODA ATZMIT:** den Juden vorbehaltene Arbeit ohne Beteiligung Fremder.
- AVODA SARA:** fremder Dienst, Götzendienst (nach dem achten Traktat der mündlich überlieferten Mischna, der den Umgang von Juden mit Nichtjuden regelt).
- AYALON:** Fluss durch Tel Aviv.
- BAB EL WAD** (arab. »Tor zum Tal«): ungefähr zwei Kilometer östlich von Latrun, Eingang zum Wadi Imam Ali, einem sechs Kilometer langen engen schluchtartigen Trockental. – *Bab el Wad:* Lied zur Erinnerung an die Kämpfe von Shaar HaGai im Unabhängigkeitskrieg 1948 (Musik: Shmuel Pershko, Text: Chayim Guri).
- BACHUR:** Talmud-Schüler, junger Bursch (vgl. Bocher).
- BAKSCHISCH** (pers.): Trinkgeld, Bestechung.
- BALFOUR-DECLARATION:** Brief des britischen Außenministers Lord Arthur Balfour (siehe biographische Daten, S. 544) vom 2. November 1917 an den Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde in Großbritannien Lord Lionel Walter Rothschild (1868–1937), Unterstützung der »zionistischen Bestrebungen« zur Errichtung einer »nationalen Heimstätte« des jüdischen Volkes in Palästina.
- BAMIDBAR/BEMIDBAR** (»in der Wüste«): Leseabschnitt (»Parascha«, »Sidra«) der Thora (Numeri/Bemidbar 1,1–4,20).
- BANI SAKHR:** großer Beduinenstamm in Jordanien.
- BAR MIZWA** (»Sohn des Gebots«): religiöse Mündigkeit 13-jähriger Knaben und 12-jähriger Mädchen, die als vollwertige Mitglieder in die jüdische Gemeinde aufgenommen werden.
- BATUM:** georgische Hafenstadt am Schwarzen Meer.
- BEEROT YITZHAK:** Kibbuz 2 km südlich von Gedera.
- BEG** (Bey, Bek): türkisch-arabischer Herrschertitel.
- BENJAMINA:** Stadt bei Haifa.
- BERGEN-BELSEN:** nationalsozialistisches Konzentrationslager, 70 km nördlich von Hannover, wo ca. 52.000 Insassen umgebracht wurden.
- BESAMIM:** Gewürze in einem Behälter, der am Ende des Schabbats gereicht wird.
- BETAR** (»Brit HaNoar HaIvri al shem Joseph Trumpeldor«, »Hebräischer Jugendbund J. T.«):

- 1923 von Wladimir Zeev Jabotinsky in Riga gegründete, von ihm seit 1925 bis zu seinem Tod (1940) geführte revisionistische Jugendbewegung, die einen jüdischen Staat beiderseits des Jordans anstrebte, Vorläufer der Cherut (später Likud), benannt nach der Bergfestung Betar (10 km südwestlich von Jerusalem), auf der 135 n. Chr. der dritte und letzte jüdische Aufstand unter Bar Kochba gegen die Römer niedergeschlagen wurde.
- BETH ALFA: Kibbuz, ca. 30 km südlich des Sees Genezareth.
- BETH AWADIM: Sklavenhaus, Gefängnis.
- BETH DAJALLA: arabische Siedlung in der Nähe von Bethlehem.
- BETH HA-KEREM: Vorort von Jerusalem.
- BETH HA-KNESSET: Haus der Versammlung, Synagoge.
- BETH-SCHEAN: Stadt im gleichnamigen Becken, ca. 25 km südlich des Sees Genezareth.
- BIKUR CHOLIM SPITAL: ältestes, 1843 gegründetes Krankenhaus Jerusalems.
- BILUIM: junge jüdische Siedler in Palästina, zuerst aus der Ukraine.
- BIRK: Hafen auf einem Vulkanfeld im Südwesten Saudi-Arabiens.
- BIROBIDSCHAN: Hauptstadt der autonomen sibirischen Verwaltungsregion Oblast an der russisch-chinesischen Grenze, Projekt Stalins zur Errichtung einer »jüdischen Republik«, das jedoch nach dem Tod des Diktators aufgegeben wurde.
- BLAU-WEISS (Farben des jüdischen Gebetsschals Tallit): jüdischer Wanderjugendverband, 1911 in Deutschland, 1912 in Österreich gegründet, Abgrenzung vom 1896 konstituierten deutschen »Wandervogel«, der sich zusehends antisemitisches Gedankengut aneignete.
- BOCHER: Bursche, Junggeselle, Student.
- BOLDURKA: sumpfiges Flussgebiet im Nordosten Galiziens.
- BOLESHET: Geheimdienst.
- BRITH SHALOM (»Friedensbund«): 1926 gegründete Bewegung, die – beeinflusst vor allem von Martin Buber und Arthur Ruppin – einen jüdisch-arabischen Staat befürwortete.
- BROCHE: Segen.
- BRODY: im Ersten Weltkrieg umkämpfte Stadt in Galizien.
- BUCHARA: Stadt in Usbekistan, 1920 von den Sowjets besetztes Emirat.
- BURI (arab.): Wasserpfeife.
- BURNUS (arab.): weiter Kapuzenmantel.
- CANNAE: Ort in Apulien, in dem Hannibal am 2. August 216 v. Chr. den Römern eine vernichtende Niederlage zufügte, seitdem sprichwörtlich für jede schwere Niederlage.
- CANOSSA: Gang des deutschen Königs Heinrich IV. (1050–1106) im Januar 1077 auf die Burg Canossa in der norditalienischen Emilia-Romagna zu Papst Gregor VII., um die Befreiung seiner Person vom Kirchenbann (Exkommunikation) zu erlangen, seither im übertragenen Sinn für jeden als erniedrigend empfundener Buß- und Bittgang.
- CATTARO (serbisch Kotor): montenegrinische Handels- und Hafenstadt, 1815–1918 dem österreichischen Kronland Dalmatien eingegliedert.
- CHALUKKA: religiöses Gebot zur Verteilung der in der Diaspora gesammelten Gelder an bedürftige jüdische Einwanderer nach Palästina.
- CHALUZ(IM): »Pionier(e)«, junge jüdische Siedler in Palästina, die besonders schwere Aufbauarbeit leisten.
- CHANUKKA (»Weiheung«): achttägiges Lichterfest zum Gedenken an die Wiedereinweihung

- des zweiten jüdischen Tempels in Jerusalem (164 v. Chr.), beginnend am 25. Tag des jüdischen Monats Kislew (November/Dezember).
- CHASAN: Kantor, Vorbeter in der Synagoge.
- CHASANUTH: Liturgiegesang in der Synagoge.
- CHAWER: Genosse.
- CHEDER (»Zimmer«): jüdische Religionsschule.
- CHERUT (»Freiheit«): 1948 von Menachem Begin gegründete national-konservative, aus der Irgun hervorgegangene Partei, die 1973 von Ariel Sharon mit dem Likud vereinigt wurde.
- CRIMINAL INVESTIGATION DEPARTMENT (C. I. D.): Zivileinheit der britischen Polizei.
- DAISSA: Haferbrei.
- DAVAR: hebräische Tageszeitung, offizielles Organ der Histadrut.
- DAWENEN: beten, fliehen.
- DEFTERDAR (arab.): Steuereinnehmer.
- DEGANIA ALEF: Kibbuz südwestlich des Sees Genezareth.
- DETENTION (engl.): Inhaftierung.
- DOAR HAYOM (»Tagespost«): hebräische, revisionistische Tageszeitung.
- DOROT: Kibbuz in der Wüste Negev.
- DOVRAT: Kibbuz in Nordpalästina.
- DRAGOMAN (arab.): Dolmetscher, Reiseführer.
- DRASHA: Predigt.
- DRUSEN: aus Ägypten stammende Religions- und Volksgemeinschaft, im 11. Jh. Abspaltung vom Islam.
- DSCHARABUB (Al-Dschaghbub): Oasen-Siedlung im Osten Libyens, Zentrum der Senussi-Bruderschaft.
- DSCHEBEL DRUS: in Südsyrien gelegene, 1921–1936 autonome Provinz innerhalb des Französischen Mandats für Syrien und Libanon.
- DSCHENIN: Stadt im Westjordanland.
- DSCHIBUTI: Hauptstadt der gleichnamigen französischen Kolonie an der ostafrikanischen Küste.
- DSCHIDDA: wichtigste Hafenstadt Saudi-Arabiens am Roten Meer in der Provinz Mekka.
- DUMLUPINAR: Kleinstadt, ca. 400 km südlich von Istanbul.
- DUNAM (türk.): Flächenmaßeinheit zur ungefähren Umrechnung in Hektar, in den islamischen Ländern unterschiedlicher Größe.
- DURRA (arab.): Hirseart, in Afrika und im Orient zur Herstellung von Brotgetreide.
- EFFENDI (türk.): Anrede, (fremder) »Herr«.
- EINJÄHRIGFREIWILLIGER: österreichischer Wehrpflichtiger mit Matura, der freiwillig in einem Truppenteil seiner Wahl einen zwölfmonatigen Militärdienst ableistete und Reserveoffizier werden konnte.
- EL-ALAMEIN: Ortschaft, 100 km westlich von Alexandrien.
- EMEK AYALON: Tal zwischen Galiläa und Samaria, von dem aus die Engländer 1918 Palästina eroberten.
- EMEK YESREEL: Tal südlich von Nazareth, »Kornkammer« Palästinas.
- EMMAUS: Trappistenkloster bei Latrun zwischen Tel Aviv und Jerusalem.

- EN HAROD: Kibbuz am Fuß des Berges Gilboa, nahe der Harod-Quelle im Norden Palästinas.
- EQRON: Ortschaft ca. 20 km südöstlich von Tel Aviv.
- EREĞLI: Stadt in der türkischen Provinz Konya am Fuße des Taurusgebirges.
- EVAKUIERUNGSPLAN: Vorschlag der Neuen Zionistischen Organisation (NZO) unter Jabotinsky zur Lösung der Krise des Weltjudentums und zur Rettung der europäischen Judenheit durch »Evakuierung der Diaspora« und die Übersiedlung nach Palästina.
- FATHA (arab.): Gebet.
- FEDE (Codename »Dov Hoz«, siehe biographische Daten, S. 551): Alija-Bet-Schiff, das mit 675 Flüchtlingen aus La Spezia am 13. Mai 1946 in Palästina gelandet war.
- FES, FEZ: orientalische Kopfbedeckung in Form eines Kegelstumpfes aus rotem Filz mit flachem Deckel, meist mit schwarzer, blauer oder goldener Quaste, benannt nach der Stadt Fès in Marokko.
- FIDEIKOMMISS (lat.): Familieneigentum.
- FRATSCH (arab.): Befreiung.
- FUTAWA: palästinensische paramilitärische Untergrundorganisation.
- GABBAIM: Mitarbeiter in der Synagoge, Assistenten des Rabbiners.
- GALLA: Volksgruppe aus Äthiopien und Kenia.
- GALUT (»Zerstreuung«): Verbannung.
- GAN SCHEMUEL: Kibbuz bei Haifa.
- GDUD AVODA (»Einheit der Arbeit«, 1919–1929), deren kommunistische, nach Moskau orientierte Fraktion 1927 aus der Histadrut unter dem Vorsitz David Ben-Gurions ausgeschlossen wurde.
- GEDERA (arab. Qatra): Ortschaft ca. 40 km südlich von Tel Aviv, britische Polizeistation.
- GEDER TAYIL: Stacheldrahtzaun.
- GEMARA: zweiter Teil des Talmud, Erläuterung und Ergänzung der Mischna.
- GERIM: Proselyten, Konvertiten zum Judentum.
- GESCHER (»Brücke«): Kibbuz im Beth Schean Tal am Jordan im Nordosten Palästinas.
- GESERES, GESEIER: Gejammer.
- GIAUR (arab.): Ungläubiger, Gottesleugner.
- GIBBOR KHAYLIL: mächtiger Mann.
- GIVAT BRENNER: Kibbuz bei Rehovot, benannt nach Josef Chaim Brenner (siehe biographische Daten, S. 547).
- GIZAN (Jizan): Hafenstadt am Roten Meer im Südwesten Saudi-Arabiens an der Grenze zum Jemen.
- GOIMEL BENSCHEN: Verrichtung eines Dankgebets.
- GOJ/GOJIM: Nichtjuden, meist abwertend.
- GOLUS: Exil, Diaspora der Judenheit außerhalb Palästinas.
- HAARETZ (»Das Land«): 1919 gegründete, erste jüdische (hebräische), linksliberale Tageszeitung.
- HABIMAH: jüdisches Nationaltheater in Tel Aviv.
- HABOKER (»Morgen«): hebräische Tageszeitung, Organ der Allgemeinen Zionisten.
- HADAR: Ehre, Herrlichkeit.

- HADASSAH: von der gleichnamigen zionistischen Frauenorganisation gegründetes Spital mit Niederlassungen in Jerusalem, Tel Aviv und anderen Städten.
- HADITH (arab.): überlieferter Ausspruch des Propheten Mohammed.
- HADRAMAUT: nordöstliche Provinz des Jemen.
- HADSCH (arab.): Pilgerfahrt der Mohammedaner nach Mekka.
- HAFTARA (»Abschluss«): Lesung aus den »Propheten«.
- HAGANA (»Selbstverteidigung«, »Selbstschutz«): 1920 bis 1948 Sicherheitsmiliz des Jischuw.
- HAKOAH (»Kraft«): 1909 gegründeter Fußballverein in der Wiener Krieau, später allgemeiner Sportverein, nach dem »Anschluss« Österreichs an Nazideutschland Beschlagnahmung seiner Spielstätten und 1941 Verbot des Vereins.
- HALACHA (»Gang«, »Wandlung«, »Entwicklung«): biblische Gebote sowie Rechte des Judentums und ihre Auslegung auf der Basis der Thora und des Talmud.
- HAMAARAV (»Occident«, »Westen«): von WvW gegründete antikommunistische Wochenschrift.
- HAMASHKIF (»Beobachter«): hebräische, revisionistische Tageszeitung.
- HAMDULILLAH (arab.): »Gott sei Dank!«
- HANHALA: Vorstand, Leitung.
- HARPUT: antike Stadt in der osttürkischen Provinz Elazig.
- HASHOMER HAZAIR (»Der junge Wächter«): linkssozialistischer Jugend- und Kibbuzverband, Vorläufer der 1936 entstandenen Sozialistischen Liga, die sich 1948 mit der Gdud Avoda zur Mapai vereinigte.
- HATASSAH: Deportation.
- HATIKWAH (»Hoffnung«): Nationalhymne Israels.
- HATZAGAH: Theateraufführung.
- HATZOFE (»Beobachter«): hebräische, religiös zionistische Tageszeitung.
- HAURAN: Basaltwüste im südwestlichen Syrien.
- HAWDALAH: Segensspruch am Ende des Schabbats.
- HAZACH (siehe NZO).
- HAZID HAAM (»Volksfront«): hebräische, aktivistisch-revisionistische Tageszeitung.
- HEBRON: Stadt im Westjordanland, 30 km südlich von Jerusalem.
- HEDSCHAS: nordwestlicher Teil der saudi-arabischen Halbinsel mit den Städten Mekka, Medina und Dschidda.
- HISKIJA-TUNNEL: vermutlich 701 v. Chr. im Auftrag des Königs Hiskija von Juda zur Sicherung der Frischwasserzufuhr für Jerusalem erbaut.
- HISTADRUT (»Allgemeine Organisation der jüdischen Arbeiter in Israel«): mitbegründet von David Ben-Gurion im Dezember 1920.
- HITESRACHUTH: Einbürgerung.
- HODEIDAH: Hafenstadt im Westen Jemens am Roten Meer.
- HULDA: Kibbuz in Zentralpalästina, südlich von Ramla.
- HURI: in Südarabien verbreitetes, schmales, drei bis sechs Meter langes Fischerboot aus Mangoholz.
- ICHWAN (arab. »Bruderschaft«): 1912 von Ibn Saud gegründete Erneuerungsbewegung der Wahhabiten.

- IDRISI**: Herrscherdynastie in Asir, 1908 Errichtung eines Imamats durch Muhammad ibn Ali al-Idrisi.
- IMAM** (arab. »Vorbeter«): geistliches muslimisches Oberhaupt.
- INSCHALLAH** (arab.): »Wenn Gott will.«
- IRGUN** (Irgun Zvai Leumi, IZL, Etzel, »Nationale Militärorganisation«): 1931 Abspaltung von der Hagana, 1937–1940 unter dem Oberkommando Jabotinskys (seit 1943 unter Menachem Begin), 1948 aufgelöst und der israelischen Armee einverleibt.
- ISCH**: rechtschaffener Mann.
- JECKE**: deutschsprachiger Einwanderer in Palästina, oft mit abfälliger Bedeutung.
- JESCHIWA** (»Sitzung«): Hochschule für Thora- und Talmud-Studium.
- JEWISH AGENCY** (**SOCHNUT**): 1922 gebildetes Exekutivorgan der Zionistischen Weltorganisation (**WZO**), 1929 Kooperation mit dem Jischuw.
- JEWISH COLONIAL TRUST**: von Theodor Herzl 1899 in London gegründete Bank.
- JEWISH TELEGRAPHIC AGENCY** (**JTA**): Zeitung, gegründet von Jacob Landau (siehe biographische Daten, S. 553).
- JISCHUW/YISHUV** (»Bevölkerung«, »Besiedlung«): Gesamtheit der Juden in Palästina vor 1948.
- JOINT** (Joint Distribution Committee): amerikanisch-jüdische Hilfsorganisation.
- JOM KIPPUR** (»Versöhnungstag«): höchster jüdischer Feiertag, der im Herbst (September/Okttober) als Ruhe- und Fasttag begangen wird, nach Moses 3: »Am zehnten Tage des siebenten Monats sollt ihr fasten und keine Arbeit tun, weder ein Einheimischer noch ein Fremdling unter euch. Denn an diesem Tage geschieht eure Entsühnung, dass ihr von allen euren Sünden gereinigt werdet vor dem Herrn.«
- JÜDISCHE LEGION**: im Dezember 1914 auf Initiative Jabotinskys und Joseph Trumpeldors gegründete Einheit jüdischer Freiwilliger zur Unterstützung des britischen Militärs im Kampf um die Befreiung Palästinas von der osmanischen Herrschaft, fünf Bataillone (Nr. 38–42 der »Königlichen Füsilier«), die im November 1918 aufgelöst und einige Monate später unter der Bezeichnung »First Judeans« auf ein einziges Bataillon reduziert wurde. Ehemalige Mitglieder der Jüdischen Legion nahmen – wie Trumpeldor – 1920 an der Verteidigung jüdischer Siedlungen teil.
- JÜDISCHER NATIONALFONDS** (**JNF**), **KEREN KAYEMET LEISRAEL** (**KKL**): gegründet 1901 auf dem 5. Zionistischen Weltkongress als eine Körperschaft zum Bodenerwerb für jüdische Siedler in Palästina.
- KABBALA**: mystische Tradition des Judentums.
- KADDISCH**: Segensspruch.
- KALONIYOTH** (»Mohnblumen«, »Rotkäppchen«): britische Militärpolizei, benannt nach ihren roten Mützen.
- KAMARAN**: größte jemenitische Koralleninsel im Roten Meer.
- KARMA**: im Buddhismus das durch Handlungen in einem früheren Leben vorherbestimmte Schicksal des gegenwärtigen Lebens.
- KARMEL** (»Weingarten Gottes«): ca. 25 km langer Höhenzug entlang der Mittelmeerküste um Haifa.
- KASCHRUT**: jüdische Speisegesetze.

- KEFFIYEH, KUFIYA: von Arabern zum Schutz vor der Sonne getragenes Kopftuch (benannt nach der irakischen Stadt Kufa).
- KELI KODESCH: sakrales Gefäß, Schrein.
- KEREN HAYESOD (»Gründungs-Staatsfonds«): Hauptorganisation der Spendensammlung für die jüdische Besiedlung Palästinas, beschlossen in London von der Zionistischen Weltkonferenz im Juli 1920 mit Wirksamkeit ab 24. Dezember 1920.
- KEREN KAYEMET LeIsrael (KKL): Jüdischer Nationalfonds (JNF).
- KETUBA: Ehevertrag.
- KEFAR GILADI: Kibbuz an der Grenze zum Libanon.
- KHAMSIN: heißer, trockener Saharawind.
- KHATMIYYA (auch Mirghaniyya): islamischer Orden innerhalb des Sufismus, besonders im Osten Sudans und in Teilen Eritreas verbreitet, begründet von Muhammad Uthman al-Mirghani (1793–1853).
- KHEDIVIAL-LINE: englische Schifffahrtsgesellschaft.
- KIDDUSCH: Segensspruch, mit dem der Schabbat und die jüdischen Feiertage eingeleitet werden.
- KINNERETH: Siedlung am See Genezareth.
- KIRYATH ANAWIM: erster Kibbuz in den Judäischen Bergen, ca. 10 km westlich von Jerusalem.
- KISCHINEW/CHIŞINĂU: Stadt in Moldawien, 6./7. April 1903 verheerendes Pogrom gegen die jüdische Bevölkerung.
- KITZUR SCHULCHAN ARUCH: von dem kabbalistischen Rabbiner Josef Karo (1488–1575) verfasstes Handbuch zur Halacha.
- KLEINE ENTENTE: Bündnis zwischen der Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien (1920–1938) mit Unterstützung Frankreichs und Polens.
- KOHEN: Priester.
- KONNERSREUTH: Ortschaft in der bayerischen Oberpfalz (Fichtelgebirge) nahe der Grenze zum heutigen Tschechien.
- KONTRAKTOR: Lieferant.
- KOSCHER (»geeignet«): rituell rein, sauber für die Zubereitung von Speisen (Schächtung, Trennung von Milch und Fleisch, Verbot von Schweinefleisch, Meeresschalentieren etc.).
- KOTEL: Klagemauer in Jerusalem.
- KUPAT HOLIM: 1911 gegründete, erste jüdische Krankenkasse (zunächst für Landarbeiter) in Palästina, ab 1920 im Verband der Histadrut.
- KWUZOTH: landwirtschaftliche Genossenschaften.
- LAHAKATH: Gemeinde.
- LATRUN: seit 1943 britische Polizeistation und Internierungslager, 15 km westlich von Jerusalem an der Straße nach Tel Aviv.
- LECHI (»Lochamei Cherut Jsrael«, »Kämpfer für die Freiheit Israels«): radikale Abspaltung von der Irgun, gegründet 1940 von Avraham Stern (»Stern-Gruppe«, »Stern-Bande«, »Sternisten«, siehe biographische Daten, S. 558).
- LIKUD (»Zusammenschluss«): Blockbildung »rechter«, nationalistischer Parteien durch Ariel Scharon (1928–2014).
- LITH: Hafenstadt südwestlich von Mekka am Roten Meer.
- LOHEIA: Hafenstadt im Nordwesten des Jemen am Roten Meer.

- MA'AN: Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements im Süden Jordaniens.
- MABSUTIN (arab.): glücklicherweise.
- MADHHAB (Mezhab, arab.): Lehrmeinung, Rechtsschule.
- MAFRAQ: Stadt in Jordanien, ca. 80 km nördlich von Amman.
- MAHANE YEHUDA: Stadtteil Jerusalems mit dem größten Markt Palästinas.
- MAKHTERETH: Untergrund.
- MAKKABÄER: Freiheitskämpfer unter Judas Makkabäus gegen das hellenistische Reich der Seleukiden.
- MANHIGIM: Führer.
- MAPAI (Mifleget Poalei Erez Israel, »Partei der Arbeiter Israels«): 1930 von David Ben-Gurion mitbegründete gemäßigt sozialistische Bewegung, 1944 Abspaltung eines linken Flügels (Gdud Avoda), 1965 eines rechten Flügels (Rafi), die sich beide 1967/68 wieder zur Mapai zusammenschlossen.
- MARDSCH-UYUN (arab.): Frühlingswiese, Distrikt im Südlibanon.
- MARIA-THERESIEN-TALER: seit 1741 bis heute geprägte Silbermünze mit einem Konterfei Maria Theresias (1717–1780), Wert heutiger Nachprägungen ca. 15 Euro.
- MASSADA: Fels am Südrand des Toten Meers, auf den sich 72 n. Chr. im ersten jüdischen Aufstand gegen die Römer die zelotischen Freiheitskämpfer zurückzogen und sich – angesichts ihrer aussichtslosen Lage – kollektiv das Leben nahmen.
- MASWAK: Kampf des Jischuw.
- MATOTH (Stämme Israels): nach Moses 4, 30:2–32:42.
- MAZEL: Glück.
- MAZZA: ungesäuertes Brot aus Mehl und Wasser, das an den ersten beiden Abenden des Pesachfestes zum Gedenken an den Auszug der Juden aus Ägypten verspeist wird.
- MEFAKEACH: Aufseher, Supervisor.
- MENORAH (»Leuchter«): Wiener zionistische Monatsschrift, 1923–1932, gegründet und herausgegeben von Norbert Hoffmann (1891–1977).
- MERKAZ: Vorstand.
- MERSINA (Mersin): türkische Hafenstadt am Mittelmeer.
- METULLA: 1896 von Edmond de Rothschild erworbene und den Juden geschenkte Kolonie in Nordpalästina an der Grenze zum Libanon.
- METZUDATH: Festung, Bollwerk.
- MIDIAN: biblisches gebirgiges Wüstenland südöstlich von Palästina.
- MINCHAH: Nachmittagsgebet.
- MINJAN: erforderliches Quorum zehn mündiger Männer für den jüdischen Gottesdienst.
- MISHMAR: hebräische Zeitung, Organ des Hashomer Hazair.
- MISHTARA: Polizei.
- MISRACHI: am 5. März 1902 in Wilna von Rabbi Isaac Jacob Reines (1839–1915) gegründete orthodox-zionistische Bewegung.
- MITYAZWIM: Wiederverhaftete.
- MITZ: Saft.
- MIZPAH: Ortschaft bei Ramla.
- MIZWOT: 613 Vorschriften des jüdisch-orthodoxen Glaubens (365 Verbote und 248 Gebote).

- MOKATTAM: arabische Zeitung in Kairo.
- MOLEDETH: Gefangenschaft.
- MOSDOTH: Fundament, Verfassung.
- MOUDROS: Ortschaft auf der griechischen Insel Limnos.
- MOZAE SCHABBAT: Ende des Schabbats.
- MUSRARA: jüdisch-arabisches Künstlerviertel in Jerusalem.
- NA'AN: benachbarter Kibbuz von Givat Brenner.
- NAHALAL: Siedlung, 10 km westlich von Nazareth.
- NAHARAIM: Landschaft im Norden Palästinas an der Grenze zu Jordanien.
- NAHARIYA: Stadt am Mittelmeer, 25 km nördlich von Haifa.
- NAJJADA: nationalpalästinensische paramilitärische Pfadfinderbewegung.
- NALEWKI: jüdisches Viertel in Warschau, vor dem Zweiten Weltkrieg mit ca. 380.000 Juden (30 Prozent der Gesamtbevölkerung) größte jüdische Gemeinde weltweit.
- NARGILEH: arabische Wasserpfeife.
- NAZIR: Mönch.
- NEDOWEH: Spende.
- NEDSCHD: zentralarabisches Gebiet um Riad.
- NEGEV: Wüste, südlich von Beer Sheva, heute rund 60 Prozent der Fläche Israels.
- NETANJA: Küstenstadt, 30 km nördlich von Tel Aviv.
- NEUE ZIONISTISCHE ORGANISATION (NZO, HAZACH): 1935 in Wien unter Führung Jabotinskys durch Abspaltung von der Zionistischen Weltorganisation (Präsident Weizmann) gegründete revisionistische, nationaljüdische Bewegung, die sich 1946 wieder der Zionistischen Weltorganisation anschloss.
- NURIS: Siedlung im nordwestlichen Jordanland.
- OLIM (Alija): jüdische Einwanderer nach Palästina.
- ONEG SCHABBAT: feierlicher Schabbat.
- OPERATION AGATHA (»Black Sabbath«): Polizei- und Militäraktion der britischen Mandatsregierung am 29./30. Juni 1946 gegen die jüdischen Organisationen Jewish Agency, Hagana, Palmach, Lechi und Irgun, Verhaftung ca. 2700 »Verdächtiger«.
- OSWIECIM (Auschwitz): Stadt in Südpolen, größtes nationalsozialistisches Vernichtungslager.
- OZER: Ausgangssperre.
- PALÄSTINA-AMT: gegründet von der Jewish Agency zur Koordination und Unterstützung der Einwanderung und Ansiedlung von Juden in Palästina.
- PALESTINE POST: englisch- und französischsprachige, bürgerlich liberale Tageszeitung.
- PALMACH (»Plugot Machaz«, »Sturmtruppe«): 1941 gegründete paramilitärische Kampfinheit der Hagana.
- PARACHUTIST (engl.): Fallschirmjäger.
- PARASHA HASHAWUAH: wöchentlich interpretierter Thora-Abschnitt.
- PARDESSIM: Plantagen.
- PATRIA: britisches Transportschiff, das am 25. November 1940 im Hafen von Haifa aufgrund einer von der Hagana irrtümlich zu stark berechneten Sprengstoffladung explodierte und mit ca. 270 Flüchtlingen versank.
- PEOTH: Schläfenlocken.

- PÉRA: Stadtteil Istanbuls.
- PESSACH (»Vorübergehen«): Familienfest zur Erinnerung an den Exodus der Juden aus Ägypten.
- PETACH TIKWA (»Tor der Hoffnung«): Stadt östlich von Tel Aviv (heute Vorstadt).
- PFUND, PIASTER (Währung): palästinensisches Pfund, 1:1 an das britische gebunden, unterteilt in tausend Piaster (Mils, lat. millesimum), 1 Piaster nach heutigem Wert etwa 1 Euro.
- POALE ZION (»Arbeiter Zions«): 1905 von David Ben-Gurion mitgegründete internationale marxistisch-zionistische Bewegung, die sich 1919 in Palästina zur Gdud Avoda vereinte.
- PROSELYTEN: Konvertiten zum Judentum.
- PRZEMYŚL: Stadt im habsburgischen Kronland Galizien (heute polnisch).
- PURIM (»Los«, »Schicksal«): Fest (Februar/März), das an die Rettung der Juden in der persischen Diaspora erinnert (5. Jh. v. Chr.).
- QĀDIS (arab.): Juristen.
- QAHTAN (arab. »legendäre Ahnen«): Vollblutpferd.
- QUNUFUDA: arabische Hafenstadt in der Timaha-Region am Roten Meer.
- RACHMANUT: Mitleid, Barmherzigkeit.
- RAFIKHAH: britisches Internierungslager im Norden der Halbinsel Sinai.
- RAMADAN: islamischer Fastenmonat.
- RAMAT GAN: Vorort von Tel Aviv.
- RAMAT RACHEL: Kibbuz bei Talpith.
- RAMLA: Stadt, ca. 20 km südöstlich von Tel Aviv.
- RAS EN NAKURA: Mittelmeerstadt im Norden Palästinas.
- REBBE: Rabbiner in chassidischen Gemeinden.
- REHOVOT: Stadt mit britischer Polizeistation, ca. 20 km südlich von Tel Aviv.
- REUTERS: 1851 gegründete englische, lange Zeit größte Nachrichtenagentur der Welt.
- RISHON LE ZION: Stadt, ca. 10 km südlich von Tel Aviv.
- RODINE: Alija-Bet-Schiff (Codename »Enzo Sereni«, siehe biographische Daten, S. 557), am 17. Januar 1946 mit 908 Flüchtlingen vor Haifa von den Briten beschlagnahmt.
- ROSH: Vorsitzender, Führer, Gründer.
- ROSH HASHANA: jüdischer Neujahrstag (September/Oktober).
- ROSH KODESH: erster Montagstag.
- ROSHE MATOTH YISRAEL: jüdische Stämme.
- RUBBER: englisches Kartenspiel, das meist nach einem Best-of-three-, seltener nach einem Best-of-five-Modus ausgetragen wird.
- RUHAMA: Kibbuz, 15 km östlich von Gaza.
- RUMI (arab.): Römer, Christen.
- SAFED: Siedlung im Norden Palästinas.
- SAGOLEM: Alija-Bet-Schiff (Codename »Yagur«), am 11. August 1946 mit 759 Flüchtlingen von den Briten beschlagnahmt.
- SAHIB (arab.): Anrede »Herr«.
- SALIF: Felssalzlager an der Westküste Jemens.
- SAMARITANER, SAMARITER (abgeleitet von Samaria, der in Zentralpalästina gelegenen Hauptstadt des Königreichs Israel): Religionsgemeinschaft, die wie das Judentum aus dem Volk Israel hervorgegangen ist.

- SAMBUK: zweimastiges, in Südarabien verbreitetes Segelschiff.
- SAMCHUT: Autorität, Befugnis.
- SAN SISSIMO: Alija-Bet-Schiff (Codename »Kaf Gimel Yordai Hasira« – »Die 23 Seefahrer«), am 15. August 1946 mit 790 Flüchtlingen von den Briten beschlagnahmt.
- SANAA: Hauptstadt des Jemen.
- SANHEDRIN: Traktat im Talmud, auch Bezeichnung für den »Hohen Rat« (griech. Synhedrion), höchste jüdische religiöse und politische Instanz, oberstes Gericht.
- SANITÄTSKORDON: seit 1919 Schutzwall der englisch-französischen Entente gegen den Bolschewismus.
- SARAFAND: britisches Militärlager, ca. 20 km südöstlich von Tel Aviv.
- SCHABBAT: jüdischer Wochenruhetag von Freitag- bis Samstagabend.
- SCHAALAH, SCHABAB: Kehrlicht.
- SCHAMMAR: arabischer Beduinenstamm im Irak, Syrien und Saudi-Arabien.
- SCHARM-ESCH-SCHEICH (arab. »Bucht des Scheichs«): an der Südspitze der Sinaihalbinsel im Norden des Roten Meers.
- SCHAWARIM: Ochs.
- SCHEREZ: Ungeziefer.
- SCHERIF (SAYID, arab. »Edler«): religiöser Titel jener Araber, die sich als direkte Nachkommen des Propheten Mohammed über dessen ältesten Enkel Hasan betrachten.
- SCHICHRUR: Befreiung.
- SCHIITEN (arab. »Schia«, »Partei«, »Gruppe«): Anhänger von Ali ibn Abi Talib, dem Schwiegersohn und Vetter des Propheten Mohammed, die sich im 7. Jh. von der sunnitischen Mehrheit abgespalten haben.
- SCHIR HA SCHIRIM: »Lied der Lieder«, das Hohe Lied (Salomos).
- SCHIUR: Auslegung von Abschnitten aus der Thora oder anderen heiligen Schriften des Judentums.
- SCHMA ISRAEL: »Höre Israel«, zentrale Verse des täglichen jüdischen Gebets.
- SCHMONAH YISRAEL: Achtzehn(bitten)gebet.
- SCHOCHET: Fleischhauer.
- SCHOFAR: Widderhorn.
- SEBASTOPOL: größte Stadt auf der Halbinsel Krim.
- SEDOTH YAM (Sdot Jam): Kibbuz bei Haifa.
- SEFER THORA: handgeschriebene Thora auf Schriftrollen.
- SEMIORTH: Schabbatlieder.
- SEPHARDEN: iberische, orientalische – im Gegensatz zu den aschkenasischen – Juden.
- SEUDAH: festliches Mahl.
- SHAARE-ZEDEK (»Tore der Gerechtigkeit«): 1902 gegründetes jüdisches Hospital in Jerusalem.
- SHAPER (engl.): Fräse.
- SHAWUOTH: jüdisches Wochenfest, 50 Tage, 7 Wochen plus 1 Tag nach Pessach.
- SHEMEN KIK: Rizinussträucher.
- SHOFTIM: Buch der Richter.
- SICHRONO LIBVRA CHAH: seligen Gedenkens.
- SIFRIAH: Bibliothek.

- SINAIA: rumänische Stadt in den Südkarpaten.
- SMYRNA (Izmir): türkische Hafenstadt an der Ägäis.
- SPILIMBERGO (Spilimbèrc, Spengenberg): Kleinstadt in Friaul.
- STRUMA: Flüchtlingsschiff, das am 23. Februar 1942 nordöstlich des Bosphorus durch einen sowjetischen Torpedo versenkt wurde (781 Todesopfer).
- SUKKOTH: Laubhüttenfest (September/Oktober).
- SUNNITEN (arab. »Sunna«: »Tradition«, »Einheit«): größte Konfession des Islam.
- SUWEIDA: Hauptort im syrischen Drusengebirge, Zentrum des drusischen Aufstands gegen die französische Mandatsmacht (1925–1927).
- TABIB (arab.): Arzt.
- TACHESHNAH: revisionistisch zionistisches Lied des jungen, 1923 von Jabotinsky in Riga gegründeten Betar.
- TALLIT: jüdischer Gebetsmantel.
- TALMUD: Hauptwerk jüdischer Schriftauslegung.
- TALPIOTH: südöstlicher Vorort Jerusalems.
- TAMAM (arab.): Appell.
- TAMMUS: zehnter Monat im weltlichen, vierter im religiösen jüdischen Kalender (Juni/Juli).
- TANACH: hebräische Bibel.
- TARIQA (arab.): Orden.
- TAYARAH: Transport (hier: jüdischer Gefangener von Latrun nach Eritrea).
- TEFILLIN: beim Morgengebet am Kopf und am linken Arm befestigte Gebetsriemen mit zwei kleinen, eckigen Kapseln, in denen auf Pergament geschriebene Bibelstellen aufbewahrt werden.
- TEL CHAI (»lebendiger Berg«): nordgaliläische Siedlung an der Grenze zum Libanon.
- TEL YOSEF: Kibbuz im Emek Yesreel, südlich von Nazareth.
- TEMPLER: um 1850 in Württemberg entstandene christlich-chiliasmatische Religionsgemeinschaft, die auch einige Niederlassungen in Palästina hatte (Jerusalem, Haifa, Jaffa).
- TENEKE (türk.): Kanister, Blechdose, Abfalleimer.
- TERAPHIM: kleine Schutzgötterfiguren.
- TFADDALL (arab.): Bitte.
- THORA: Grundtext des religiösen Judentums, Bezeichnung für die fünf Bücher Moses (Pentateuch).
- TIHAMA: Küstenprovinz des Jemen am Roten Meer.
- TIK: schriftlich angelegter Akt.
- TILLIM: Psalmen, Buch der Lobpreisungen.
- TISMORETH: Musikkapelle, die eine Begrüßungs- oder Abschiedsmelodie spielt.
- TNUVA: 1926 gegründetes jüdisches Agrarunternehmen, spezialisiert auf die Erzeugung von Milchprodukten.
- TOBRUK: libysche Stadt am Mittelmeer.
- TREFE: rituell unrein (Gegensatz zu kosher).
- TRENNUNGSORTHODOXIE: Abtrennung orthodoxer Juden von liberal-religiösen Zionisten.
- TSCHERKESSEN: Volk aus dem Kaukasus.

- TURIAH**: breite Harke, im Orient vor allem zum Aufgraben und Schließen von Bewässerungskanälen.
- UMM AL QURA** (arab. »Mutter der Dörfer«): poetischer Name Mekkas.
- UNITAS**: jüdischer akademischer Verein in Wien, Studentenverbindung (1893–1938).
- URMIA** (Rezaieh): Stadt im Nordwesten Persiens (West-Aserbaidshan).
- VA'AD HAPOEL**: Exekutiv-Ausschuss der Histadrut.
- VA'AD LE'UMI**: Jüdischer Nationalrat, 1920–1948 gewählte Körperschaft des Jischuw.
- WADI** (arab.): schmaler, ausgetrockneter Flusslauf.
- WAFD** (arab. »Delegation«): national-ägyptische, antibritische Partei des Ministerpräsidenten Zaghul Pascha (siehe biographische Daten, S. 561).
- WAHHABITEN**: von Muhammad ibn Abd al-Wahhab (1702–1792) begründete radikal orthodoxe Glaubensrichtung der Sunniten, die alle religiösen Rituale der Schiiten sowie die Verehrung von Heiligen, Wallfahrten zu Gräbern und Geburtstagsfeiern des Propheten Mohammed strikt ablehnt.
- WASWASIM**: junge Gänse.
- WATIKIM**: Altzionisten.
- Die WELT**: von Theodor Herzl 1897 gegründetes Zentralorgan der zionistischen Bewegung (Wien).
- WIENER MORGENZEITUNG** (1919–1927): einzige zionistische Tageszeitung in deutscher Sprache.
- WORLD ZIONIST ORGANIZATION (WZO)**: Zionistische Weltorganisation, auf Initiative Theodor Herzls 1897 beim ersten Zionistenkongress in Basel gegründet: »Der Zionismus strebt die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte an für diejenigen Juden, die sich an ihren jetzigen Wohnorten nicht assimilieren können oder wollen.«
- YAGUR**: Kibbuz am Fuße des Karmels bei Haifa.
- YAHUD** (arab.): Jude.
- YARMUK**: längster Nebenfluss des Jordans, Grenze zwischen Syrien und Jordanien sowie kurz vor der Einmündung in den Jordan zwischen Israel und Jordanien.
- YEDIOTH AHRONOTH** (»Neueste Nachrichten«): hebräisch-nationale Tageszeitung, 1939 als eine der ersten privaten Zeitungen gegründet, auflagenstärkste und meistgelesene Tageszeitung Palästinas.
- ZAHAL** (Zva Hagana LeIsrael): israelische Verteidigungstreitkräfte, gegründet am 31. Mai 1948 aus Hagana, Palmach, Irgun und Lechi.
- ZARANIQ**: mächtige, kriegerische arabische Stammesföderation mit ca. 60.000 bis 70.000 Angehörigen, beherrschte in den 1920er Jahren den Westen des Jemen zwischen Hodeidah und Mokha.
- ZAYUNI** (arab.): Zionisten.
- ZEIDIS, ZAIDITEN**: schiitische Untergruppe.
- ZINZANA**: Einzelhaft.
- ZOHAR** (HA-ZOHAR HATZIONIM, HAREVIZIONISTIM): 1925 von Jabotinsky in Paris gegründete Organisation Revisionistischer Zionisten mit dem Ziel der Errichtung eines jüdischen Nationalstaats auf beiden Seiten des Jordan.
- ZRIF**: Baracke.

4. Bibliographie

- ADUNKA, Evelyn: *Exil in der Heimat. Über die Österreicher in Israel*. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2002.
- ANDERL, Gabriele: *Emigration und Vertreibung*. In: Erika Weinzierl/Otto Kulka (Hgg): *Vertreibung und Neubeginn*, S. 167–337.
- ANDERL, Gabriele: *Wolfgang von Weisl*. In: *Flucht in die Freiheit*. Hg. von Angelika Hagen und Joanna Nittenberg, Wien: Illustrierte Neue Welt 2006, S. 200–207.
- ASCHHEIM, Steven: *At the Edges of Liberalism. Junctions of European, German and Jewish History*. New York: Palgrave Macmillan 2012.
- AVNERY, Uri: *In den Feldern der Philister. Meine Erinnerungen aus dem israelischen Unabhängigkeitskrieg*. München: Diederichs 2005.
- AWIGDOR, Yesha: *Ein Denkmal für Dr. Wolfgang von Weisl*. In: Schalom. Zeitschrift der Österreichisch-Israelischen Gesellschaft (Wien) 7 (1974), S. 4–7.
- BAUER, Christoph W.: *Graubart Boulevard*. Innsbruck: Haymon 2008.
- BELL, J. Bowyer: *Terror out of Zion. The Fight for Israeli Independence*. New Brunswick, London: Transaction Publishers 1966.
- BELLER, Steven: *Wien und die Juden 1867–1938*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1993.
- BEN-CHORIN, Schalom: *Jugend an der Isar*. München: List 1974.
- BERGMANN, Hugo: *Der Kampf um das Heilige Land. Palästina von heute. Von Wolfgang Weisl*. In: Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde (Stuttgart, Berlin) 28 (1925/26), Nr. 9 (Juni 1926), S. 558.
- BERKLEY, George E.: *Vienna and its Jews. The Tragedy of Success 1880s–1980s*. Cambridge/MA: Abt Books 1988.
- BERKOWITZ, Michael: *Western Jewry and the Zionist Project 1914–1933*. Cambridge: CUP 1997.
- BETH, Marianne: *Eigentumsveränderungen im israelitischen und babylonischen Recht*. Diss., Wien 1912.
- BETH, Marianne: *Neues Eherecht. Eine rechtsvergleichende Studie mit besonderer Berücksichtigung der Gesetzgebung von Deutschland, der Schweiz, Österreich u. a.* Wien, Leipzig: Breitenstein 1925.
- BETH, Marianne: *Zur Psychologie des Glaubens I, II*. In: Zeitschrift für Religionspsychologie (Wien) 2 (1926), S. 111–133; 3 (1927), 60–84.
- BETH, Marianne: *Das Recht der Frau*. Wien: Österr. Staatsdruckerei 1931.
- BETHKE, Carl: *(K)eine gemeinsame Sprache? Aspekte deutsch-jüdischer Beziehungsgeschichte in Slawonien 1900 bis 1945*. Münster: Lit 2013.
- BEY, Essad/Wolfgang von WEISL: *Allah ist groß. Niedergang und Aufstieg der islamischen Welt von Abdul Hamid bis Ibn Saud*. Leipzig, Wien: Passer 1936 (Neuausgabe unter der alleinigen Autorschaft Beys mit einem biographischen Essay von Gerhard Höpp. München: Matthes & Seitz 2002).
- BILLROTH, Theodor: *Über das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften*. Wien: Vero 1875.
- BLOOM, Etan: *Arthur Ruppin and the Production of Pre-Israeli Culture*. Leiden: Brill 2011.
- BÖHM, Adolf: *Die zionistische Bewegung*. Bd. 1: *Die zionistische Bewegung bis zum Ende des Welt-*

- krieges. Bd. 2. *Die zionistische Bewegung 1918 bis 1925*. Berlin: Jüdischer Verlag 1921, 1937, Tel Aviv: Hozaah Ivrith 1935, 1937.
- BOTSTEIN, Leon: *Judentum und Modernität. Essays zur Rolle der Juden in der deutschen und österreichischen Kultur 1848–1938*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1991.
- BRENNER, Michael: *Geschichte des Zionismus*. München: Beck 2002.
- BREUER, Isaac: *Der neue Kusari. Ein Weg zum Judentum*. Frankfurt/M.: Rabbiner-Hirsch-Gesellschaft 1934.
- BRUGGER, Eveline [u.a.] (Hgg.): *Geschichte der Juden in Österreich*. Wien: Ueberreuter 2006.
- BUBER, Martin: *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*. Bd. 1: 1897–1918. Mit einem Geleitwort von Ernst Simon und einem biographischen Abriß von Grete Schaeder. Heidelberg: Lambert Schneider 1972.
- BUCKARD, Christian: *Arthur Koestler. Ein extremes Leben. 1905–1983*. München: Beck 2004.
- CLARKE, Thurston: *By Blood and Fire. The Attack on the King David Hotel*. London: Hutchinson 1981.
- COHEN, Mitchell: *Zion & State. Nation, Class and the Shaping of Modern Israel*. New York: Blackwell 1987.
- DINER, DAN: *Versiegelte Zeit. Über den Stillstand der Zeit in der arabischen Welt*. 5. AUFLAGE. BERLIN: LIST 2016.
- EMBACHER, Helga/Margit REITER: *Gratwanderungen. Die Beziehungen zwischen Österreich und Israel im Schatten der Vergangenheit*. Wien: Picus 1998.
- ENGELMEIER, Hanna: *Der Mensch, der Affe. Anthropologie und Darwin-Rezeption in Deutschland 1850–1900*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2016.
- FAERBER, Meir Marcell: *Dr. Seew Wolfgang von Weisl in Memoriam*. In: Zeitschrift für die Geschichte der Juden (Tel Aviv) 11 (1974), Nr. 2 (1. Februar).
- FAERBER, Meir Marcell: *Dr. Seew Wolfgang von Weisl. Zum 10. Todestag*. In: Das Neue Israel. Zeitschrift für Politik, Kultur und Wirtschaft (Zürich), März 1984.
- FAERBER, Meir Marcell: *Österreichische Juden. Historische Streiflichter*. Mit einem Nachwort von Armin A. Wallas. Klagenfurt: Alekto 1996.
- FINKELSTEIN, Zygmunt Phoebus: *Wiener in Israel – Die im Schatten wandeln*. In: Die Stimme. Organ der Allgemeinen Zionisten in Österreich (Wien), Nr. 71/72 (Februar März 1953), S. 4.
- FRAENKEL, Josef (Hg.): *The Jews of Austria. Essays on Their Life, History and Destruction*. London: Vallentine, Mitchell 1967.
- FREIDENREICH, Harriet Pass: *Jewish Politics in Vienna 1918–1938*. Bloomington: IUP 1991.
- FRÜH, Eckart: *Wolfgang (von) Weisl*. In: Spuren und Überbleibsel. Bio-bibliographische Blätter (Wien), Nr. 54 (Januar 2004), S. 2–38.
- GAISBAUER, Adolf: *Davidstern und Doppeladler. Zionismus und jüdischer Nationalismus in Österreich 1882–1918*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1988.
- GANDHI, Mahatma: *The Jews in Palestine 1938*. In: Harijan (New Delhi), 11. November 1938.
- GELBER, Mark H.: *Heine, Herzl, and Nordau. Aspects of the Early Zionist Reception*. In: *The Jewish Reception of Heinrich Heine*. Hg. von M. H. G. Tübingen: Niemeyer 1992, S. 139–151.
- GELBER, Mark H.: *Melancholy Pride. Nation, Race, and Gender in the German Literature of Cultural Zionism*. Tübingen: Niemeyer 2000.

- GELBER, Mark H.: *Stefan Zweig, Judentum und Zionismus*. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2014.
- GERSUNY, Otto: *Der Jüdische Wanderbund »Blau-Weiß« in Wien*. In: Blau-Weiß-Blätter. Monatschrift für jüdisches Jugendwandern (Berlin) 1 (1913/14), Heft 2 (Mai 1913), S. 3–5.
- GLÜCKEL VON HAMELN: *Memoiren*. Übersetzt von Bertha Pappenheim. Weinheim: Beltz 2005.
- GOLD, Hugo: *Die Juden und Judengemeinden Böhmens in Vergangenheit und Gegenwart*. Brünn, Prag: Jüdischer Buch- und Kunstverlag 1934.
- GOLD, Hugo: *Geschichte der Juden in Wien. Ein Gedenkbuch*. Tel Aviv: Olamenu 1966.
- GOLD, Hugo: *Geschichte der Juden in Österreich. Ein Gedenkbuch*. Tel Aviv: Olamenu 1971.
- GOLTSCHNIGG, Dietmar: *Die Internierung des Wiener revisionistischen Zionisten Wolfgang von Weisl im britischen Militärlager Latrun*. In: *Wegweiser und Grenzgänger. Studien zur deutsch-jüdischen Kultur- und Literaturgeschichte. Festschrift für Mark H. Gelber*. Hg. von Stefan Vogt, Hans Otto Horch, Vivian Liska und Małgorzata A. Maksymiak. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2018, S. 313–324.
- GRISHINA, Evgenia: *Ein Land im Licht. Studien zur Palästina-Reiseliteratur (1918–1934)*. Heidelberg: Winter 2012.
- GRONEMANN, Sammy: *Erinnerungen*. Aus dem Nachlass hg. von Joachim Schlör. Berlin: Philo 2002.
- HAGEN, Angelika/Joanna NITTENBERG (Hgg.): *Flucht in die Freiheit. Österreichische Juden in Palästina und Israel*. Wien: Illustrierte Neue Welt 2006.
- HECHT, Dieter J.: *Zwischen Feminismus und Zionismus. Die Biografie einer Wiener Jüdin. Anitta Müller-Cohen (1890–1962)*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2008.
- HECHT, Dieter J. (Hg.): *Chilufim. Zeitschrift für jüdische Kulturgeschichte* (Salzburg) 7 (2009).
- HECHT, Dieter: *Die Stimme und Wahrheit der Jüdischen Welt. Jüdisches Pressewesen in Wien 1918–1938*. In: *Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus*. Hg. von Frank Stern und Barbara Eichinger. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2009, S. 100–114.
- HELLER, Joseph L.: *The Birth of Israel 1945–1949. Ben-Gurion and His Critics*. Gainesville: UPF 2000.
- HELLER, Joseph L.: *The Failure of Fascism in Jewish Palestine 1925–1948*. In: *Fascism Outside Europe. The European Impulse Against Domestic Conditions in the Diffusion of Global Fascism*. Hg. von Stein Ugelvik Larsen. Boulder/CO: Social Science Monographs 2001, S. 362–392.
- HERZL, Theodor: *Zionistische Schriften*. Hg. von Leon Kellner. Berlin-Charlottenburg: Jüdischer Verlag 1905.
- HERZL, Theodor: *Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen. Altneuland/Der Judenstaat*. Hg. und eingeleitet von Julius Schoeps. Kronberg/Ts.: Jüdischer Verlag 1978.
- HILLIG, Götz: *Menachem Elkind, die linkszionistische Organisation Gdud Avoda und die Komintern. Drei Dokumente aus den Jahren 1926/27*. In: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* (Berlin) 2007, S. 357–376.
- KAISER, Wolf: *Palästina – Erez Israel. Deutschsprachige Reisebeschreibungen jüdischer Autoren von der Jahrhundertwende bis zum Zweiten Weltkrieg*. Hildesheim [u. a.]: Olms 1992.

- KALMAR, Ivan Davidson/Derek J. PENSLAR (Hgg.): *Orientalism and the Jews*. Waltham, Mass. [u.a.]: Brandeis UP 2005.
- KAPLAN, Eran: *The Jewish Radical Right. Revisionist Zionism and its Ideological Legacy*. Madison: UPW 2005.
- KAPLAN, Eran: *Altalena*. In: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*. Hg. von Dan Diner. Stuttgart, Weimar: Metzler 2011, Bd. 1, S. 50–55.
- KATZ, Jakob: *Zwischen Messianismus und Zionismus. Zur jüdischen Sozialgeschichte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993.
- KATZ, Shmuel: *Tage des Feuers. Das Geheimnis des Irgun*. Königstein/Ts.: Athenäum 1981.
- KATZ, Shmuel: *Lone Wolf. A Biography of Vladimir (Ze'ev) Jabotinsky*. New York: Barricade Books 1996.
- KNA'AN, Habib: *The Physician and the Writer. A Cannon Man and a Politician*. In: Ha-'Aretz, 28. Februar 1974.
- KNOCH, Habbo (Hg.): *David's Traum. Ein anderes Israel*. Gerlingen: Bleicher 2000.
- KOESTLER, Arthur: *Diebe in der Nacht. Chronik eines Experiments*. Übersetzt von Lilly Speiser. Wien: Danubia 1949 (Neuausgabe. Wien: Europa 1979).
- KOESTLER, Arthur: *Pfeil ins Blaue. Bericht eines Lebens. 1905–1931*. Dt. von Eduard Thorsch. Wien, München, Basel: Desch 1953.
- KOESTLER, Arthur: *Frühe Empörung. Gesammelte autobiographische Schriften*. Bd. 1. Dt. von Eduard Thorsch und Franziska Becker. Wien, München Zürich: Molden 1970.
- KOLLEK, Teddy/Amos KOLLEK: *For Jerusalem. A Life*. New York: Random House 1978.
- KRÄMER, Gudrun: *Geschichte Palästinas. Von der osmanischen Eroberung bis zur Gründung des Staates Israel*. München: Beck 2006.
- KRÖNER, Walter: *Das Problem der Nahrungslosigkeit. Einige Bemerkungen zum Fall Konnersreuth*. In: *Zeitschrift für Parapsychologie* (Leipzig) 4 (1929), Heft 5 (Mai), S. 286–292.
- KUMAR, Victoria: *Land der Verheißung – Ort der Zuflucht: Jüdische Emigration und nationalsozialistische Vertreibung aus Österreich nach Palästina 1920 bis 1945*. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2016.
- LAQUEUR, Walter: *Der Weg zum Staat Israel. Geschichte des Zionismus*. Wien: Europaverlag 1975.
- LICHTBLAU, Albert (Hg.): *Als hätten wir dazugehört. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1999.
- LÖHNER, Fritz: *Getaufte und Baldgetaufte*. Wien: Huber & Lahme 1908.
- LÖHNER, Fritz: *Israeliten und andere Antisemiten*. Wien: Huber & Lahme 1909.
- LÖHNER, Fritz: *Wie man sich trifft im Ampezzotal. Ausgewählte Gedichte*. Hg. und Vorwort von Christoph Wagner-Trenkwitz. Wien: Molden 2005.
- LOIDL, Simon: *»Europa ist zu enge geworden.« Kolonialpropaganda in Österreich-Ungarn 1885 bis 1918*. Wien: Promedia 2017.
- MARKUS, Georg: *Sie werden lachen, es ist ernst. Eine humorvolle Bilanz unseres Jahrhunderts aus Österreich*. Wien: Amalthea 2014.
- MERIDOR, Ya'akov: *Long is the Road to Freedom*. Johannesburg: Newzo Press and Publishing Co. 1955.
- MEYBOHM, Yvonne: *David Wolffsohn. Aufsteiger, Grenzgänger, Mediator. Eine biographische An-*

- näherung an die Geschichte der frühen Zionistischen Organisation (1897–1914). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013.
- MITTELMANN, Hanni: *Sammy Gronemann. 1875–1952. Zionist, Schriftsteller und Satiriker in Palästina und Deutschland*. Frankfurt/M., New York: Campus 2004.
- MÜNCHHAUSEN, Börries Freiherr von: *Juda. Gesänge. Buchschmuck von Ephraim Moses Lilien*. Berlin [u. a.]: Lattmann 1900.
- NORDAU, Max: *Ein Brief an den Jüdischen Wanderbund »Blau-Weiß«*. In: *Blau-Weiß-Blätter*. Monatsschrift für jüdisches Jugendwandern (Berlin) 1 (1913/14), Heft 2 (Mai 1913), S. 2 f.
- OFER, Dalia: *Escaping the Holocaust. Illegal Immigration to the Land of Israel, 1939–1944*. New York: Oxford UP 1990.
- ORLAND, Nahum: *Israels Revisionisten. Die geistigen Väter Menachem Begins*. München: Tuduv 1978.
- ORLAND, Nahum: *Die Cherut. Analyse einer rechtsorientierten israelischen Partei*. München: Tuduv 1983.
- PAASSEN, Pierre van: *The Forgotten Ally*. New York: Dial 1943.
- PERL, William R.: *Operation Action. Rescue from the Holocaust*. New York: Ungar 1983.
- PRESNER, Todd Samuel: *The Aesthetics of Regeneration. The Zionist Invention of the Muscle Jew and the Visual Culture of the Fin-de-Siècle*. Berkeley: UCP 2003.
- RABINOWICZ, Oskar Kwasnik: *Fifty Years of Zionism. A Historical Analysis of Dr. Weizmann's Trial and Error*. London: Anscombe 1952.
- RECHNITZER, Hugo: *Der Judenstern*. In: <http://steinedererinnerung.net/projekte/19-bezirk/doebling-freitag-12-9-2014> (26. Oktober 2017).
- REISS, Tom: *Der Orientalist. Auf den Spuren von Essad Bey*. Berlin: Osburg 2008.
- ROTH, Joseph: *Juden, Judenstaat und die – Katholiken*. In: *Der Christliche Ständestaat* (Wien), 26. September 1937, S. 905–907.
- RUPPIN, Arthur: *Die Auslese des Menschenmaterials für Palästina*. In: *Der Jude*. Eine Monatschrift (Berlin) 3 (1918/19), Heft 8/9, S. 373–383.
- RUPPIN, Arthur: *Dreißig Jahre Aufbau in Palästina. Reden und Schriften*. Berlin: Schocken 1937.
- SALTEN, Felix: *Neue Menschen auf alter Erde. Eine Palästinafahrt*. Berlin, Wien, Leipzig: Zsolnay 1925.
- SALTEN, Felix: *Reise ins Abenteuer. Wolfgang Weisl und sein Buch*. In: *Neue Freie Presse* (Wien), 2. März 1929.
- SCAMMELL, Michael: *Arthur Koestler. The Literary and Political Odyssey of a Twentieth-Century Skeptic*. New York: Random House 2009.
- SCHECHTMAN, Joseph B./Yehuda BENARI: *History of the Revisionist Movement*. Tel Aviv: Ha-dar 1970.
- SCHIRNDING, Ferdinand Leopold von: *Das Judentum in Österreich und die böhmischen Unruben*. Leipzig: Engelmann 1845.
- SCHMIDL, Erwin A.: *Juden in der k.u.k. Armee. Jews in the Habsburg Armed Forces*. Eisenstadt: Österreichisches Jüdisches Museum 1989.
- SCHNITZLER, Arthur: *Jugend in Wien. Eine Autobiographie*. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Mit einem Nachwort von Friedrich Torberg. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch 1981.

- SCHNITZLER, Arthur: *Lieutenant Gustl*. Hg. und kommentiert von Ursula Renner unter Mitarbeit von Heinrich Bosse. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.
- SCHOEPS, Julius H. (Hg.): *Zionismus. Texte zu seiner Entwicklung*. Wiesbaden: Fourier 1983.
- SEGEV, Tom: *Es war einmal ein Palästina. Juden und Araber vor der Staatsgründung Israels*. 4. Auflage. München: Pantheon 2005.
- SEGEV, Tom: *Die ersten Israelis. Die Anfänge des jüdischen Staates*. München: Pantheon 2008.
- SEGEV, Tom: *Ben Gurion. Ein Staat um jeden Preis*. München: Siedler 2018.
- SHAVIT, Jacob: *Jabotinsky and the Revisionist Movement 1925–1948*. London, New York: Cass 1988.
- SHIMONI, Gideon: *The Zionist Ideology*. Hanover/London: Brandeis UP 1995.
- SHINDLER, Colin: *The Triumph of Military Zionism. Nationalism and the Origins of the Israeli Right*. New York: Tauris 2006.
- SHINDLER, Colin: *The Rise of the Israeli Right: From Odessa to Hebron*. New York: Cambridge UP 2015.
- SIEGEL, BJÖRN: *Österreichisches Judentum zwischen Ost und West. Die Israelitische Allianz zu Wien 1873–1938*. FRANKFURT/M., NEW YORK: CAMPUS 2010.
- STANISLAWSKI, Michael: *Zionism and the Fin de Siècle. Cosmopolitanism and Nationalism from Nordau to Jabotinsky*. Berkeley: UCP 2001.
- STEIN, Leonard: *The Balfour Declaration*. Jerusalem, London: Magnes 1983.
- STERN, Frank/Barbara EICHINGER (Hgg.): *Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2009.
- TAMIR, Dan: *Some Thoughts about Hebrew Fascism in Inter-war Palestine*. Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte (Potsdam) 63 (2011), Heft 4, S. 364–381.
- TAMIR, Dan: »Dictate More, for We Should Obey Your Orders!« *Cult of the Leader in Inter-War Hebrew Fascism*. In: Politics, Religion & Ideology (London) 14 (2013), Heft 4, S. 449–467.
- TAMIR, Dan: *Hebrew Fascism in Palestine, 1922–1942* (Diss., Zürich 2012). Berlin: Springer 2018.
- TELLER, Oscar (Hg.): *David's Witz-Schleuder. Jüdisch-politisches Cabaret. 50 Jahre Kleinkunstbühnen in Wien, Berlin, London, New York, Warschau und Tel Aviv*. Darmstadt: Darmstädter Blätter 1982.
- VOGT, Stefan: *Subalterne Positionierungen. Der deutsche Zionismus im Feld des Nationalismus in Deutschland 1890–1933*. Göttingen: Wallstein 2016.
- VOLKOV, Shulamit: *Das jüdische Projekt der Moderne*. München: Beck 2001.
- WASSERSTEIN, Bernard: *The British in Palestine. The Mandatory Government and the Arab-Jewish Conflict 1917–1929*. London: The Society 1978.
- WEINBAUM, Laurence: *A Marriage of Convenience. The New Zionist Organization and the Polish Government 1936–1939*. New York: Cambridge UP 1993.
- WEINZIERL, Erika/Otto KULKA (Hgg.): *Vertreibung und Neubeginn. Israelische Bürger österreichischer Herkunft*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1992.
- WEISL, Charlotte von: *Die Geschichte meiner Familie* (1932, digitalisiertes Typoskript im Grazer Weisl-Archiv).
- WEISL, Ernst Franz von: *Die ostafrikanische Besiedelungsfrage*. In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 4. September 1903.

- WEISL, Ernst Franz von: *Erweckung eines Volkes*. In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 10. Februar 1904.
- WEISL, Niva von: »*Ich habe gezielt. Gott hat getroffen.*« In: Die Presse (Wien), 11. Juni 2009.
- WEISL, Niva von: *In den Falten der Geschichte* [hebr.]. In: Mitteilungsblatt der Association of Israelis of Central European Origin (Tel Aviv) 2014.
- WEISL, Wolfgang von: *Österreichs Interessen in Syrien und Palästina*. In: Kolonialzeitung. Offizielles Organ der Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft (Wien) 10 (1913), Nr. 18 (15. September).
- WEISL, Wolfgang von: *Unsere Auswanderung und die Wehrmacht*. In: Kolonialzeitung. Offizielles Organ der Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft (Wien) 14 (1917), Nr. 1/2 (27. Februar).
- WEISL, Wolfgang von: *Erlöser. Ein ernstes Spiel von letzten Dingen in zwei Teilen*. Wien: Girschner 1919.
- WEISL, Wolfgang von: *Der Kampf um das Heilige Land. Palästina von heute*. Berlin: Ullstein 1925.
- WEISL, Wolfgang von: *Karl May im Orient*. In: Karl-May-Jahrbuch (Radebeul) 10 (1927), S. 114.
- WEISL, Wolfgang von: *Germany's Maiden of Miracles*. In: The Living Age (New York), Nr. 333, 1. Oktober 1927, S. 625–630.
- WEISL, Wolfgang von: *Zwischen Religion und Krankheit. Das Problem der stigmatisierten Jungfrau Therese Neumann von Konnersreuth*. Wien: Braumüller 1928 (= Veröffentlichungen des Wiener Religionspsychologischen Forschungsinstituts. Heft 4), S. 1–50.
- WEISL, Wolfgang von: *Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer. Fahrten und Abenteuer in Westarabien*. Leipzig: Brockhaus 1928.
- WEISL, Wolfgang von: *Karl May und der Islam*. In: Karl-May-Jahrbuch (Radebeul) 12 (1929), S. 284.
- WEISL, Wolfgang von: *De Vriendt kehrt heim ...* In: Medina Iwrit (Wien, Prag) 1 (1932), Nr. 1 (Mai), S. 2.
- WEISL, Wolfgang von: *עִיבֹלֵיב בְּרַק* [Die Schlacht am Gilboa]. *Vom Deutschen ins Hebräische übersetzt von Joshua Yevin*. In: HaYarden (Jerusalem), 24. April bis 18. Juni 1934; *Er macht sich Sorgen um die Juden*. In: Medina Iwrit (Prag) 5 (1938), Nr. 23–48 (10. Juni bis 30. Dezember), 6 (1939), Nr. 1–10 (6. Januar bis 10. März).
- WEISL, Wolfgang von: *Zur Evakuationspolitik*. In: Jüdische Revue (Prag) 2 (1937), Nr. 6 (Juni), S. 375 f.
- WEISL, Wolfgang von: *Palästina und die jüdische Einwanderung*. In: Der Christliche Ständestaat. Österreichische Wochenhefte (Wien), 18. Juli 1937, S. 661–663, 1. August 1937, S. 710–712; *Katholizismus und jüdische Einwanderung im Heiligen Land*. In: ebda, 15. August 1937, S. 764 f.
- WEISL, Wolfgang von/Yerahmi'el Yirnik (Hgg.): *Umah u-moledet. Miṣḥar ha-sipur al ge'urah ve-ahavat moledet* [Nation und Heimat. Eine Auswahl von Geschichten über Heroismus und Heimatliebe]. Tel Aviv: Hazon 1946.
- WEISL, Wolfgang von: *Tish'im-u-Shenayim Yeme Ma'atsar va-Tsom. Yoman Asir-Tsiyon* [92 Tage Haft und Fasten. Tagebuch eines Gefangenen von Zion]. Tel Aviv: N. Tverski 1946/47.
- WEISL, Wolfgang von: *ha-Islam ve-Angliyah* [Der Islam und England]. Tel Aviv: Mozes 1950.
- WEISL, Wolfgang von: *Revisionismus in Österreich* (1963, digitalisiertes Typoskript im Grazer Weisl-Archiv).

- WEISL, Wolfgang von: *Die Juden in der Armee Österreich-Ungarns. Illegale Transporte. Skizze zu einer Autobiographie*. Tel Aviv: Olamenu 1971.
- WEISL, Wolfgang von: *Theologie des Zionismus und Antizionismus*. In: Emuna. Horizonte zur Diskussion über Israel und das Judentum (Frankfurt/M.) 8 (1973), S. 164–181.
- WOLFFSOHN, Michael: *Politik in Israel. Entwicklung und Struktur des politischen Systems* [1983]. Wiesbaden: Springer 2013.
- YORK-STEINER, Heinrich: *Der Talmudbauer. Unterwegs*. Berlin: Jüdischer Verlag 1904.
- ZAKIM, Eric Stephen: *To Build and to be Built. Landscape, Literature, and the Construction of Zionist Identity*. Philadelphia: UPP 2006.
- ZUCKERMANN, Hugo: *Gedichte*. Wien, Berlin: Löwit 1917.
- ZWEIG, Arnold: *De Vriendt kebrt heim. Roman* [1932]. Berlin: Aufbau 1996 (A. Z.: Berliner Ausgabe. Hg. von Frank Hörnigk in Zusammenarbeit mit Julia Bernhard. Bd. I/4).
- ZWEIG, Stefan: *Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten*. Wien, Leipzig, Zürich: Reichner 1937.
- ZWEIG, Stefan: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers* [1942]. 42. Auflage. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch 2016.
- ZWEIG, Stefan: *Briefe 1914–1919*. Hg. von Knut Beck, Jeffrey B. Berlin und Natascha Weschenbach-Feggeler. Frankfurt/M.: S. Fischer 1998.

5. Abbildungsverzeichnis

Die Abbildungen hat Niva von Weisl dankenswerterweise aus ihrem Familienarchiv zur Verfügung gestellt.

- Abb. 1: Petition hebräischer Schriftsteller an WvW zur Aufgabe seines Hungerstreiks (1946)
- Abb. 2: Porträt WvWs von Ludwig Blum (1956)
- Abb. 3: WvW durch arabischen Dolchstoß verwundet, Hadassah-Spital, Jerusalem (1929)
- Abb. 4: WvW mit Wladimir Zeev Jabotinsky, Alexandria (1932)
- Abb. 5: WvW in Dschidda (1926)
- Abb. 6: WvW mit Joseph Shofman, Latrun (1946)
- Abb. 7: WvW im Hungerstreik,ritisches Regierungsspital, Jerusalem (1946)
- Abb. 8: WvW als Artilleriekommandant im Befreiungskrieg (1948)
- Abb. 9: WvW, 70. Geburtstag (1966)

6. Personenregister

- | | |
|--|----------------------------|
| Abdallah ibn al-Hussain I. 61 f., 93, 245, 252–254,
257–260, 289, 291 f., 294 f., 319, 325, 350, 362,
372, 426, 538, 543 | Abdulmejid II. 275 f., 352 |
| Abdul Hamid II. 253, 255, 330, 543 | Adenauer, Konrad 109, 270 |
| | Adler, Friedrich 201 |
| | Adler, Victor 139, 201 |

- Agron, Gershon 43, 288, 538, 543
 Agulnik, Ferdinand (Shraga Ogen) 438, 446, 473, 490, 492 f., 544
 Ahimeir (Gaissinowitsch), Abba 52
 Aldington, Richard 363
 Al-Husseini, Mohammad Amin 109, 488, 527, 544
 Al-Idrisi, Muhammad ibn 341, 343, 346, 544
 Alexander der Große 95, 280, 408
 Allenby, Edmund 45, 61, 252, 282, 290, 298, 457, 536, 538, 544, 562
 Altman, Aryeh 431, 461, 544
 Amerling, Friedrich von 78, 167, 535
 Ami, Ben 504
 Apfel, Alfred 381, 544
 Apfel, Alice 381, 544
 Arens, Moshe 532
 Aristoteles 103 f., 314, 478
 Arlosoroff, Chaim 216 f., 502, 544
 Aschner, Bernhard 211 f., 536, 544
 Atatürk, Mustafa Kemal Pascha 172, 275–279, 352, 463, 552
 Atrasch, Pascha 63 f., 303–311, 539, 544
 Attlee, Clement 100, 399, 421, 453, 463, 466, 473, 544
 Avnery, Uri 107

 Bachrach, Robert 187, 544
 Bader, Yohanan 504, 514, 544
 Balfour, Arthur James 45 f., 60 f., 181, 245, 255 f., 259, 282–286, 309, 391, 466, 536–538, 544, 556, 558, 563
 Bar Kochba (Bar Kosiba), Simon 8, 35, 81, 86 f., 120 f., 247, 544 f., 563
 Barker, Evelyn Hugh 419, 463, 545
 Barlew, Chaim 20, 135, 545
 Becker, Josef 406, 418 f., 424, 432, 460, 472 f., 486 f., 490, 492 f.
 Begin, Menachem 21, 41, 44, 51, 102, 108–110, 175, 438, 564, 567
 Beham, Arye 43, 260 f., 538, 545
 Beilis, Menachem Mendel 422, 545
 Ben-Aharon, Yitzhak 98, 403, 415, 427, 442, 446, 545
 Benatzky, Ralph 78, 193
 Ben-Avi, Itamar 52

 Ben-Chorin, Schalom 77, 134, 545
 Ben-Gurion, David 54, 94, 102, 109, 214–216, 219, 365, 503, 543, 545, 552, 566 f., 569, 571
 Ben-Jehuda, Elieser 40, 52, 231 f., 261, 537, 545
 Ben-Nathan, Asher 20, 133, 545
 Bergmann, Hugo 40, 69 f., 229, 233, 247, 537, 545 f.
 Berkowitz, Michael 546, 158
 Bernfeld, Siegfried 174, 546
 Bernhard, Georg 64, 268–270, 304, 379–381, 546
 Bernstein, Eduard 139
 Bernstein-Cohen, Miriam 298, 539, 546
 Beth, Karl 33, 91 f., 200, 245, 546, 560
 Bevin, Ernest 100, 421, 453, 463, 466, 473, 524, 546
 Bey, Essad (Lew Abramowitsch Nussimbaum) 58, 546, 576, 580
 Bialik, Chaim Nachman 284, 314, 546, 553
 Bielohlawek, Hermann 29, 171
 Bismarck, Otto von 95, 114
 Bistrizky, Nathan 40 f., 231, 537, 546
 Blau, Sigmund 268, 546
 Bloch, Joseph Samuel 160
 Blum (geb. Meyer), Clemy 24, 233 f., 265, 288, 483 f., 537
 Blum, Ludwig 24, 27, 62, 79, 137, 233, 244, 265, 288–297, 483 f., 539 f., 546
 Bodenheimer, Max Isidor 159, 546
 Bodenstedt, Friedrich von 76, 184
 Böhm, Adolf 217, 546
 Böhm, Erich 130, 546
 Bonar Law, Andrew 278, 546
 Borak, Jonas 210, 547
 Brenner, Josef Chaim 432, 537, 547, 566
 Breuer, Isaac 47, 99
 Briand, Aristide 64, 304, 547
 Brod, Max 61, 69, 170, 247, 545
 Bromfield, Louis 516, 547
 Buber, Martin 60 f., 69 f., 72 f., 104, 174, 545–547
 Büdinger, Konrad 33 f., 242–244, 251, 265, 384, 536, 538, 547
 Burnham, James 123

 Carbillet, Gabriel Marie Victor 303 f., 307, 309, 547

- Casanova, Giacomo 114
 Chajes, Zwi Perez 33, 202, 536, 547
 Chamberlain, Joseph Austen 62, 291 f., 547
 Chamberlain, Neville 524, 547
 Churchill, Winston 103, 114, 126, 215, 236, 245, 461, 471, 473, 537, 547
 Chvostek, Franz 208, 261, 535, 547
 Clausewitz, Carl von 188 f.
 Coolidge, John Calvin 282, 547

 Dante Alighieri 76, 263
 Danziger, Felix 121, 547
 Dayan, Moshe 24, 123, 252, 547, 562
 Degasperi, Ernst 529 f.
 Depui, Laurent (Ibrahim Sherif) 326, 362 f., 547
 Diamant, Paul 21, 217, 250, 538, 547
 Diner, Dan 58, 276
 Dollfuß, Engelbert 538, 540
 Dostojewski, Fjodor Michailowitsch 76, 100, 261, 459 f.
 Dreyfus, Alfred 422, 547
 Drummond-Hay, Grace 382, 548
 Dschemal Pascha el-Ghazzi 346–356, 363

 Edison, Thomas Alva 140
 Ehrlich, Leopold 77, 133, 548
 Einstein, Albert 380 f., 548
 Eisenklamm, Dorian 137, 251, 548
 Elbau, Julius 152, 548
 Elitzur, Jehuda 366, 548
 Elkind, Menachem 44 f., 267, 548, 557
 Enver Pascha 346, 351, 548
 Eschkol, Levi 110

 Faisal, König von Irak und Syrien 294, 302, 308, 548, 557
 Faisal ibn Abd al-Aziz, König von Saudi-Arabien 327, 329, 363, 548
 Fallada, Hans 76, 410 f.
 Fast, Abraham 373 f., 548
 Fellingner, Franz 364 f., 548
 Finkelstein, Zygmunt Föbus 25
 Fischmann (Maimon), Jehuda Leib 98, 389 f., 407, 409, 412 f., 416, 429–432, 434 f., 548
 Fleischmann, Carl 187, 223, 548

 Fochler, Karl 78, 248
 Fodor, Andor 284, 548
 Franz Ferdinand, österreichischer Thronfolger 176, 535
 Franz Joseph I., Kaiser von Österreich 162, 176, 178, 270, 535 f.
 Freud, Sigmund 37, 211 f., 546, 557
 Fuad I., König von Ägypten 276, 367, 374, 548
 Fuad el Khatib Bey 253 f., 258, 548
 Fuchs, Ernst 210, 535, 548

 Gandhi („Mahatma“) 11, 103–105, 327, 389, 477 f., 489, 496, 504, 548 f.
 Gärtner, Gustav 163, 549
 Geddes, Patrick 46, 283, 538
 Geller, Alexander 122, 226, 249, 549
 Georges-Picot, François 294, 559
 Gerson, Max 211, 240, 493 f., 540, 549
 Gersuny, Otto 549
 Gersuny, Robert 37, 173, 549
 Gide, André 46, 283, 538
 Glückel von Hameln (Glükl bas Judah Leib) 71, 114 f.
 Goebbels, Joseph 213 f.
 Gold, Hugo 8 f., 11
 Gold, Moshe 97, 106, 406–408, 410, 416, 418, 420, 427–429, 435, 437, 439, 448, 451, 463, 471, 496, 523, 526 f., 549
 Glasenapp, Helmuth von 381, 549
 Goethe, Johann Wolfgang 71, 76, 90, 113, 134, 138, 144 f., 152, 176 f., 214, 251, 270, 369
 Goldmann, Nahum 94, 214, 451 f., 549
 Goldstein, Ephraim (Ephraim Di-Zahav) 461, 549
 Gordon, Aharon David 425, 432, 549
 Grabski, Wladyslaw Dominik 281 f., 286, 549
 Graubart, Siegfried 21, 217, 549
 Greenberg (Grünberg), Uri Zvi 52, 120, 549
 Grillparzer, Franz 76, 148 f.
 Grishina, Evgenia 59 f., 70
 Grollegg-Edler, Charlotte 14, 533
 Gronemann, Sammy 76 f., 500, 549 f.,
 Grossmann, Meir 56, 125, 215, 506, 550, 553
 Gruber, Patrizia 14, 533
 Grünbaum, Jitzhak 98 f., 106, 389 f., 407, 409, 419,

- 427, 439, 441, 445, 451, 460, 463, 492, 496, 523, 526, 542, 550
 Grüner, Dov Bela 497–501, 508 f., 513, 526, 542, 550
- Haan, Jacob Israël de 41, 61, 281, 550, 561
 Hacothen, David 98, 106, 409, 422 f., 427, 431 f., 445, 447, 460, 469 f., 474, 489–492, 496, 513, 523, 527, 542, 550
 Hahn, Otto 21, 43, 60, 206, 252, 262 f., 538, 550
 Halm, Friedrich 120 f.
 Halperin (Harel), Isser 98, 423, 427, 432, 435, 442–445, 458, 460, 470, 472, 550
 Hannibal 95, 352, 397, 408, 564
 Harris, Frank 114
 Hauff, Wilhelm 76, 113
 Hecht, Ben 516, 550
 Heine, Heinrich 19, 62 f., 69, 77, 93, 219 f., 298, 391
 Herschel (verh. Singer), Charlotte 149
 Herwegh, Georg 76, 153
 Herzfeld, Avraham 43, 261, 538, 550
 Herzl, Julia 156
 Herzl, Theodor 10, 20, 22, 30 f., 35–37, 40, 49 f., 52, 55 f., 73, 76–79, 86 f., 93 f., 99, 110, 117, 125, 128, 139, 154–159, 172, 174, 177, 199, 206, 213, 236, 249, 255 f., 268, 284, 286, 393, 432, 440, 448, 495, 516, 519, 535, 546, 548, 550, 552, 554, 556, 558, 560 f., 568, 575
 Herzog, Isaak HaLevy 413, 461, 550
 Hirsch, Samson ben Raphael 232, 550 f.
 Hirschfeld, Magnus 88, 130 f., 551
 Hitler, Adolf 18, 42, 48, 54–56, 76, 95 f., 101 f., 115 f., 125, 133 f., 153 f., 161, 171, 173, 207, 214–216, 218, 223, 235 f., 243, 251, 273, 276, 364, 371, 375, 384 f., 395 f., 453 f., 464, 466, 468 f., 473, 484 f., 493 f., 524, 527, 540 f., 560
 Hoffmann, Jakob 137
 Höflich, Eugen 21, 369, 551
 Hofmann, Robert 367–369, 551
 Hofmannsthal, Hugo von 28 f., 170
 Höllriegel, Arnold 77, 284
 Honig, Erwin 275, 381, 551
 Hope-Simpson, John 124, 376, 378, 540, 551
 Horaz 78, 145, 248
- Hötzendorff, Franz Conrad von 114
 Hoz, Dov 542, 551, 565
 Humperdinck, Engelbert 78, 184
 Hussein ibn Ali 60–62, 93, 251–260, 275 f., 288–297, 300, 325, 327 f., 349, 356, 363, 538 f., 543 f., 548, 551, 553, 555
- Ibn Saud, König von Saudi-Arabien 62, 65 f., 93, 123, 254–256, 276, 288, 292, 294, 311, 318–333, 336, 346–359, 362 f., 539, 551, 555, 567
 Inönü, Ismet Pascha 277–279, 463 f., 538, 551
- Jabotinsky (geb. Halpern), Hanna Markovna 105, 508
 Jabotinsky, Wladimir Zeev 7, 21 f., 25, 33, 39 f., 42, 47–57, 60 f., 81, 87, 94–96, 99 f., 106, 110 f., 119, 123–126, 150, 181, 213–219, 232, 245–249, 272, 298 f., 314, 372 f., 390, 398, 408, 425, 432 f., 438, 442, 448, 450–453, 464, 466, 471, 517, 531, 537–541, 543 f., 546, 549–552, 554 f., 558 f., 561, 563, 565, 567 f., 571, 574 f.
 Jacobs, Ed(o)uard 95, 211, 387, 541, 551
 Jaffe, Katriel 102, 483, 542, 552, 563
 Jahn, Friedrich Ludwig 75, 155, 196
 Jouvenel, Henry de 304, 311, 314 f., 552
 Judas Makkabäus („Hammer“) 86, 117, 120, 160, 213, 552
 Junitschmann (Unichman), Schimschon 465 f., 552
- Kafka, Franz 8, 69, 170, 545
 Kaiser, Wolf 59
 Kálmán, Emmerich 78, 342
 Kant, Immanuel 27, 501
 Karl I., Kaiser von Österreich 200–204, 536
 Keller, Gottfried 26, 76, 169
 Keller, Werner 365 f.
 Kisch, Egon Erwin 77, 284 f.
 Klaber, Isidor 21, 180, 552
 Knickerbocker, Hubert Renfro 476 f., 552
 Koestler, Arthur 58, 67, 73, 77, 89, 123, 138 f., 151, 235, 247 f., 314–317, 364, 366–369, 375, 506, 531, 537, 539, 552
 Kohn, Hans 49 f., 69, 247
 Kollek, Teddy 20 f., 261 f., 552
 Koltschak, Alexander Wassiljewitsch 226, 552

- Konstantin I., König der Hellenen 276, 464, 552
 Kramar, Karl 200
 Kraus, Karl 29, 31, 34 f., 51, 71, 77 f., 84 f., 119–121, 171, 249, 274,
 Kreisky, Bruno 43, 148
 Kremenetzky, Johann 284, 552
 Kronawetter, Ferdinand 154
 Kuk (Kook), Abraham Isaac 41, 45 f., 229 f., 283, 312 f., 537 f., 552
 Kulischer, Alexander 425, 552 f.
 Kumar, Victoria 14, 57, 533
 Kürnberger, Ferdinand 35, 268
 Kuttin, Steffi 21, 174, 553

 Lamm, Josef Michael 22, 553
 Landau, Jacob 172, 174, 180 f., 552 f.
 Lansing, Robert 245, 553
 Laval, Pierre 524, 553
 Lawrence, Thomas Edward („Lawrence von Arabien“) 58 f., 71, 137, 257, 259, 290 f., 296, 313 f., 341, 362 f., 523, 532, 540, 553
 Lazarowicz, Severin 386, 553
 Lehár, Franz 78, 272
 Levin, Jitzhak-Meir 413 f., 496, 499
 Levin, Schemarjahu 214, 553
 Levontin, Meshulam 514 f., 517, 521, 553
 Lieme, Nehemia de 234, 236, 553
 Lloyd George, David 278, 553
 Löhner (Löwy), Fritz („Beda“) 82, 154–156, 166, 268, 505, 553
 Lorenz, Barbara 14, 529–533
 Ludendorff, Erich 114
 Lueger, Karl 27, 161
 Lurie, Zvi 449, 451, 514 f., 517
 Lutfallah, Michel 254–258
 Luxemburg, Rosa 139

 MacDonald, James Ramsay 471, 541, 553
 MacMahon, Arthur Henry 292 f., 553
 Magnes, Judah Leon 43, 61, 262, 538, 553 f.
 Magnus, Max 369, 381
 Mandl, Felix 21, 505, 554
 Marx, Karl 139, 145, 170, 175, 206, 536, 571
 Masaryk, Thomás Garrigue 177, 181, 242
 May, Karl 58, 66, 71, 259

 Mehmed VI. Vahideddin 275, 554
 Meir, Golda 43, 531
 Menzel, Rudolf 21, 554
 Menzel, Rudolfine 21, 173, 554
 Meridor, Yaakov 449, 554
 Mesmer, Franz Anton 214
 Meyrink, Gustav 76, 128
 Michlup, Marie (geb. Singer) 143, 145, 147, 149, 152 f., 530
 Michlup, Simon 143, 152 f.
 Mohammed, Prophet 292, 318, 337, 348 f., 352, 354, 566, 573, 575, 115
 Montesquieu 76, 85, 381
 Montgomery, Bernard 398, 541, 554 f.
 Morgenthau, Henry 376, 554
 Mozart, Wolfgang Amadeus 214, 223
 Muckermann, Friedrich 214
 Müller-Cohen, Anitta 21 f., 554
 Münchhausen, Börries Freiherr von 76 f., 117, 500, 550
 Mussolini, Benito 51–55, 96, 311, 318, 331–335, 351, 387, 400, 541

 Napoleon Bonaparte 52, 95, 113, 141, 188, 290, 408, 444, 463
 Nestroy, Johann 85, 399 f.
 Neumann, Therese („Resl. von Konnersreuth“) 19, 51, 90–93, 105, 477–482, 518, 539 f., 554
 Nordau, Max (Maximilian Simon Südfeld) 10, 35, 37 f., 40, 73, 77 f., 87, 156 f., 172, 174, 180, 249, 268, 432, 554

 Ostwald, Wilhelm 170

 Paamoni, Joseph 106, 514, 517, 523, 554
 Paassen, Pierre van 395, 554
 Painlévé, Paul 240, 310 f.
 Perl, Willy 57
 Perutz, Hans 57
 Petljura, Symon Wassyljowytsch 225, 554
 Petrie, William Matthew Flinders 365, 554
 Philby, Harry St John Bridger 325, 328, 362, 555
 Pick, Alois 185 f., 555
 Pick, Gustav 78, 198
 Piron, Mordechai 20, 133, 555

- Pirquet, Clemens Peter Freiherr von 209 f., 535, 555
- Pope, Alexander 76, 118 f.
- Popper-Singer, Franziska (Fanny) 239, 385, 530
- Pötzl, Otto 122, 211, 536, 555
- Rabinowicz, Oskar Kwasnik 22, 113 f., 555
- Rappard, William 46, 283, 374 f., 538
- Rauchwerger, Shimshon („Puttel“) 39, 246–248, 555
- Recanati (Racanti), Avraham 225, 299, 555
- Rechnitzer, Hugo 22–24, 555
- Redlich, Alexander 152, 250 f., 269 f., 272, 338, 538
- Remez, David 84, 98, 106, 389, 407, 409, 417, 421, 423, 425, 427, 441, 443, 445, 447, 460, 463, 476 f., 489, 496, 523, 527, 542, 555
- Renan, Ernest 481
- Rihani, Ameen 325, 555
- Rilke, Rainer Maria 170
- Rokach, Israel 445, 460, 523, 555
- Rolland, Romain 76, 500
- Rommel, Erwin 394 f., 541, 554 f.
- Röntgen, Wilhelm Conrad 140
- Roosevelt, Franklin D. 126, 461, 467
- Rosenberg, Abraham 476
- Rosenberg, Moshe 449
- Rosenblüth, Felix 431, 555 f.
- Rosenzweig, Franz 174, 547
- Rosner, Rudolf 21, 174, 556
- Roth, Joseph 51, 56
- Rothschild, Edmond James de 216, 375, 556, 570
- Rovina, Hanna 100, 440–442, 448, 451, 556
- Rückert, Friedrich 76, 81, 84, 238
- Ruppin, Arthur 69, 88, 375–378, 556, 564
- Ruthenberg, Pinchas 54, 362, 556
- Sadat, Anvar as 175, 545
- Sade, Donatien Alphonse François Marquis de 95 f., 541
- Salten, Felix 35, 37, 68–71, 268
- Samuel, Herbert Louis 45, 256, 283, 362, 370, 538, 556
- Sardou, Victorien 76, 495
- Sarrail, Maurice 64, 304, 311, 326, 556
- Sayid Ahmed ben Idrisi 347, 556
- Sayid Mirghani 354 f., 359, 556
- Schachewitsch (Shachevitz), Jakob 79, 159 f., 226, 316 f., 370, 530, 532, 561
- Schalek, Alice 35, 268
- Schalit, Isidor 22, 516 f., 556
- Schasar, Salman (Schneieur Salman Rubaschow) 506, 556
- Schattner (Shatter), Mordechai 99, 106, 423, 437 f., 445 f., 451, 460, 469, 496, 527, 542, 556
- Schenkendorf, Max von 76, 475
- Schertok (Scharet), Mosche 73, 97 f., 106, 109, 389–401, 407, 409, 414, 423, 425, 427, 429, 431 f., 440–442, 445, 460, 465, 469 f., 488–490, 496, 503, 512, 523, 526, 542, 556
- Schick, Otto 21, 174, 556
- Schilder, Paul Ferdinand 211–213, 535, 556 f.
- Schiller, Friedrich 20, 76, 133, 144, 166, 179, 316, 320, 324, 336, 472
- Schlesinger, Edmund 31, 176, 557
- Schlesinger, Richard 31, 177, 557
- Schnitzler, Arthur 25, 28–30, 170
- Schochat, Israel 43 f., 262 f., 538, 557
- Schochat, Manja 43, 262 f., 266, 538, 577
- Schönerer, Georg Ritter von 153, 547
- Schwager, Karl 21, 174, 206, 228, 557
- Schwager, Paula 21, 206, 557
- Schwarz, Max 233 f.
- Schwarz-Hiller, Rudolf 188, 557
- Segal, Zvi Hermann 97, 449, 451, 557
- Seipel, Ignaz 42, 250 f., 538
- Seligman, Max 439, 465, 557
- Seneca 78, 138
- Senussi, Sidi Ahmed asch-Sharif („Groß-Senussi“) 66, 346–353, 358, 539, 557
- Sereni, Enzo 400, 466, 541, 557, 572
- Shahbandar, Abd al-Rahman 308 f., 557
- Shakespeare, William 76, 144, 249 f., 425, 444, 507
- Shavit, Yaacov 51, 54
- Shaw, John Valentine Wistar 450, 557
- Shingarevsky (Shinkaravsky), David Adiri 98, 106, 409, 427, 435, 442, 460, 523, 527, 542, 558
- Shofman, Joseph 97, 106, 406–408, 410, 413 f., 416–421, 427, 429, 431 f., 435, 437, 440, 442–445, 448, 451, 460, 463–465, 470, 486, 490, 496, 523, 527, 542, 557

- Singer, Paul 21, 174
 Skulski, Shlomo 449, 461, 490, 522, 558
 Slonim, Elieser Dan 41, 233, 537, 558
 Sneh, Mosche 402, 419, 558
 Sokolow, Nahum 52, 124, 245, 537-540, 558
 Soloweitschik, Max 271, 558
 Sonnenfeld, Joseph Chaim 41, 229, 537, 550, 558
 Spitzer, Daniel 35, 268
 Stanley, Henry Morton 61
 Staraselski, Albert 150, 558
 Steed, Henry Wickham 314, 558
 Stern, Avraham 52, 411, 430, 444, 468, 471, 541, 558, 569
 Stinde, Julius 76, 143
 Stoecker, Adolf 152
 Stolz, Robert 78, 186
 Storrs, Ronald 46, 80, 230, 266, 284, 313 f., 368, 539, 558
 Strauß, Johann 78, 118, 126
 Stricker, Robert 33 f., 55, 207, 249, 536, 549, 558
 Strindberg, August 76, 127
 Struck, Hermann 165, 373, 441, 558 f.
 Stürgkh, Karl Graf 201
 Süleyman I. (Soliman, „der Prächtige“) 80, 588
 Suttner, Arthur Gundaccar von 157
 Suttner, Bertha von 157
 Sykes, Mark 294, 559
 Szold, Henrietta 102, 465 f., 542, 559, 562
- Tandler, Julius 208, 535, 559
 Tartakower, Aryeh 219, 559
 Ticho, Abraham 21, 224, 230, 559
 Ticho, Anna 21, 224, 559
 Tietze, Hans Karl 183, 559
 Toller, Ernst 34, 249, 559
 Tolstoi, Leo 76, 468
 Trietsch, Davis 36, 559
 Truman, Harry S. 466, 559
 Trumpeldor, Joseph 8, 63, 81, 86 f., 123, 209, 432, 467, 537, 553, 559, 563, 568
- Ullstein, Hermann 150
 Unger, Käthe 21, 206
 Ussishkin, Avraham Menachem Mendel 41, 84, 234-237, 537, 559
- Uziel, Ben-Zion Meir Hai 413, 461, 476, 496, 559
- Verdi, Giuseppe 166, 441
- Wagner-Jauregg, Julius 211, 556, 559
 Wallach, Moritz (Mosche) 41, 232 f., 537, 539
 Waschitz, Ephraim 298, 539, 559
 Wassilko von Serecki, Zoe 90, 134-136, 559 f.
 Wauchope, Arthur Grenfell 395-397, 560
 Webb (Passfield), Sidney James 124, 540, 560
 Weber, Koloman 240 f., 560
 Wedgwood, Josiah C. 432, 560
 Weil, Robert („Homunkulus“) 166 f., 560
 Weinshall, Abraham 49 f., 299, 316, 539, 560
 Weinshall, Jacob 44, 49 f., 267, 298 f., 517, 539, 560
 Weisl (geb. Schalek), Amalie (Amalia) 140, 153
 Weisl, Amarel 19, 543, 560
 Weisl, Charlotte 7, 9, 12, 20, 29, 33-37, 71, 79, 95, 115, 118, 120, 139 f., 143-149, 152, 154, 156 f., 160, 162-165, 175-188, 193, 200, 204-206, 224, 249, 251, 268, 272 f., 369-371, 378 f., 382, 385-387, 530, 535, 541, 560
 Weisl, Dan 19, 110, 133, 144 f., 180, 384, 387, 390, 393, 503 f., 507, 511-513, 533, 540
 Weisl, Elda (Aldeah) 19, 384, 387, 511, 533, 540, 560
 Weisl, Eliana 19, 387, 393, 511, 541, 560
 Weisl, Ernst Franz 20, 29, 33-37, 79, 120, 128, 139-152, 154, 156-158, 160, 162-166, 175-188, 193, 200-209, 215, 219, 223, 245, 249, 251, 272 f., 369-371, 378 f., 382, 409, 433, 516 f., 529 f., 535 f., 539 f., 549, 560
 Weisl, Georg Martin 130, 134, 145, 160, 162 f., 180, 193, 200, 203, 205, 245, 535, 560
 Weisl, Hugo 142, 153
 Weisl, Marianne (verh. Beth) 26 f., 33, 130, 144 f., 151, 158, 160 f., 165, 200, 245, 251, 366, 535, 541, 546, 560
 Weisl, Niva 14, 529-533
 Weisl (geb. Zuckermann), Noemi 18, 68, 79, 95, 107, 110, 137, 159, 225 f., 239, 248, 273, 316-318, 363, 370, 372-374, 377-387, 430, 465 f., 483 f., 491, 495, 503-506, 511-514, 525, 529-533, 539, 560 f.
 Weisl, Wolf 32 f., 140-142, 151, 179 f., 560

- Weißenberg, Joseph 92–94, 520, 560
 Weitz, Yosef 41, 230, 537, 560
 Weizmann, Chaim 40, 45–47, 52, 56, 63, 73, 94, 99, 111, 113 f., 124, 150, 214, 234, 245 f., 248, 282 f., 285–287, 300, 314, 363, 430–432, 452, 462, 471, 536 f., 538, 540, 546, 548 f., 551 f., 555, 560, 571
 Weltsch, Felix 69, 545
 Weltsch, Robert 49 f., 69, 247
 Wood, Edward (Earl of Halifax) 466, 560
 Wrede, Alfred Carl Fürst von 157, 165 f., 560
- Yahya, Muhammad Hamid ad-Din, König von Jemen 65 f., 243, 318, 326, 330–333, 337, 343, 348, 354, 539, 560
 Yevin, Joshua 52
 York-Steiner, Heinrich 77, 79, 159, 370, 530, 560 f.
 Yosef, Dov Bernard 98, 389, 422, 427, 432, 488 f., 561
- Yussuf Yassin 326, 329, 331
- Zaghlul Pascha, Sad ibn Ibrahim 67, 364, 367 f., 539, 561, 574
 Zaki, Ahmed Pascha 325 f., 330 f., 337, 561
 Zehavi, David 441, 561
 Ziff, William Bernard 516, 561
 Zollschan, Ignaz 37, 87, 249, 537, 561
 Zondek, Samuel 428, 561
 Zschokke, Heinrich 76, 345
 Zuckerkandl, Otto 187, 242, 536, 561
 Zuckermann, Benjamin 370, 372 f., 541
 Zuckermann, Dora 226, 316, 386 f.
 Zuckermann, Hugo 71, 77, 117, 561
 Zuckermann (verh. Schachewitz), Rosa 159, 225, 372, 530, 561
 Zweig, Arnold 59, 77, 550, 558 f., 561
 Zweig, Stefan 11, 28–30, 72 f., 273–275, 561

WAS BEDEUTET JÜDISCHES LEBEN IM EUROPA DER ZUKUNFT?



Oskar Deutsch (Hg.)

Die Zukunft Europas und das Judentum

Impulse zu einem gesellschaftlichen Diskurs

2017. 193 Seiten, 1 s/w- und 3 farb. Abb., 1 s/w- und 3 farb. Illustr., gebunden
€ 24,00 D | € 25,00 A
ISBN 978-3-205-20531-9

Die Geschichte der Juden in Europa ist gekennzeichnet von deren Bemühungen um Gleichberechtigung, von Restriktion und antisemitischer Gewalt, die letztlich in der Shoah mündete. Heute, am Beginn des 21. Jahrhunderts, blicken viele Juden in Europa angesichts wachsender Terrorgefahr und steigendem Antisemitismus wieder skeptisch in die Zukunft. Das vorliegende Buch ist ein Versuch, die Vision Theodor Herzls aufzugreifen und angesichts des gesellschaftlichen Umbruchs in Europa einen Blick in die Zukunft zu tun. Was bedeutet jüdisches Leben im Europa der Zukunft? Welche Auswirkungen haben Migration und Wandel der religiösen Verhältnisse in Europa? Müssen Juden heute in Europa wieder auf »gepacktem Koffer sitzen«? Namhafte Persönlichkeiten haben dazu ihre Gedanken, Analysen und Perspektiven beigesteuert: Shlomo Avineri, Wolfgang Benz, Rabbiner Schlomo Hofmeister und Imam Ramazan Demir, Charlotte Knobloch, Bundesminister Sebastian Kurz, Botschafter Ronald S. Lauder, Karl Fürst Schwarzenberg, Bassam Tibi, Ingo Zechner und andere.



Vandenhoeck & Ruprecht Verlage

www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

EIN JÜDISCHER VORDENKER DER SOZIALEN MARKTWIRTSCHAFT



Claudia Willms

Franz Oppenheimer (1864–1943)

Liberaler Sozialist, Zionist, Utopist

2018. 335 Seiten, 20 s/w-Abb., gebunden

Print: € 45,00 D | € 47,00 A

E-Book: € 37,99 D | € 39,10 A

ISBN 978-3-412-51140-1

.....
Reihe Jüdische Moderne – Band 19

Das Buch beschäftigt sich mit der deutsch-jüdischen Identitätskonstruktion der schillernden Figur Franz Oppenheimer. Mit der dichten biographischen Darstellung gelingt der Autorin eine Würdigung sowohl des eigensinnigen Theoriewerks als auch des öffentlichen Beitrags, den Oppenheimer sowohl für die deutsche Gesellschaft als auch für die jüdische Gemeinschaft geleistet hat. Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Problematik, wie Oppenheimer im Laufe seines Lebens mit dem Spannungsverhältnis zwischen seiner betonten »Konfessionslosigkeit« einerseits und seiner ebenfalls von ihm hervorgehobenen »Stammeszugehörigkeit« andererseits zurechtgekommen ist.



Vandenhoeck & Ruprecht Verlage

www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

Der Band untersucht das unbekannte Lebenswerk Wolfgang von Weisls, dessen Familie durch die Freundschaft und Zusammenarbeit mit Theodor Herzl in den Dienst des revisionistischen Zionismus trat. Sein Lebensweg wird vom Untergang des Habsburgerreiches bis zur Gründung des Staates Israel verfolgt. Die Textgrundlage dieser Darstellung bilden eine Autobiographie, die das feudale Wiener Besitz- und Bildungsbürgertum mit der jüdischen Kolonisation Palästinas kontrastiert, und ein Tagebuch, das Weisls Internierung in dem britischen Militärlager Latrun schildert.

Dietmar Goltschnigg ist Professor für Neuere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Graz; Arbeitsschwerpunkte: 19./20. Jahrhundert, Wirkungsgeschichten von Georg Büchner, Heinrich Heine und Karl Kraus, Klassische Moderne Österreichs, interdisziplinäre gesellschaftspolitische Themen (Zeit, Angst, Plagiat etc.).

ISBN 978-3-205-20767-2



9 783205 207672

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage

www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com